

45 601



MEINE TIBETREISE

DR ALBERT TAFEL

19

19/14 1/2 $\frac{24}{25}$
2544



C. v. Haberlin pinx.

Mein Dolmetscher Brdyal in tibetischem Festgewand.

Meine Tibetreise

Eine Studienfahrt
durch das nordwestliche China und durch
die innere Mongolei in das östliche Tibet

von

Dr. Albert Tafel



BIBLIOTEKA
EDWARDA STENZA

Erster Band

Mit 20 Abbildungen im Text, 79 Tafeln und einem farbigen Titelbild

Union Deutsche Verlagsgesellschaft
Stuttgart, Berlin, Leipzig
1914

CBGiOŚ, ul. Twarda 51/55
tel. 22 69-78-773





C. v. Haberlin mal.

Mein Dolmetscher Brdyal in tibetischem Festgewand.

Meine Tibetreise

Eine Studienfahrt
durch das nordwestliche China und durch
die innere Mongolei in das östliche Tibet

von

Dr. Albert Tafel



BIBLIOTEKA
EDWARDA STENZA

Erster Band

Mit 20 Abbildungen im Text, 79 Tafeln und einem farbigen Titelbild

Union Deutsche Verlagsgesellschaft
Stuttgart, Berlin, Leipzig
1914

CBGIOŚ, ul. Twarda 51/55
tel. 22 69-78-773



Wa5167732

Frauz Maguis

*Ant. podolska
Chiny*

1914



45.601

Nachdruck verboten
Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung, vorbehalten

Druck und Copyright 1914 der Union Deutsche Verlagsgesellschaft
in Stuttgart

NH-68139 N-4789032/TMK

Meiner Mutter
und
dem Andenken meines Vaters

Größere Publikationen derselben Reise sind:

Tafel, Reise in China und Tibet 1905—1908. Kartographische Ergebnisse, Teil I (China). 31 Karten im Maßstab 1 : 200 000, Lithographie und Druck durch die kartogr. Abteil. der kgl. preuß. Landesaufnahme. Herausgegeben von der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin, Verlag Mittler & Sohn, Berlin. M. 60.—
Für Mitglieder der Gesellschaft für Erdkunde M. 30.—

— „ — **Dasselbe, Teil II (Tibet).** 37 Blatt im Maßstab 1 : 200 000. Herausgegeben mit Unterstützung der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin z. Z. im Druck.

Die meteorologischen Tagebücher der Reise werden von den Herren Dr. Joester und Dr. Wussow, kgl. preuß. Meteorologen, bearbeitet und erscheinen noch 1914.

Die ethnographische Sammlung der Reise befindet sich zu einem großen Teile im Lindenmuseum zu Stuttgart. Die zoologische Sammlung befindet sich im kgl. zoolog. Museum-Berlin, die paläontologischen Funde im geologischen Institut der Universität Tübingen, woselbst auch die Gesteinsproben aufbewahrt werden; ein Teil der botanischen Sammlung liegt in Berlin-Dahlem.

Vorwort.

Eine Auswahl von Tagebuchblättern dreier Jahre, die mich als einsamen Wanderer durch das nordwestliche China, durch die innere Mongolei und das östliche Tibet führten, eine Anzahl Beobachtungen und Studien, die ursprünglich nicht für den Druck gedacht waren, übergebe ich hiermit der Öffentlichkeit. Gute Freunde und Verwandte sind es, die mich überredet haben, auch einen größeren Leserkreis meine Erfahrungen wissen zu lassen. Die Berichte, die wir in allerjüngster Zeit von China erhielten, wollten mich zwar schon glauben lassen, ich schilderte in diesen Zeilen nur einen Zustand, wie er kurz vor Ausbruch der letzten Wirren und Umwälzungen bestand, und ich meinte bereits, eine historische Arbeit vor mir zu haben und zu veröffentlichen; denn gerade noch vor der sogenannten chinesischen Revolution, als die ersten Zuckungen an der Küste und im Yang tse-Tale zu spüren waren, kehrte ich dem Lande den Rücken. Die allerletzten Briefe aber, die ich jetzt aus dem Innern, aus Gegenden, die ich durchreiste, erhielt, lassen mir keinen Zweifel mehr, daß, was ich dort fern von der Küste sah, noch immer nicht der Vergangenheit angehört. Die Zustände, die ich schildere, sind durch die augenblickliche Schaffung einer Republik noch unberührt; China ist auch jetzt erst in seinem Küstenstreifen erschlossen.

An dieser Stelle möchte ich auch allen den Europäern, die mir während meiner Reise behilflich waren, der großen Zahl der französischen, englischen, belgischen, skandinavischen, amerikanischen und italienischen Missionare, die mich mit Rat und Tat unterstützt haben, noch einmal herzlichst danken. Ich möchte zugleich den verschiedenen wissenschaftlichen Gesellschaften, die mir nach der Rückkehr von dieser Reise ihre Medaille überreichten oder mich zu ihrem korrespondierenden Mitglieder ernannten, meinen Dank für diese Ehren wiederholen.

Berlin-Charlottenburg, Winter 1913/14.

Albert Tafel.

The general view of the world is a very different one from that which we have hitherto held. We have seen the world as a vast, unbounded expanse of space, and we have seen the world as a vast, unbounded expanse of time. We have seen the world as a vast, unbounded expanse of space, and we have seen the world as a vast, unbounded expanse of time. We have seen the world as a vast, unbounded expanse of space, and we have seen the world as a vast, unbounded expanse of time.

The general view of the world is a very different one from that which we have hitherto held. We have seen the world as a vast, unbounded expanse of space, and we have seen the world as a vast, unbounded expanse of time. We have seen the world as a vast, unbounded expanse of space, and we have seen the world as a vast, unbounded expanse of time. We have seen the world as a vast, unbounded expanse of space, and we have seen the world as a vast, unbounded expanse of time.

The general view of the world is a very different one from that which we have hitherto held. We have seen the world as a vast, unbounded expanse of space, and we have seen the world as a vast, unbounded expanse of time. We have seen the world as a vast, unbounded expanse of space, and we have seen the world as a vast, unbounded expanse of time. We have seen the world as a vast, unbounded expanse of space, and we have seen the world as a vast, unbounded expanse of time.

1871

Vorbemerkung.

Über die Aussprache der in diesem Buche vorkommenden chinesischen, mongolischen und tibetischen Worte.

Die Frage, wie c h i n e s i s c h e Namen und Worte mit abendländischen Lettern wiederzugeben seien, war noch immer strittig. Die vielen gleich klingenden Einsilber und die Töne, die jede Silbe der chinesischen Sprache besitzt, widerstreben der Ausdrucksweise durch unsere Buchstaben. Es sind zwar von Sinologen eine Reihe von Transkriptionssystemen, englische, deutsche, französische, russische, erfunden worden, und die Deutschen, voran die deutschen Sinologen, wenden in der Regel englische Systeme der Transkription an. Ich hätte mich also an ein solches System halten können. Aber abgesehen davon, daß bei diesen fremdsprachlichen sinologischen Systemen die Konsonanten sehr verschieden vom Deutschen ausgesprochen werden, sind diese Systeme auch meist viel zu kompliziert, als daß man danach ohne ein längeres sinologisches Studium den Klang eines chinesischen Namens einigermaßen richtig ins Ohr bekommen könnte. Fälschlich wird von manchem behauptet, es gebe eine amtliche Transkription des Chinesischen und diese sei englisch. Aber nicht einmal ein Amt dafür gibt es, das eine solche Frage entscheiden könnte und sogar das chinesische Seezollamt und die chinesische Post schwanken oft in der Schreibweise der von ihnen genannten Namen. Immerhin sind jedoch beide bemüht gewesen, die Ortsnamen so wenig kompliziert wie möglich wiederzugeben: ein „System“, das für den nicht sinologisch geübten Geographen sicher das verständlichste ist. Ich habe mich deshalb nach Möglichkeit daran angelehnt, habe mich aber mit Rücksicht auf den deutschen Leser, für den mein Buch bestimmt ist, bemüht, die Schreibweise nicht bloß möglichst einfach zu gestalten, sondern auch dem deutschen Idiom anzupassen; denn mindestens so gut wie das Englische eignet sich das Deutsche zur Wiedergabe der chinesischen Laute, zumal, da bei den englischen Systemen immer erklärt wird, daß die Vokale wie im Deutschen auszusprechen seien.

Die chinesische Sprache, die ja heute bekanntlich einsilbig ist, gebraucht drei bis fünf verschiedene „Töne“. Welcher Tonfall einer Wortsilbe zukommt, wurde von mir in diesem Buche und in meiner Karte ignoriert, wie dies auch auf der chinesischen Post geschieht. Auch die Aspiration, der deutlich vernehmbare h-Laut hinter einzelnen Konsonanten, ist mit Absicht von mir vernachlässigt und nur nach Zischlauten angewandt und durch ein „‘“ ausgedrückt worden.

Zur Unterstützung meiner Leser möchte ich weiter bemerken, daß im Chinesischen auch die Worte mit zwei und drei hintereinander folgenden Vokalen einsilbig ausgesprochen, daß diese „Diphthonge“ aber nicht so stark wie im Deutschen zusammengezogen werden. Die Vokale folgen sich mit ziemlich gleichmäßig starker Betonung. Man hört deshalb noch keinen Mischlaut z. B. in „ei“, sondern hört noch ein getrenntes „e“ und „i“. Durch diese Vermeidung des Zwielautes erklärt es sich auch, daß z. B. „ao“ und „au“ nicht so voneinander verschieden wie in der deutschen Sprache klingen, und daß es schwer ist, sich zu entscheiden, ob man besser „hoang ho“, „huang ho“ oder „hwang ho“ schreibe; aus demselben Grund ist es ziemlich gleichgültig, ob man „kue“ oder „kwe“ schreibt. Was die Konsonanten betrifft, so hat sich eingebürgert, den Zischlaut „tschi“ vielfach in alter Weise, d. h. nach der alten Aussprache, die im Süden in manchen Gegenden noch gebräuchlich ist, als „ki“ wiederzugeben, so z. B. bei „Peking“, das heute in ganz Nordchina als „Betsching“ ausgesprochen wird. Wie das „k“, so hat sich auch das „p“ im Worte Peking fest eingebürgert, obwohl es deutlich als „b“ zu hören ist. Dasselbe gilt z. B. für den Provinznamen „Hu pe“; im übrigen

aber habe ich, wo es mir opportun erschien, die Mediä angewandt, wo wir Deutsche die Mediä hören.

Weiterhin entsprechen die Buchstaben:

„hs“ einem Zischlaut, der zwischen „s“ und „sch“ steht;

es entspricht: „y“ unserem deutschen „j“;

„j“ dem französischen „j“;

„h“ einem gutturalen „h“ und wird wie ein schweizerisches „k“ ausgesprochen;

„r“ im Nordwesten des Reichs einem deutlichen Kehl-„r“;

„k“ vor „i“ und „ü“ im Norden Chinas einem „tsch“, das sich bis zu einem „d“ erweichen kann.

Im Tibetischen und Mongolischen, die bekanntlich eigene Buchstabenschriften besitzen, braucht es streng genommen keiner Transkription. Für den Geographen aber haben diese Sprachen die Schwierigkeit, daß sie von den wenigsten Leuten dort, wo sie gesprochen werden, geschrieben oder wenigstens orthographisch richtig geschrieben werden können, daß überdies diese Schriftweisen auf die sehr abweichenden Dialekte, die teilweise eigene Sprachen geworden sind, keine Rücksicht nehmen, und daß sie sich oft zum heutigen Tibetisch oder Mongolisch verhalten wie etwa Mittelhochdeutsch zum heutigen Niederdeutsch. Von G. Schulemann¹⁾ ist vorgeschlagen worden, in der Geographie Tibets die Namen künftig in einer dem Sanskrit ähnlichen Weise zu umschreiben, ein Gedanke, der anfänglich sehr besticht; aber vereinfacht hat er damit nichts für den Geographen, und da ich von meinem Leser nicht verlangen will, daß er erst die vielen verschiedenen Zischlaute des Tibetischen auswendig lernt, ehe er mein Buch zur Hand nimmt, so habe ich auch für die tibetischen Namen eine dem gewöhnlichen deutschen Buchstabengebrauch möglichst gleichgeartete Schreibweise vorgezogen. Ich habe aber einige Male die gehörte Aussprache durch das orthographische Wort, wie es C h. D a s in seinem tibetisch-englischen Wörterbuch bringt, ergänzt.

Alle „z“-Laute habe ich durch „ts“ wiedergegeben.

Den Buchstaben „z“ benützte ich für den französischen „z“-Laut.

Die klein gedruckten Konsonanten im Anfang der tibetischen Worte werden nur leicht anklingend, nie sehr scharf ausgesprochen, sie entsprechen vermutlich einstigen, jetzt abgeschliffenen Vorsilben.

In der Wiedergabe der mongolischen Worte findet der Geograph der Einfachheit dieser Sprache entsprechend noch die geringste Schwierigkeit. Das mongolische rauhe Kehl-„h“ habe ich durch „kh“, das mongolische weiche Kehl-„h“ durch „gh“ ausgedrückt.

¹⁾ G. Schulemann, Über einige geographische Namen Tibets und ihre Rechtschreibung. Peterm. Mitt., Juli 1911.

Inhaltsverzeichnis.

	Seite
I. Landeinwärts	1
II. Im Lößland am Hoang ho	43
III. Durch die innere Mongolei	87
IV. In Kansu und an der Grenze Tibets	147
V. Zum Kuku nor	183
VI. Im Kloster der hunderttausend Bilder	210
VII. Weiyüan bu und seine Tu ren	241
VIII. Aufbruch ins Ts'ao ti	257
IX. Zum Amne Matschen	284
X. Nach Ts'aidam	328

Die Erinnerung ist das einzige Paradies,
woraus wir nicht vertrieben werden können.
Jean Paul.

I.

Landeinwärts.

Am 28. Januar 1905, draußen vor Schanghai auf der Wusung-Reede, war es windig und grau, als ich meinen bisherigen Reisegefährten, Herrn und Frau Filchner, ein letztes Lebewohl zurief. Mehr als ein volles Jahr hatten wir gemeinsam gar mancher Schwierigkeit getrotzt, hatten aber auch gar manche Forscherarbeit im Westen des chinesischen Reiches und im östlichen Tibet geleistet; nun mußte der damalige Leutnant Filchner als aktiver Offizier eilen, um mit Ablauf seines anderthalbjährigen Urlaubs wieder zu Hause zu sein.

Allein, ohne einen einzigen näheren Bekannten, war ich da draußen im fernen Ostasien zurückgeblieben. Und als der gewaltige Koloß des kanadischen Dampfers mir die Landsleute von meiner Seite hinweg- und auf den Pacifique hinausrug, als sodann der Tender, mühsam mit den Wogen kämpfend, mich an die Küste zurückbrachte, war ich noch keineswegs entschieden, was ich weiter beginnen würde. Kann ich denn noch einmal auf die Annehmlichkeiten modernen Komforts und europäischer Sicherheit verzichten, noch einmal und allein landeinwärts ziehen, wo mittelalterliche Barbarei und schlechte Verkehrsmittel die so schon abgelegenen Länder doppelt heimatfern machen? Soll ich mich ein zweites Mal Abenteuer aussetzen, wie sie nur zu häufig während der eben zu Ende geführten gemeinsamen Reise vorgekommen waren? Sollte ich neue Forscherarbeit leisten können, vermochte ich vielleicht gar für den deutschen Namen ein Lorbeerblatt bei der Erforschung unseres Erdballes zu erringen? Oder soll ich ruhig und friedlich heimziehen, um bald in einem Heimatstädtchen einen Schild auszuhängen: Dr. med. Tafel, praktischer Arzt und Geburtshelfer?

Von der Wusung-Reede den Fluß hinauf fuhren wir mit dem Tender andert- halb Stunden, und als ich in meinem Hotel ankam, fand ich Briefe vor von meinem unvergeßlichen Lehrer, Geheimrat Ferdinand Freiherrn v. Richthofen. Neben mancherlei Ratschlägen enthielten diese auch direkte Wünsche von ihm, dem größten deutschen Geographen, dem Meister der ostasiatischen Landeskunde. Nein! Wenn ein solcher Meister mir Vertrauen schenkte, so konnte ich nicht zaudern, so mußte ich es noch einmal wagen.

Schanghai, als die wichtigste, noch 1905 fast einzige Tür, durch welche fremdländische Erzeugnisse und Ideen in das Innere des chinesischen Riesens- reiches gelangen, als Ausgangspunkt für die vielen tausend Missionsstationen und -schulen, war natürlich auch für mich der Platz, das in meiner Ausrüstung noch Fehlende zu ergänzen. Rasch wurden die Hunderte von Gegenständen beschafft, die wir Europäer bei unseren Reisen eben nicht entbehren können und die nur mit größter Mühe oder gar nicht mehr zu bekommen sind, wenn wir, einmal im Innern Chinas, etwas davon verbraucht oder gar vergessen haben.

Nach den Erfahrungen der bisherigen Reise und im Hinblick auf die mir verfügbaren Mittel und auf die Ratschläge v. Richthofens stellte ich mir den folgenden Reiseplan zusammen: Wie das erste Mal, auf der Reise mit Herrn und Frau Filchner, wählte ich mir als Anmarschroute den Yang tse- und Han-Fluß, da chinesische Wasserstraßen wohl zeitraubende, aber bequeme und billige Verkehrsmittel sind. Ich wollte sodann auf einer neuen Route von Süd nach Nord die vielen Ketten des äußersten, östlichen Ausläufers des größten asiatischen Gebirgssystems, des sogenannten Kuen lun, durchqueren und so an das mir von v. Richthofen besonders anempfohlene Problem, an den Nord-südlauf des Hoang ho, bei der Stadt Tung kwan ting herankommen. Es sollte hierauf dem Gelben Flusse entlang, bis in die Mongolei gehen, dabei der Übergang der Gebirge Schan si's gegen Westen, gegen die sogenannte Ordos-Scholle, untersucht werden. Innerhalb der mongolischen Berge wollte ich dann weiter nach Südwesten reisen und endlich das Stück des Gelben Flusses unterhalb der Provinzialhauptstadt Lan tschou fu, das bisher noch so gut wie ganz unbekannt geblieben war, besuchen. Hierzu war der erste Sommer vorgesehen.

Im Spätherbst 1905 sollten Arbeiten am Abfalle des zentralasiatischen Hochlandes, an der sogenannten „tibetischen Landstaffel“, darankommen, für die sich v. Richthofen kurz vor seinem Tode noch interessiert hatte. Der strengste Winter sollte zu einem Vorstoß an den See Kuku nor verwendet und dann in der Reisesaison 1906 das eigentliche Tibet von Nordosten nach Südwesten durchzogen werden. Hierbei war geplant, in einer langen Zickzacktour nacheinander möglichst viele der bisherigen großen weißen Flecke auf der Landkarte Tibets zu queren. Für die Rückreise war der Weg über den Himalaya nach Indien vorgesehen. Der eigentliche Zweck meiner Reise waren, wie auf der eben erst zu Ende geführten Filchner-Expedition, geographische, insbesondere morphologische Studien.

China wie Tibet haben vor zweihundert Jahren, schon zu den Tagen des großen Mandschukaisers und Eroberers Kang hi, eine topographische Landesaufnahme erfahren. Dieser geniale Herrscher wußte den Wert europäischer Karten richtig einzuschätzen und hatte darum hervorragende Jesuiten in seine Dienste genommen. Diese hatten ihm ein Kartenbild von seinem Riesereich entworfen. Auf dieser alten Landesaufnahme, die zuerst in chinesischer Sprache gedruckt, dann ins Französische übersetzt wurde, basiert in der Hauptsache noch unsere heutige Karte vom chinesischen Reich. Wir haben es vor allem diesem alten Jesuitenwerk zu danken, daß auf allen unseren Atlanten China und das ganze Osttibet als ein wohlbekanntes Land erscheint. Wer sich freilich die Mühe nimmt, die existierenden Karten von China genauer zu betrachten, und wer erst Gelegenheit hat, sie mit der Wirklichkeit zu vergleichen, dem zeigt sich das riesige Land noch gar wenig erforscht. Es ist noch sehr viel Arbeit zu leisten, bis die Kenntnis von diesen weitausgedehnten Länderstrecken auf einen unseren modernen wissenschaftlichen Ansprüchen einigermaßen entsprechenden Stand gelangt ist.

Tibet vollends barg im Jahre 1905, als ich von der Küste aus aufbrach, noch sehr große ungelöste Probleme, viele „weiße Flecken“, und diesen auf den Leib zu rücken, wollte ich vor allem versuchen. Ich wollte vor dem Torschluß der Periode der pioniermäßigen Erforschung unserer Kontinente noch einmal für Deutschland einige Lorbeeren erringen. Wir Deutschen haben uns

ja seit verschiedenen Jahrzehnten, seit den Zeiten Humboldts, seit Heinrich Barth und Nachtigal an solcherlei Arbeiten nicht gar viel beteiligt. Man braucht — um sich hiervon zu überzeugen — nur auf die Liste der von der Gesellschaft für Erdkunde in Berlin mit goldenen Medaillen Ausgezeichneten zu sehen, man wird dort fast nur ausländische Namen finden. Von Deutschen sind nur ganz wenige großzügige Forschungsreisen gemacht worden. Warum, so fragte ich mich schon als Knabe, ist dies nur Engländern, nur Angehörigen der kleinen skandinavischen Staaten möglich? Ich habe versucht, es den anderen gleichzutun. Ich weiß jetzt wenigstens, warum es nicht ging, warum in der nun so gut wie abgeschlossenen Periode der auch für ein großes Publikum anziehenden Pionierforschung die deutschen Namen so selten vorkommen.

Um nur einigermaßen Aussicht zu haben, meine Pläne und Ziele verfolgen zu können, hatte ich natürlich in erster Linie amtliche Unterstützung nötig. Ich brauchte einen neuen Paß sowie Empfehlungen an die chinesischen Behörden. Mehr als in einem anderen Lande ist man ja bei einer Reise im Innern Chinas von dem Wohlwollen der Behörden abhängig, sowohl wegen der vielen Diebereien, als auch wegen des Mißtrauens und der Hindernisse, denen der Fremde begegnet. Denn wir Weißen werden nun einmal im Reich der Mitte nicht gewünscht. Wenn auch heute in der Regel nur versteckt, die Verachtung der Fremden besteht noch im gleichen Maße wie zuvor. Mag es auch allmählich gelingen, selbst in entfernten Provinzen den stolzen chinesischen Literaten bekannt zu machen, daß auch wir „bereits angefangen“ haben, uns einer Kultur zu erfreuen, ja sogar klassische Dichtungen besitzen: zunächst sind wir für die Chinesen fremde Barbaren.

Als ich am letzten Januartage das deutsche Generalkonsulat in Schanghai um Erneuerung meines Inlandpasses anging, wurde mir kurz erwidert, daß eine Verordnung des deutschen Gesandten in Peking vorliege, wonach deutschen Reichsangehörigen das Reisen in das Innere von China bis auf weiteres nicht mehr gestattet werden dürfe. Gleichzeitig wurde mir mein im Jahre 1903 für die Reise mit Filchner ausgestellter chinesischer Ministerialpaß (wai wu bu-Paß) aberlangt und mir direkt verboten, das Innere Chinas ein zweites Mal zu betreten.

Der Boden schien mir unter den Füßen zu schwinden. Mit zitternden Händen legte ich den Paß in die Hände unseres Generalkonsuls und meine deutsche militärische Erziehung hätte mich beinahe mechanisch die Hacken zusammenklappen und mit „kehrt“ der Tür zusteuern lassen. Zum Glück aber kam ich nicht direkt aus Deutschland, sondern war in dem einen Jahr mit Leutnant Filchner im Innern von China schon etwas zu Auflehnung geneigt geworden, und so bat ich doch noch um Aufklärung, wieso plötzlich die deutschen Behörden dazu kämen, das Land zu verschließen. Einen eigentlichen Grund für das Verbot wußte jedoch selbst der Generalkonsul nicht zu nennen.

Auf verschiedenes Hin- und Herraten brachte ich nur heraus, daß ich leider zur denkbar unpassendsten Zeit an die Küste gekommen war. Nach Schluß der Boxerbewegung von 1900 und 1901 waren nämlich für ein oder zwei Jahre die chinesischen Beamten auch weit im Innern so von Schrecken ergriffen, daß 1902 ein gewisser Jemand rein zum Sport eine Reise quer durch China ganz auf Kosten der chinesischen Mandarine machen konnte, lediglich auf Grund eines Passes. Auf das Drängen dieses Reisenden B. bezahlten die eingeschüch-

terten chinesischen Landräte nicht bloß die Transportspesen, sondern auch den ganzen Unterhalt und die Dienergehälter dieses Herrn. Vielleicht mag dieser sonderbare Erfolg einmal späteren Historikern mit als Maßstab für die momentan ungeheure Wirkung der fremdländischen, bewaffneten Intervention und als Zeichen von Chinas größter Erniedrigung dienen. Für meine Reise hatten diese unberechtigten Requisitionen sehr unangenehme Folgen, und wenn in diesen Zeilen mehr als in den Berichten anderer Reisenden von Schwierigkeiten die Rede ist, so daß vielleicht mancher ungläubig den Kopf schüttelt, dann bitte ich den Leser, stets zu bedenken, daß ich gewissermaßen von Schanghai an in einem mir „verbotenen Lande“ reiste.

Lange nämlich, nachdem jener Herr B. den Staub Chinas von den Füßen geschüttelt hatte, nach den ersten russischen Schlappen, waren eben doch Beschwerden und Rechnungen, die auf einem langen chinesischen Instanzenweg noch um gar manches angewachsen waren, bei den fremden Gesandtschaften in Peking eingelaufen. Anstatt nun den Chinesen den guten Rat zu erteilen, klügere Beamte anzustellen, die einen Paß und Schutzbrief von einem „Bon für freies Essen und Schlafen“ unterscheiden können, wurde es von dem damaligen Vertreter Deutschlands in China für das beste gehalten, Landsleuten, die eine Reise ins Innere Chinas beabsichtigten, den nachgesuchten Schutzbrief zu verweigern.

Nach langen Verhandlungen, die sich über einen ganzen Monat hinzogen, mußte ich mich zufriedengeben, daß ich überhaupt meine Reise antreten durfte. Ein neuer, weiter im Innern, zumal damals, allein für vollgültig anerkannter Ministerialpaß (wai wu bu-Paß) war für meine Person nicht zu bekommen. So weit ließ sich die deutsche Gesandtschaft in Peking nicht bringen.

Ich bin dagegen unserem damaligen deutschen Generalkonsul in Schanghai, Geheimrat v. Knappe, zu größtem Dank verpflichtet, daß er mir meinen eigentlich abgelaufenen Ministerialpaß, der mir anderthalb Jahre vorher für die Reise zusammen mit Herrn Filchner von unserer Gesandtschaft in Peking ausgestellt worden war, schließlich wieder nach Hankow nachgesandt hat. Ihm allein habe ich es überhaupt zu verdanken, daß ich diese große Reise doch antreten konnte.

In der Offiziersmesse von S. M. Kanonenboot „Jaguar“ hatte ich dann in Hankow einen letzten fröhlichen Abend auf deutschem Boden mit deutschen Heimatliedern erleben dürfen; ich wollte am anderen Morgen in aller Frühe mit meinem Hausboot, auf dem ich bereits meine Habseligkeiten eingeschifft hatte, abfahren, da sprach nochmals ein Abgesandter unseres vorsorglichen Regierungsvertreters, mit etwas verlegenem roten Kopf zwar — denn wir waren eigentlich gute Bekannte — aber mit hochoffizieller Miene bei mir vor. Er sollte den letzten Trumpf ausspielen und persönlich nachsehen, ob der... Doktor — nicht vielleicht zu wenig Reisegeld in seinen Beutel getan hätte. Aber auch damit war der nicht zu packen. Es waren so schrecklich viele Kilo schwere, blitzende Silberstücke in seinen Kisten vorhanden, daß man ihm selbst nach der strengsten Instruktion nichts anhaben konnte und ihn mit seinem „verjährtten Schutzbrief“ eben laufen lassen mußte.

Jetzt, als mir die Abfahrt freigegeben worden, als der Konsulatsbeamte gegangen war, der gehorsam „zum Schutze der Deutschen“ seines Amtes ge-

waltet und mir nur ganz zum Schlusse und ganz privatim natürlich die herzlichsten Glückwünsche ausgedrückt hatte, und während ich eben trotz all der unverständlichen Zurücksetzungen meinen schwarz-weiß-roten Wimpel am Maste hißte, da ging ein Geknatter vorn an meinem Schiffe los, als ob ganze Kompanien in Schützenlinie ausgeschwärmt wären und einen Feind mit tödlichen Geschossen überschütteten. Hunderte von „Crackers“, den bekannten chinesischen großen, unseren sogenannten „Fröschen“ ähnlichen Feuerwerkskörpern, krachten minutenlang fort; sie hatten nach Chinesensitte für die beginnende Reise die bösen Geister vom Schiffe zu verscheuchen. Auch ein Hahn mußte sein heiliges Blut unter geschäftigen Chinesenhänden am Bug als Opfer für den Flußgott verspritzen. Ich war mit einem Schlage wieder ganz allein im „Lande der gui“, der Gespenster. Kaum hatte jener letzte Landsmann mein Boot verlassen, da gab es außer mir selbst nur noch wenig Nichtchinesisches um mich her. In diesem Augenblick hätte ich fast an einem Erfolg gezweifelt. Allein und ohne den Schutz, der anderen und zumal wissenschaftlichen Reisenden von ihrer Heimatbehörde gewährt wird, und dabei den hier Einheimischen gegenüber ein gleich verhaßter Fremdling, hätte ich am liebsten auch die chinesischen Landesgötter um Hilfe angerufen wie mein Schiffsherr, der nach den ersten Salven und nach dem Opfer nun noch seine kleinen Weihrauchkerzen vorn am Schnabel des Bootes aufsteckte, wo die Federn und das Blut des geopferten Hahns klebten, der dort auch gelbes Opferpapier verbrannte und dreimal einen Ko tou¹⁾ vor dem Flußgott machte; nach chinesischem Volksglauben begleitet der Flußgott vorn am Bug sitzend als unsichtbarer Gast ein jedes Schiff und jede, auch die kleinste Dschunke.

Vom „Bund“ (Kai) der Europäerniederlassung in Hankow den Yang tse kiang aufwärts war mein Boot bald in der engen Mündung des Han-Flusses. Trotz der sehr heftigen Strömung herrscht dort zwischen den Chinesenstädten Hankow und Han yang fu stets ein solch Gewühl von Dschunken aller Art, daß kaum noch etwas von der Wasserfläche zu sehen ist.

Um hier sicher durchzukommen, möchte wohl jeder Mitteleuropäer erst verzweifelt nach einem Schutzmann rufen. Aber da könnte er lange warten. Hilf dir selbst, heißt es in China. So kamen auch bei uns rasch die Bootshaken heraus und hier an diesem Schiffe stoßend, dort einen Nachbar schiebend, da ziehend, drängend, puffend und vor allem schreiend, schimpfend, fluchend ging es mitten hinein. Und wo es am allerdichtesten war, dorthin steuerte mein Schiffsherr gerade, an eine der wenigen steilen Steintreppen, die bei dem tiefen Wasserstande des Winters über haushoch herausragten. Dort lag ich noch viele Stunden fest, denn mein Schiffsherr und auch ich wollten noch einige Vorräte einnehmen.

Wie dies nun um mich her wimmelte, arbeitete, riesige Lasten schleppte! Schwarz von Kot, im unteren Teil zerfallen, führten vor mir hohe, steile Steintreppen in die Stadt. Ständig stiegen auf ihnen zahllose Wasserträger und Lastkuli auf und ab, Mandarine ließen sich in ihren Sänften herabtragen und setzten nach der anderen Stadt über. Nirgends wollte mehr ein weißes Gesicht auftauchen. Halb nackt waren die meisten, barfuß in Sandalen die Hunderte

¹⁾ Wörtlich „Kopfneigen“, der große zeremonielle Gruß der Chinesen den Göttern wie den Menschen gegenüber.

und Tausende. Weil es arme Lohnarbeiter waren, ja, aber auch, weil halbnackt praktischer ist. Was die Leute an Kleidung an hatten, war wie überall im chinesischen Reiche aus indigoblauem Baumwollstoff. Und in dieser blau in blau gefärbten Menge gab es alle Augenblicke Streit. Auch alte Leute packten sich plötzlich wie rasend an den Zöpfen und zerrten sich gegenseitig in den Schmutz, als wären sie balgende Schuljungen und keine erwachsenen Männer. Es war bitterer Ernst jedesmal, eine Szene aus dem chinesischen Kampf ums Dasein. Immer handelte es sich um Geld, um ein paar Kupfercashstücke, um die sich der eine vom anderen betrogen glaubte. Und wo zwei sich Schaden antun, lacht auch in China der dritte. Rasch hatte sich allemal eine Korona gebildet, die aus vollem Halse jubelte. Nur der vornehme Chinese, der reiche Kaufmann, der stolze Literat, blieb ernst, wenn er durch den hellauflachenden Knäuel kam. In seinem Gesicht verzog sich keine Muskel. Es schien undenkbar, daß ihn ein derartiger Anblick, und wäre er noch so komisch, aus der Ruhe bringen könnte, wie das dem gewöhnlichen Volk widerfährt. Gleich Philosophen des klassischen Griechenlands schritten sie die Stufen herab. Eingedenk des Spruches ihres Lao tse und Confucius befolgten sie das „wu wei“, das heißt „rühre dich nicht“; willst du als ein Weiser gelten, so laß alle Dinge ruhig an dich herantreten, ohne dich zu rühren. Solche Bilder drängen sich in China immer und überall wieder vor die Augen. Kindliche, ungezogene Aufwallungen einer leicht erregbaren Leidenschaft wechseln mit Zügen des klassischsten Stoizismus.

Ich kam am ersten Reisetag, am 24. Februar 1905, nur bis zu den letzten Häusern von Hankow. Dort lagen wir schon früh still. „Es regnet!“ sagten meine Bootsleute mit beruhigten Mienen und hockten dicht zusammengedrängt in der Küche, hinten über dem Steuer, um dem in ihren dünnen Baumwollkleidern freilich ganz besonders unangenehmen Guß zu entgehen.

Es war ein hübsches Hausboot (Tafel I), das ich diesmal gefunden hatte. Da ich mit drei bis fünf Wochen rechnen mußte, die ich, den Han-Fluß aufwärts fahrend, auf ihm zu wohnen hatte, so hatte ich mich darin so gemütlich wie möglich eingerichtet. Es war eines jener ganz flach gehenden chinesischen Flußboote von etwa zehn Meter Länge, an dem kaum die Nägel und Klammern, die die Schiffsplanken zusammenhalten, aus Eisen sind, mit einem großen, viereckigen Segel, das durch viele horizontale Bambusstangen gespannt wird. Zwei Drittel vom Schiff bedeckte ein hoher, hausartiger Aufbau mit zahlreichen Glasfenstern. Eine tapezierte Holzwand trennte meine Wohnung von der über dem Steuer befindlichen Küche, die gleichzeitig die Wohnung des Schiffsherrn, des Lao ban, bildete, worin dieser mit seiner Frau und zwei Kindern jahraus, jahrein wohnt, und von der aus er unterwegs, über das Vorderhaus weggehend, sein Fahrzeug regiert. Für mich war durch zwei hübsche holzgeschnitzte Zwischenwände ein Schlaf- und Wohnraum mit zierlichem, gleichfalls geschnitztem Tisch und mit vier Stühlen, sowie ein Raum für meine zwei Diener abgetrennt. Alles war hellbraun lackiert und machte einen sehr reinlichen Eindruck. Sogar der sonst nie fehlende Lärm schreiender Chinesenkinder fehlte, da der Junge meines Schiffsherrn schon zwölfjährig und die Tochter vierzehnjährig waren. Diese letztere hörte man nur manchmal abends leise wimmern, wenn ihre Mutter, der alten strengen Sitte folgend, ihr die Fußbinden straffer anzog, um das bekannte Schönheitsideal der chinesischen Frau zu schaffen.

Langsam nur ging es die ersten Tage vorwärts, denn der Han-Fluß strömt

gegen seine Mündung in den Yang tse kiang auch bei Niederwasser recht rasch und machte den fünf Burschen, die sich den Tag über an einem langen Bambustau vor das Boot spannten und es so westwärts den Fluß hinaufzogen, tüchtig zu schaffen. Dabei sah man zunächst hinter Hankow bei dem niederen Wasserstand von Ende Februar vom Boote aus wenig. Nur die Mastspitze ragte über die steil und eng in den Alluviallehm geschnittenen Uferländer hinaus. Um so mehr konnte ich mich über mein hübsches Heim freuen und dachte mit Grausen an das schmutzige Lastboot, das Herr und Frau Filchner und ich das Jahr vorher hatten bewohnen müssen. Wir waren eben damals drei Neulinge im Reisen in China, und das Reisen in China ist eine besondere Kunst, in der man nie auslernt.

Mit meiner kleinen Bibliothek, vor einer großen Eisenpfanne mit glimmenden Holzkohlen, über den Rücken meinen mollen Pelzmantel, hatte ich ruhige, schöne Tage, in denen ich mich von den Strapazen der eben zu Ende gegangenen Expedition erholen und mich vor allem zu meiner neuen Unternehmung sammeln konnte. Und was war nicht alles nachzuholen an Zeitungen und Büchern, für die ich auf der Rückreise von der Filchnerschen Expedition und während der Vorbereitungszeit in Schanghai noch wenig Muße gefunden hatte. Auch zur endgültigen Teilung meines Gepäcks konnte ich jetzt schreiten. Ich bedurfte einer möglichst leichten Ausrüstung für meine Sommerreise an den Hoang ho und an die mongolische Grenze; die für die tibetische Reise bestimmten Sachen, die Reserve- und Tauschartikel, das Zelt, die Gewehre und Patronen, zusammen etwa 800 kg, mußten für die direkte Beförderung auf der Hauptstraße nach Lan tschou fu, der Hauptstadt der Provinz Kan su, die ich mir als Basis ansehen hatte, so verpackt werden, wie es der Transport erst auf Maultieren und dann auf zweirädrigen Karren verlangt.

Als Diener hatte ich zwei Kan su-Leute bei mir, die mich von Lan tschou fu an die Küste begleitet hatten und nun wieder mit mir in ihre Heimat zurückkehren wollten. Sie hatten Hankow und Schanghai und die Dampfschiffe gesehen, von denen sie vorher so viel Wunderbares vernommen. Täglich erzählten sie sich noch das Geschaute und — was es koste, und jeder hatte sich ein paar Andenken von der Küste mitgenommen, jeder auch ein gut wattiertes Sterbekleid für seine Mutter, denn beiden lebte diese noch. Nach chinesischen Anstands begriffen waren sie also sehr brave, ja Mustersöhne, die ihre Mutter ehrten, wie es Sitte und Recht verlangt. Der eine, Yang, war mein Koch, er hatte uns auf der Hoang ho-Reise nach Tibet begleitet. Ehe er damals in unseren Dienst trat, war er Flickschuster, Hausierer in Äpfeln, alten Stiefeln, altem Eisen gewesen, auch hatte er schon einmal als Pferdeknecht bei einem Offizier und als Kellner in einem chinesischen Gasthause gedient. Er zählte jetzt 24 Jahre. Der andere, Ma mit Namen, war mir in Lan tschou fu von einem protestantischen Missionar als Perle aufs beste empfohlen worden und schien auch wirklich für mich ganz hervorragend geeignet zu sein. Er war tatsächlich der Neffe eines Generals und der Sohn eines Offiziers und jahrelang als Sekretär im Nië tai-ya men¹⁾ angestellt gewesen. Wie er mir sagte, ging er mit mir, um Schanghai und die Welt zu sehen; er sei im letzten Mohammedaneraufstand, als er seinen

¹⁾ Nië tai = Gerichtspräsident einer Provinz unter dem alten Regime. Ya men = Amts- und Wohngebäude der chinesischen Mandarine.

Vater, der ein Bataillon befehligte, in den Kampf begleitete, mit einem blauen Knopf¹⁾ ausgezeichnet worden, was er mir sogar einmal durch Vorzeigen seines gestempelten Patents bewies. Er war ein kleiner, äußerst gewandter Bursche von 29 Jahren, der nicht auf den Mund gefallen war und es verstand, jeden sofort für sich zu gewinnen. So viel wußte ich damals von ihm, nachdem wir zwei Monate zusammen gewesen waren. Und wenn ich ihm auch nie ganz traute, auch seine Christenläuferei nie für echt hielt, er hatte mir doch manchen guten Dienst getan; ich konnte es deshalb nicht übers Herz bringen, ihn dafür unbelobt und unbelohnt zu lassen. Ich habe ihn damit — wie wir später sehen werden — auch glücklich vollends gänzlich verdorben.

Nach neun feuchtkalten Tagen, während deren die Luft sich wenig über den Nullpunkt erwärmte, am 4. März, erreichte ich in meiner Hausdschunke den kleinen Markort Scha yang tschen. Es ist dies die erste wichtige Schiffslande von Hankow aufwärts und dies auf eine Strecke von 540 Li (etwa 270 km)²⁾. Wohl begegneten wir täglich vielen vollbeladenen Dschunken, oft fünfzig bis sechzig Stück, eine hinter der anderen, von großen, meist löcherigen Segeln und von den langen Rudern einer eintönig singenden Mannschaft getrieben. Aber alle diese kamen von weither, meist von der Stadt Lao ho kou herab. Obwohl das bis dahin durchreiste Land zu den bevölkertsten der Erde gehört, obwohl nirgends ein unbestelltes Fleckchen, wohl aber zahllose Dörfer und ungezählte Höfe zu sehen waren, war der lokale Zwischenhandel auf dieser etwa 270 km langen Flußstrecke bis Scha yang tschen kaum nennenswert. Zwar ist dieser Wasserweg der billigste und dazu der rascheste. Bis aber in einem Lande, dessen Bevölkerung zum überwiegenden Teil eigentlich nichts braucht als ihre blaugefärbten Baumwollkleider am Leibe und ihren Reis im Magen, der Handel auch nur ein paar Schiffslasten von einigen hundert Zentnern beträgt, bedarf es der Konzentrierung der Ein- und Ausfuhr eines sehr großen Bezirkes auf eine einzige Straße. Schon sprachen die Schiffsleute während meiner Reise von schlechten Zeiten in ihrem Handwerk, da die damals noch nicht einmal ganz vollendete Peking—Hankow-Bahn ihnen so viele Frachten wegnehme. Bis jetzt war der Han-Fluß die beste, ja eigentlich die einzige Verbindung zwischen dem reichen Süden mit seinem Zucker und Tee, seiner Seide, den Baumwollstoffen und den Waren der Fremden und zwischen den nordwestlichen Provinzen des Reichs, Schen si und Kan su (spr.: Gan su). Ja sogar Chinesisch-Turkistan

¹⁾ Rang und Amt waren im alten Kaiserreich China nicht identisch. Jeder Chinese ging aber darauf aus, sich mindestens einen Rang zu verschaffen. Es gab in China 9 Rangstufen mit je einer oberen und einer unteren Klasse. Schon die 7. und 8. Stufe in den Provinzen waren niedere Schreiber und Unteroffiziere. Diese chinesischen Rangstufen sind etwa mit den 14 alten russischen Tschin zu vergleichen. Der Rang der Chinesen war in erster Linie an der Farbe der großen Knöpfe zu erkennen, welche die Beamten und Offiziere in der Mitte auf ihren offiziellen Sommer- und Winterhüten trugen. Der Rang wurde in der Hauptsache durch Kauf erworben. Für die niederen Grade, vor allem bei dem Militär, das der Zivilbeamtenschaft gegenüber immer in geringerem Ansehen stand, konnten „Knöpfe“ auch von jeder hohen Persönlichkeit vergeben werden.

²⁾ Li = chinesische Meile. Die Li-Meilen sind über ganz China nur ungefähr gleich lang, nicht ganz ein halbes Kilometer. Sehr oft ist aber der „Li“ mehr ein Zeit- als ein Längenmaß; so kann man hören, wenn man unten an einem Berg steht, es sei 30 Li hinauf, und wenn man, oben angekommen, sich beim selben Manne erkundigt, wie weit es hinab sei, so erfährt man, es sei 20 Li.

erhält viel auf diesem Weg. Alle diese Dinge sollten nun durch die neuen „Feuerwagen“ sicherer und rascher bis nahe an die Grenze von Schen si gelangen, von wo, wenigstens in der trockenen Winterszeit, die so praktischen chinesischen Karren billig und schnell die weitere Verteilung besorgten. Kein Wunder, daß das Schiffsvolk scheel auf die neue Einrichtung sah, die ihm sein Brot zu kürzen drohte.

Viel aber hatte sich noch nicht verändert. Gerade 35 Jahre vor mir war Ferdinand v. Richthofen hier durchgekommen. Durch ihn erfahren wir genau¹⁾, wie es damals war: in Yo kia kou, dem Hafenplatz der wichtigen Baumwollmanufaktur der Präfektur De ngan fu, fand sich noch 1905 der alte, halbzerfallene Sandsteinwall, den auch er erwähnt. Die kräftigen, beliebten Baumwollstoffe jenes Bezirks freilich gehen heute meist mit der Bahn nach Norden. In Scha yang tschen, wo ein winziges Kanälchen die Verbindung nach Süden, nach Scha schi am Yang tse kiang und von dort bis nach Hu nan, vermittelt, lagen ebensoviele Boote, wie v. Richthofen seinerzeit gezählt hatte. Noch wurden dort auf abgetretenen Erdstufen die Warenballen von dem höher gelegenen Han-Flusse, über einen großen Damm hinweg, hinab zu dem viel tiefer liegenden Kanal getragen, der zwischen Reisfeldern einem elenden Wassergraben gleich sich nach Süden hin windet.

Nicht allein während des sommerlichen Hochwassers, bei Scha yang tschen sogar das ganze Jahr über, fließt der Han-Fluß höher als die angrenzende Ebene und ist darum eine ständige Gefahr für seine Umgebung. Damnbrüche und Überschwemmungen sind nichts Seltenes, vorsichtigerweise sind deshalb auf dieser Strecke auch die meisten Häuser auf Erdsockel gestellt. Wie hoch das Wasser steigen kann, wie hoch diese Sockel sein müssen, hat die Erfahrung vieler Generationen herausgefunden; aber auch keine Handbreit höher, als gerade notwendig, werden sie aufgeschüttet.

Der Ort Scha yang tschen selbst ist wichtig als Verteilungspunkt für die Bedürfnisse einer weiten Umgebung, zumal, da höher aufwärts alle Orte sich von dem dort sehr breit und flach gewordenen Flußbett entfernt halten. Ich blieb einen halben Tag an dem Platz liegen, denn ich mußte meinem Schiffsvolk ein größeres Essen mit Schweinefleisch geben, weil ich bereits verschiedene Male gegen die Gesetze der Bootsetikette verstoßen hatte. Auch in China heißt es: Unkenntnis schützt vor Strafe nicht. So hatte ich in der Unterhaltung mit dem Schiffsherrn an Bord unter anderem das gewöhnliche Wort „tao“ für ein- und ausgießen benutzt. Aber dieses Wort bedeutet ja auch „umstürzen“! Eine solche „vox mala“, ein solch unglückbedeutendes Wort auf seinem Schiffe ausgesprochen zu haben, mußte ich nun mit einem fetten Schweine sühnen, oder die Chinesen wären mir noch tagelang still liegen geblieben, denn jeder befürchtete für sich oder das ganze Schiff den Untergang. Auch der Flußgott mußte besänftigt werden, ihm wurde auf meine Kosten vorn am Bug ein Hahn geschlachtet und Weihrauch angezündet.

Bald oberhalb Scha yang tschen ist das Flußbett bis zu 2 km erbreitert. Jetzt im Winter floß das Wasser in viele Arme geteilt, so daß es recht schwer wurde, eine gute Fahrrinne zu finden. Ich hatte ja nicht wie das Jahr vorher

¹⁾ Baron Richthofens Letters 1870—72, 2nd Ed. 1903, Schanghai. Tiessen, F. v. Richthofens Tagebücher, 1907, S. 420.

eines der kleinen Polizeiboote bei mir (Tafel II), die das Fahrwasser ganz genau kennen. Tatsächlich fuhren wir auch am 7. März fest. Unter dreißig Segelschunken, die rings zu sehen waren, zählte ich deren zehn, die auf dem sandigen Grund aufsaßen. Aber sie alle wurden allmählich wieder flott, nur uns wollte es trotz aller Anstrengungen nicht gelingen, loszukommen. Der Abend brach herein. Weit und breit war kein anderes Boot mehr zu sehen. Alle hatten sich noch in den Schutz eines der Polizeiboote, die der Räubergefahr wegen alle 20—30 km am Ufer entlang stationiert sind, begeben können. Wir allein waren stecken geblieben. „Vielleicht spülen uns über Nacht die trüben Wellen des Flusses wieder frei, vielleicht geraten wir noch tiefer in den Sand hinein,“ lautete der letzte Bescheid am Abend. Wie alle Tage wurden dann mit einbrechender Nacht die Bretterläden vor den Glasfenstern geschlossen, höchstens durch feine, schmale Ritzen konnte bei der Finsternis der Strahl meiner Kerze unseren Schiffsort verraten. Statt des beruhigenden, taktmäßigen Trommelns einer Soldatenwache unterbrach diese Nacht nur das leise Gurgeln der Wellen die Stille. Da plötzlich — ein verzweifelter Schrei der Frau meines Schiffsherrn, darauf ein Ruck, der das ganze Schiff erzittern läßt, ein wildes Geschrei vieler Männer — aber bis ich aufgesprungen und mit einer Waffe ins Freie gekommen bin, hat man längst ein Boot abstoßen hören und alles ist wieder ruhig, die Räuberschar im Dunkeln verschwunden. Es müssen viele Leute gewesen sein, daß sie es wagten, ein so großes Schiff anzugreifen. Unhörbar waren sie auf das flache Dach gekrochen, hatten das Segel abgeschnitten und mit fortgenommen.

Wir waren aber noch glimpflich weggekommen. Schlimmer war es wenige Jahre früher einem amerikanischen Missionar ergangen. Dieser reiste mit seiner jungen, ihm eben angetrauten Frau und seiner ganzen Aussteuer auf seinen Posten im Innern, da wachten sie, so ungefähr in der gleichen Gegend wie jetzt ich, eines Morgens mit wirrem, schmerzdem Kopfe auf. Ihre ganze Habe, alles, selbst die Kleider waren ihnen über Nacht weggenommen worden, während sie selbst, vermutlich durch irgend ein Gas, vielleicht auch durch ein Medikament, das die Räuber in die Speisen zu mischen wußten, betäubt dalagen.

Die Han-Flußräuber sind allgemein sehr gefürchtet, da es verwegene, mit Piken und Schwertern bewaffnete Bursche sind. Die Schiffe halten sich darum immer möglichst zusammen, und mein Schiffsherr hätte sich wohl auch nicht so ruhig in sein Schicksal ergeben, hätte er nicht auf die Furcht vor dem Fremden gerechnet; denn es ist allgemein bekannt, daß ein Fremder sich eine Beraubung nicht gefallen läßt, sondern sich mit Berufung auf seinen Paß beim nächsten Beamten beklagt. Fremde reisen darum meist sicherer als Chinesen.

Im Frühjahr 1905 war die Flußreise für manche Strecken wieder besonders unsicher, in Hankow waren Gerüchte von Kämpfen und Soldatenrevolten am Han-Flusse sogar bis zu den Europäern gedrungen.

Im Februar, um Chinesisch-Neujahr, war nämlich beim Versuch, längst veraltete Grundsteuerverhältnisse auszugleichen, in der Stadt Yi tsch'eng hsien, die am Han-Flusse etwas oberhalb Scha yang liegt, ein Bauernaufstand ausgebrochen, der so recht das zäh am alten hängende Chinesenvolk charakterisiert, so daß vielleicht manchen Leser die genaueren Umstände interessieren mögen.

Überall in China spricht man bis heute von den „se ming“, den vier Klassen des Volkes, dies sind 1. se = die Studierten, 2. lung = die Bauern, 3. gung = die Handwerker, 4. schang = die Kaufleute.

Diesem „Volk“, dem „ming“, standen von jeher die „Soldaten“, die „tschün“, gegenüber¹⁾.

Hier in den am Han-Fluß gelegenen Präfekturen der Provinz Hu pe [spr.: Hu be, zu deutsch „vom (Tung ting-)See nördlich“] hatte sich dieser viele Jahrhunderte alte Unterschied noch wenig ausgeglichen. Zwar wurde die Soldatenklasse, die Tschün, längst nicht mehr zu Kriegsdiensten herangezogen, sie waren wie das eigentliche Volk Studierte, Bauern, Handwerker und Kaufleute geworden, aber sie hielten doch noch zäh an besonderen Vorrechten fest, so zum Beispiel daran, daß nur sie doppelflügelige Haustüren haben durften, und vor allem daran, daß ihre Äcker zu größeren Morgen, mou genannt, ausgemessen waren als die des eigentlichen Volkes (und zwar in dem Größenverhältnis 1,4 : 1), und daß sie für diese keine Grundsteuer bezahlen mußten. Freilich besaßen sie auch für ihre Güter keine richtigen Urkunden und konnten sie darum nicht verkaufen²⁾. Ihre einzigen Abgaben waren verschwindend kleine Ablösungssummen, die sie als Ersatz für früher ganz von ihnen gestellte Kriegs- und später von Reistransportschunken an besondere Beamte bezahlen mußten. Als weiterer Unterschied wurde mir auch hervorgehoben, daß die Tschün den sogenannten kleinen Jahreswechsel, d. h. das Verbrennen des Küchengottes, Ts'ao ye³⁾, um einen Tag später als die übrigen Chinesen besorgen.

Schon oft waren nun von der Provinzialbehörde Dekrete ausgegeben worden, die den Unterschied aufheben sollten, aber es war nicht gelungen, dem alten Zustand in den Han-Präfekturen ein Ende zu machen. Die Tschün wollten eben für ihre Acker keine Urkunden kaufen und bezahlten auch weiter so gut wie keine Steuern. Umsonst ließ der Vizekönig wieder und wieder mahnen. Keiner der Unterpräfekten (hsien), in deren Gebiet die Änderung vor sich gehen sollte, getraute sich, die alten Vorrechte anzutasten.

Nun endlich waren drei Unterpräfekten übereingekommen, das gleiche Recht für alle durchzusetzen. Der von Yi tsch'eng hsien ließ sogar mit der Vermessung der Tschün-Äcker beginnen, und die Antwort war, daß 15 000 Tschün-Leute die Stadt Yi tsch'eng hsien im Januar 1905 belagerten und das Amtsgebäude verbrannten. Von der Präfekturstadt Hsiang yang fu, ja von der Provinzialstadt Wu tschang fu mußten Soldaten den bedrängten Beamten zu Hilfe gesandt werden. Es kam zu einem Gefecht, in dem die schlechter bewaffneten Tschün-Leute geschlagen und mehrere Bauern erschossen wurden. Der Unterpräfekt von Yi tsch'eng hsien aber wurde abgesetzt, denn ein chinesischer Beamter ist dem Kaiser gegenüber dafür verantwortlich, daß in seinem Bezirk stets Ruhe und Friede herrscht. Wäre er nicht der Sohn eines reichen Geschlechts gewesen, so hätte er sicher auch seinen Rang verloren. Da er aber den Feldzug aus eigener Tasche mit etwa 40 000 Mark bar bezahlen konnte, so verlor er einstweilen nur das Amt, nicht die Würde.

Sein Nachfolger verlangte keine Urkundensportel von den Tschün-Leuten und tastete auch die Größe ihrer Mou-Morgen nicht an. Nur so viel hatte man mit Hilfe des Soldatenaufgebotes bei den Vorständen der Tschün erreicht, daß von jetzt an in diesem Bezirk für jeden Morgen Tschün-Landes ebenso viel Steuer zu bezahlen sei, wie die Ming-Bauern für ihre Morgen schon lange bezahlen mußten, und so war rasch wieder Ruhe eingetreten.

Was mich bei diesem Handel noch besonders überraschte, war die gleichgültige Haltung der Ming-Leute des Bezirks. Überall wurde wohl darüber gesprochen, aber die Ming-Leute machten nur die Zuschauer. Sie erkannten die Rechte der Tschün vollkommen an, weil sie durch ihr Alter geheiligt waren. Die rasche Unterdrückung des Aufstandes brachte die Sache in den anderen Bezirken auch nicht weiter. Die übrigen Unterpräfekten hüteten sich wohl, in ihren Bezirken eine bewaffnete Auflehnung heraufzubeschwören.

In meinem Tagebuche heißt es weiterhin oft: „es regnet heute, bleiben liegen“, „zu starker Gegenwind, bleiben liegen“, „eingeschneit heute, bleiben

¹⁾ Nicht zu verwechseln mit den Bannertruppen der Mandschu, einer erst seit dem 17. Jahrhundert bestehenden Einrichtung.

²⁾ Siehe hierfür auch Franke, Die Rechtsverhältnisse am Grundeigentum in China, Leipzig 1903, S. 26.

³⁾ Siehe S. 207, Anm. 1.

liegen“. Die Geduld ward eben auf die „chinesische Probe“ gestellt. Dazu war es gar manches Mal in meinem dünnen Bretter- und Glashäuschen, wo Alter und chinesische Ungenauigkeit Ritzen genug für eine nur zu ausgiebige Ventilation gelassen hatten, sehr ungemütlich naßkalt. So kam ich erst am 16. März, und dazu mit einer schmerzhaften Mittelohrentzündung, in Fan tsch'eng an. Es ist dies eine kleine, betriebsame Handelsstadt auf dem linken Han-Ufer. Ihr gegenüber auf der rechten Seite des Flusses liegt die Stadt Hsiang yang fu, der damalige Sitz eines Dao tai, eines Präfecten und Unterpräfecten, und vor allem des Ti tai, des Generalissimus der Provinz Hu pe.

Hsiang yang fu ist heute ein ruhiges, vornehmes Städtchen von etwa 25 000 (nach chinesischen Angaben allerdings 40 000) Einwohnern und macht mit seiner starken Stadtmauer, seinen gepflasterten Straßen für eine Chinesenstadt einen sehr sauberen Eindruck. In der Geschichte spielte die Stadt öfters eine große Rolle. Selbst mein Bootsmann wußte, daß einst der General Liu Yü, der als Kaiser der neubegründeten Sung-Dynastie (420—479 n. Chr.) sich Wu ti nannte, hier sein Hoflager hatte. Er wußte auch von dem riesigen Damm, mit dem ein späterer Kaiser Wu ti (516) zur Unterwerfung der Stadt den Fluß aufstauen ließ, der aber, als die Stadt schon beinahe überflutet wurde, doch noch riß und nicht den Belagerten, sondern allen Belagerern den Tod brachte. Er wußte auch von den Mongolen Kublai's, die nach vierjähriger Belagerung (1270) besondere Schleudermaschinen von weither¹⁾ schleppten, um die starken Mauern zu zertrümmern. Auch die chinesischen Frauen kommen hier zu ihrem Recht. Mir wurde ein Turm an der Südwestecke der Stadt als eine Bastion bezeichnet, die einst von Frauen errichtet worden war²⁾.

An frohe Tage der Stadt erinnert noch heute ein großes Schild am Westtor, auf dem die Worte zu lesen sind: „Aus dem Westen kommt gute Kunde.“ Diese Inschrift war angebracht worden, als man von der Angst über den Ausgang einer militärischen Expedition nach der Provinz Se tschuan befreit wurde. Jetzt ist dieser Grund beinahe vergessen, und die „Gute-Kunde-Kirche“, wie wörtlich übersetzt eine der größten protestantischen Missionen in China sich nennt, hat ein Haus daneben und predigt dort die „Gute Kunde“, die Religion des Abendlandes.

Auch in Fan tsch'eng, drüben am linken Ufer, ist es heute ruhig geworden. „Wie viel Pfandhäuser hat der Ort?“ fragt jeder Chinese, wenn er rasch die Bedeutung einer Stadt erfahren will. Für Fan tsch'eng lautet die Antwort: „Heute nur noch zwei.“ Ich schätze den Ort auf 30 000, höchstens 35 000 Einwohner; die Mandarine freilich behaupten, er habe 70 000, da für 10 000 Haustüren Steuer bezahlt werde. Vielleicht waren es früher so viele, denn v. Richt-

¹⁾ Angeblich von Persien, De Mailla, *Histoire de la Chine*, 1779, Bd. IX, S. 319 ff., und Boulger, *History of China*, 1898, Bd. I, S. 334 ff. Die Chinesen müssen sich bei dieser Verteidigung ganz besonders tüchtig gezeigt haben. Sie erlagen nur, da die Maschinen, die anderthalb Zentner schwere Steine schleudern konnten, ihre Mauern zertrümmerten. Nach Marco Polo (bearb. von Lemke, Kap. 62) waren es die Brüder Nicolo und Maffio Polo, welche diese Maschinen konstruierten.

²⁾ Es ist dies aber wohl kaum derselbe Turm, von dem Wieger in *Rudiments, Textes historiques* Bd. II, S. 1163 berichtet, und der während der im Jahre 378 zwischen den Tsin- und Ts'in-Fürsten stattfindenden Kämpfen um die Vorherrschaft von Hanchou, der Mutter des Gouverneurs, erbaut wurde. Nach Wieger zählt übrigens die chinesische Geschichte mehr als zwanzig heroische Frauen auf.

hofen berichtet von 2000 Schiffen, die er an der Mündung des Tang ho in den Han-Fluß ein paar Kilometer unterhalb der Stadt im Jahre 1870 sah. Ich zählte deren kaum zwei Dutzend. Ja einst, da war es eben anders, als die bösen Fremden noch nicht mit ihren „Feuerschiffen“ auf dem Yang tse kiang fuhren und auf so viel einfachere und billigere Weise den Reis und den Tee von Mittelchina nach der Provinz Tschili beförderten! Da war ein Leben, da mußten hier viele Waren auf kleinere Leichterboote umgeladen werden und gingen auf dem Tang ho nordwärts nach dem Örtchen Sche tschi tschen, von wo sie dann auf plumpen Karren in wochenlanger Fahrt ihrem Ziele zurumpelten. Und jetzt fahren gar fremdländische „Feuerwagen“ von Hankow direkt nordwärts durch die Berge, die der alte chinesische Großverkehr mit seinen schlechten Straßen möglichst umging, und damit ist der Stadt noch der Zwischenhandel mit der Provinz Ho nan weggenommen worden. Der Vertrieb von Häuten, von sogenannter honanesischer Roh- und Wildseide, von etwas Sesam, kurz die Ausfuhr einer schon nicht mehr allzu gesegneten Umgebung ist allein verblieben. Die Großkaufleute sind verzogen, und wer den Wechsel nicht zeitig erkannte, ist verarmt. „Wann kommt denn die Eisenbahn zu uns?“ wurde ich deshalb von manchem gefragt. Seitdem das Jahr vor meiner Reise die Expedition des englischen Kolonels Manifold mit seinem großen Stab durchgekommen war, die den besten Weg für eine Bahn nach Se tschuan suchte, ist dieses Bahnprojekt der letzte Hoffnungsanker der Stadtältesten. Kaum war in der Stadt bekannt geworden, daß auch ich in den Bergen herumsteige, so hielt man mich fälschlicherweise für einen Eisenbahningenieur, und ich bekam auf meinem Hausboot Besuch von allerlei Kaufleuten, die sich vorsichtig erkundigten, ob ich ihnen nicht die sehnlichst erwartete „gute Kunde“ bringen könne, ob es nicht doch schon beschlossen sei, die Bahn von ihrer Stadt nach Se tschuan zu bauen. Es herrschte jetzt auch hier ein Se tschuan-Fieber, wie bei vielen Europäern an der Küste, die mir, wenn sie auch nie dort waren, oft die tollsten Wunder von jener fernab, hinter steilen, hohen Bergketten gelegenen Provinz zu berichten wußten, die man für die weitaus größte und bedeutendste des Reichs hält, weil man auch tibetische Fürstentümer und Raubstaaten dazu zählt, die kaum je von Weißen betreten worden sind und in denen die Chinesen oft recht wenig zu sagen haben.

Bei Hsiang yang fu und Fant sch'eng tritt der Han-Fluß¹⁾ in die Ebene heraus. Weiter im Westen, oberhalb dieses Städtepaares, hat er sich ständig zwischen Felsketten der chinesischen Ausläufer des wichtigsten asiatischen Gebirgssystems, des Kuen lun, durchzuwinden. Eingeschlossen in eine enge Längsschlucht, bleibt er aber doch noch auf Hunderte von Kilometern der Schifffahrt zugänglich.

An hübschen Höhen mit terrasierten Reisfeldern in den Tälchen dazwischen, die mit ihren Gräben und Mäuerchen die ganze kleinliche, gärtnerische Wirtschaft der Chinesen zeigen, fährt man nun weiter vorbei. Überall liegen in den Schluchten und Wasserrinnen der unendlich zerfurchten Berge lehmeworfene, einstöckige Holz- und Bambushäuschen mit ihren Giebeldächern aus Stroh.

¹⁾ Han kiang = Han-Strom ist eigentlich nur in chinesischen Büchern gebräuchlich. Das Volk sagt hier unten meist Hsiang ho, daher auch der Städtenamen Hsiang yang. Erst viel weiter oben, bei der Präfekturstadt Hsing ngan fu, kann man das Wort Han ho hören.

Das ganze Land ist in eine dichte Vegetationsdecke eingehüllt. Die schönen alten Hochwälder sind hier zwar längst von den Ahnen der heutigen Bevölkerung abgehauen, aber niederer Buschwald ist noch vorhanden, soweit man wenigstens vom Fluß aus die Berge übersehen kann und die Holzgier der Leute ihn aufkommen läßt.

Nach einer weiteren viertägigen Fahrt, nachdem endlich das Wetter sich etwas gebessert hatte, kam ich am 22. März in dem wichtigsten Handelsplatz des Han-Flusses, in Lao ho kou, an. Hier wird, was nach dem oberen Han-Fluß gehen soll, zum größten Teil auf breite, runde Lastboote, die sogenannten Tschu tse verladen. Was nach dem Norden, nach der alten Kaiserstadt Hsi ngan fu gehen soll, wird auf lange Leichterboote gebracht, die den kiesbankreichen Dan-Fluß hinauf das Verkehrsmittel bilden. Größere Dschunken, mit mehr als einem halben Meter Tiefgang, können den Fluß nicht weiter hinauffahren. Schon eine Kiesbank kurz unterhalb der Stadt, die auch die erste Schnelle des Flusses hervorruft, macht bei niederem Wasserstande, im Winter, viel Mühe und erlaubt dann nur Booten von noch nicht einem ganzen Meter Tiefgang, die Stadt selbst zu erreichen.

Zu den 1400 Li (etwa 700 km) Flußfahrt hatte ich diesmal einen ganzen Monat gebraucht. Ich hatte es nun satt bekommen, im Schiffe still zu sitzen oder nach einer Jagd auf Enten und Gänse über heimtückische Sand- und Schlamm-bänke hinweg stundenlang mein plötzlich enteiltetes oder vielleicht irgendwo steckengebliebenes Wohnhaus zu suchen. Rasch war ein Leichterboot gefunden, das meine Sachen unter der Obhut des erkrankten Dieners Yang zunächst den Han-Fluß hinauf nach Lung tshü tshai bringen sollte. Zu ganz besonderem Dank wurde ich aber hier noch dem englischen Missionar Mr. Mason C. I. M.¹⁾ verpflichtet, denn er hatte die Liebenswürdigkeit, mir die Aufsicht über den Transport meines großen Gepäcks von Lung tshü tshai bis nach Lan tshou fu in Kan su anzubieten. Es hätte sich wahrlich keine bessere Gelegenheit bieten können. Denn die Sachen auf eine solche Entfernung über Land nur, wie ich beabsichtigte, mit einem eingeborenen Diener zu versenden, wäre in China ein sehr gewagtes Unternehmen gewesen. Schon auf der kurzen Strecke von Lao ho kou bis Lung tshü tshai wurde in der Folgezeit mein Boot, als nur Yang an Bord war, mehrmals von Dieben heimgesucht. Auf der anderen Seite ist es nirgends, aber am allerwenigsten in China, ein Vergnügen, mit einem nahezu fünfzehn Zentner schweren Haufen Gepäck zu reisen.

Lao ho kou ist eine Stadt mit etwa 120 000 Einwohnern und liegt, von einer schlechten, niederen Stadtmauer umgeben, auf der linken Seite des Han-Flusses. Wie so oft in China, befindet sich der Ya men des Bezirks und des doch sehr wichtigen Handelsplatzes nicht in der Stadt selbst, sondern einige Kilometer außerhalb von ihr in einer kleinen Extraumwallung. Am Fluß zählte ich an die 1500 Dschunken. Daß es also dort lebhaft zugeht, daß von morgens bis abends ein ameisenartiges Treiben herrschte von Schiff zu Schiff und die alten, steilen, schmierigen Steintreppen auf und ab, läßt sich denken.

Dabei geht es hier nicht mehr so geordnet zu wie an der Küste, wo der Weiße am Sonntag seine Office fest verschlossen hält, wo gute Preise bezahlt werden und der einfachste Kuli sich sauber kleiden kann. Nein, immerfort,

¹⁾ China Inland Mission.

Tag um Tag, Monat um Monat, und um geringsten Lohn müht sich der Chinese; kaum ein paar freie Tage an seinem Neujahr gönnt er sich. „Du hast noch nicht dein Abendessen zusammenverdient“, ruft wieder und wieder eine Stimme. Nicht Freude an der Arbeit ist es, was diese Geschäftigkeit erzeugt. Wenn einmal ein sicherer Verdienst da ist, so ist der chinesische Arbeiter lästerlich faul. Es ist das zwingende Muß des übervölkerten Landes, das alle diese Hände in rastloser Bewegung erhält. Trotz größter Genügsamkeit will eben oft das zu winzigen Äckerchen aufgeteilte Familienland nicht mehr zum Unterhalt ausreichen, und so muß man eben noch etwas an kargem chinesischem Tagelohn dazu verdienen. Ich sah von dieser Not genug während meiner Bootfahrt.

Schon unterhalb Fan tsch'eng, sobald die ersten Kiesflächen aus den Sandbetten des Flusses auftauchten, sah ich ein Sieben und Waschen von früh bis spät. Kaum hat sich der Fluß nach einem Anschwellen des Wassers von den Kiesbänken wieder zurückgezogen, so sammeln sich Gruppen zu je fünf und sechs Mann aus den nahen Dörfern und bezahlen für die Erlaubnis zur Ausbeutung einer solchen Bank einen kleinen Obolus an den Mandarin. Oder die Kiesfläche gehört schon einer Familie; es lag dort vielleicht ein längst weggerissenes Stück Ackerland, für das diese jahraus, jahrein noch Steuer bezahlt, in der zähen Hoffnung, der Fluß könnte sich doch vielleicht noch einmal irgendwo anders einen Weg suchen. So geht es hinaus: Vater, Sohn und oft auch der Enkel. Wieder, wie so viele Jahre schon, sieben sie die oberste, vom letzten Hochwasser angereicherte Decke des Sandes und Kieses nach Gold durch. Bei allem Fleiß und aller Geschicklichkeit an dem großen Riffelbrett kann, wenn es gut geht, pro Tag etwa vierzig Pfennig Gewinn herauskommen. Und viele, viele Tausende arbeiten ununterbrochen und monatelang. Hier wird Gold gewaschen und daneben angeschwemmtes Stroh und Reisig zum Brennen gesammelt. Das bringt ebensoviel ein, ja oft ist dies Reisisieben ein regelmäßigerer und sichererer Gewinn als das Goldwaschen.

Als ich nach Lao ho kou kam und noch abends durch die engen, schlechtgepflasterten Straßen stolperte, sah ich eine große Veränderung gegen das Jahr vorher, als ich mit dem Ehepaar Filchner hier gewesen war. Die modernsten chinesischen Reformen waren zu bemerken. Es gab Straßenlaternen! Auf niederen Holzpfeilern, keine zwei Meter über dem Boden, waren Kästchen mit Papier- und in der Hauptstraße sogar mit kleinen Glasscheiben. Darinnen brannte ein kleines Öllämpchen, ein Ding so ungefähr, wie es die alten Römer vor zwei Jahrtausenden im Gebrauch hatten. Dazu war ein neuer Polizeidienst eingeführt worden. Die Kaufleute murrten allerdings sehr über diese übertriebenen ausländischen Neuerungen, denn die Kosten dafür wurden durch eine neue Ladensteuer gedeckt, an der nach ihrer Meinung der Mandarin noch ein hübsches Stümmchen verdiente.

Das Tagesgespräch in Lao ho kou bildete damals eine Tigerjagd, die es wenige Tage vor meiner Ankunft in der Stadt gegeben hatte. Ein Tiger, nein, der Tiger von Hu pe — denn jede Provinz hat nach ortsüblicher Ansicht von diesem heiligen Tiere nur ein einziges Exemplar — hatte sich in eine der Vorstädte verirrt, war in ein Haus eingedrungen und hatte sich dort verkrochen. Die ältesten Leute hatten diesmal sicher so etwas noch nie gehört. Erst wußte niemand, was man tun sollte. Wer ein Gewehr hatte, wollte es nicht auf sein Gewissen nehmen, den Tiger zu erschießen, auch zeigte er lieber vorsichtshalber

seine Schußwaffe nicht öffentlich, damit er nicht wegen verbotenen Waffentragens mit dem Ya men in Konflikt gerate. Zuletzt hatten sich zwei beherzte Leute gefunden, die das Tier mit Stöcken totschiagen wollten. Aber mit dem Leben hatten diese ihr tollkühnes Beginnen zu büßen. In dieser Not wurde endlich einer der fremden Priester gebeten, das Tier zu töten, und dieser erledigte es durch ein Loch in der Lehmmauer des Hauses. Der Leichnam des Tigers wurde fast mit Silber aufgewogen. Um 600 Tael Silber wurde er schließlich in eine Apotheke verkauft, die sich für das Fleisch je 1 Tael (3 Mark) pro Pfund bezahlen ließ und jede Unze Knochen sogar um je 1 Unze Silber verhandelte. Traurig erzählte mir ein protestantischer Missionar, selbst seine paar getauften Christen samt dem Evangelisten hätten sich nicht abbringen lassen und hätten wie wild nach diesem Lebenselixier verlangt.

Oberhalb Lao ho kou, nachdem mein Leichterboot (bo tschuan) mit der großen Bagage den Li kin¹⁾ passiert hatte, reiste ich zu Fuß weiter. Ich hatte nur meinen Diener Ma mit mir und zwei Kuli, die nach Landessitte an den Enden einer breiten, elastischen, horizontal über die Schulter gelegten Stange mir etwas Bettzeug, Instrumente und Kupfergeld nachtrugen. Es war ein frisches, frohes Wandern mit leichtem Gepäck auf und ab auf den winzigen Fußpfaden, die die Straße bildeten.

Bald hatte ich herausgefunden, daß es weit zweckmäßiger ist, die Strohsandalen der Chinesen zu benutzen. In meinen europäischen Stiefeln marschierte ich viel weniger sicher, noch einmal so elastisch ging es sich in den Sandalen. Machte nichts, daß dieses chinesische Schuhzeug nach zwei Tagen, als ich in der Stadt Kün tschou (spr.: Dschün dschou) ankam, schon kaput war. Es kostet sozusagen nichts. Ich hatte für mein Paar noch keine zehn Pfennig zu bezahlen gehabt, und ich mußte mir stets extra große machen lassen, da für meine Fußgröße im Lande der kleinfüßigen Chinesen nirgends ein passender Schuh aufzutreiben war.

Nach Kün tschou war ich gegangen, da ich die berühmte alte Tempelanlage des Wu dang schan sehen wollte. Schon weit unten am Han-Fluß hatte ich gehört, daß dort alljährlich Hunderttausende zusammenströmen, um sich vor den Heiligtümern dieses Berges niederzuwerfen, und daß die ganze Stadt sozusagen von den Pilgern lebe.

Als ich dann müde nach einem Tagesmarsche von 40 km in der Stadt ankam, wollte es zuerst mit meiner Unterkunft hapern. Nur ganz besonders erbärmliche Spelunken, aber keine Pritsche und kein Kang²⁾ waren für mich aufzutreiben. Nicht, daß ich damals noch besonders wählerisch mit dem Quartier gewesen wäre, ich wußte schon ganz genau, daß chinesische Hotelzimmer zu ebener Erde und in einem Höfchen liegen, wo Hühner und große schwarze Schweine im Verein mit herrenlosen, meist rüdigten Hunden die herumliegenden Unrathaufen durchwühlen. Vor Schmutz schwarz und fettig glänzende Kalk-

¹⁾ Li kin (in Nordchina ausgesprochen: Li tschin) = Zoll und Straßengeld findet man überall an allen chinesischen Land- und Wasserstraßen. Von Hankou bis Lao ho kou zum Beispiel waren neun Stationen zu passieren, die jedesmal mehrstündigen Aufenthalt verursachten.

²⁾ K'ang (chinesisches Wort) ist der schon oft beschriebene chinesische Bettofen, d. h. ein breiter truhenförmiger Aufbau aus Erde oder Stein, der in Nordchina als Bett oder Sitzgelegenheit benutzt und mit Pferdemit geheizt wird.

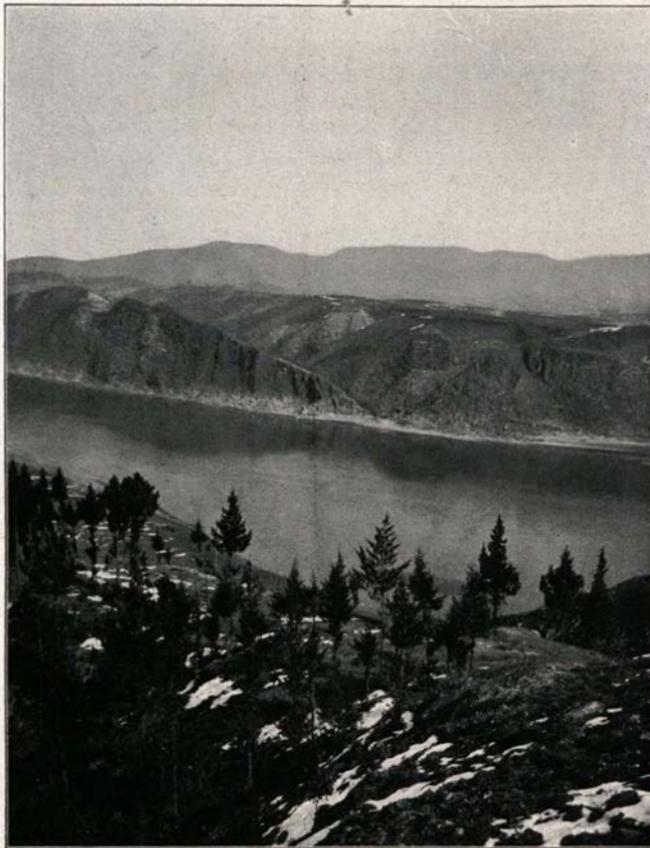


Mein Hausboot auf dem Han kiang.

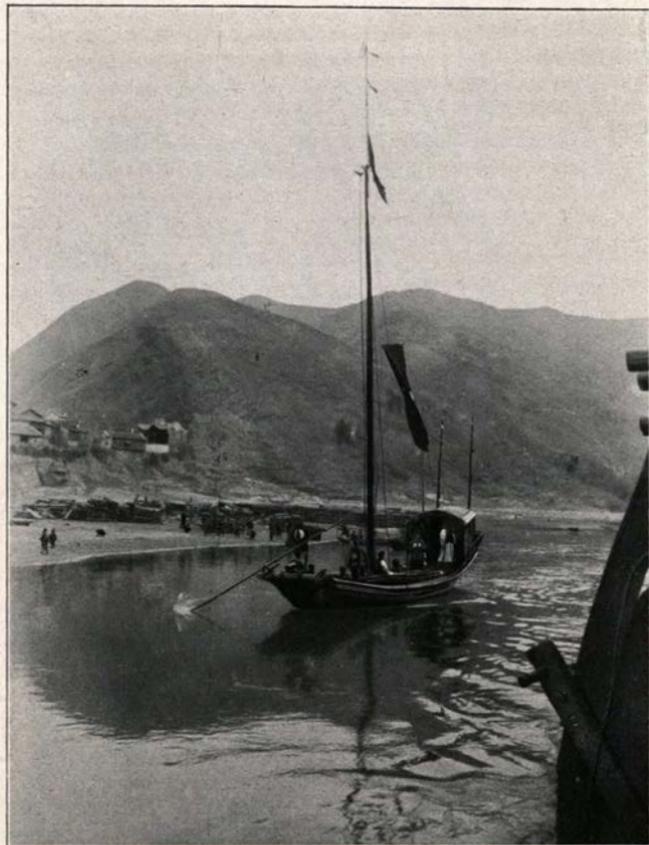


Ein schweres Stück Arbeit.

Die Flußschunken werden vom Ufer aus an einem Bambustau gezogen. Mittels langer Stangen suchen gleichzeitig die Bootsleute das beste Fahrwasser zu gewinnen.



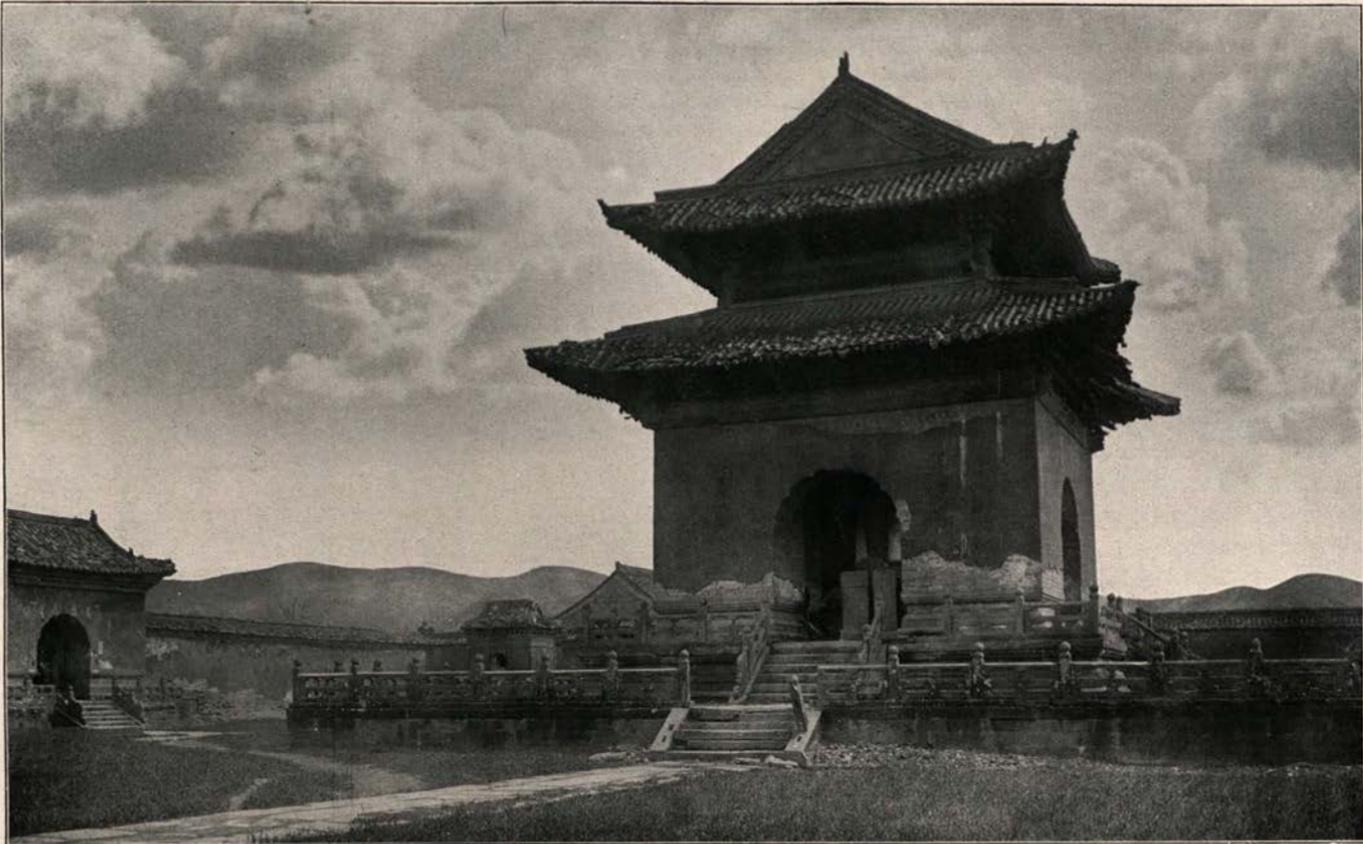
Der Han kiang unterhalb Kün tsehou.
(Der Fluß ist in einem Tal im Tale eingelassen.)



Polzeidschunke auf dem Han kiang.



Das äußere Tor des Palastes in Kün tshou.



↑ Hsi tse lu, Papierofen aus gelber Fayence.

Der östliche Pavillon im großen Vorhof des Kün tschou-Palastes.

wände, ein Papierplafond, von dem mehr dick verstaubte Spinnweben als Papierfetzen herabhängen, waren mir etwas Selbstverständliches geworden. Ich wußte es auch nicht anders, als daß die Papierfenster meines Raumes zerrissen sein müssen. Ich war daran gewöhnt, daß, wenn ich gleich nach der Ankunft meine Fenster neu verklebt hatte, das Papier sofort wieder an allen Ecken und Enden durch feuchte Chinesenfinger geräuschlos durchbohrt wurde und dunkle, neugierig wachsame Augen jede meiner Bewegungen verfolgten. Daß ich auf dem schmutzigen Lehm Boden sitzen müßte, oder höchstens auf einem schmalen Bock, an dem sicherlich der vierte Fuß fehlte, weil ich selbst keinen Stuhl mitgenommen hatte, war mir auch gar nichts Neues, und ebenso selbstverständlich fand ich, daß bei meiner Toilette einer meiner Diener mit viel Geschrei die Tür zuzuhalten habe, damit die neugierige Menge mich währenddem nicht ganz erdrücke. Hier in Kün tschou lag die Sache aber noch viel schwieriger. Die Gastwirte zeigten überhaupt keine Lust, mich, den Yang gui tse, den ausländischen Bastard¹⁾, bei sich aufzunehmen. Sie dachten, ich sei ein Missionar. Als solcher aber war ich natürlich an diesem Zentrum taoistischen Glaubens besonders ungerne gesehen. Ich war darum sehr froh, als mir in der mittlerweile hereingebrochenen Dunkelheit ein Polizeisoldat weit im abgelegenen Norden der Stadt einen alten Tempel als Wohnung anwies. Über die ungleichen Straßensteine dorthin zu gelangen, war allerdings schwierig. Denn in Kün tschou wußte man noch nichts von den Salatöllaternchen, der modernen Straßenbeleuchtung von Lao ho kou.

In dem Tempel angekommen, schob der Soldat einen großen Tongötzen etwas zurück, ein taoistischer Priester, der aus einer dunkeln Ecke herankroch, räumte einige tönernerne Weihrauchbecken ab und zu meinem großen Staunen wurde mir von dem Soldaten und dem Priester auf dem Altar vor dem Gotte x, der drei Meter hoch neben mir saß, mein Bett ausgebreitet. „Der fremde Herr braucht sich ja nicht zu genieren, tue ganz wie zu Hause!“ sagte der Polizeidiener, als er sich empfahl. Ma brachte mir später noch eine Schüssel Nudeln und eine Kanne Tee, dann blieb ich allein, während meine Kerze magische Lichter und Schatten von den großen bemalten Götzen an die Steinmauern warf.

Mein Quartier wäre auch wirklich vorzüglich gewesen, wenn es nicht mitten in der Nacht zu regnen angefangen hätte. Bald ging es aber nicht mehr bloß tropf! tropf! auf meine Lagerstätte herab. Ich mußte meine Decken zusammenrollen, zog sodann meinen gelbweißen Regenrock an, nahm mein Bündel unter den Arm und ging auf die Suche nach einem trockenen Plätzchen. In der mir amtlich überwiesenen heiligen Halle war selbst der oberste Herr Götze patschnaß geworden. Darum suchte ich draußen weiter. Der fast volle Mond leuchtete mir dabei ganz schwach hinter den triefenden Regenwolken.

In zwei anderen Tempeln nebenan saßen die Götzen ebenso traurig und naß da. Ich tappte weiter. Jetzt geht es eine Steintreppe hinauf, durch ein

¹⁾ Chinesische Schimpfwörter sind stets obszön. Es kann schon aus diesem Grunde Yang gui tse nicht, wie man meist liest, „fremder Teufel“ bedeuten. Dagegen stimmt mit der Bedeutung Bastard, d. h. ursprünglich eigentlich „fremder Schildkrötensohn“, auch der Ton des Wortes überein. Die vielen tausend Male, die mir dieses Schimpfwort zugerufen wurde, vernahm ich nie gui mit dem sogenannten dritten Ton, was böser Geist oder Gespenst bedeutet. Gui = Geist ist überhaupt kein Schimpfwort, denn stets wird damit auch die Seele der gefürchteten und verehrten Ahnen der Chinesen bezeichnet.

dickes Tor und auf der anderen Seite wieder ebensoviele Stufen hinab. Ein riesiger Platz ist erreicht; er ist mit breiten Quadern gepflastert, einer Mauer entlang taste ich mich vorwärts. Oft stößt der Fuß an Steintrümmer. Ein großer hübscher Schrein aus gelbgrün glasierten Ziegeln taucht neben mir auf. Wo bin ich doch? Vor mir erhebt sich riesenhaft ein Gebäude, wie ich Ähnliches nur in Peking gesehen.

Von dem großen Hof kletterte ich eine steile Rampe hinauf, über einen mächtigen Drachen, der als Hochrelief in den Boden gehauen war. Oben liegt quer vor mir eine Mauer. Ich war auf einen Geisterweg geraten, wo keine Sterblichen, sondern nur Geister wandeln sollen. Dann ging's weiter auf der Seite durch ein kleines Tor und fünfzehn halsbrecherische steile Stufen wieder hinab in einen anderen Hof. Hier waren Häuser, aber alle Tore fest verschlossen.

Endlich nach langem Suchen glaubte ich erlöst zu sein. Ich sah ein Licht und einen Menschen. Ein gellender Angstschrei durchdrang aber die Luft und der Mann war verschwunden! Doch ein trockenes Plätzchen hatte er wenigstens zurückgelassen und dort schlief ich den Rest der Nacht. Früh am Morgen, als ich meinen alten Tempel wieder suchte, und der am Abend vorher so spurlos verschwundene Ma sich wieder einstellte, erfuhr ich, daß ich in der Nacht in Kün tshou's altem Kaiserpalast herumgespukt hatte.

Kün tshou ist heute eine abgelegene, ruhige Distriktsstadt und hat, von den Pilgern abgesehen, wenig Verkehr. Wenig fremdländische Artikel erreichten bisher den Ort, und nur sein Tabak und sein Lack sind für den Export von einiger Wichtigkeit. Nach dem Zensus vom 26. Jahr Kuang sü (1900) soll er 26 500 Familienhäuser, 2000 Buden und etwa 178 000 Einwohner haben. Wahrscheinlich bezieht sich aber diese vom Ya men stammende Angabe auf Land und Stadt zusammen, denn letztere kann höchstens 50 000 Einwohner zählen.

Im 14. Jahrhundert, als ganz China erst 60 Millionen Einwohner gehabt haben soll, wurde sie von Tai tse oder Hung Wu, dem Begründer der großen Ming-Kaiserdynastie, vom unbedeutenden Orte Wu dang hsien zum Tschou (Kün tshou) erhoben (1377). Der dritte Ming-Kaiser, Tscheng tse mit Namen, der seinen Neffen entthront hatte und bekanntlich die Hauptstadt des Reichs von Nanking nach Peking zurückverlegte und dort den Kaiserpalast baute, ließ auch in Kün tshou mit großen Kosten einen Palast errichten. Von einigen Literaten wird sogar behauptet, Kaiser Tscheng tse habe sich hierher zurückgezogen, als er gegen Ende seiner Regierungszeit (1403—1425), die Yung lu¹⁾ genannt wird, vollkommen im taoistischen Spiritismus aufging und alles tat, um ein Heiliger zu werden.

Dieser Kaiserpalast, den ich auf eine so sonderbare Weise entdeckte, ist ein umfangreiches Viereck, umgeben von heute noch gewaltigen und meist guterhaltenen Mauern, die einen eigentümlichen baumwollfaserreichen, roten Stuck als Bewurf tragen. Er liegt im Norden innerhalb der Stadt. Sein Haupttor, in der Achse der Hauptstraße gelegen, mündet genau gegen Süden. Über einige Stufen hinauf- und dann wieder ebensoviele hinabsteigend, kommt man durch das äußerste Tor. Es ist dies eine hübsche, monumentale Ehrenpforte

¹⁾ Der Name der Regierungszeit und des Kaisers ist nicht derselbe. So ist Kuang sü die Regierungszeit des letztthin verstorbenen Kaisers; sein Name ist eigentlich Tsai t'ien gewesen.

aus einem schönen grünen Sandstein (Tafel III). Zwei große, aus Eisen gegossene Löwen, wie sie immer vor kaiserlichen Gebäuden zu stehen haben, halten davor Wache.

Durch einen zweiten, gleichfalls dreiteiligen und ungemein plumpen, dicken Torbau, wieder ein halbes Dutzend und diesmal steile Steinstufen auf- und absteigend, gelangt man dann in einen großen Vorhof (Abb. 1). Zu den beiden

Palast der Ming-Kaiser in Kün tschou.

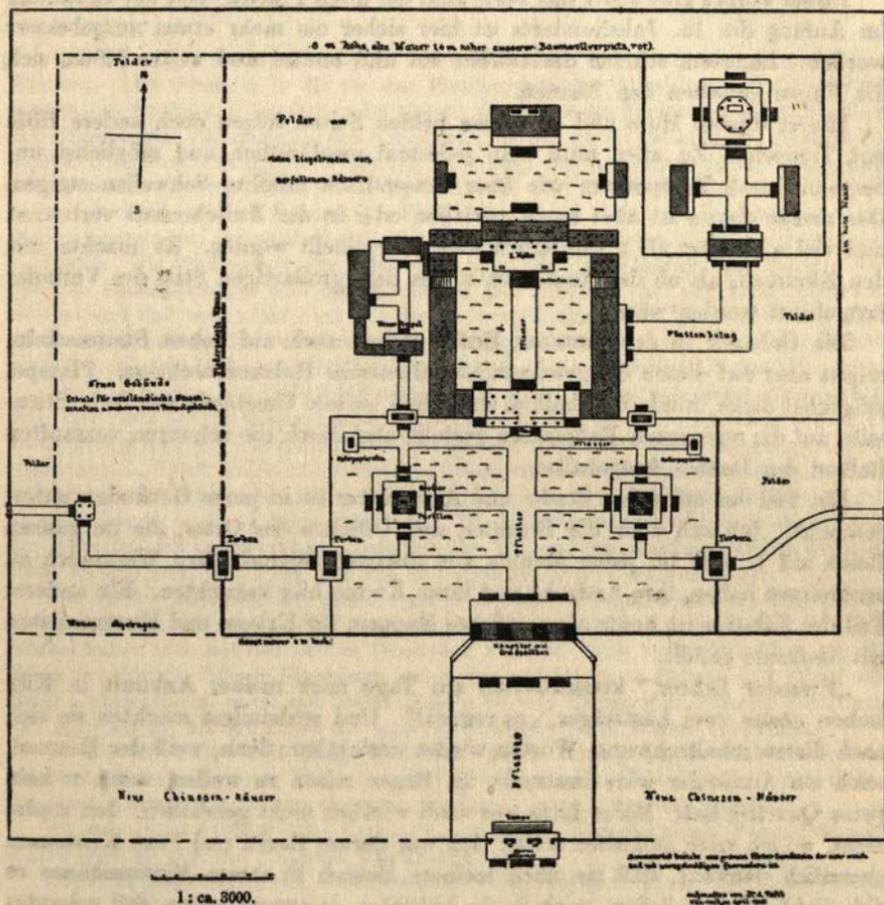


Abb. 1. Plan des Palastes in Kün tschou.

Seiten, auf breiten, doppelten Podesten, die mit hübschen Steingeländern abschließen, erhebt sich darin, riesigen Würfeln gleich, je ein großer Pavillon (Tafel IV) mit einem mächtigen Dach. Ein blutroter Bewurf von 2 cm Dicke, aus demselben Material wie an den festen Umfassungsmauern, deckt auch hier den oberen Teil des Gemäuers. Vornehme, einfache Steinsockel mit nur wenigen Ornamenten verkleiden die dicken Mauern bis in Brusthöhe. Überaus harmonisch in der Farbenzusammenstellung hebt sich von dem dunkeln Rot der Wände das grünliche Dach mit den aufwärtsgebogenen zahllosen Sparren ab. Jeder dieser beiden Pavillone hat nur eine hohe Steintafel zu schützen, die von einer großen Schildkröte getragen wird und ein paar riesige, aber in chinesischen

Augen inhaltschwere Schriftzeichen aufweist. Dahinter, mehr in den Ecken des Vorhofes, sind zwei hübsche, heute auch schon sehr zerfallene, schreinartige Bauwerke von etwa 5 m Höhe aus glasiertem, gelbem und grünem Steinzeug. Es sind Öfen gewesen, in denen von den Priestern einst Papiere mit den stets für heilig gehaltenen Schriftzeichen verbrannt wurden, wie ja noch heute in China jedes beschriebene oder bedruckte Fetzchen Papier gesammelt und in besonderen Öfen, womöglich in Tempeln, vernichtet werden muß.

Dieser Vorhof gibt heute das beste Bild der alten Pracht. Seit der Erbauung im Anfang des 15. Jahrhunderts ist hier sicher nie mehr etwas ausgebessert worden. Langsam stürzen die Dächer ein und breiter und weiter öffnen sich die Fugen zwischen den Steinen.

Hinter diesem Hofe und zu seinen beiden Seiten folgen noch andere Höfe mit Tempeln. Zu allen muß man jedesmal umständlich und möglichst unbequem durch Treppentore wie über tausendfach erhöhte Schwellen steigen. Das meiste davon ist aber heute verfallen oder in der Zwischenzeit verbrannt und viel schlechter als ursprünglich wiederhergestellt worden. Es machte mir den Eindruck, als ob der Rest auch nie in dem großartigen Stile des Vorhofes fortgeführt worden wäre.

Die Gebäude in den hinteren Höfen stehen auch auf hohen Steinsockeln, zeigen aber auf diesen die gewöhnliche chinesische Holzkonstruktion. Plumpe, möglichst dicke, runde Holzbalken sind ohne weitere Umstände mit ihrer Stirnseite auf die steinernen Fußplatten gestellt und durch die schweren verzapften Balken des Daches festgehalten.

Ein Teil der offiziellen Stadt- und Amtsgötter ist in jenen Gebäuden untergebracht. Ich sah auch die Beamten und Offiziere des Ortes, die im ganzen Reich am 1. und 15. jeden Monats vor gewissen Götterbildern Weihrauch zu verbrennen haben, ihre Andacht und ihren Ko tou hier verrichten. Ein anderer Teil des Palastes ist heute als amtliches Magazin für Kriegs- und Hungerszeiten mit Getreide gefüllt.

„Fremder Lehrer,“ konstatierten am Tage nach meiner Ankunft in Kün tschou meine zwei Lastträger, „es regnet!“ Und schleunigst machten sie sich nach diesen inhaltschweren Worten wieder unsichtbar, denn, weiß der Himmel, solch ein Ausländer wäre imstande, im Regen reisen zu wollen, wenn er kein gutes Quartier hat! Meine Lage war auch wirklich nicht gemütlich. Ich wußte nicht, wo ich mich aufhalten sollte. Ich war darum Herrn und Frau Kristensen unendlich dankbar, daß sie nach meinem Besuch in ihrem Missionshause es sich nicht nehmen ließen, mich in ihr hübsches, in europäischem Stil gebautes Heim einzuladen. Seit acht Jahren arbeiteten diese norwegischen Missionare in der Stadt und wohnten seit zwei Jahren in diesem Hause. Nach anfänglich heftigem Widerstand stellten sich die Eingeborenen jetzt freundlich, nur natürlich, was die christliche Religion betrifft, noch recht indifferent.

In Kün tschou ist die Literatenklasse sehr groß. Es war sogar damals schon eine Schule für abendländische Wissenschaften eingerichtet worden, wie sie jetzt überall im Reich auf Pekinger Befehl entstehen müssen. Der Herr Professor jener Schule wußte von Europa schon beinahe so viel wie unsere Abschützen von China. Aber vor diesen Neuerungen, schon ehe man neben den Dichtungen etwas Mathematik beim Staatsexamen verlangte, hatte unser braves Kün tschou jegliches Glück im Examen verloren. Viele Jahre lang

war es keinem seiner Söhne gelungen, vom Examen in der Präfekturstadt (Hsiang yang fu) mit dem zweiten Grad heimzukommen. Das Föng schui für das ganze Tal war eben schlecht geworden¹⁾. Alte kluge Mathematiker hatten dann ausgerechnet, daß nur eine neue Steinpagode auf einem hohen Berge unweit vom Flusse unterhalb der Stadt dieses wieder in Ordnung bringen könne. Schon das Jahr vorher hatte ich dort im Vorbeifahren das halbzerfallene Baugerüst eines unfertigen Turmes bewundert. Der war seither auch nicht

¹⁾ Föng schui, wörtlich übersetzt „Wind-Wasser“, bedeutet die geomantischen Einflüsse eines Ortes, d. h. die für das Wohlergehen der Menschen wichtigen Beziehungen der Kräfte und Objekte in der Natur. Die Lehre des Föng schui bildet den Kern der chinesischen Volksreligion und stützt sich auf die uralte ostasiatische Naturphilosophie, welche zwei Prinzipien annimmt: 1. Yang, das sogenannte helle, warme, gute und männliche Prinzip, das Prinzip des Himmels, und 2. Yin, das sogenannte dunkle, kalte, böse und weibliche Prinzip, das Prinzip der Erde. Durch die Beziehungen dieser beiden zueinander, ihr wechselseitiges Erlöschen und Erstarren wird das Föng schui bestimmt. Die Wichtigkeit des Föng schui rührt von dem Glauben der Chinesen her, daß die Erdenbewohner von den Einflüssen des Himmels und der Erde beherrscht werden und daß man nicht bloß mit diesen in vollkommenster Harmonie leben muß, sondern daß auch die beiden untereinander ausgeglichen sein müssen, damit der Mensch glücklich sei. Um dies zu erreichen, betreibt man die Wissenschaft des Föng schui.

Die Berechnung des Föng schui geschieht von den Professoren dieser Wissenschaft mit Hilfe einer kleinen Magnetnadel, die in einer runden, mit Schriftzeichen bedeckten Holzplatte schwingt. Diese Schriftzeichen geben die detaillierteste Auslegung der acht sogenannten „Kwa“, welche die vielleicht ältesten chinesischen Zeichen sind, und welche die acht dreigliedrigen Variationen einer ununterbrochenen (—) und einer einmal unterbrochenen (— —) Linie darstellen. Da die ununterbrochene Linie das Zeichen für Yang ist, die unterbrochene dasjenige für Yin, so drücken diese Zeichen die relativen Quantitäten von Yang und Yin in jedem dieser acht Elemente aus.

Die auf der Einbanddecke dieses Buches abgebildete Figur zeigt diese acht „Kwa“ in der Stellung, wie sie Fu hsi, der sagenhafte Kaiser, im 29. Jahrhundert v. Chr. erfunden haben soll, mit den beiden Prinzipien Yin und Yang in der Mitte (rot ist die Farbe von Yang). Dieses Diagramm findet man auf Häusern, Fahnen und vielen anderen Gegenständen, es ist seit uralten Zeiten bei den Chinesen in höchster Verehrung und wird immer als Schlüssel für jegliches metaphysische Wissen betrachtet.

Da Rot die Farbe von Yang, d. h. vom guten Prinzip ist, so sind die Visitenkarten in China von roter Farbe, werden Briefe gerne auf rotes Papier geschrieben und muß auf alle Geschenke ein roter Streifen Papier aufgeklebt werden.

Als ich einen Professor der Geomantik nach dem Urgrund seines Föng schui anfragte, gab er mir die folgende Erklärung:

„Yin und Yang sind Zwei, aber zusammen Eins, also drei. Diese Drei ist die heilige Dreiheit. Variierst du zwei Elemente (Kwa) zu je drei, so hast du acht, und acht plus der Eins in der Mitte ist neun. Neun ist die heilige Zahl, die immer wiederkehrt, derentwegen das Reich jahrhundertlang in neun Provinzen geteilt war. Noch heute sind es zweimal neun Provinzen.“

Freilich, bis ich den Mann so weit verstanden hatte, klangen mir zehnmal die Worte in den Ohren:

„Du mußt verstehn!
Aus Eins mach Zehn,
Und Zwei laß gehn,
Und Drei mach gleich,
So bist du reich.
Verlier die Vier!
Aus Fünf und Sechs,
So sagt die Hex,
— — — — —“

weiter gediehen, denn das Baugeld war ausgegangen. Außerdem schienen die Götter und Geister schon mit zwei Stockwerken befriedigt, denn unter dem Jubel der ganzen Stadt war mittlerweile ein erfolgreicher Kandidat vom letzten Termine heimgekehrt. Damit, daß jener Berggipfel durch den Turm um einige Meter erhöht wurde, waren gewisse Geister eben abgehalten worden, die Arbeit der Literaten zu stören. Die weisen Mathematiker sagten: „Der Tiger des Westens ist wieder mit dem Drachen des Ostens harmonisch vereinigt.“

Was so eine kleine Naturnachhilfe ausmacht, wissen wir Europäer immer noch nicht genügend zu würdigen! 1905 hat noch Tschang tsche tung, der bis zu seinem Tode im Jahre 1909 größte Berater und Reformator des Reiches, es gespürt. Er war im Jahre 1904 nach Peking berufen worden und die Siegel der zwei Hu-Provinzen lagen inzwischen in den Händen Tuan fangs¹⁾. Dieser ließ in der Hankow gegenüber am Yang tse gelegenen Provinzialhauptstadt Wu tschang nach europäischem Muster eine Straße über den Berg bauen, der recht hinderlich die Stadt in zwei Teile zerlegt, und hierbei hatte man ganz oben einen Einschnitt ausgehoben, um den Anstieg zu verringern. Gerade dieser Einschnitt aber hatte das Föng schui gestört. „Der Drache der Erde war hierdurch am Rücken verletzt worden.“ Der Vizekönig Tschang tsche tung selbst wurde deshalb nach seiner Heimkehr von einem Rückenleiden geplagt und ließ auf den Rat seiner Ärzte den Straßeneinschnitt wieder auffüllen. Es geschah das noch im Winter 1905!

Die Stadt Kün tschou hat viele reiche Leute. Einen ihrer chinesischen Millionäre, dessen Vermögen in vielen Feldern, in Pfandhäusern und Tabakmanufakturen angelegt war, lernte ich persönlich kennen. Er war ein Mann von mittleren Jahren mit fahlem, gelblichem Gesicht, das mich so ein bißchen an den Geizhals im Bilderbuch erinnerte; freilich hatte ich schon erfahren, daß er wegen seiner geringen Freigebigkeit vom Volke gehaßt wurde, so daß oft Kinder ihm Steine nachwarfen, wenn er über die Straße ging. Er wohnte in einem sehr großen, aber engen und muffigen Häuserkomplex. Und doch konnte er sich etwas leisten. In dem Gewirre von einstöckigen Häusern gab es Telephone, Grammophone, Musikschränke, auf alle chinesischen Zeitungen der Welt war der Besitzer abonniert, und er sprach über Weltpolitik schon so sicher und selbstbewußt wie — unsere Quartaner, die irgendwo etwas aufgeschnappt haben. Zu sechs Frauen hatten ihm seine Mittel gereicht, vier davon waren ihm allerdings durchgegangen. Auch den Rang eines Tao tai besaß er, war also mit Hilfe seines Geldes Exzellenz geworden. Sogar eine Audienz bei seinem Kaiser hatte er sich einmal um die Kleinigkeit von etwa 30 000 Mark verschafft. Er erzählte mir sehr amüsant und haarklein davon. Nur mit einer seiner Frauen war es ihm schlecht ergangen. Bei einer Vergnügungsreise nach Hankow hatte er von ihr, der berühmt schönen Tochter eines Präfekten, gehört. Vollends nach einer flüchtigen Begegnung auf der Straße hatte er alles darangesetzt, sie zur Frau zu bekommen. Und wirklich, seinen geschickten Sendlingen und Mittelpersonen war es gelungen, dem Vater weiszumachen, daß er noch keine andere Frau habe. Außerdem hatte er ja so viele und große Geschenke für die Tochter gesandt, daß der Vater noch jahrelang froh war, für seine Tochter

¹⁾ 1911 beim Versuch, die Revolution in Se tschuan zu unterdrücken, von seinen eigenen Soldaten zum Tode verurteilt und enthauptet.

einen so mächtigen und reichen Mann gefunden zu haben. Und die Präfektentochter muß es auch wirklich gut bei ihm gehabt haben. Sie schenkte ihm zwei Knaben, hübsche Jungen, die in ihrer Art einen ganz wohlerzogenen Eindruck machten. Sie kamen zu mir, waren nicht vorlaut und machten mir bei meinem Besuche eine tiefe Verbeugung und den chinesischen Gruß mit ihren Händchen. Aber dem Schwiegervater war eben schließlich doch zu Ohren gekommen, daß seine Tochter nicht Frau Nr. I bei dem Herrn Gemahl, sondern in Wirklichkeit seine dritte Frau geworden war, d. h. also nur eine Konkubine. Solch eine Blamage hatte man dem Vater, einem Präfekten, der hohe Ämter innehatte, angetan! Da starb die Frau eines Tages ganz plötzlich. Ihr Mann schien darüber untröstlich zu sein, und dazu mußte er nun die Rache des Schwiegervaters befürchten. Wenn man dem jetzt die Tochter tot meldete, würde er sicher alle Hebel in Bewegung setzen, um dem Mann, der ihn betrogen, der ihn um seine Standesehre, sein „Gesicht“, gebracht, zu schaden. Aber in China gibt es in solchen Fällen noch einen Ausweg. Bei meinem Besuch war nämlich die Frau noch nicht begraben; noch waren keine taoistischen Totenmessen für sie gelesen worden, noch wurde sie nicht beweint, sie war noch nicht für tot erklärt worden. Es war, als ob sie noch in dem Hause lebte. In einem Raume ganz hinten, da wohnte sie in einem schönen großen Sarge. Ein besonderer Diener war von ihrem fürsorglichen Gatten für sie angestellt. Dieser hatte täglich für sie zu kochen, ihr die besten Speisen und das auch von ihr bei Lebzeiten so sehr geliebte Opium, diesen willkommenen Vertreiber der Sorgen und der Langeweile chinesischer Frauen, auf einen Tisch vor den Sarg zu stellen und später wieder abzuräumen. Und mehr denn acht Jahre waren es im Jahre 1905, daß die Frau tot war und daß der betrogene Vater mit seinem Prozeß wartete.

Mit aller Gründlichkeit hatte jetzt hier die sommerliche Regenzeit angefangen, die in China jedes Jahr mit dem Einsetzen des Südostmonsuns beginnt und für den Ackerbau des Landes, zumal in dessen nördlichen Teilen, von so ungemeiner Wichtigkeit ist. Acht Tage lang wurde ich dadurch in der Stadt Kün tshou festgehalten. Kein Schiff fuhr mehr auf dem angeschwollenen Han-Flusse und nur barfüßig, in bauschigen Strohkragen und unter riesigen Strohhüten huschten die Chinesen über die Straßen.

So konnte ich erst am 1. April nach Süden zum Wu dang schan aufbrechen. Auf der großen und gepflasterten Pilgerstraße, die dorthin führt, ist heute die Mehrzahl der schönen, alten Steinbrücken verfallen, und wo sie sich erhalten haben, mögen sich die Bäche und Fließchen, wegen deren sie vor 500 Jahren errichtet wurden, längst nicht mehr zwischen den engen Brückenbogen durchzwängen.

Mit Dunkelwerden erreichte ich am ersten Tage von Kün tshou her Tschufungang, ein Kloster, das heute noch 145 taoistische Priester beherbergt und ein beliebtes Absteigequartier für die zahlreichen Pilger bildet. Eine große, hohe Halle zwischen plumpen Holzsäulen und dicken Mauern, mit einem hausgroßen, hölzernen Himmelbett, an dem Dutzende von geschnitzten Drachen waren, wurde mir vom Vorsteher eingeräumt. Überall bekundete jahrhundertalter Staub und Schmutz vornehmste Ehrwürdigkeit. Aus allen Nischen und Türen tauchten im Zwielflicht meine Gastgeber auf, die Priester in ihren langen indigoblauen Röcken mit weiten, breiten Ärmeln, die fast den Boden berührten,

mit dem nach alter Sitte auf dem Scheitel hochgesteckten Haarknoten. Sie schleppten Dutzende von wattierten Decken herbei; jeder wollte sich dadurch so nahe wie möglich an mich und meine merkwürdigen Sachen herandrängen und Gelegenheit bekommen, die „verrückten Krickel“ der europäischen Schrift sich anzusehen. Selbst der lebenswürdige Herr Abt scheute nicht die Mühe, zündete eigenhändig eine der so schwer anbrennenden, dicken, chinesischen Wachskerzen mit dem hölzernen Docht an, ließ kunstvoll ein wenig Wachs an der Wand abtropfen und klebte so nach gut chinesischem Brauch die Beleuchtung des alten kaiserlichen Wohngemachs an der Mauertünche fest.

Das Kloster Tschu fu ngan ist der räumlichen Ausdehnung nach noch heute eine imposante Tempelanlage. Man hat sich hier noch breit ausdehnen können. Es liegt am Fuße des Berges; bis dahin führt der Weg von der Stadt Kün tschou her in einem nahezu 1 km breiten und noch so gut wie ebenen Tale. Wiederum treffen wir hier auf vier hintereinanderliegende Höfe, wiederum prangen die Mauern in dickem, rotem Baumwollstuck; wie überhaupt das Kloster eine Wiederholung des Kaiserpalastes von Kün tschou darstellt, nur eben in kleinerem Maßstabe. Trotzdem an diesem Orte die Hälfte sämtlicher Priester des ganzen heiligen Berges vereinigt war und noch immer ausgedehnter Landbesitz reiche Pachtsummen einbrachte, konnte man auch hier kaum irgendwo bemerken, daß in den 500 Jahren, seitdem alle die Tore, Treppen und Hallen auf den Wink eines Chinesenkaisers entstanden waren, je einmal wieder eine Reparatur für nötig befunden worden wäre. Wo nicht die Tritte der frommen Pilgerscharen hingelangen, wuchern überall in üppigstem Wachstum Sträucher und Gräser aus den Steinfugen. Wenige Bronzegeräte lassen die wirkliche Pracht der einstigen Blütezeit erraten. Nur was in Kriegszeiten den Rebellenführern zu schwer oder des Mitnehmens nicht wert war, scheint heute noch vorhanden zu sein, darunter eine eineinhalb Meter hohe, mit Drachen geschmückte Bronzeurne, die auf dem Vorplatz des hintersten Quergebäudes aufgestellt ist.

Von Tschu fu ngan ab findet man in der Richtung nach dem Wu dang schon alle paar hundert Meter an Kreuzwegen und Windungen des Fußpfades ein kleines Steintempelchen, in jedem eine kleine Statuette eines Ling kwan, eines Schutzgottes und Führers, und davor eine Opferschale, einen alten Scherben zum Sammeln der Gaben. Es sollen an die tausend solcher Tempelchen sein. Oft steht daneben ein Priester, der, wenn fromme Wanderer nahen, auf eine eiserne Glocke schlägt. Bei jedem werfen die Pilger im Aufstieg einen Kupfercash ein und machen eine tiefe Reverenz. Andere und zwar große Tempel stehen auch noch weiter oben am Wege. Von diesen sind aber viele heute unbenutzt, die vielteiligen Holztüren an ihrer Front hängen nur noch lose oder halb in den alten Steinangeln, das Dach ist verfallen und die im Innern thronenden Götzen vergehen langsam zu Staub und Erde, ohne daß sich ein Mensch darum kümmert.

An mehr denn einem halben Dutzend großer Tempelanlagen kam ich an meinem zweiten Pilgertage vorbei. Auf einem kleinen Pfad, oft auf steilen, unbequemen und ermüdenden Steintreppen ging es jetzt einem der schmalen Seitengrabe des Berges entlang aufwärts. Links und rechts fallen die Hänge zu engen, in hohes Gebüsch gehüllten Schluchten ab, in denen sich kaum zugänglich wilde Bäche hinwinden (Tafel V). Man hatte sich beim Wegbau immer dem Gelände anpassen müssen. Die Gebäude sind hier oben enger zusammen-

gedrängt. Sicher ungern und nur, weil es sich nicht anders machen ließ, hat man das Schema etwas verändert, hat oft viele hohe und schmale Steinstufen vor die Tempel gesetzt. Aber immer wieder findet man die Rampen und Galerien mit dem gleichen in sich verzapften Steingeländer, ganz wie wir es auch an den kaiserlichen Tempeln zu Peking sehen können. Immer wieder stoßen wir auf die gleichen, großen Pavillone, die hohe Stelen schützen und schmücken.

Immer und ewig kommen die gleichen Elemente der alten chinesischen Architektur zur Anwendung. Nirgends bekam ich das Gefühl, daß sich die Erbauer noch zu einem anderen, einem neuen Gedanken aufschwingen könnten. So würde dieses der Ausdehnung und ganzen Anlage nach zu den großartigsten Schöpfungen des Mittelalters gehörende Werk für uns moderne Europäer unendlich ermüdend wirken, wäre nicht die Verteilung der einzelnen Baugruppen so geschickt gelöst, würden nicht die Architekturelemente die Sonderbarkeiten der Natur ausnutzen und sich in so entzückender Weise in sie eingliedern.

Man kann Bücher über den Wu dang schan schreiben, und die Chinesen haben dies sogar schon getan. Eine achtbändige Beschreibung des T'ai ho schan — wie der Berg in den Büchern genannt wird — kam in meinen Besitz. Auch in der Chronik und Ortsbeschreibung von Stadt und Land Kün tschou, einem Werk von gleichfalls acht Bänden, findet sich unter einem Wust grotesker Behauptungen, neben der Aufzählung der sittsam und unverheiratet gebliebenen Witwen, neben den glücklichen Examenskandidaten, den Föng schui-Konstellationen, den Mißgeburten, Erdbeben und Wassersnöten einiges, was auf die Geschichte des Berges bezug hat.

Auf Schritt und Tritt drängte sich mir bei meinem Besuche Typisches und Charakteristisches aus dem chinesischen Leben auf. Wie alles in China, so sehen auch diese Bauten hier erst auf eine ziemliche Entfernung hübsch aus. Daß sie verwahrlost sind und langsam verfallen, daran nimmt nicht einer unter den Millionen von Pilgern Anstoß. Viele fliegende Händler betreiben am Wege ihren kleinen Handel, und je höher ich kam, desto zahlreicher stellten sich Bettler ein; jammervolle Gestalten, halb oder vollkommen nackt, Aussätzeige mit den fürchterlichsten Entstellungen, Menschen, die sozusagen nur noch zur Hälfte vorhanden sind, haben da ihre Wohnungen am Wege. Oft muß der schmale Pfad noch um ihr Strohhüttchen herum, das winzig klein und so gräßlich schmutzig ist, daß bei uns kaum ein Hund darin hausen möchte. Da liegen sie im Schmutze der Straße, zehenlos oder mit gelähmten atrophischen Gliedern, womöglich noch blind, die unglücklichsten Geschöpfe der Erde. Jammerwürdig um einen einzigen Cash schreiend, schlagen sie mit ihren oft kaum mehr menschenähnlich aussehenden Gesichtern rhythmisch auf den Boden. Es ist das härteste Schicksal, hilflos und arm im armen China zu sein! Aus weitem Umkreis haben sich diese schrecklichen Wesen an den heiligen Berg zusammentragen lassen; sterben sie endlich, so werden sich nur noch die vielen herrenlos um ihre Wohnlöcher herumlungernenden rüdigten Hunde um den Kadaver streiten. Solange sie aber noch leben, müssen sie alle von morgens bis abends schreien und ohrenzerreißend jammern. Nur wer den Berg hinaufsteigt, gibt, und von diesen nur wenige, aber sicher kein einziger, der herabkommt; und wenn etwas für diese Armen abfällt, dann ist es „ga ts'ien“, ein fast wertloses falsches kleines Kupferstück. Man könnte meinen, auch das Geld habe hier den Aussatz bekommen. Nie mehr sah ich in China so viel schlechtes Geld wie hier. Jahre-

lang haben wohl die Pilger alle Stücke, die von niemand mehr angenommen werden, zusammengespart, um sie hier als Almosen und Opferpfennige nützlich zu verwerten. Wie chinesisches Geld sieht's ja aus: es ist rund und hat in der Mitte ein Loch.

Die Mandarine der Umgebung wußten mit dieser Anhäufung von kleinen schlechten Kupfergeldstücken in ihrem Bezirk zu rechnen, und zwar taten sie dies auf ihre Weise. Wenn nach guter Ernte Getreide und Reis billig waren, füllten sie die amtlichen Staatsspeicher frisch, und kurz vorher kam jedesmal ein Edikt heraus, daß jetzt die kleinen Cashstücke denselben Wert hätten wie die großen. Vorsorglich hatten aber die Stadtväter und ihre Sekretäre, ehe sie dies verordneten, auf billige Weise Vorräte an schlechtem Geld angelegt. Nun wurden große Getreidemengen mit schlechtem Geld aufgekauft; war aber das Getreide nach Jahresfrist teuer geworden und fing man an, einen Teil der Speicher zu leeren, dann ging sicher ein Edikt voraus, das den Wert des kleinen Geldes nach dem tatsächlichen Kupfergewicht auf nur ein Drittel oder ein Viertel des großen herabsetzte.

Auf dem Wege zum Gipfel kann man in der Form einer jener „Moritaten“, wie sie bei uns auf Jahrmärkten üblich sind, um 5 Cash, das ist etwa $1\frac{1}{4}$ Pfennig, eine Darstellung (Abb. 2) der Sage kaufen, die sich das Volk von dem Berge erzählt.

Tai tse, Prinz, wird der Held darauf genannt. Seine Eltern, seine Geburt sind darauf zu sehen, und wie er beschließt, Priester zu werden (rechts unten in Abb. 2). Er verläßt seine Familie und seine Stadt und kommt nach mancherlei Irrfahrten zu einem Platz, wo er die Göttin Lao mu trifft, die eben an einem dicken Metallstück feilt. Auf seine erstaunte Frage, was sie denn da mache, antwortet die Göttin dem Prinzen: „Ich mache eine Nähnadel.“ „Aber das kann man doch nicht aus einem solch großen Stück machen,“ meint der Prinz. „Gewiß,“ erwidert die Göttin Lao mu, „mit Geduld und Fleiß läßt sich aus dem größten Block eine Nähnadel feilen.“ Damit zeigt sie dem Prinzen, daß zur Ausführung seines und eines jeden Vorhabens Fleiß und Geduld notwendig seien. Diese Nadel der Göttin Lao mu wird heute noch in einem Tempel auf dem Wege zum Gipfel gezeigt. Sie ist aus Bronze, steckt aufrecht tief im Boden und ist oben 25 cm dick. Es ist dies die Illustration zu einem heute noch viel gebrauchten chinesischen Sprichwort.

Krähen weisen dem Tai tse den Weg zu dem Bergkloster, wo ihn die Priester feierlich empfangen. Als es bekannt geworden, wohin der Prinz gegangen, wollten ihn Soldaten einfangen und ihn von diesem, den gewöhnlichen Chinesen äußerst verhaßten Schritt abbringen. Aber Tai tse macht mit einem göttlichen Wunderschwert einen tiefen Graben, so daß jene nicht zu ihm herüberkommen können. Das Ende ist, daß Tai tse vollkommen und ein Gott oder Halbgott wird. Als solcher ist er in Abb. 2 links oben auf einem Phönix sitzend dargestellt¹⁾.

¹⁾ Der Inhalt des Bilderbogens bezieht sich wahrscheinlich auf die Laufbahn des Hsüan ti, des „dunkeln Gottes“. Er wurde geboren als Sohn des Königs Tsing yo und soll mit 15 Jahren Vater und Mutter verlassen haben. Er zog sich auf den Berg Tai ho schan oder Wu dang schan zurück und lebte dort 42 Jahre als Asket. Er wurde später der Gott des Polarsterns und wurde schon vor der Sung-Dynastie verehrt. Ursprünglich hieß er Hsüan wu, die Sung-Dynastie betitelte ihn Tscheng wu, die Yüan-Dynastie Scheng yin, unter den Ming hieß er „der gerechte und weise Fürst des Nordpols“.

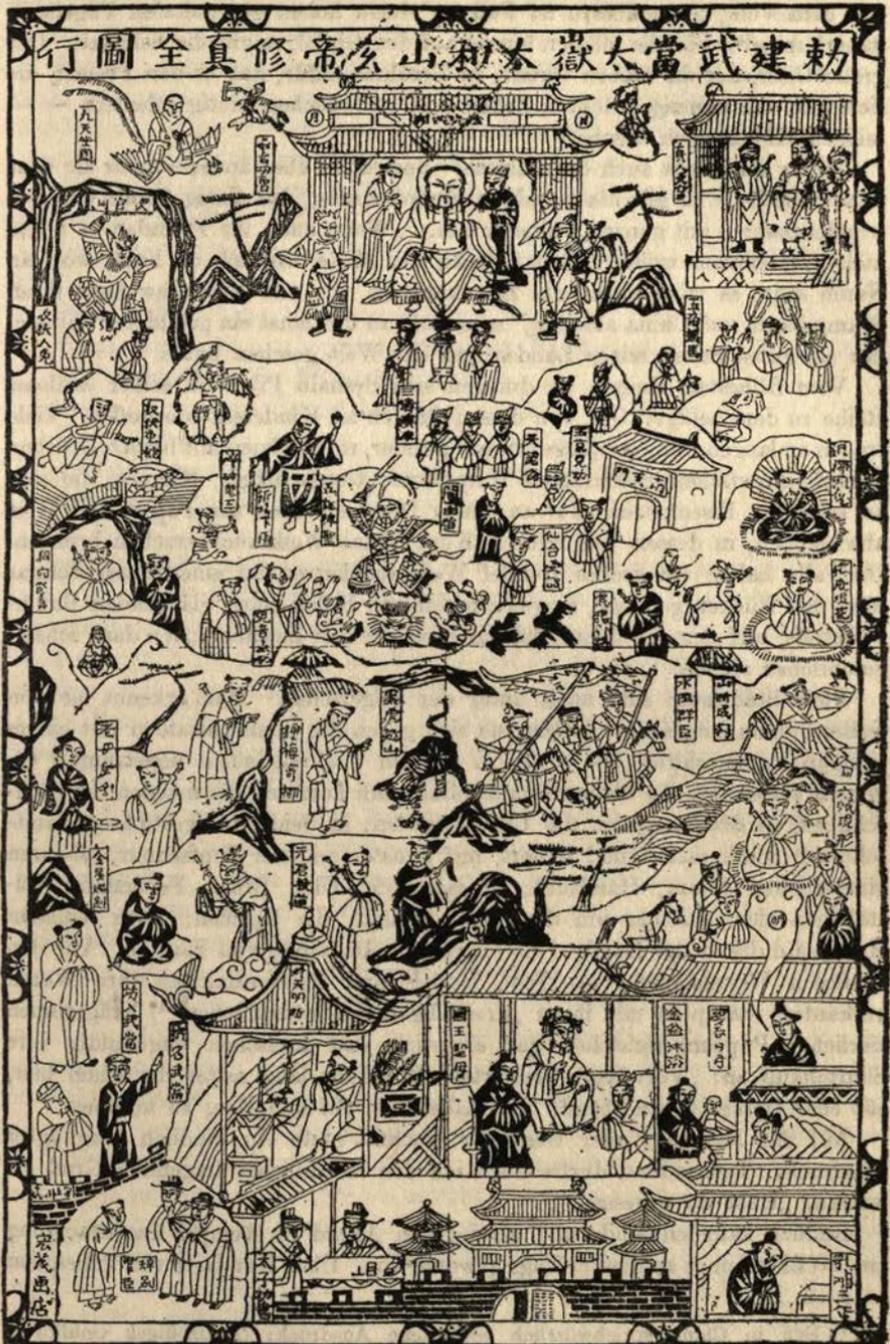


Abb. 2. Das Leben des Tai tse vom Wu dang schan im volkstümlicher Darstellung.
(Verkleinerung des chinesischen Druckes.)

Zu dem heiligen Berge eilt nun heute mit fliegenden Fahnen reich und arm, Bauer und Literat, vornehm und gering, Damen in Sänften, von ihren Dienern begleitet, die ihnen die Pfeife und andere Necessaires nachtragen, die Frau

aus dem Volk, die mühsam zu Fuß an einem hohen geschnitzten Pilgerstab daherhumpelt. Sie alle müssen hinauf auf den Gipfel, es gilt die Seligkeit. Der große Geist, der da droben thront, ist berühmt dafür, daß er den Frauen, die sich ihre zusammengedrückten Zehen und Fußknochen blutig scheuern — reichen Kindersegen beschert.

Wofür sonst lebt auch der Chinese? Spricht er über anderes mehr als über seine Familie? Es gilt die gewaltige Fortpflanzung, das einzig Große und Bewundernswerte am ganzen Chinesentum. „Wenn auch ihr Fremden es heute nicht anerkennen wollt, daß das Reich der Mitte wirklich da liegt, wo sein Name sagt, es wird sicher die Zeit kommen, wo alle Erdenbewohner ihren Stammbaum von China ableiten,“ so meinte zu mir einst ein gebildeter Chinese, der ein gutes Stück seines Landes und der Welt gesehen hatte.

Vom frühesten Morgen an drängen sich deshalb Pilger in schier endloser Reihe zu dem heiligen Ort, von dessen Besuch sie Kindersegen erhoffen. Viele tragen an langen Bambusstangen bunte Bänder, rote Fahnen mit blauen Drachen darauf, dazwischen marschieren Hornbläser, Gongschläger, Männer, die sich an schweren Eisenketten oder an einem Drachenmodell aus Papier und Holz abschleppen, in dessen vergoldetem Kopf dünne Weihrauchkerzen brennen. Und alle haben ein großes Bündel Weihrauchkerzen an einer roten Schnur über den Rücken gehängt, eingewickelt in ein Stück roten glänzenden Baumwollstoffs, auf dem groß und schwungvoll die drei Zeichen: „Wu dang schan“ geschrieben stehen.

Viele Stadtleute sind auch unter der Pilgerschar. Man erkennt sie von weitem, denn sorgfältig schützen sie sich gegen die Sonnenstrahlen mit einem riesigen Papierschirm, der schon in weitem Umkreis einen penetranten Ölgeruch verbreitet. In blauen Baumwollkleidern kommen die meisten, in Tuchschuhen, in Strohsandalen die Unbemittelten; in Seide mit gestickten Samtschuhen, frisch rasiert und frisiert, mit feinsten seidener Zopfschnur, all ihren zimperlichen Kram, Handtuch, Wasserpfeife, Uhr, Brille, Feuerstein, Eßstäbchen usw. sichtbar um den Leib gehängt, die Reichen; nach feinstem Moschus duftend der Dandy. Es folgen sich Dutzende von Sänften. Vor den zahllosen Wirtshäusern, wo Tee-, Nudel- und Reisspezialisten ihre Waren verkaufen, stampfen mit ihren „dreizölligen Goldlotusfüßchen“¹⁾ Trägerinnen zierlicher Puppengesichtchen gar ärgerlich und kreischen ungeduldig ihre Sänftenkuli an: „Vorwärts! Vorwärts! Ein Jahr lang rastet ihr schon hier, eßt euer Opium heute abend. Ich habe Eile, auf den Berg zu kommen.“

Auf der Mehrzahl aller Gesichter leuchtet stets ein kindlich vergnügter Ausdruck. Tausendmal durfte auch ich den freundlichst fragenden Gruß erwidern: „Hast du gegessen?“

Endlich kam ich müde und matt gegen Abend im Tempel Tse hsiao gung an. 80 Li sollen es an diesem Tage gewesen sein. Über Hunderte von unbequem

¹⁾ Der in China sprichwörtlich gewordene Ausdruck: „dreizölliges Goldlotusfüßchen“ (kin lien) soll von Pan, einer berühmt schönen Konkubine des Kaisers Hsiao pao kwan (499—501), herkommen. Pan soll nach der Ansicht vieler Chinesen (es ist aber nicht sicher erwiesen) die erste Frau gewesen sein, die sich die Füße gebunden habe. Und als sie einst vor dem Kaiser auf einem mit goldenen Lotosblättern eingelekten Boden tanzte, war der so entzückt davon, daß er immer wieder ausrief: „Seht, jedes ihrer Füßchen kann nur eines der drei Zoll langen Lotosblätter decken!“

hohen Steinstufen ging es zuletzt noch sehr steil hinauf. Aussätzige Bettler wollten hier helfen und mich schieben. Von diesen gehetzt kam ich ganz atemlos oben an. Durch eine tausendköpfige Menge wurde ich aber gleich zum Vorsteher und zu dem hier stationierten Leutnant hineingestoßen. In drangvoll fürchterlicher Enge saß ich zunächst dort über drei Viertelstunden lang und tauschte mit jenen Herren Liebenswürdigkeiten aus.

„Älterer Bruder,“ fragte mich der sicher siebzigjährige Abt, „wie groß ist dein hohes Alter?“

„Ich habe unnütz ‚fünfzig‘ (!) Jahre verstreichen lassen,“ log ich bescheiden drauflos.

„Was ist deine hohe Abstammung?“

„Meine durch Armut heruntergekommene Familie trägt den Namen Ta.“

„Wie viele ehrenvolle Söhne hast du?“

„Zwölf (!) unnütze Bengel belästigen mich.“

„Großer Mann, du bist ein tugendreicher Herr!“

„Aus dem ganzen erlauchten Reich pilgern die Menschen zu eurem kostbaren Berge,“ erlaubte ich mir einzuwerfen.

„Es ist heute niemand hier,“ entgegnete der Abt.

Endlich erlöste mich die Nachricht, daß ein Zimmer sich für mich gefunden habe. Jetzt erst durfte ich, so durstig ich auch auf dem langen Marsche geworden war, nach der vor mir stehenden Teetasse greifen. Es ist nämlich in China strenge Sitte, daß man bei Visiten erst im Augenblick des Aufbrechens von dem stets gleich nach der Ankunft vorgesetzten Tee etwas schlürft.

Am Ende der hohen Treppe ist im Tse hsiao gung, mit der Front gegen Süden, der Haupttempel. Weitläufige Höfe gibt es hier nicht mehr. In dieser Höhe lassen die steilen Hänge dafür keinen Platz übrig. Uralte, bis zu 1 m dicke und noch rund gelassene Stämme tragen auch hier das mächtige Dach des Tempels. Unter diesem versammelten sich nach Einbruch der Dunkelheit die Pilgerscharen. Viele knieten am Boden mit zusammengelegten Händen. Wenige Wachskerzen nur verbreiteten einen schwachen Lichtschein in dem stark duftenden, von Weihrauch erfüllten Raume. In der Mitte vor dem Altar aber stand eine Gruppe von Bauern und Priestern, dort züngelte eine mächtige Flamme vom Boden viele Meter hoch bis an die pechschwarze Decke hinauf. Im Takte kleiner Metallglocken, mit endlosem skandierendem Gesang verbrannten sie langsam lange, lange gelbe Papier- und Tuchstreifen, bedeckt mit Schriftzeichen, mit den Namen von allen, die hier Weihrauch selbst angezündet haben, und auch von denen, die sich dabei von ihren Verwandten oder Freunden haben vertreten lassen. Gespensterhaft schauen hinter zahllosen roten seidenen Vorhängen die starren Züge riesenhafter bärtiger Götterfiguren herab. Vor den allergößten Göttern sitzen kleinere, gleichfalls in bunte Mäntel gehüllt. Ein breiter Altar mit schönen Bronzegefäßen, mit Vasen und Leuchtern trennt dieses Pantheon von der Pilgerschar. Eine Menge Weiber drängt sich in einer Ecke an zwei Kupferbecken und reibt daran Cashstücke, die die göttliche Schutzkraft des Beckens ihren Kindern nach Hause mitbringen sollen. Endloses Krachen von Feuerwerkskörpern, mißtönende Gongschläge, dumpfe Laute alter eiserner Glocken und Trommelklang schallen aus dem Tempel zu den stillen, schroffen Felswänden hinaus.

Als endlich die Tausende von Namen verbrannt waren, als die letzten

Frauen mit ihren zu Amuletten geriebenen Cashstücken die Halle verlassen hatten, als es nahe an Mitternacht war, klang immer noch gruseliger Füstelgesang aus der Halle: bei dem klappernden Ton einer Holztrommel beteten die Priester noch weiter zu ihrer Geisterwelt.

In dem Raume neben mir ging es dann noch immer hoch her. Solche Pilgerplätze, das sind die lustigen Orte in China. Da gibt es Trinkspiele und Kartenspiele und fidele Kameraden. Da ist schon manch einer als reicher Mann hinaufgestiegen, hat droben seine ganze Habe verspielt und ist schließlich auf dem Berge dann ein frommer Priester geworden. Bis zum frühen Morgen hörte ich, nur durch dünne Holzwände getrennt, Singsongmädchen an Gitarren zupfen und ihren opiumrauchenden Brotherren mit schrillen Tönen die Langeweile vertreiben. Kurz nur ist Ruhe in den überfüllten und von süßlichem Opiumgeruch geschwängerten Räumen, wenn endlich nur noch Nachtwächter mit ihrer Klapper wach sind.

An meinem dritten Pilgertage zum Wu dang schan kam ich schon eine halbe Stunde hinter meinem letzten Nachtquartier zum großen Tempel Nan yang gung. Auch hier befindet sich eine verwirrende Menge von Götterfiguren, nach deren Namen ich mich vergeblich bei den Priestern erkundigte (Tafel VII). Wenn man dort an einem großen Steinpavillon, der ganz an denjenigen vom Kün tschou-Palast erinnert, vorbeigekommen und durch treppenreiche Höfe schließlich hinter den großen Haupttempel gelangt ist, so findet man auf einem schmalen Felsband, das sich in eine riesige, glatte Felswand hineinzieht, noch einige kleine, von Bronzefigürchen erfüllte Tempel und, in Stein gehauen, das Bild des Tai tse, auf einem Drachen schlafend. Frommer Pilger Hände haben jetzt für ihren Liebling eine seidene Decke gefertigt und über ihn gelegt. Von diesem Felsband aus ragt drei Meter weit über hohe, senkrecht und glatt abfallende Felsen eine ganz schmale Steinplatte hinaus, an deren Spitze ein aus einer Wolkenmasse sich herauswindender Drache in Stein ausgehauen ist (Abb. 3). Auf die Krone des Drachenkopfes neue Weihrauchkerzen zu stecken, ist der Wunsch vieler Besucher geworden. Ungezählte Opfer verlangt dieser grausige Kult alljährlich. Denn wehe dem, den Schwindel packt, wenn er einmal den schmalen und unebenen Tugendsteg betreten! Aber was tut in China nicht ein frommer Pilger, was nicht erst eine Frau, um ihrer Familie den ersten Stammhalter zu schenken? „Fu jen“, „fu bau jen“, „Glücktragemensch“, sagt man allgemein für die Frau im Nordchinesischen, denn ihr Zweck ist, den Sohn zu tragen, das höchste Glück der Chinesen, den Nachkömmling, der dem Vater, wenn er ins Jenseits gegangen ist, die Opfer darbringt.

Ich vermute, daß hier an dieser Felswand der älteste Teil der ganzen Anlage ist. Es war offenbar eine Einsiedelei, vielleicht die eines buddhistischen Mönchs, denn hier finden sich sonderbarerweise auch einige buddhistische Götterbilder, denen aber die taoistischen Priester wie ihren eigenen huldigen, obwohl sie — wie ich mich überzeugt habe — genau wissen, daß es nicht zu ihrer Mythologie gehörige Götter sind. Hier wird auch ein großes goldenes Schwert gezeigt, das in einem Felsen steckt: Tai tse's Wunderschwert, mit dem er die unübersteigbare Schlucht geschaffen hat, über die die Soldaten ihm nicht folgen konnten.

Ganz nahe bei diesem Tempel liegt der Wu ya ling, der Krähenpaß (Tafel VII), wo Tausende von heilig gehaltenen Krähen auf die Fütterung durch Pilger warten.

„Wu yā! Wu yā!“ (= Krähe) rufen ihnen die Leute zu, und schwarze Schwärme kommen ganz zahm heran und verziehen sich erst wieder auf: „Mo you lā“ (= „Hab' nichts mehr“).

Von diesem schmalen Passe gibt es zum turmartig sich erhebenden Gipfel hinauf einen steilen Treppenweg. Bei meinem Besuch war dieser aber noch unter fußtiefem winterlichem Schnee begraben. Man mußte auf kleinen, elenden Wegchen um mehrere, bizarr aufsteigende Felstürme herumsteigen. Weiter hinauf kommt auch keine Sänfte mehr. Hier hieß es bei meinem Besuch bald durch tiefen Morast, bald durch Schnee und über steil geneigte vereiste Platten klettern. Aber auch darüber plagten sich Chinesenfrauen in ihren Zeugstiefelchen, mit ihren Puppenfüßchen haltlos im Schlamm und Schnee einsinkend. Ist der Weg vereist, so rutschen sie auf den Knien darüber. Und dabei hört man keine Klage. Man weiß es ja auch nicht anders. Dort, in jenen Gebieten, trägt jede Frau, arm und reich, ihre Füße zusammengeschnürt. „Tz!“ schnalzt es. „Ah! was ist der Gang jenes Fräuleins so nett,“ so hört man oft einen Kenner ausrufen, wenn ein Mädchen, mit jungfräulichem, dickem Zopf auf dem Rücken, das breite Gesicht geisterhaft weißgeschminkt und mit dem gemalten roten Tupfen in der Mitte der Unterlippe, in leuchtend farbiger, kurzer Seidenjacke, in langen, weiten Hosen auf winzigen Füßchen unsicher mit einem Stock über die Straße stelzt. Und nun denke man sich diese hilflosen weiblichen Wesen auf einem überaus mühseligen Bergpfad! Aber Hunderte von solchen armen Frauen fand ich da hinaufkrabbeln.



Abb. 9. Der heilige Drachenkopf des Wu dang shan.

Eine ganz enge steile Wendeltreppe mit einem hohen alten Steingeländer, behängt mit zahllosen dicken Eisenketten, führte mich zum Schluß auf den höchsten Gipfelturm des Berges. Auf dem winzigen, mit Mühe etwas erbreiterten Platz, zwischen häßlichen Holzschuppen und zwischen den in Jahrhunderten hierher gestifteten Papieröfen (hsi tse lu) und Glocken aus Bronze und anderem Material, erscheint in der Mitte, von den Priestern sorgsam behütet, ein ent-

zückendes Schmuckkästchen, ein ganzer Tempel, massiv aus im Feuer vergoldeter Bronze. Nichts Eigenartiges! Nein, in nichts auch nur etwas von der gewöhnlichen Bauart für Dächer, Gebälk und Wände abweichend. Aber alles hier aus Bronze mit einer heute wunderbaren Patina. Aus dem feinsten Material sind säuberlich alle Details gegossen und ziseliert. Der Tempel erhebt sich auf einem schönen Marmorsockel, aus einer kleinen Balustrade, mißt an der Basis 5 m auf 3,5 m und ist etwa 5 m hoch. Er ist heute und schon seit der Ming-Dynastie von einem hohen bronzenen Schutzgitter umgeben und enthält mit der Front gegen Osten ein großes, hinter zwei Tischen sitzendes Bild eines jungen Mannes, den Tsch'eng wu ts'u se ye, umgeben von zwei stehenden und ihm dienenden Göttinnen und zwei Rittern mit Schwert und Lanze, alles aus Bronze (Tafel VI).

Von dem 1600 m hohen Gipfel des Wu dang schan genießt man auch eine wunderbare Aussicht. Über zahllose Felstürme hinweg trifft der Blick in wilde, unzugängliche Schluchten. Dichtestes Gestrüpp, alte Fichten und Eichengebüsch, decken noch wie in alter Urzeit viele Hänge des Berges.

Der Gipfel steht nicht ganz frei. Es ist nicht ein besonders auffallender Berg. Durch seine Natur allein scheint die Heiligkeit nicht entstanden zu sein. Zumal, wenn man von ihm nach Süden schaut, fällt noch mancher stolze Gipfel auf, der dem unseren in nichts nachsteht. Dort türmt sich eine Kette dicht hinter der anderen auf. Wir sind mitten in einem wilden Gebirgsland, wir sind schon hier in dem gewaltigen Kuen lun-Gebirgssystem, welches von Tibet her sich weit in das östliche Asien hineinzieht. Zu diesem, glaube ich, gehört nicht bloß die Wasserscheide, die südlich und parallel zu den uralten, im Wei ho-Tal gelegenen Kulturstätten aufsteigt und die unter dem Namen Tsin ling schan bekannt ist. Noch innerhalb des eigentlichen China, innerhalb der 18 Provinzen, hat der Kuen lun-Gebirgsstamm mit seinen NW—SO streichenden Zügen und Schichten eine breite Ausdehnung, und der Han-Fluß, der eng und tief in ein Felstal von alten Schiefeln eingeschlossen ist, so daß wir vom Wu dang schan aus nur ein kleines Stückchen seines Tales erkennen können, fließt in Längstälern innerhalb dieses Gebirges. Eine Längsfurche, noch ausgesprochener als das vielfach gewundene und junge Tal des Han kiang, erscheint auch südlich des Wu dang schan. Ihr folgt die Straße, die den Landverkehr von Hsiang yang fu nach Hsing ngan fu vermittelt.

Der Han, den ich das Jahr vorher mit Filchner zusammen weit hinauf kennen gelernt, hat ungefähr von der Kün tshou-Gegend ab noch in ein zweites Gebilde sich einzugraben. Vom Wu dang schan nach Norden gesehen, sieht man nämlich zwischen den vielen hohen und langgezogenen Kuen lun-Gliedern, die alle NW—SO ziehen, noch ein halbhohes Hügelland, das von Runsen und Wasserrinnen unendlich wirr zerrissen ist. Die Rücken und Grate dieses Labyrinthes nehmen sich aber aus der Ferne und vom Wu dang schan herab noch gleichmäßig hoch wie eine Hochfläche aus. In der Nähe betrachtet, sind es meist rotgefärbte Schichten, sandig, oft mergelig, noch wenig gestört und noch meist horizontal gelagert. Immer wieder stieß ich hier in den Tälern auf diese Schichten. Nicht bloß am Han-Fluß, auch am Dan-Fluß und an anderen einst tief erodierten Flußbetten ziehen sie sich weit hinauf. Knochen und große, schwärzlich gefärbte Zähne von Säugetieren finden die Chinesen zuweilen darin, und da diese Zähne ihnen als Drachenzähne und als gesuchte Medizin

gegen Augen- und Magenleiden gelten, so trifft man sie öfters in den Apotheken, ja sie werden bis nach Schanghai verhandelt. Ich selbst besitze von hier einen Rhinozeroszahn. Es sind pliozäne Schichten, die die alten Talmündungen ausgefüllt haben und nun in der Jetztzeit selbst wieder vom Wasser abgetragen werden. Ob man hierbei an eine staffelförmige Hebung des Gebietes oder an eine weitere Senkung des Vorlandes zu denken hat, konnte ich nicht entscheiden¹⁾.

Vom Gipfel hinab nach der Stadt war ich wieder zweieinhalb Tage unterwegs. Die Zeit, die ich auf das Studium dieser großartigen Schöpfung der ersten Ming-Kaiser verwenden konnte, war leider nur kurz. Die Sorge um mein mittlerweile den Dan-Fluß aufwärts bis nach Lung tschü tschai unter Obhut eines eingeborenen Dieners reisendes Hauptgepäck und um die Pferde, die mich an jenem Orte erwarteten, trieb mich vorwärts. Neidische Regentage hatten mich ja schon viel zu lange festgehalten. Und dann hatte ich, als ich zum Wu dang schan aufbrach, nur damit gerechnet, einen der gewöhnlichen Pilgerplätze zu besuchen. Er sei eben für den Bezirk der Mittelpunkt des häßlichen Götzendienstes, hatte mir ein Missionar erzählt. Missionare suchen solche Plätze möglichst nicht auf, da sonst das Volk meint, daß auch sie nebenbei an seine Götzen glauben. Als Frau Kristensen in Kün tschou einige Chinesenfrauen, die in die christliche Lehre eingeführt werden sollten, ermahnte, nicht mehr ihre alten Götter anzubeten, hieß es gleich: „Warum denn nicht? Eure Leute“ — ich war gerade unterwegs — „pilgern ja auch zu den unserigen.“

Am Morgen des 7. April ließ ich mich kurz oberhalb der Stadt Kün tschou über den Fluß setzen, wo jenseits am linken Ufer, wie angeklebt an eine steile Felswand, ein kleiner hübscher Tempel die Stelle bezeichnet, an der einst die Tochter des Kaisers Yung lu gewohnt haben soll. Auch diese Stelle ist heute ein Wallfahrtsort für kinderlose Frauen. Dann ging der Weg zwischen den roten mergeligen Sandsteinhügeln weiter. Ein ganz schmaler Saumpfad war es nur. Um alle Äckerchen, um Tabak- und Reisfelder mußte er sich herumwinden.

Ich war dabei wieder nur von drei Lastträgern und von Ma begleitet. Leider hatte sich der Mandarin nicht bereithalten lassen, mir eine wiederholt nachgesuchte Begleitung durch einen seiner Soldaten zu gewähren. Den einheimischen Bauern und Lastträgern gegenüber ist solch eine Eskorte, auch wenn

¹⁾ Ich möchte an dieser Stelle auch auf die in Teil I Blatt 1 der kartographischen Ergebnisse meiner Reise zum Ausdruck gekommene jugendliche Versenkung des Han kiang in eine schier 200 m höhere und viele Kilometer breite Terrasse hinweisen, die bei Kün tschou und bis über Lao ho kou hinab zu erkennen ist (Tafel II). Es stehen dort steil gestellte Schiefer an, und der Han strömt eng geschlossen und füllt noch so gut wie überall sein ganzes Bett aus. Ist man aus seinem engen Flußgraben herausgestiegen, so sieht man über eine heute natürlich schon vielfach zernagte Fläche hinweg, aus der erst in der Ferne die im Norden und Süden den Han begleitenden Bergketten emporsteigen. Derartige Stufen und Terrassen, die nicht etwa durch die Struktur und den Bau des Gebirges bedingt sind und auch nicht den zurückgebliebenen pliozänen Resten entsprechen, fallen dem Reisenden wie am Han so auch am unteren Yang tse in die Augen und scheinen dem Talniveau einer Zeit zu entsprechen, als das ganze Land wie das Vorland und die jetzige chinesische Ebene noch nicht so weit und tief wie heute versenkt war.

Die Beschaffenheit der pliozänen Reste deutet auf eine trockene Steppenperiode hin, in der auch noch die Gebirge Mittelchinas wie etwa die Berge im heutigen Hochland von Iran in ihrem eigenen Schutt versanken.

sie wie gewöhnlich nur aus einem mit einem papiernen Regenschirm bewaffneten Jüngling besteht, das Zeichen, daß der Fremde das Recht hat, im Lande zu reisen. Sie gibt das Ansehen, das „Gesicht“, wie man sich in China ausdrückt. Der begleitende Soldat kennt zwar meist nicht einmal den Weg, aber er hat auf seiner farbigen Bluse in der Mitte vorn und hinten je einen großen stempelartigen Fleck mit der Aufschrift, wem er gehört, und dieser Stempel bürgt für den Frieden. Trotzdem nun die Grenze zwischen den Provinzen Ho nan und Hu pe wegen ihrer Räuber berüchtigt ist und gerade hier ein schwungvoller Salzschnuggel¹⁾ viel Gesindel anlockt, hatte mir der Mandarin von Kün tschou erwidern lassen, er habe überhaupt keine Soldaten, ich solle allein gehen. Kein Wunder wurde ich schon im ersten Nachtquartier hinter der Stadt mit dem Rufe geweckt: „Herr, wir sind bestohlen worden!“ Ich hatte mit Ma im Hauptraum einer ländlichen Gaststube in einem strohgedeckten Lehmhause auf dem Kang geschlafen. Der Wirt war mit zwei anderen Männern im Nebenraum geblieben. In der ersten Morgenfrühe wurde nun entdeckt, daß Geld und einige unwichtigere Gegenstände, vor allem aber mein kostbares, hier unersetzliches Aßmannsches Aspirationspsychrometer, sowie ein Siedethermometer, die ich beide am Abend vorher noch benutzt hatte, fehlten. Ein Dieb hatte sich in der Nacht ein enges Loch unter der Lehmmauer gegraben, so eng und schmal, daß ich erst lange nicht an die Möglichkeit glauben konnte, daß überhaupt ein Mensch sich da hindurchzwängen könne. Der Verlust der Instrumente brachte mich nun in große Schwierigkeiten. Schon vorher litt mein Instrumentarium darunter, daß ich nicht direkt von Hause, sondern sozusagen von Schanghai aus aufgebrochen war, wo für derartige Sachen natürlich kein Markt ist.

Ich hoffte erst, der Wirt werde mir helfen, denn nach chinesischem Gebrauch und Gesetz ist ein Wirt für die Verluste seiner Gäste so lange verantwortlich, als die Türen am Morgen noch nicht geöffnet sind. Ich setzte also einen Preis von 50 Unzen (etwa 150 Mark) in Silber aus, und als die Leute mich ungläubig anstarrten, wog ich die Summe ab und legte sie auf den Tisch. Erst kam nun der Wirt, dann ein anderer Mann mit seiner Wage und wog genau und umständlich die Silberstücke nach, untersuchte sie auf ihre Güte und fragte nach den Bedingungen für die Auslieferung. Dann verschwanden sie. Gäste, Reisende kamen und gingen, nur die Frau des Wirtes war noch da und trug Tee und gepreßte Bohnenkuchen auf, die hierzulande eine Hauptspeise der Chinesen bilden. Ungeduldig sandte ich nach dem Dorfvorsteher, denn jedes kleinste Dörfchen hat in China fast wie bei uns seinen Schultheißen, der dort halbjährlich, manchmal jährlich wechselt, was ganz unter den Familien selbst ausgemacht wird. Der von diesem Ort ließ sich verleugnen. Es gebe keinen, hieß es erst lange; er sei über Land gegangen, erfuhr ich etwas später; er sei blind, er sei taub, er wolle nicht kommen; und der Wirt, erfuhr ich allmählich, der hatte einen Acker droben an einem hohen Berg, den mußte er heute pflügen, er habe sich dieses Jahr damit verspätet. Und wer mir jeweils eine solche Neuigkeit brachte, der teilte sie mir mit dem gewinnendsten Lächeln mit: „Bitte, setze dich! Trink Tee mit uns! Hast du schon deinen Morgenreis

¹⁾ Wo in China Salz teuer ist, hat die Regierung den Handel damit seit Jahrhunderten monopolisiert.

gegessen? Iß mit!“ sagten sie und streckten mir ihre schon halb ausgegessenen Schüsseln hin. Um Mittag war meine Geduld vollkommen erschöpft. Die einzige Hoffnung, das Instrument vielleicht doch wieder zu bekommen, sah ich in der Beihilfe des Mandarin. Um nichts unversucht zu lassen, sandte ich daher meinen Diener Ma mit einem Brief in die Stadt zurück.

Am Abend darauf hatte ich mich noch nicht lange zur Ruhe niedergelegt, da wurde ich um 11 Uhr wieder herausgerufen. Es war zu meinem Glück damals Kuang sü 26, d. h. das Jahr 1900, mit seinen empfindlichen Lehren nicht ganz vergessen, und so waren dem Mandarin wegen seiner unhöflichen Antwort und der Nichtgewährung des nachgesuchten Schutzes Bedenken gekommen. Er hatte mir nun eiligst zwei Läufer mit langgriffigen Schwertern nachgesandt.

Schon um 1 Uhr wurde ich wieder geweckt: flackernde Kienfackeln beleuchteten vier Hellebardiere in weiten roten Jacken, die, als ich die Augen bei dem beißenden Rauch aufschlug, mir eben den alten militärischen Gruß entboten, die Knie beugend, so daß der ausgestreckte rechte Arm beinahe den Boden berührte. Gegen 3 Uhr morgens machte mir ein Sergeant seine untertänigste Reverenz. Der Arme war sechs Stunden weit gegangen, ohne sein Lebenselixir bekommen zu haben, und hatte natürlich einen fürchterlichen Drang nach seiner Opiumpfeife. Er war darum kaum eine Minute in meinem Zimmer, da mußten ihm schon seine Soldaten dazu verhelfen.

In der Frühe um 4 Uhr mußte ich mich in Toilette werfen: ein Herr Leutnant war angekommen, und mit ihm war nun mein Raum im Gasthaus gesteckt voller Soldaten. In allen Ecken, auf dem Lehm Boden, auf Tischen und Bänken lagen sie herum. Die Hälfte rauchte Opium. Um 8 Uhr wurde mir das Erscheinen des Mandarin gemeldet. Er war in großer Angst, ich könnte ihn bei seinem Vorgesetzten verklagen, und kam deshalb persönlich. Er war die ganze Nacht hindurch in seiner Sänfte gereist, begleitet von zwölf Trägern, die abwechselten, und sechzig Soldaten mit Laternen. Siegesgewiß verkündete er mir gleich bei der Begrüßung, bis Mittag werde er mir sicher meine verlorenen Sachen wieder zurückgebracht haben, er sei in seinem Bezirk gefürchtet. Als ich ihm später seinen Besuch erwiderte, fand ich ihn in einem von mächtigen Föhren beschatteten Hofe eines Tempels des chinesischen Kriegsgottes. Sämtliche Männer der Gemeinde waren dort versammelt und schon hatte die Gerichtssitzung begonnen. Unter der Tür des weitgeöffneten Tempelgebäudes vor den tönernen Göttern saßen der Mandarin und seine Schreiber in breitlehnigen Stühlen, auch ein schmaler roter Tuchstreifen als Girlande über der Tür war in der Eile nicht vergessen worden. Der ganze offene Hof davor war voll knieender Bauern. Den Wänden des Hofes entlang standen und hockten die Soldaten, in den Vorhallen aber wurde lustig gekocht, und dort erholten sich die Leute auch von Zeit zu Zeit mit einem Pfeifchen Opium. Selbstverständlich war es kein Verhör mit Zeugenaufwurf, keine geordnete Beweisaufnahme. Alle konnten den Bescheid eines jeden hören. Es war natürlich unmöglich, auf diese Weise etwas herauszubekommen. Der Mandarin war auch gar nicht mit mir einverstanden und war ungehalten über mich, daß ich gleich einen so hohen Preis für die Sachen ausgesetzt habe. Jetzt halte der Dieb diese für besonders wertvoll. Jedermann war nämlich fest überzeugt, daß das surrende Instrument, das Aßmannsche Psychrometer, zum Goldsuchen diene.

Auch der Schulze des kleinen Ortes hatte sich gefunden. Es war ein gesunder Mann in mittleren Jahren, und wie sich jetzt herausstellte, wohnte er ganz dicht neben meinem Gasthause und hatte mir den Tag vorher sehr oft selbst versichert, der Schultheiß sei nicht zu Hause. Als sein Sohn von den Soldaten gebracht wurde, schluckte er rasch in selbstmörderischer Absicht eine große Dosis Opium. Er wäre wohl daran zugrunde gegangen, wenn nicht etwas Apomorphin, das ich ihm einspritzte, bei ihm seine Wirkung getan hätte. Aber über den Verbleib meiner Instrumente kam doch nichts heraus.

Als ich am Nachmittag wiederkam, hörte ich schon von weitem das abscheuliche Klatschen und Patschen des altmodischen chinesischen Gerichtsverfahrens. Man war also, um die Wahrheit herauszubekommen, trotz meiner Vorstellungen zum alten barbarischen Prügel übergegangen. Der Mandarin, ein Mohammedaner aus der Provinz Hunan, war auf dem besten Wege, die ganze Dorfgemeinde männlichen Geschlechts durchprügeln zu lassen. Gerade war wieder der Schultheiß unter der Arbeit gewesen. Der Mandarin befand sich in einer schrecklichen Wut. Und als ich ihn an meine skeptische Antwort vom Morgen erinnerte, daß er auf diese Weise wohl nie die Wahrheit erfahren werde, kreischte nur noch seine Stimme: „Da! da!“ (Haut! haut!). Alles, was in der Gegend weit und breit früher einmal eines kleinen Diebstahls oder Schmuggels sich schuldig gemacht hatte, war von seinen Soldaten herbeigeschleppt worden, und alle mußten noch einmal mit ihren Rückseiten an ihre alten Sünden glauben. Sie sollten, sie mußten den Dieb wissen. Wollte ich, verärgert über diese sinnlose Prügelei, abreisen, so kamen Dutzende von Soldaten, die mir meine Lastkuli anhielten und mir immer erklärten, eben habe man den Dieb gefunden.

Nach drei nutzlos vergeudeteten Tagen erst ließ man mich endlich weiterreisen. Verschämt deutete beim Abschied der Mandarin an sein Gesicht und meinte, dies sehe nicht schön aus. Es ist dies die gewöhnliche Ausdrucksweise für Schande. Wer mich bestohlen hatte, blieb unaufgeheilt. Zwei Reisetage später erreichte ich dann wohleskortiert den Ort King tse kwan (spr.: Tschintse guan) am Dan-Fluß.

Hier machte ich eine neue Erfahrung, die ich meinen Lesern nicht vorenthalten möchte, da sie wieder typisch für den chinesischen Charakter ist und einen guten Begriff von den vielerlei Widerwärtigkeiten und Schwierigkeiten gibt, die einem Fremden in China widerfahren. Ohne mein Vorwissen hatte sich mein Diener Ma in den Ya men von King tse kwan begeben und dort versucht, einen mir gänzlich unbekanntem Bauern, der wegen Grundsteuerhinterziehung eingesteckt worden war, zu befreien. Ma hatte unter Vorzeigen meiner Karte vorgegeben, jener sei einer meiner Diener und ich wolle ihn jetzt mit mir nehmen. Chinesische Große stellen nämlich oft tatsächlich derartige Verlangen. Wäre der Anschlag gelungen, so hätte Ma natürlich von der Familie des Betreffenden ein hübsches Geldgeschenk bekommen. Zum Glück aber zog der Beamte, ein Fen hsien, noch selbst bei mir Erkundigungen ein, und nur diesem „Zufall“ verdanke ich es, daß ich nicht unwissentlich in einen peinlichen Rechtsstreit verwickelt wurde. Am liebsten hätte ich daraufhin meinen Ma entlassen, aber wo hätte ich rasch einen besseren Ersatz gefunden? Wie viele Chinesen können überhaupt einer derartigen Versuchung widerstehen? Was wir unter Gewissen verstehen, geht dem gewöhnlichen

Chinesen vollständig ab. Ganz dieselbe Gewissenlosigkeit zeigte uns ja auch der Beamte von Kün tschou in dem eben geschilderten barbarischen Prozeßverfahren.

Über viele Steintreppen, auf schrecklichen Wegen, marschierte ich täglich weiter durch die Berge (Abb. 4) und kam über die Stadt Schang nan hsien reisend am 19. April endlich in Lung tschü tschai an. Der Ort ist ein belebter Handelsplatz an dem kleinen Dan-Fluß, der, abgesehen von wenigen Monaten im Jahr, bis hierher mit flachgehenden Booten befahren werden kann. King tse kwan ist bedeutend geworden, da dort ein Provinzzoll bezahlt werden muß und die Schifffahrt bis dorthin das ganze Jahr über offen ist. Lung tschü tschais noch größere Wichtigkeit und Blüte rührt daher, daß dort sämtliches Transitgut, d. h. alles, was vom Süden in den Nordwesten des Reiches gesandt wird, von den Leichterschiffen auf Maultiere oder im Winter auf Kamele umgeladen werden muß. Es liegt mitten in Bergen, die bis zu 500 m sich aus dem Tale



Abb. 4. In den Bergen des Tsin ling.
Blick von Schang nan hsien nach Süden.

erheben, und befindet sich gerade im Süden der großen Wasserscheide zwischen Yang tse kiang und Hoang ho in einer Höhe von 575 m.

Die guten, von Lasttieren begehbaren Wege fangen im Tsin ling-Gebirge immer schon einige Tagereisen südlich der Wasserscheide an. Wohl deshalb kann man im Norden dieses Gebirges und vollends außerhalb der Berge lange suchen, bis man jemand findet, der etwas auf dem Rücken tragen will, während im ganzen Süden Chinas der Lastträger das Hauptbeförderungsmittel bildet. Hier in Lung tschü tschai leben noch einige Leute vom Lastentragen. Die chinesischen Transportgesellschaften, die hier von Osten her den Verkehr in der Hand haben, bezahlen hierbei ihren Kulis 4—5 Tael = 11—14 Mark im Monat, wofür sich diese selbst zu verköstigen haben und fast täglich Stoffballen und Eisen im Gewicht von bis zu 130 Pfund pro Mann 20—25 km weit schleppen.

In Lung tschü tschai hatte ich mir eine Karawane für meine große Sommerreise zusammenzustellen. Es war mir durch die Liebenswürdigkeit von Rev. Watsas geglückt, vier Pferde, die noch von der Filchnerschen Expedition übrig waren, zu erhalten. In seinem Hause hatten sich die Tiere sogar recht gut herausgefüttert. Es wurden noch zwei gute Maultierhengste¹⁾ dazugekauft

¹⁾ Maultiere sind in Lung tschü tschai verhältnismäßig teuer. Ich hatte für ein kräftiges Tier von 1,50 m 90—100 Tael zu zahlen.

und ein alter Maultiertreiber wurde angeworben. Auch Yang, der Koch, war wiederhergestellt. Zuletzt bot sich noch ein Mann an, der eigentlich überflüssig zu sein schien. Da aber seine alte Mutter so oft zu mir kam und über die schlechten Zeiten jammerte, so stellte ich ihn auch noch an.

Es war solch eine gute arme Chinesenmutter! Junge Bursche, und dies bleiben die Chinesen bis zu ihrem dreißigsten Jahr, brachten mir bei einer Anwerbung meist ihre Mutter oder Großmutter als Beraterin mit. Sie sahen sich die Aussichten des langen und breiten an, besprachen sich mit mir und gingen noch einmal stumm nach Hause. Die Leute waren nicht die schlechtesten, die so mit Hilfe der Mutter oder Großmutter gewonnen worden waren.

Als ich in Lung tschü tschai war, wurde eines Tages eine kleine Schlange am Ufer entdeckt. Wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Kunde. Von überallher rannten ganze Scharen herbei, um Lung wang ye, den Flußgott, in dem Tiere zu begrüßen. Man warf sich auf die Knie vor ihm. Wer nur konnte, machte ihm den Ko tou. Aber die Schlange war ängstlich geworden und wollte rasch davoneilen. Plötzlich erscholl der Ruf: „Falsch ist es, eine gewöhnliche Schlange ist's!“ und wenige Augenblicke später war sie schon von einem Hagel Steine zermalmt. „Lung wang ye,“ versicherten mir anscheinend ganz vernünftige Leute, „besucht uns jedes Jahr sicher einmal, dann sind wir beruhigt, dann gehen die Geschäfte auch weiterhin gut.“

Ein sonderbares Kulturvolk sind diese Chinesen! Oft möchte der moderne Abendländer das Wort „Kultur“ in Zweifel ziehen. Ein schauerliches Bild sah ich eines Morgens vor der Stadt Lung tschü tschai. Kinderleichen in den Gassen, von Hunden angenagt, waren ja für mich nichts Besonderes mehr. Aber da lag die Leiche eines beinahe erwachsenen Mädchens, nur in etwas Stroh gehüllt und mit etwas Sand bedeckt, an dem Wege, auf dem der ganze Verkehr zwischen Stadt und Anlegeplatz der Schiffe vor sich geht! Bei meinem Morgenritt mußte ich daran vorüber. Vor den Augen zahlloser Chinesen balgten sich später einige Stunden lang die Hunde der Stadt um den Kadaver und ließen schließlich nur noch ein paar Knochen übrig. Jeder Vorübergehende mußte den Vorgang mit ansehen, aber kein Mensch schien weiter davon berührt zu werden. Niemand schritt dagegen ein. Es war vermutlich ein noch unfruchtbares Glied einer armen Familie gewesen, das hier von seinen Angehörigen verscharrt worden war.

Der Großhandel nach den Provinzen Schen si und Kan su folgt von Lung tschü tschai in nordwestlicher Richtung weiter zunächst dem Tal des Dan-Flusses. Es führt hier eine sogenannte Mandarinenstraße. Ich war auf ihr im Herbst 1904 herabgekommen. Alle 15—20 km findet man ganz gute Gasthäuser, in deren Gastzimmer es Kang gibt und meist sogar noch ein Stuhl und Tisch zu haben ist. Es gehen aber außerdem von Lung tschü tschai noch andere große Straßen nach Norden, auf denen ein reger Maultierverkehr stattfindet.

Ein sogenannter Salzweg, auf dem Salz von den großen Werken in Süd-Schan si herabkommt, brachte mich in direkt nördlicher Richtung quer durch das Gebirge nach der Stadt Tung kwan ting. Über diesen Maultierweg war bisher noch nichts bekannt geworden. Um so mehr war ich erstaunt, wie viele Hunderte von prächtigen Maultieren, die hier gewöhnlich mit 160—180 kg beladen werden, mir Tag um Tag begegneten, und wie gut der Weg seinerzeit

angelegt worden war. Nur die Gasthausfrage war, wie überall in China abseits von den großen Verkehrsadern, so auch auf diesem Wege schwierig und unangenehm. Gewöhnliche chinesische Reisende begnügen sich mit jedem Winkel in einem Stall. Einen besonderen Raum für sich zu beanspruchen, fällt selbst reicheren reisenden Kaufleuten nicht ein. Den Geldwert von etwa einer Mark für ein Zimmer zu bezahlen, würde ihnen unerhört erscheinen. Jeder ist froh, wenn er seine Reise so billig wie möglich einrichten kann, und legt Wert darauf, kein größeres Aufsehen zu erregen, das nur Räuber anziehen würde. Das „bißchen“ Unbequemlichkeit, auf einer schmutzigen Lehmbank nächtigen zu müssen, die nur gerade so viel Platz hat, als der Körper bedeckt, das schätzt jeder Chinese gering. Zum Glück für mich, der ich darin doch etwas weitergehende Wünsche hatte, war in diesen abgelegenen Distrikten das Jahr vorher die Expedition Filchners angemeldet worden. Ständig begleiteten mich deshalb Soldaten zu meinem Schutz, oft zehn und mehr Mann. Vertrauenerweckend sah zwar diese Leibwache nicht aus: krumme und lahme Kerls mit papierenen Regenschirmen auf dem Rücken, bewaffnet mit uralten Speießen und verrosteten Säbeln. Da sie natürlich von mir bezahlt werden mußten, so drückten sie in ihrer großen Zahl schon etwas auf meine Reisekasse. Aber ich bezahlte jedem eigenhändig und täglich seinen Lohn aus und dieser richtete sich nach der Güte des letzten Quartiers. So empfahl mich die Eskorte der Bevölkerung aufs beste, und während sich meine Tiere nebst den Dienern und Soldaten in den engen, von Maultierkarawanen überfüllten offenen Ställen, die die Gasthäuser vorstellten, behelfen mußten, war ich bei Hofbesitzern oder größeren Kaufleuten in einem eigenen Raum für mich allein untergebracht. Die Chinesenfamilien nahmen mich auf wie einen ihresgleichen. Für selbstverständlich wurde es gehalten, daß ich an den gemeinsamen Mahlzeiten teilnahm, daß ich sie ebenso ungeniert über ihre Familienverhältnisse ausholte, wie sie mich befragten. Nichts ist eben in der ganzen Welt für die Menschen interessanter, als in anderer Leute Haushalt und Leben hineinzugucken. Es kostete dies aber leider auch viele Stunden, die für mein Tagebuch und meine Zeichnungen verloren gingen.

Es war noch nie ein Fremder dort durchgekommen. Nun saß da plötzlich inmitten der vielköpfigen Familien von Schnapsfabrikanten, von Seide- und Lackgroßhändlern, von Großbauern, die vielleicht noch eine vielbesuchte Maultierherberge besaßen, die vielleicht selbständig zwanzig bis dreißig Maultiere auf den Landstraßen auf und ab verkehren ließen, solch ein leibhaftiger „Yang gui tse“ mit Großvater, Sohn, Enkel und oft Urenkel zusammen, ein „Yang jen“, wie man in seiner Gegenwart etwas höflicher sagen mußte, ein „Überseer“, genau übersetzt ein „Meermensch“¹⁾.

Was gab es da plötzlich an dem Fremden nicht alles anzustauen, anzutasten und lächerlich zu finden. Ganz so, wie wenn bei uns plötzlich ein Zulu in seinem Nationalkostüm einquartiert würde, so erging es da mir bei diesen chinesischen Honoratioren. Wie ich mich „räusperte und wie ich spuckte“, alles wurde laut besprochen. Väterlich, wie ein Kind, wollten mich die meisten

¹⁾ Die höfliche Bezeichnung der Fremden in China ist „wai guo jen“ = Ausländer. Die jetzt an der Küste so häufig gehörte Bezeichnung „yang jen“ hat übrigens immer noch einen sehr unhöflichen Beigeschmack.

behandeln. Immer fühlte ich, daß alle sich unendlich erhaben über den fremden Barbaren dünkten. Mit philosophischer Miene schaute mir manchmal ein Hausvater stundenlang beim Schreiben und Zeichnen zu und befreite mich ab und zu mit kräftigen Flüchen von seinem neugierigen Volk, wenn es sich wie lästige Fliegen immer wieder in meine Nähe drängen wollte. Unablässig, nervös drehten dabei die meisten dieser alten Herren bald in der linken, bald in der rechten Hand zwei große runde Spielkugeln aus Glas oder Metall. Plötzlich platzte einer mit der Frage heraus: „Seht ihr Fremden alle so häßlich aus? Habt ihr alle so große Nasen?“ Und wie um sich zu verbessern, wurden dann meine Ohren für schön und groß erklärt. Ich müsse jedenfalls sehr klug sein. Große Ohren gelten in China stets für ein Zeichen von Klugheit.

„Gibt es in eurem Lande auch Wasser, gibt es Flüsse und Berge?“ Wie oft wurde ich dies gefragt von ganz vernünftigen Leuten, ja von „Hsiu tsai“, von Männern, die ein Staatsexamen bestanden haben. Ochsen und Schafe gebe es keine außerhalb des Reichs der Weltmitte, das wußten sie alle ganz bestimmt, denn wir Fremden kaufen ja alle Häute und Wolle auf, die es bei ihnen gibt. „Aber was macht ihr denn mit der Wolle? Kann man da etwas zum Essen daraus machen?“

„Wie oft im Tag eßt ihr überhaupt?“ war eine Frage, die mir sicher tausende Male gestellt wurde. „Eßt ihr zweimal oder dreimal am Tage?“ Daß jemand noch öfter ißt, kann sich kein chinesischer Bauer vorstellen. Dem Menschen ist eigentlich gesetzt, nur zweimal des Tages zu essen. Und das ging so zu: Als der große Heros Yü wang ye die Welt ordnete, sandte er einen Abgesandten zu den Menschen, um ihnen zu sagen, daß sie zweimal am Tage zu essen hätten. Der aber richtete seinen Auftrag ungenau aus, und so entstand die Ungleichheit, daß die einen zu wenig und die anderen zu viel haben. Wenn alle Menschen nur zweimal am Tage essen würden, gäbe es keinen sozialen Unterschied.

Seinen Diener beim Essen zu stören, gewöhnt sich gewiß jeder Europäer ab, der in China nicht bloß mit der geduldigen Küstenjugend zu tun hat. Auch bei den patriarchalischen Familienessen im Tsin ling durfte keiner die Ruhe stören. Der Da sche fu, der Küchenchef, das wichtigste Glied eines Hausstandes, gab jedem eine geräumige Schüssel voll Nudeln oder Reis. Die Respektpersonen saßen um einen großen viereckigen Tisch auf langen, aber ganz schmalen Bänken; oft hockten sie darauf wie Hühner auf ihrer Stange. Kein Wort wird beim Essen verloren. Die Schüssel ganz nahe an den Lippen, schiebt jeder mit den langen Eßstäbchen unter Schlürfen und Schmatzen so viel in den Mund, als er kann. Zu gemeinsamem Gebrauch stehen eine Reihe Platten auf dem Tisch mit „ts'ai“, auf deutsch „Gemüse“, „Beilagen“; das sind aber Fleischstückchen, vor allem vom Schwein, dann auch Eier, Paprika, Flechten usw. Fleisch als Hauptspeise kommt als Alltagsgericht selbst bei den Reichen nicht vor. Am Boden hockten die jüngeren Leute und sitzsaft im Nebenzimmer die vielen Frauen der Familie und die erwachsenen Töchter. Oft waren es zwanzig und mehr Personen, und ein Tauber kann es hören, wie es ihnen schmeckt und — geschmeckt hat.

Die Straße von Lung tschü tschai nach Tung kwan ting führt meist im Grunde von engen Durchbruchstätern. Selten nur bot sich mir ein weiterer Ausblick. Obwohl die tiefeingeschnittenen Täler erst wenige hundert Meter über dem Meer liegen, geben sie nur noch eine Jahresernte. Die Vegetation

war auch in jenen Apriltagen, als ich dort reiste, noch gar wenig entwickelt. Kaum wagten Pfirsiche und Birnen einige Blüten zu entfalten. Die Gegend ist ziemlich dicht bevölkert. Größerer Hochwald ist heute nicht mehr vorhanden, nur dichte Buschwälder hüllen die meisten Berghänge ein. Zahlreiche Fasanen gab es für die Küche. Viel wurde mir auch von Panthern berichtet, die die Bewohner belästigen. Auch auf dieser Strecke wurde ich noch mehrmals durch anhaltenden kräftigen Regen aufgehalten. Die Leute hier kennen die Schrecken einer Dürre mehr vom Hörensagen. In allen Tälchen, wo es ihre primitiven Mittel nur erlauben, werden die Felder bewässert.

Infolge der reichen Gliederung in hohe Gebirgsketten und der rasch aufeinanderfolgenden Formationen war dieser Teil der Reise sehr anregend. Oft war ich in einem verwirrenden Labyrinth von Tälchen, von Zacken und Felspitzen. Die steil und 400, ja 600 m vom Talwege aufsteigenden Berge zeigten sich unendlich zerteilt und ließen mir nur einen engen und vielgewundenen Pfad. Nirgends fand ich noch eine zusammenhängende Lößdecke, ja es kostete Mühe, da und dort am Fuß von steileren Hängen ein Fleckchen davon zu entdecken.

Am 30. April stand ich vor der Höhe des Randpasses dieses großen, ausgedehnten Tsin ling-Gebirges. Durch Wald, dann durch Dornengewirr und dichtes Bergbambusgesträuch führte mich von Süden her der letzte recht steile Anstieg. Die Natur bot hier dasselbe Bild wie viele hundert Kilometer weiter westlich an dem Tsin-Passe, den ich im Frühjahr 1904 überschritten hatte. Nur der Verkehr war hier im Osten ein anderer. Hunderte von Maultieren und Lastträgern keuchten mit mir den steilen Berg hinauf.

Es war ein nur sehr schmaler Kamm, ein Joch von 1780 m, das wenig unter der Höhe der umgebenden Gipfel blieb. Ein kleiner Tempel mit ein paar gemütlich dreinschauenden Tongötzen und daneben ein vielbesuchtes Teehaus standen für die Bedürfnisse der Reisenden bereit. Erschöpfte chinesische Lastkulis hatten auch hier viele Tausende roher, unterwegs aufgelesener Steinchen als Dank, daß sie die Höhe glücklich erklimmen durften, für den Berggeist aufgestellt. Alle Höhlungen und Felsen am Wegrande waren von solchen Motivsteinen bedeckt.

Aus dem Braun winterlicher, von dünnen Schneeflecken noch bedeckter Grasflächen, von dunklen Felsen umrahmt, grüßte plötzlich in lebensfrischem Frühlingsschmuck die um 1500 m tiefer liegende weite Ebene des Wei ho und des Gelben Flusses herauf ¹⁾.

Hinter mir blieben die wirr zerschnittenen und zerfressenen Bergzüge des Tsin ling mit den eintönig gleich hohen, wie nivelliert ausschauenden Gipfelgraten. Vor mir über wildeste Abstürze von metamorphem Gestein und Gneis blickte das Auge entzückt auf grüne Flächen, auf zahllose Orte und einen mächtigen Fluß. Aus unsicherer staubiger Ferne strömte dieser direkt auf mich zu, um bei den weitläufigen Umwallungen einer Stadt, bei Tung kwan ting, noch fern von meinem Standpunkt und noch weit ab von den starren Bergmassen des Tsin ling nach Osten abzubiegen. Ich wußte von diesem Kontrast aus Büchern, ich hatte schon einmal eine ähnliche Durchquerung des Tsin ling hinter mir, und doch, wie stand ich betroffen bei diesem Anblick! Es war so etwas lächerlich Neues und Fremdartiges! Denn bald übersah das

¹⁾ Chinesisch Hoang ho; hoang = gelb, ho = Fluß.

Auge die grünen Flächen; wenn auch der Frühling da drunten schon eingezogen war, es stach doch überall ein fahles, graues Gelb heraus, gelb waren die wenigen Berge in der Ferne, gelb die Ortschaften, staubig gelb und ohne erkennbares Ende schloß der Horizont gegen einen dunstigen, stauberfüllten Himmel ab.

Vom luftigen Grat stieg ich zwei Stunden lang abwärts, dann stand ich schon 1500 m tiefer am äußersten Rande der Berge, wo die letzten Gneise und Granite unter dem Lößland untertauchen. Wie von einer riesigen gelben Schneedecke ist weiter nach Norden alles Gestein von dem dicken Löß zugedeckt. Lößlehmhäuser gab es nur noch und Höhlenwohnungen im Löß, aus zu Lehm gestampftem gelbem Löß war das Dach, der Tisch, der Herd, das Bett. Und als ich am anderen Tage nach einem halben Reisetag durch die Tore der Stadt Tung kwan ting einritt, war auch ich durch den gelben Lößstaub zum Gelben geworden.



Abb. 5. Kuei hsing, der Literaturgott.

Zusammengesetzt aus den chinesischen Zeichen der zwei aus der Zeit des Konfucius (551–479 v. Chr.) stammenden klassischen Zitate:

„sheng ein hsin schen“ = ein gerader Sinn, ein gesunder Körper (aus Ta hsio, Kap. 1);

„ko tschi fu li“ = sich selbst besiegen und Schicklichkeit üben (aus Lun yü, Kap. 12).

Kuei hsing bewohnt das Sternbild des Großen Bär und gibt dem Zeichen des letzten Sterns im Großen Bär einen Fußtritt. (Verkleinerung nach einem alten Inschriftenstein im Beling [Inschriftenhain] in Hsi ngan fu, natürliche Größe 1,30 m.)

II.

Im Lößland am Hoang ho.

Tung kwan ting ist die Schlüsselburg von Nordwestchina. Im Sterben, mit seiner letzten Kraft, gab der große Eroberer Dschinggis Khan seinen Mongolen den Rat, alles daranzusetzen, um diese Stadt und die dortige Engé in ihre Gewalt zu bekommen.

In Tung kwan ting treffen zwei große Karrenstraßen zusammen, von Osten eine, von der Provinz Ho nan her, und eine von Nordosten, nämlich die über die Provinz Schan si führende Peking-Straße. Diese beiden führen vereinigt von hier aus, dem Tale des Wei ho aufwärts folgend, nach Westen und zunächst zu der heute noch vornehmen, alten Reichshauptstadt Hsi ngan fu.

Die Bedeutung von Tung kwan ting liegt darin, daß von hier bis weit nach Norden, bis Kuei hoa tsch'eng in der Mongolei, keine größere Straße ostwestlich zieht. Es ist dies auf eine Strecke von sechs Breitegraden, also so weit wie von Kiel nach München.

Jeder Chinese, der von der Reichshauptstadt Peking nach Ili an der russischen Grenze, nach Kaschgar im äußersten Turkistan, nach Se tschuan, nach Tibet, Lhasa oder Ladak an der indischen Grenze reist, kommt hier durch. Wohl geht von Peking eine nördliche Straße über Kuei hoa tsch'eng dem Hoang ho entlang nach Westen. Diese erfreut sich aber bisher keiner großen Beliebtheit. Sie bringt zwar den Reisenden auf kürzerem Wege nach den fernen nordwestlichen Teilen des Reichs, aber das Reisen auf ihr ist teuer, und da sie durch dünn bewohnte Gegenden führt, so gilt sie allgemein und mit Recht für viel beschwerlicher und ist für den gewöhnlichen Mann wegen der zahlreichen Räuber sehr gefährlich. Das riesige Gebiet aber zwischen dieser nördlichen Straße und der Stadt Tung kwan ting, d. h. Nord-Schen si und die Ordos-Mongolensteppe, umgeht der chinesische Großverkehr vorsichtig.

Seit uralten Zeiten zieht die Hauptstraße in einem großen Bogen parallel, aber weit innerhalb der langen chinesischen Mauer und wiederholt sogar in noch stärkerem Grade den weit nach Süden einspringenden Winkel, mit dem die Mauer dem Ordos-Land ausweicht. Von dem breiten Land zwischen Mauer und Straße wußten wir bis dahin wenig und der lange meridionale Tallauf, den der Gelbe Fluß von der Mongolei an benutzt, ist bisher nur aus der chinesischen Reichskarte bekannt gewesen, der Karte, die auf Befehl des Kaisers Kang hi im Jahre 1718 von den Jesuiten fertiggestellt wurde. Aufnahmen des Flusses haben aber auch die Jesuiten nicht gemacht, sondern sie haben ihn nach den Berichten der Chinesen gezeichnet¹⁾. Der russische Geologe Obrutschew ist

¹⁾ Die Blätter der sogenannten deutschen Generalstabskarte: Ost-China 1:1 000 000 sind — was die westlichen Teile betrifft — bisher nur eine Übersetzung dieser alten Jesuitenkarte. Diese Blätter bringen aber bis heute das Beste, was wir von jenen Gegenden besitzen.

der einzige Europäer, der den Fluß auf dieser langen Strecke einmal gequert hat. Richthofen hatte sich von der Mongolei an vergeblich nach einer Straße hinüber zum Hoang ho und nach Nord-Schen si umgesehen; auch er kam deshalb 1871 durch Tung kwan ting.

Bei dieser Stadt verläßt der Hoang ho die nordsüdliche Richtung und zwingt sich dicht unterhalb der Umbiegungsstelle zwischen zwei hohen Lößterrassen durch nach Osten. Der ungeschichtete Löß sitzt hier im heutigen Niveau des Flusses auf grobem Geröll und Sanden auf und erhebt sich am linken Ufer bis zu 80 m, am rechten bis 150 m (Tafel IX). Die Breite des Flusses ist (bei Niederwasser) nur 650 m und die Strömung hatte bei meinem Besuch im Mittel 1,5 m pro Sekunde im Stromstrich. Ohne weitere Schwierigkeit erreichen hier die chinesischen Naturstraßen die Ufer, und das ganze Jahr hindurch können die Waren auf den breiten vierschrotigen Fährbooten verladen werden; ohne Gefährdung durch lästige Sandbänke erreichen sie rasch das andere Ufer. Der Abtrieb der Boote durch die lebhaftige Strömung beträgt hierbei über 1 km.

Dicht am rechten Ufer erhebt sich auf mächtigen, durch Eisenklammern zusammengehaltenen Granitquadern die gewaltige Stadtumwallung von Tung kwan ting. Sie soll die stärkste Feste im alten China gewesen sein. Die teilweise bis 10 m hohe Stadtmauer umfaßt noch die ersten, sonderbarerweise aber gerade nicht mehr die höchsten Lößstufen. 20 Li sei ihre Stadtmauer lang, sagen die Eingeborenen. Wenn dies auch etwas zu viel sein wird, einen Umfang von 6 km werden die Werke immerhin haben. Es sind, von Peking und Hsi ngan fu abgesehen, die stärksten Stadtmauern, die ich je in China getroffen, und das Westtor der Stadt ist vielleicht das größte des Reichs. Die uralten Mauern werden noch heute säuberlich in Stand gehalten und peinlich bewacht. Es wurde mir nicht gerne gestattet, sie zu betreten und in der Nähe zu bewundern. Die Stadt selbst hat keinerlei besondere Industrie und ist ein unbedeutendes Landstädtchen mit etwa 25 000 Einwohnern, so daß neben den Häusern und Lößbergen noch Felder im Innern der Ummauerung Platz haben.

Wichtig sei nur, so meinte ein Chinese, daß ein Örfu¹⁾ und ein Sie tai ihren Sitz in dieser Stadt haben, und vor allem, daß man hier an den Karren die Achse wechseln müsse. Diejenigen Wagen, die nach Ho nan hinabfahren, haben nämlich alle eine um etwa 25 cm schmalere Spurweite, breitere kommen durch die engen Lößhohlwege nicht durch. Auch für diese großen, sogenannten kaiserlichen Landstraßen besteht der Wegebau der Chinesen darin, daß man, wenn die Sommerregen die Mitte des Fahrweges ausgewaschen und vertieft haben, an den Seiten etwas abgräbt, und zwar natürlich gerade nur so weit und so breit, als für die Karren, die immer sklavisch in derselben Spur fahren, unbedingt erforderlich ist. Es gehört schon die chinesische Mißachtung jeglicher Zeitbegriffe dazu, wenn man mit einem Karren durch die langen und engen, im Laufe der Jahrhunderte manchmal 50 und noch mehr Meter tief eingegrabenen Lößhohlwege reisen will. Ausweichstellen sind nur spärlich vorhanden. So war kurz außerhalb der Stadt Tung kwan ting die kaiserliche Heerstraße nach Ho nan so eng, daß es mir unmöglich war, zu Pferde an einem Wagen vorbeizureiten. Ich mußte erst viele hundert Meter zurück, bis sich eine genügende

¹⁾ Örfu = Präfekt II. Grades; sie tai = Oberst der Mandschuzeit.

Erweiterung fand. Und es kann Stunden dauern, ehe zwei Wagen Gelegenheit haben, aneinander vorbeizukommen.

An jenem Wege nach Ho nan, 2 km etwa vor der Stadt, liegt ein altes Steintor. Um heute auf die uralte Pflasterung des Torwegs hinaufzugelangen, müssen die Karren einen Absatz von nahezu einem halben Meter nehmen. Und es sind viele Tausende, die jährlich diese Stelle überwinden müssen. Die Maultiere und Pferde sind schon vorher aufs äußerste angestrengt, sie keuchen, pfeifen und rohren, daß es auf hundert Meter weit zu hören ist, aber kein Mensch verliert ein Wort darüber. Niemand denkt daran, das Übel ernstlich zu verbessern. Die Straße gehört dem Kaiser, was geht sie die Wagenführer an! Die Maultiere gehören den Fuhrhaltern, was sollen sich die Insassen der Wagen darum kümmern! Es wird schon gehen, beruhigt sich jeder, andere sind ja auch über das Hindernis hinweggekommen.

Einen halben Tagesmarsch von Tung kwan ting westwärts liegt der große Tempel Hoa yin miao. Dicht um den Tempel stehen viele Butiken und Gasthäuser, und hiervon südlich erhebt sich mit glatten Felswänden und dräuenden Schründen der Hoa schan bis zu einer Höhe, die den Paß, den ich von Lung tschü tschai her überschritten hatte, noch um einige hundert Meter übertrifft. In bizarrsten Formen steigen im Hoa schan die Felsmauern des Tsin ling bis 2000 m über die davor liegende Ebene.

Der Hoa schan ist der heilige Berg von Schen si. Er gehört zu den fünf heiligsten Bergen von China und wird schon im Yü kung erwähnt, einer geographischen Beschreibung, die sich aus dem Jahre 2200 v. Chr. erhalten hat. Die von mir beabsichtigte Besteigung des Berges mußte leider unterbleiben. Zwei Tage lang regnete es mit kurzen Unterbrechungen und dichteste Nebel verhüllten den Ausblick. Es waren dies zwei besonders unangenehme Tage. Mein Gasthaus verdiente selbst unter den gewöhnlichen chinesischen Fuhrmannskneipen noch besonders durch das Prädikat miserabel ausgezeichnet zu werden. Der Ort war überfüllt, denn es war eine Messe hier. Von allen Seiten waren hierzu die Bauern zusammengeströmt. Diese benahmen sich sehr aufdringlich, und als ich den Tempel besuchte, war kaum durchzukommen durch die neugierige Menge, die mich anstarren wollte. Unglücklicherweise gab es darunter ein paar kleine Schreier, die mir erst Schimpfnamen zuriefen und später, mutiger geworden, eine Menge Steine nach mir warfen. Am übelsten erging es freilich meinem Diener Ma. Er hatte eine kurze, europäisch aussehende Jacke an und derentwegen erhielt er unzählige Püffe von den Bauern, zuletzt rissen sie ihm das Kleidungsstück buchstäblich vom Leibe und behandelten ihn, als habe er Landesverrat begangen. Ich sah darum vom Tempel nicht gar viel. Man steht aber hier auf einem der wenigen Plätze dieser Gegend, die während des großen Mohammedaneraufstandes verschont blieben, der um die Mitte der 1860er Jahre von dem unweit davon gelegenen Hoa tschou ausging.

Der Tempel bildet ein großes, von hohen krenelierten Mauern geschütztes Viereck, vor dem zwei alte hölzerne Monumentaltore mit schweren gelben Ziegeldächern stehen. Durch ein starkes enges Tor gelangt man in einen großen Vorhof. Dieser war zur Zeit meines Besuchs dicht gefüllt mit allerhand Gauklern, Krämern und Dioramakästen, in denen natürlich Europa nicht im schönsten Lichte erschien. Im zweiten Hof muß man auf drei zierlichen Steinbrücken über einen künstlichen Graben. Im Hintergrund steht ein großes Tempel-

gebäude, entsprechend der Holzarmut der Umgebung wenig hoch; auf seinen Seiten finden sich mehrere große alte Inschriftsteine. Die ganze Anlage ist für uns heute noch dadurch denkwürdig geworden, daß die verstorbene Kaiserin-Mutter zusammen mit dem Kaiser Kuang-sü 1901 über einen Monat lang hier wohnte, als sie vor den europäischen Truppen aus Peking hatte flüchten müssen.

In Hoa yin miao¹⁾ befand ich mich noch immer an einer Hauptverkehrsader des Reichs. Auf wackelig aussehenden Stangen konnte man den Reichstelegraph²⁾ nach Turkistan, ja nach Tibet bewundern.

Postkuriere sah ich hier durchkommen, festgebunden auf struppigem Postpferde, gefolgt von einem gleichfalls berittenen Pferdeknecht, der das vordere Pferd mit seiner Peitsche anzutreiben hatte. Einer der Kuriere schlief halb und schien kaum mehr fähig, sich zwischen seinen Kissen im Sattel zu halten. Bezeichnenderweise hatte der Telegraph hier eine uralte Art der Postbeförderung kaum eingeschränkt. Auf dieselbe Weise wie zu den Zeiten des ersten Mongolenkaisers Kublai (1280—1295) wurden die vielen geheimen Berichte von den entferntesten Gouverneuren nach der Hauptstadt befördert. Alle 20 km stehen an den Hauptstraßen Tag und Nacht zwanzig bis dreißig Pferde zum Wechseln bereit. Die Kuriere selbst sind Vertraute der betreffenden hohen Beamten, Subalternoffiziere, die in persönlichem Dienste stehen. Es sind keine Staatsangestellte, denn der Chinese traut nur dem, den er selbst bezahlt, der „sein Essen ißt“. Dies kann natürlich mit den vielen Telegraphenbeamten nicht der Fall sein, und so hat sich das System der Postkuriere noch wie vor der Einführung des Telegraphen erhalten. Der Kurier empfängt das versiegelte Schreiben aus den Händen seines Gouverneurs und haftet für die persönliche Ablieferung an den Adressaten. Er hat die gesamte Strecke so rasch wie möglich und ohne Aufenthalt zu durchreiten. Unterwegs geht es im Tempo eines raschen Zuckeltrabs, aber Tag und Nacht weiter. Nur während des Sattels kann der Reiter einige Augenblicke schlafen. Die letzten Tage muß der Arme von einem Pferd auf das andere gehoben und oben festgebunden werden. So kann die Strecke von Lan tshou fu bis Peking — über 2100 km — in acht bis zehn Tagen zurückgelegt werden. Mancher Kurier soll schon tot vom Pferde gestürzt sein. In diesem Fall übernimmt der Pferdetreiber die Rolle des Kuriers und kann sicher sein, daß, wenn er den Brief richtig übergibt, der Absender damit sein Gönner wird und ihn zum Offizier macht.

Um dem Wunsche Richthofens zu folgen und den Nordsüdlauf des Hoang ho aufzunehmen, hatte ich bei Hoa yin miao wieder die Hauptstraße mit all ihren zahllosen mehr oder minder bequemen Herbergen und Wirtschaften zu verlassen und auf kleinen krummen Vizinalstraßen nordwärts abzubiegen. Ich hatte mich bis dahin vergebens nach dem besten Wege entlang dem Hoang ho erkundigt. Nur die Schiffer in Tung kwan ting hatten mir einstimmig berichtet, unmittelbar dem Flusse entlang gebe es keinen Weg, auch ein Treidelweg fehlte gänzlich, denn flußaufwärts sei keinerlei Schifffahrt möglich. Im Süden bei Tung kwan ting kennt eben niemand den Fluß, da — wie ich später erst merkte — nur Bau tu-Leute von der mongolischen Grenze ihn befahren. Diese bringen

¹⁾ Wörtlich: Tempel im Schatten (Schattenseite = Nordseite) des Hoa schan.

²⁾ Chinesisch zu telegraphieren ist sehr umständlich. Jedes einzelne Schriftzeichen kann nur als vierstellige Zahl telegraphiert werden. Nach Empfang eines jeden Telegramms haben die Beamten die langen Zahlenreihen zu dechiffrieren.

jährlich Hunderte von Bootslasten Gants'ao¹⁾) von den Mongolensteppen bis nach Kai fong fu, der Hauptstadt von Ho nan, ja manchmal gehen sie bis Tsi nan fu, der Hauptstadt von Schan tung, und bringen ihre Ware von dort über den Kaiserkanal nach Tientsin auf den Markt. Von der Gegend um den Nordsüdlauf des Hoang ho wurde mir nur wieder und wieder versichert, dort könne man nicht reisen, dort gäbe es bloß Räuber, aber nichts zu essen.

Es machte darum zuerst keine geringen Schwierigkeiten, meine Diener für solch schlechte Aussichten zu gewinnen, zumal alle meine Anstrengungen mißlingen und ich von den Mandarinen in Tung kwan ting und Hoa yin hsien keine Polizeibegleitung, wie für die Reise durch das Tsin ling-Gebirge, erhalten konnte. Es wurde mir kurz und bündig geantwortet, daß keine diesbezügliche Weisung von höherer Stelle vorliege. Ich bat deshalb noch ein zweites Mal die Kaiserlich deutsche Gesandtschaft um die notwendige Empfehlung an die chinesischen Provinzialbehörden und begann dann am 8. Mai 1905 mit den Arbeiten am Nordsüdlauf des Hoang ho, im Lößland.

Ein Marschtag brachte mich von Hoa yin miao quer über die breite und fruchtbare Ebene nach Norden bis zur Stadt Tschau yi hsien. Die Straße entsprach einem schlechten Feldwege bei uns zu Hause. Nach 10 km stand ich im Orte San ho kou wieder am Ufer des Hoang ho, den ich kurz westlich von Tung kwan ting wegen des Umweges über Hoa yin miao hatte verlassen müssen. Der armselige Ort San ho kou mit seinen 300 kopfreichen Familien liegt dicht an einer hohen unterwaschenen Lehmwand, die ein wasserreicher Arm des Gelben Flusses bespült. Gerade von hier aus wendet sich der Fluß im rechten Winkel nach Osten. Hier hat er sich in weit ausholendem Bogen ein ungeheures, 6—7 km breites Bett geschaffen. Vom Ufer aus läßt sich bald nicht mehr erkennen, wo die trüben Wogen enden und die gleichfarbigen Schlammränke beginnen. Die ungebärdigen Fluten haben dem Ort San ho kou²⁾) schon viele Äcker weggerissen. Der Ortsname wie die Berichte von Bewohnern deuten darauf hin, daß dieses Dorf früher weiter nördlich lag, wo einst die Flüsse Wei ho und Lo ho zusammen in den Hoang ho einmündeten. Die jetzige Mündung des Wei ho³⁾) liegt einige Kilometer nördlich von dem Ort, und kurz oberhalb der Einmündungsstelle führt ein Fährboot über den Fluß. Der Wei ho war zur Zeit meines Besuches 90 m breit, hiervon über die Hälfte nur $\frac{1}{2}$ m tief, der Rest hatte im Mittel 4 m. Ein schlammiges, kaum betretbares Bett von nahezu 500 m Breite deutete aber auf die Veränderlichkeit der Wassermengen. Die heutige Mündung des Lo ho fand ich sodann weitere 10 km nördlich vom Wei ho. Der Lo ho ist ein kleines, ungemein trübes Flübchen von kaum 20 m Breite bei 2 m Tiefe, das sich langsam, mit flachen Ufern, durch die Ebene schlängelt.

¹⁾ Rhizome einer Leguminosengattung. Süßholz zur Bereitung des Lakritzen-saftes, wird auch nach Europa exportiert. Prschewalsky, Mongolia I, 191, nennt es Glycyrrhiza Uralensis und gibt den chinesischen Namen mit „so“ oder „soho“ an. Nach Rockhill, Diary S. 32, ist der mongolische Name „shiker ebuso“.

²⁾ Wörtlich übersetzt: Mündung der drei Flüsse.

³⁾ Der Wei ho wird auf seiner ganzen Länge von den um ihn wohnenden chinesischen Bauern nur Yü ho genannt. Sonderbarerweise haben aber gleichzeitig die nach dem Flusse benannten Städte: Wei yüan hsien (= Weiquellenstadt) und Wei nan hsien (= Stadt südlich vom Wei) den Ausdruck „Wei“ beibehalten. Nur beim Flußnamen selbst wird das betreffende Zeichen stets als „Yü“ ausgesprochen.

Die ganze Strecke von Hoa yin miao bis Tschau yi hsien fand ich bedeckt von üppig stehenden Feldern und von einer Menge großer Ortschaften voll schöner Backsteinhäuser, die wie fast immer in China von dichten Baumgruppen umgeben sind. Trotzdem hatte ich eine abscheuliche Reise. Um 10 Uhr morgens schon hatte ein alles durchdringender Landregen eingesetzt, der bis in die Nacht hinein anhielt. Vergeblich ließ ich in allen Dörfern nach einem Gasthaus fragen. Wenn sich vielleicht eines für uns aufzutun wollte, so fehlte es darin sicher am nötigen Futter für die Tiere. Ich selbst saß ja auf meinem großen turkistanischen Braunen verhältnismäßig wohl geborgen, auch Ma war jetzt beritten, aber die anderen Chinesen waren bei dem naßkalten Wetter in ihren dünnen durchlässigen Kattunkleidern wahrlich nicht zu beneiden. Selten sahen wir darum einen Menschen. Die Hosen bis hoch über die Knie heraufgestreift und barfuß war bald nur noch für die Fußgänger durchzukommen. Bis in die Dunkelheit mußten wir aber weitermarschieren. Und als wir dann müde und matt in Tschau yi ankamen, waren die wenigen Fuhrmannskneipen überfüllt mit Karren und nur mit Mühe noch ein Plätzchen zu finden. Auch in der Stadt sah es nicht einladender aus als unterwegs. Unter dem Stadttor reichte das Schlammwasser meinem Pferde hoch an den Steigbügeln herauf; im Hofe des Gasthauses lief mir der Kot noch oben zu meinen Reitstiefeln hinein. Aller Boden schien grundlos geworden. Kein warmer Herd zum Kleidertrocknen wartet bei solchem Wetter in den chinesischen Hotels; es wäre dies sogar die größte Kränkung, die man dem Ts'ao ye, dem Küchengott, antun kann. Zitternd blieben an diesem Abend die armen Tiere im offenen, nassen Hofe draußen stehen und zerbissen langsam und halb vor Kälte erstarrt ihre harten Erbsen¹⁾. Eine Schüssel voll der faden chinesischen Nudeln war auch alles, was spät in der Nacht die erschöpften Diener mir bringen konnten.

Das elende Städtchen Tschau yi hsien liegt am Fuße einer Lößterrasse, die als nördliche Begrenzung des Wei ho-Tales weit von Westen herbeizieht und nicht weit nördlich von Tschau yi bis dicht an den Hoang ho herantritt.

Da auch drüben am jenseitigen Ufer in anscheinend gleicher Höhe eine Hochfläche aus LÖß sich erhebt, so ist der Fluß von hier an aufwärts in einem Tale eingeschlossen, zu dem die nach Norden zu immer mächtiger anschwellenden Lößmassen mauerartig abfallen²⁾. Das Flußbett selbst ist aber darin sehr breit und hat viele Sandbänke. Und nirgends findet sich mehr eine gleich günstige Fahrstelle über den Ho wie bei Tung kwan ting. Auch die Tschau yi-Fähre, die einige Kilometer südöstlich von der Stadt liegt, ist nicht sehr gut und nur von Bedeutung, da sie die direkteste Verbindung von Süd-Schan si mit der Stadt San yüan hsien, dem wichtigsten Handelsplatz in der Provinz Schen si, darstellt.

¹⁾ Im Innern Chinas werden den Pferden und Maultieren nur runde grüne Erbsen und Kleie gefüttert.

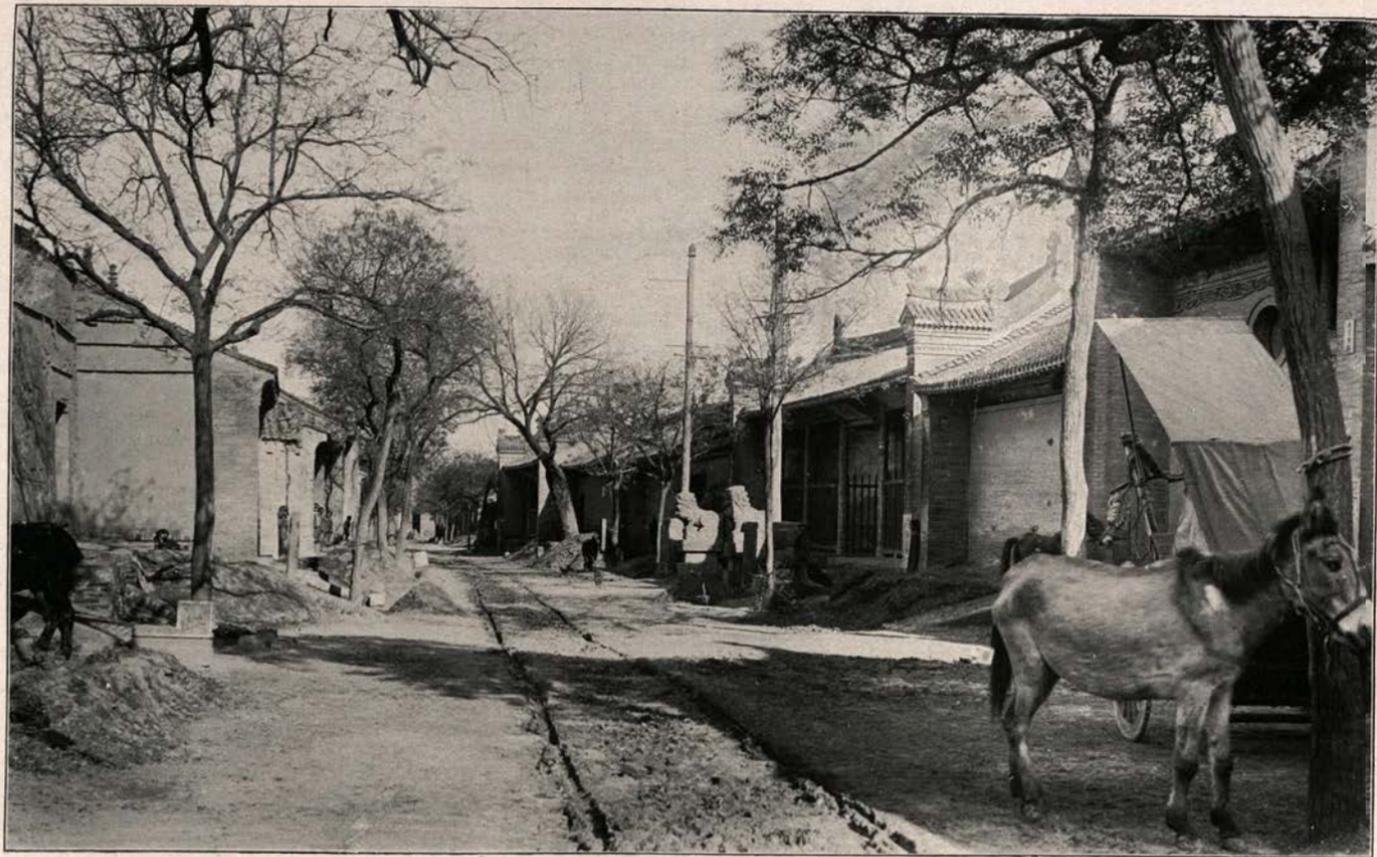
²⁾ An diesen Steilrändern am Flusse lassen sich zwischen dem eigentlichen und ungeschichteten Löß aus Sand und Geröll bestehende Schichten beobachten; Richthofen, der bekanntlich zuerst erkannt hat, daß der eigentliche Löß äolischen Ursprungs ist, nannte die geschichtete Variation „Seelöß“. Bailey Willis in „Research in China, Washington 1907“ nennt die Lößformation Chinas die Huang-t'u-Formation (Huang-t'u oder hoang t'u ist aber nur das chinesische Wort für Löß). Er sieht auch den eigentlichen und ungeschichteten Löß nur als eine Faziesbildung neben dem geschichteten an.



Tung kwan ting und Hoang ho
(von einer Löhöhö im Süden gesehen).



Salzschunken auf dem Hoang ho.
Im Hintergrund die Mauer von Tungkwanting.



Dorfstraße im unteren Wei ho-Tale.



Steinpfeiler zum Anbinden der Haustiere mit Darstellungen des „Steinaffen“.



Vom Verfasser ausgegrabene pliozäne Säugetierreste (Schädelteile von Rhinoceroten, von Antilopen und von Palhyaena).

Steht man dann oben auf den vorhin erwähnten Lößstufen im Norden von Tschau yi, so glaubt man in einer schwach welligen Ebene zu sein. Ringsumher sind Felder, auch Bäume und viele Dörfer zu sehen. Meist braucht man aber nur wenige Schritte weiterzugehen und eine tiefe und unübersteigbare Schlucht, ein Riß mit vertikalen Wänden öffnet sich plötzlich vor unseren Füßen, an Wildheit in Alpenländern seinesgleichen suchend. Ich fand in dieser Gegend erstaunlich viele große Dörfer mit stattlichen Häusern aus grauen Ziegeln¹⁾ (Tafel XI). Über sorgfältig behauene, schwere blauschwarze Kalksteinschwellen gelangte man von den baumbepflanzten Dorfstraßen in die hintereinander folgenden Innenhöfe der hellgrauen Ziegelhäuser, die geradezu städtische Wohlhabenheit verrieten. Steinaffen und andere mythologische Figuren saßen auf schlanken Kalkpfeilern vor den Eingängen und dienten als Anbindepfähle für Rind und Pferd (Tafel XII). Viele Eisenrosetten, viele eiserne klassische Embleme waren an allen Wänden befestigt, und von den leicht geschwungenen grauen Ziegeldächern sahen üppig und gut erhalten tausend Tiere und Teufelchen, Hähne und Drachenköpfe herab, Zeugen einer seltsamen theologisch-philosophischen Gedankenwelt.

Trotzdem diese Distrikte von Tschau yi, Ho yang bis gegen Han tsch'eng auf Lößterrassen hoch über dem Hoang ho liegen und die Felder also nur auf Regenwirtschaft angewiesen sind, muß man sie reich nennen. Es fällt hier noch regelmäßig etwas Regen. Aber nirgends sieht man in den Lößschluchten laufendes Wasser. Mit großer Mühe legen sich die Chinesen aus gestampftem Lößlehm Sammelweiher für Regenwasser an, und ihre Dorfbrunnen reichen manchmal 50 m tief durch den Löß. Es gehört chinesische Geduld dazu, um daraus mit den einfachen Winden einen Kübel Wasser zutage zu fördern.

Seitdem hier im ersten Jahre des Kaisers Tongtsche, d. i. 1862, die Mohammedaner von Ping liang fu aus Kan su brandschatzend einfielen, so daß alle Bewohner auf das linke Hoang ho-Ufer nach der Provinz Schan si sich flüchten mußten, und dann zwei Jahre später ein Heer von Tschang mao tse²⁾ durchkam, konnte sich dieser Landstreifen am Hoang ho in Ruhe entwickeln. Selbst in den Hungerjahren von 1878 und 1900 hatten die Bauern hier noch leidliche Zeiten. Die Leute benahmen sich auch gegen mich gefällig und nicht sehr neugierig. Es ist aber dasselbe leicht rebellierende Volk, das zäh an seinen alten Rechten hängt. Als hier zwei Jahre nach meiner Durchreise die Pekinger Zentralregierung von den Grundbesitzern 100 Cash = 30 Pfennig mehr an Steuer für jeden Morgen Ackerland erheben lassen wollte, um sich dadurch die Mittel zu verschaffen, Volksschulen und auch die Eisenbahn von Ho nan fu nach Hsi ngan fu bauen zu können, da sammelten sich sogleich die Bauern und zogen in hellen Haufen und bewaffnet nach den Städten. Und sie setzten ihren Willen durch; die kaiserliche Regierung mußte nachgeben. Wohl fielen in der Präfektur Pu tschou fu und auch höher oben im Wei ho-Tale bei Föng

¹⁾ Die chinesischen Ziegel sind stets grau. Sie werden in kleinen runden zellenartigen Öfen gebrannt. Über die glühenden Steine wird Wasser gegossen, um durch rasche Abkühlung größere Härte zu erzielen. Dadurch wird gleichzeitig die graue Farbe hervorgerufen.

²⁾ D. i. Langhaarige = Tai ping-Rebellen. Die Anhänger von Hung hsiu tsch'üan ließen alle Haare lang wachsen, wie in der vormandschurischen Zeit, und trugen nicht die mandschurische Zopftracht.



tsiang fu einige Dutzend Köpfe unter den Richtschwertern von Soldaten. Man wagte aber doch nicht, auf der Erhöhung der Grundtaxe zu bestehen.

Viel mehr als die Agrarier hat der chinesische Kaufmannstand durch neue indirekte Steuern erdulden müssen. Durch Neueinrichtung von Straßengeldstellen und Erhöhung der Inlandzölle hat man dem Handel, zumal in den westlichen Provinzen, im Laufe des letzten Jahrhunderts vielfach sehr großen Abbruch getan. Die Kaufleute beklagten sich überall bitter über diese Steuerlasten. Es kam aber deshalb nie eine Rebellion zustande. Die große Masse des Volks wurde eben nicht direkt getroffen. Aber Grundsteuerverhältnisse anzutasten, die Bauern direkt zu besteuern, bleibt das gefährlichste Wagnis für die chinesischen Regierungsbeamten¹⁾. Die egoistischen Interessen einer zu großen Masse werden dadurch direkt angegriffen und egoistischer Materialismus ist der leitende Charakterzug der chinesischen Volksmassen.

Der Grundbesitz ist in China ganz außerordentlich zersplittert. Jeder Chinese geht darauf aus, etwas Grund und Boden sein eigen zu nennen. Der Besitz eines Ackers gilt hier allerdings auch mit ganz besonderem Recht für die einzig sichere Kapitalsanlage. Der größte Teil der Güter ist aber nur zwischen 1 ha und 3 ha groß; Bauern mit ein „tsing“²⁾ gelten für sehr vermögend.

Am 12. Mai erreichte ich Han tsch'eng hsien, ein hübsches betriebsames Städtchen an einem kleinen Fluß und inmitten einer Talerweiterung mit berieselbaren Feldern, auf denen namentlich Indigo und Tabak angebaut wurde. Im Westen und Nordwesten von Han tsch'eng, unter lößbedeckten Sandsteinbergen, liegen einige mäßige Kohlenminen und Eisenhütten. Die letzteren waren kurz vor meiner Ankunft eröffnet worden, denn erst dem damaligen Bezirksmandarin soll von der Provinzialregierung die Ermächtigung zum Betrieb erteilt worden sein.

Dieser Mandarin war ein auffallend freundlich gesinnter Herr, natürlich steinalt schon, wie der größte Teil der Beamten im alten kaiserlichen China. Er war früher ein kleiner Arzt gewesen und zu seinem Rang und Amt gekommen, weil er 1901 die Kaiserin-Mutter in Hsi ngan fu mit Erfolg während einer leichten Krankheit behandelt hatte. Aber trotzdem schien er nicht viel Vertrauen in seine medizinischen Kenntnisse zu setzen. Er konsultierte auch mich und erbat sich verschiedene Arzneien. Er hatte noch seine alte Einfachheit bewahrt und trat sehr wenig anspruchsvoll auf. Ohne Eskorte, allein, sah ich ihn zu Pferde Besuche machen. Seine Frau war schon anders geworden. Wie sonst Frauen höherer Beamten liebte auch sie jetzt den Pomp der äußeren Erscheinung; wenn sie sich öffentlich zeigte, mußte sie von möglichst vielen Soldaten und Dienern umgeben sein. Von ihr — erzählten sich die Kaufleute — werde in Wirklichkeit Stadt und Amt verwaltet. Mancher tuschelte mir zu, sie führe auch die Kasse und bestimme die Ein- und Ausgaben der Familie wie des Landbezirks. Der alte Herr aber widmete sich noch mit dem gleichen Eifer wie früher seinen literarischen Studien. Hierfür scheint Han tsch'eng

¹⁾ Im Altertum hatten die chinesischen Machthaber als Einnahmen nur die Salzsteuer und das Monopol der Eisenverhüttung, der Fabrikation und des Vertriebes der notwendigsten eisernen Geräte, Pflüge usw. Erst im Jahre 931 n. Chr. wurde eine Geldsteuer an Stelle des Eisenmonopols eingeführt. Es wurden zunächst nach jeder Ernte, also zweimal im Jahr, für jeden Morgen drei Kupferstücke eingesammelt. (Siehe auch Wieger, S. J., *Textes historiques*, Bd. III, S. 1798.)

²⁾ 1 tsing = 100 mou-Morgen; 1 mou = 500 qm.

hsien auch besonders geeignet zu sein, denn verschiedentlich haben sich Söhne der Stadt in den höchsten Staatsprüfungen ausgezeichnet.

Der Jesuitenpater Le Comte¹⁾ berichtete noch 1696, daß in dieser Stadt seit langer Zeit eine der stärksten Christengemeinden im Reiche war, die der französische Pater Faber zu Anfang des 17. Jahrhunderts auf ganz wunderbare Weise während einer Heuschreckenplage gewonnen hatte. Pater Faber ist mittlerweile in das chinesische Pantheon aufgenommen worden; heute noch wird er in den taoistischen chinesischen Tempeln von Schen si und Kan su mit einem Panther an seiner Seite dargestellt und allerlei Wunder werden ihm, dem Gott, nachgesagt. In Han tsch'eng aber gibt es heute längst keinen einzigen katholischen Christen mehr.

Mit dem Gebiet jenseits des Hoang ho, also mit der Provinz Schan si, ist dieser Landstrich heute sehr schlecht verbunden. Mit Karren kann man nur noch mit Hilfe einer Fähre bei Miao tsien tschen über den Fluß gelangen. Die großen und zu allem hin noch ewig wechselnden Sandbänke, die von Tung kwan ting an aufwärts den Verkehr über den Fluß so sehr erschweren, machen die Verbindung in einem Maße zeitraubend und unsicher, daß das Sprichwort entstand: „Willst du bei Miao tsien über den Fluß, so steck dir für drei Tage Brot ein“²⁾.

Dieser Fährplatz liegt 8 Li von Han tsch'eng. Oft ziehen sich die Sandbänke dort über so große Flächen, daß man mehrere Fährboote benutzen und an den Bänken dazwischen ausladen muß.

Dicht nördlich hinter Han tsch'eng sah sich das Lößland traurig an. Ganze Dörfer lagen in Trümmern, überall die Spuren entsetzlicher Verarmung. Hier fängt der Bereich der schrecklichen Hungersnot an, die 1876—1878, Kuang sü 2. bis 4. Jahr, die Bewohner von Nordwestchina mehrfach heimgesucht hat. In früheren Jahrhunderten und bis in die Zeiten des Kaisers Dao kuang (1821 bis 1851) blühte hier Handel und Wandel. Viele große Steinbrücken und Straßen mit einer alten, riesigen Quaderpflasterung zeugen von guten Zeiten, die jetzt dahin sind. Im Norden von der Stadt Han tsch'eng kam ich durch Ortschaften, die heute kaum die Hälfte der einstigen Familienzahl aufweisen; unsäglich elend und zerfallen sahen Dörfer und Felder aus. Aber bei meiner Durchreise ging es auf der Straße doch lebhaft zu. Aus dem ganzen Bezirk, Tagereisen weit, eilte das Landvolk mit Frauen und Kindern nach der Stadt. Acht Tage lang sollten dort große Theateraufführungen stattfinden, die jeder mit ansehen wollte. Wenige nur fanden noch Zeit, bei dem ungewohnten Anblick eines Fremden einen Augenblick stehen zu bleiben. Auch das wüste Kreischen und das anscheinend verzweiflungsvolle Sichanklammern einer Chinesenfrau, die vor aller Augen auf der Straße von ihrem Manne um 10 Tael (30 Mark) an einen anderen verhandelt wurde, die augenscheinlich aber den neuen Gemahl nicht ausstehen konnte, vermochte keine müßigen Gaffer anzulocken. Keiner von den Bauern wollte sich eben den Beginn der Theaterfestlichkeiten entgehen lassen.

Zur Linken hatte ich jetzt nahe meinem Wege einen häßlichen, nackten Bergrand, mit dem das lößbedeckte Sandsteinplateau von Nord-Schen si gegen

¹⁾ Louis le Comte, *Nouveaux Memoires de la Chine*, Paris 1697, Bd. II, 182.

²⁾ go tsien miao de ho
pai yü san tien de mo.

Südosten endet¹⁾. Trostlos kahl zogen sich dort tiefe Schluchten in die fahl-farbenen Berge hinein. Zur Rechten hatte ich den breiten Gelben Fluß, der noch weit dem NO—SW ziehenden Gebirgsrand entlang zu laufen schien. Es war ein unschöner und öder Weg, und noch nach langen Marschstunden wollte sich mir kein Ende dieser gleichförmigen Öde zeigen.

Da plötzlich, völlig überraschend für mich, sah ich den Gelben Fluß in einer tief eingeschnittenen Klamm aus dem Gebirge in die Ebene herausbrechen. Gerade an den äußersten Felsen des Bergwalls liegt die allerengste Stelle. Dort, zwischen zwei tempelgekrönten Felsvorsprüngen, mißt die Breite des Flusses kaum mehr als 50 m und dicht oberhalb, an einem Punkt, wo nur bei sehr hohem Wasserstand noch ein winziger Seitenarm sich hinter einer vorspringenden Felsklippe abzweigen kann, führt das Fährboot zum anderen Ufer. Die Chinesen machen sich zur Überfahrt eine oberflächliche Rückströmung sehr geschickt zunutze.

Es war vielleicht höflich gedacht, klang aber doch wenig beruhigend, als während des Verladens ein freundlicher Zollbeamter auf die Schiffsleute einsprach: „Gebt ja gut acht, ihr wißt ja, daß erst vor kurzem wieder ein Boot an den Felsen zerschellt ist.“

Keine zwei Minuten dauert die Fahrt durch die Enge zum anderen Ufer des Hoang ho. Aber wie toll geworden schwankte unser rohgezimmertes, flaches Boot in den wirbelnden, sich überstürzenden Strudeln. Meine Ponys und Maultiere, die zum erstenmal auf unsicheren Schiffsbrettern standen, gerieten in eine furchtbare Unruhe. Erst drängten sie sich zusammen, dann, mitten auf dem Fluß, bäumten sie sich ganz verzweifelt empor, zerrten an den Strängen und es kostete die größte Mühe, sie zu halten, daß sie nicht über Bord sprangen. Das überfüllte Boot war dem Kentern nahe. Entsetzt schrieten die Chinesen auf. Passagiere und Bootsmannschaft, das Volk an den Ufern, alles hetzte und brüllte aus Leibeskräften, es war, als ob die allgemeine Aufregung sich in einen tollen Aufwand an Stimmitteln umsetzte. Wie rasend zerrte das braune nackte Schiffsvolk an den zwei plumpen Ruderbalken. Gellend hallte das höllische Geschrei von den kahlen Felswänden zurück. Aber all das Chaos übertönte doch das elementare Rauschen und Gurgeln der häßlichen, dickflüssigen Flut.

Ein wunderbares, großartiges Schauspiel! Das ist Lung men, das Drachentor! Hier hat der Kaiser Yü²⁾, der chinesische Herkules, als er einst den Gelben

¹⁾ An diesem Gebirgsrande, den ich auf über 30 km verfolgte, zeigten sich die Gesteinschichten zum Schluß noch einmal etwas aufgekrümmt und ließen südwestlich streichende Brüche erkennen.

²⁾ Yü gehört der mythologischen chinesischen Geschichte an. Er soll als Begründer der ersten Dynastie, der Hsia, von 2208—2197 v. Chr. regiert haben. Er ist jetzt einer der populärsten Götter der Nordchinesen und in Nordchina unter dem Namen Yü wang bekannt. Von ihm erzählt sich heute der chinesische Volksmund, er habe alle Flußläufe im Lande gereinigt; namentlich werden ihm viele übermenschliche Taten im Gebiet des Hoang ho nachgesagt. Dieser Glaube ist leider vielfach auch in die Interpretation des aus seiner Zeit stammenden Buches Yü kung, einer Art geographischer Beschreibung des damaligen Reiches, eingedrungen und hat selbst eine Weile bei europäischen Übersetzern Unheil angerichtet. Die Zeit des Yü scheint in diejenige Periode zu fallen, in der eben damit angefangen wurde, die weiten Marschen neben den nordchinesischen Flüssen und in der großen Ebene einzudämmen und Urwälder zu roden. Bis in seine Zeit hinein hat die chinesische Zivilisation nur erst am Fuß der noch von dichten Wäldern bedeckten Gebirge und am Rande des Löß gewohnt, der den Ackerbau besonders begünstigt.

Fluß in Ordnung brachte, mit seinem Schwert den Fels $9\frac{3}{10}$ Li tief gespalten und so dem Wasser einen Weg ins Freie geschaffen. Aber er schlug allzu kräftig und zu tief in den Grund und darum die großen Strudel.

Die Chinesen wissen weiter, daß erst ganz wenige Fische lebendig durch das Drachentor geschlüpft seien; aus den wenigen seien aber sofort Drachen geworden, die den Regen regulieren. Da nun die höchsten chinesischen Staats-examina ähnlich schwer zu passieren sind, so werden diese von den chinesischen Literaten ebenfalls noch heute „Drachentor“ genannt.

Zu den Anlegeplätzen am Ufer führt nur ein schmaler Saumpfad und darum können hier Karren höchstens in zerlegtem Zustand über den Fluß gebracht werden. Trotzdem ist der Verkehr beim Lung men ziemlich lebhaft und die beiden Zollhäuser am Schen si- und Schan si-Ufer sind gute Pfründen.

Auf der Schan si-Seite, unterhalb und außerhalb des Felsvorsprungs, der mit weit ausladenden Pavillons, mit Tempeln und Galerien dicht besetzt ist, liegt ein ärmliches Lehdorf. Wie die Tempelbauten selbst trägt es den Namen Yü men kou, Tor des Kaisers Yü (Tafel XIII). Davor an dem schlammigen, flachen Strand lagen Hunderte von Booten und wurden eben mit Kohlen beladen. Um die Hütten von Yü men kou herrschte von früh bis spät ein reges Leben, da sprühten die Essen, und Hunderte hämmerten an Brettern und Spanten. Nicht genug Boote kann der Kohlenhandel hier finden. Einzelne Boote werden noch in wochenlanger Arbeit von Tung kwan und Hsi ngan bis hierher den Hoang ho heraufgebracht, die meisten aber machen wegen der starken Strömung nur einmal die Fahrt flußabwärts.

Die Hoang ho-Schiffe von hier haben nicht die eleganten Formen wie die Dschunken vom Yang tse kiang, sie sind rohe, unbeholfen aussehende Schachteln ohne Segel, halb so breit wie lang, aus dünnen Pappelholzbrettern, die mittels vieler eiserner Klammern zusammengeheftet sind. Diejenigen Schiffe, die während eines längeren Zeitraums den Fluß auf und ab befahren, bieten einen höchst sonderbaren, fast möchte man sagen, unheimlichen Anblick. Es erheben sich auf ihnen Häuser aus Matten oder dreieckige zeltartige Schutzdächer aus Reisig mit einem Lehmewurf, vor diesen aber steht noch ein hohes viereckiges Holzgerüst mit vielen langen eisernen Glocken und sonderbaren eisernen Rosetten, Fratzen und Figuren (Tafel X).

Während der Fahrt flußaufwärts haben die Boote nur wenig geladen und doch sitzen sie einen größeren Teil ihrer Reisezeit auf irgend einer Sandbank fest. Das Abschleppen hiervon, die flachen verschlammten Ufer, die vielen Seitenarme, kurz, die ganze Ungunst des Fahrwassers zwingen die Mannschaft beinahe ständig im Wasser zu arbeiten. Hoang ho-Schiffer zu sein, ist ein schwerer Beruf. Er paßt eher für Amphibien als für Menschen.

Das Drachentor bei Yü men kou ist seit alten Zeiten berühmt und findet sich auch schon im Yü kung erwähnt, jener Beschreibung Chinas aus der Zeit vor 41 Jahrhunderten. Etwas neueren Datums ist ein Steinrelief, das auf Tafel XIV abgebildet ist und das Drachentor darstellt, wie es ein Chinese sieht. Nach diesem Steinrelief zu schließen, fuhr früher die Fähre gerade außerhalb der Felsklippen. Offenbar war ein Seil gespannt, das die Überfahrt erleichterte¹⁾.

¹⁾ Die an dem Relief angebrachte chinesische Inschrift besagt: „Der Gelehrte Li fu berichtet: Kaiser Yü hat das Drachentor geschlagen. Es fängt an östlich vom Tung schou hsiang schan, bei der Stadt, die unter der Tang-Dynastie von Tschang

Die alte Kunststraße, die von San yüan hsien¹⁾ dem Fuß der Sandsteinberge von Nord-Schen si entlang und über das Drachentor nach Schan si führt, kommt zurzeit für den Großhandel nur wenig mehr in Betracht. Wer mag es auch den Großkaufleuten verdenken, daß sie heute nur noch ungern ihre Waren über den gefährlichen Fährplatz schicken? Dazu sind die Kunstbauten jetzt im Verfall, die großen Steinquader in der Straße eher ein Hindernis. Was seit den Verwüstungen der Tai ping- und Mohammedanerrebellion im 19. Jahrhundert in Nordwestchina neu geschaffen wurde, ist alles ärmliches Flickwerk.

jen yüan gebaut ist, (es läuft) von Norden nach Süden bis zu diesem Berge. Steile Steinwände stehen an den beiden Ufern. Der große Fluß windet sich zwischen Bergen eintausend und einige hundert Li bis hierher. Zornig sprüht es hier, stürmisch, lauter als 10 000 Donner.“ (Aus dieser Bemerkung wie auch aus anderen Schilderungen ist zu ersehen, daß viele Chinesen mit dem Namen Drachentor die ganze Länge der Einengung des Hoang ho von Ho kou bis Yü men kou bezeichnen wollen.)

„Der Gelehrte Wang hsien fu sagt: Ich war bei Hsia yang vorbei und von Han tsch'eng kam ich nordöstlich 60 Li und dann fand ich Lung men, einen Rachen voll spitzer Zähne, beide Tore steil stehend. Die Wellen waren schrecklich. Wenn ein Sturm ausbricht (so. und dem Wasserlauf entgegen in das Tor hineinfährt), dann steigt der Flußgott Pi (d. h. das Wasser) auf den Berg. Wenn das Wasser in Wirbeln nach unten stürzt, so verlassen die Wasserdrachen ihre Wohnung.

Tschang ts'ien suchte unter der Dynastie Han die Quelle des Hoang ho und fand sie im Tsung ling, den Zwiebelpässen. Unter den Tang-Kaisern suchte Liu yüan ting die Flußquelle und fand sie im Sternenmeer.

Unter der jetzigen Dynastie schickte Kaiser Kien lung Beamte auf eine Expedition nach der Quelle des Hoang ho. Sie berichteten: Südwestlich vom Sternenmeer gibt es einen Fluß mit Namen Hoang tsch'in ho, welcher mehr als 300 Li weit durch das Sternenmeer fließt. Noch weiter im Westen ist ein Himmelstrich, aus dem das Quellwasser in 100 Strahlen strömt, die alle goldfarben sind. Das ist die obere Quelle. Von da (fließt der Hoang ho) über den Tsung ling mehr als 2000 Li weit und erreicht das Gebirge Tsi sche schan (Amne Matschen). Er tritt in China ein an der Grenze des Kreises Ho tschou, biegt nach Nordosten um, tritt dann bei Ning hsia in die Mongolei hinaus, biegt nochmals um und kommt nach Yen ngan fu, fließt dann versteckt gleich einem Faden und nach einigen hundert Li erreicht er diesen Berg (das Tor des Kaisers Yü) und breitet sich dann wieder aus.

Die Chronik von Tung tschou fu sagt: Der Lung men schan ist ein unterer Ausläufer des Liang schan. Kaiser Yü hat ihn gespalten. Der westliche Teil liegt in dem heutigen Han tsch'eng hsien, der östliche in Ho tsin hsien in der Provinz Schan si. Jeder der beiden Berge trägt einen Tempel des Kaisers Yü. In einem Kommentar des Schu king heißt es: Zur Zeit der nördlichen Wei-Dynastie existierten diese Tempel schon. Die Geschichte der Han hat es aus dem Schan hai king übernommen. Die Gestalt des Tores erinnert an Drachen, darum hat man ihm den Namen Drachentor gegeben. In den Steinwänden sieht man die Spur des Axthiebes (des Kaisers Yü) noch bis heute erhalten.

Mein Landsmann Tschau tschün yüan ist ein bekannter Künstler in der Herstellung von Inschriften: er hat dieses Bild fertiggestellt.“

¹⁾ San yüan hsien ist heute eine Hauptstätte des Großhandels von Schen si. Hsi ngan fu selbst ist die vornehme Residenz geblieben, wo eine Menge Beamter und reicher Leute ihren Wohnsitz aufgeschlagen hat. In dem administrativ viel unbedeutenderen San yüan hsien, das einige Tagreisen nördlich vom Hsi ngan liegt, läuft der Handel der Provinz zusammen. Es hat etwa 80—100 000 Einwohner, ist also halb so groß wie das heutige Hsi ngan fu.

Von dem Zwischenhandel in San yüan her hat auch der nordtibetische Rhabarber für unsere Apotheker den Namen „Schan si-Rhabarber“ erhalten. Die vielen Rauchwaren Tibets, Lan tschou fu's grüner Schui yen (Wassertabak), Moschus und einwärts gehend vor allem Baumwollstoffe werden dort im großen verhandelt.

Es mag auch noch viel trübes Hoang ho-Wasser durch das Drachentor sich durchzwängen, bis auf dieser uralten Trasse eine Änderung eintritt und die Bahn gebaut wird. Hier aber wird sicher einmal eine Bahn durchkommen, nicht bloß, weil hier allein der Hoang ho leicht und sicher zu überbrücken ist, sondern auch der Kohlen wegen, die heute schon von hier aus bis nach Hsi ngan fu gebracht werden.

Das Drachentor liegt in dem Gebiet, das die uralte chinesische Kultur zum Aufblühen gebracht hat. Dicht dabei finden sich Eisen und Kohle seit Urzeiten verhüttet. Die breiten Lößterrassen in den Tälern machten aus den Chinesen das fleißige Bauernvolk, das sie heute noch sind. Hier wurde der Grund gelegt zu der ungeheuren chinesischen Volkskraft, die noch lange nicht ihr Ende erreicht hat und der es die Chinesen verdanken, daß sie so viele andere Barbarenvölker aufsaugen konnten.

In nur vier Tagereisen vom Drachentor erreicht man mit Karren die Stadt Ping yang fu, wo im 23. Jahrhundert v. Chr. der Kaiser Yao seine Residenz aufgeschlagen hatte. Von dort aus breitete sich die chinesische Zivilisation auf die vielerlei Stämme aus, die sich jetzt selbst Chinesen nennen und die auch wir unter dem Namen Chinesen zusammenfassen. Heute noch ist es nur die uralte gemeinschaftliche Kultur, die das Riesenreich zusammenkittet. Wie schwach die Zentralregierung ist und sich fühlt, dürfte meinen Lesern ja bekannt sein.

Der Ort Yü men kou am Drachentor hat nicht einmal ein ordentliches Gasthaus. Eine drückende Schwüle lastete in dem Tale, und dabei mußte ich in einer Garküche den niederen Raum einer Lehmhütte mit zwanzig Chinesen teilen und froh sein, überhaupt ein Eckchen für mich zu bekommen.

Am Tage darauf ging es kurz hinter dem Ort den Berg hinauf. Es galt, den schon erwähnten Bruchrand zu überschreiten, der in einem großen Bogen zuerst dem Wei ho-Tal parallel läuft, dann immer mehr nach Norden umbiegend am Drachentor über den Hoang ho setzt, um schließlich innerhalb der Provinz Schan si noch weit nach Norden zu ziehen. Der Anstieg war so steil und der Weg so schlecht, daß man bei uns wohl nur Geißen darauf klettern ließe; hier aber begehen ihn Hunderte von Maultieren und Eseln, die jahraus jahrein Kohlen und Koks von den nächsten Gruben herbeischleppen. Kaum weniger steil stieg ich jenseits wieder hinab in das Tal des Hoang ho. Gäbe es vom Drachentor an einen Weg dem Fluß entlang, so wäre ich bald in meinem nächsten Quartier gewesen. So aber war ich durch eine mühsame eintägige Tour nur etwa 8 km weiter flußaufwärts gekommen.

Oberhalb der kurzen und scharfen Wendung, mit der der Gelbe Fluß die Randkette durchbricht, fand er sich jetzt tief in horizontal liegende Sandsteinschichten eingegraben. In einer Breite von 300—400 m füllt er dort die ganze Talsohle aus und fließt in wenig ausgiebigen Windungen rasch und eilig in einem Felscañon zwischen graugrünen Sandsteinmassen dahin. Und so ging es nun wochenlang dem Fluß entlang weiter aufwärts gen Norden.

Nie konnte ich weit das Tal hinaufsehen, nie konnte ich von den Bergen aus sicher im voraus sagen, wie das Tal weiterging. Kaum war ich aus der Schlucht heraus, so waren Fluß und Tal schon den Blicken entschwunden und unabsehbar weit zeigte sich eine unendliche Zahl von Lößgipfeln, ein Labyrinth von Rücken und Kämmen. Keiner davon überragte imposant und hoch seine

Umgebung. Nein, von dem Randgebirge an, das ich am Drachentor hatte übersteigen müssen, und so weit das Auge nach Westen dringen kann, glaubt man ein einziges welliges Plateau vor sich zu haben.

Doch dies ist nur Schein. Wild zerrissen ist all das lößbedeckte Sandsteinland um den Hoang ho (Tafel XVII). Lauter steile, Hunderte von Metern tiefe Schluchten trennen die einzelnen Berge. Und schmale Fußwege, oft winzige Pfädchen nur, die ein Äckerchen mit dem anderen, eine Terrasse mit der nächsten verbinden, das waren von nun an meine Straßen. Ein Gebiet also, das nur wenig Anziehendes hatte: nur Löß gab's auf grau, gelb, grün gefärbtem Überkohlen-sandstein, wozu etwas weiter im Norden als Zwischenglied noch rote, pliozäne Tonschichten traten. Entsprechend diesem wenig widerstandsfähigen Material war die Zerrissenheit so weit vorgeschritten, daß die topographische Aufnahme mich viele Seufzer kostete; es sollten doch von diesen tausend und aber tausend großen Schluchten so viel als möglich auf die Karte kommen.

Je weiter ich dann allmählich nach Norden vorrückte, desto spärlicher wurde der Regen. Und bei trockenem Wetter, am schlimmsten an windstillen Tagen, brütete ein heißer und so dichter Staub über all den Bergen, daß durch ihn die Fernsicht auf wenige Kilometer beschränkt wurde.

Nahe dem Punkte, an dem ich den Ho hinter dem Drachentor wieder erreichte, liegt dicht über dem Flußufer ein ummauertes altes Soldatenlager. Alte Befestigungen ziehen sich von dort aus noch weiter am Fluß hin. Es war aber schwer zu sagen, aus welcher Zeit diese langen Mauern mit den vielen Schießscharten stammten. An manchen Stellen lagen noch dick eingerostete eiserne Kanonenrohre herum, Vorderlader, Jinglys, die ihre Stein- und Eisenkugeln wohl kaum weiter als bis an das andere Ufer zu schleudern vermocht hatten. Es machte ganz den Eindruck, als ob es sich um Reste mittelalterlicher Befestigungen handelte.

Diesem alten Wehrgang folgend kam ich am zweiten Tage nach Ts'ai gu kou. Der Weg dorthin war recht einsam gewesen. In Ts'ai gu kou aber stand ich wieder mit einem Male inmitten ganzer Haufen von Chinesen. Mit viel Geschrei wurden Kohlen auf die breiten Boote verladen, deren etwa vierzig bis fünfzig am Ufer bereit lagen. Sechzehn bis achtzehn Boote sollen täglich von hier aus abgelassen werden, jedes Boot mit 170—180 Dan¹⁾ einer sehr schönen Kohle. Nur vom Strome getrieben, fahren sie mit solcher Eile flußabwärts, daß sie — wie die Chinesen sich ausdrücken — „zwischen zwei Eßzeiten“, also einen halben Tag später schon durch das Drachentor kommen. Um diese offenen Schachteln durch die Felsklippen zu steuern, ist jede mit drei langen Rudern versehen und hat eine Besatzung von zwölf bis fünfzehn Kuli. Der verhältnismäßig hohe Lohn von 300 Cash pro Kopf und Fahrt läßt auf deren Gefährlichkeit schließen.

Nahe am Ufer waren hier ärmliche Schuppen mit vielen Löbhöhlen. Wie Bienen aus ihren Waben, so rannten bei meiner Ankunft die kohlen geschwärzten Zopfträger auf mich zu. Viele von ihnen hatten noch nie einen Fremden gesehen. „Yang gui tse, yang gui tse lai leao“ hallte es aus allen Ecken. Jeder wollte mich möglichst genau betrachten, womöglich befühlen, meine Kleider betasten.

¹⁾ Dan = eine Traglast von 240 Cattie = etwa 130 kg.

In einer kleinen Viertelstunde ist vom Ufer des Flusses aus die Kohlengrube zu erreichen. Sie liegt in einer kahlen Schlucht und hat zwei Schächte von 36 Klaftern (= 125 m) Tiefe bei $1\frac{1}{2}$ m Weite. An jedem Schacht stehen zwei Haspeln. Ohne irgend eine Übersetzung, ohne jede Sicherung durch einen Sperrhaken wird damit alle drei Minuten je ein Korb mit 160 Cättie Kohlen gefördert. Zehn halbbekleidete Kuli drehen unter taktmäßigem Singen ohne die geringste Unterbrechung an der Kurbel. Es wird mit doppelter Schicht Tag und Nacht fortgearbeitet. Für jeden Arbeiter, der heraufkommt, fährt sofort ein anderer ein.

Ich stand wenige Augenblicke am Schachteingang, der unter einem weit vorspringenden offenen Dache mündet, als freundlich grinsend einer der Unternehmer sich zu mir gesellte und eine Unterhaltung anging. Aus jedem seiner Worte klang die Frage, wie er den Betrieb wohl noch verbilligen könne. „Es fehlt uns an Kapital und, ach, das Wasser!“ jammerte der Mann wieder und wieder. Heute wird das Grubenwasser in großen Ledersäcken heraufgeschafft; Pumpen verstanden hier die Chinesen noch nicht anzufertigen. Von Europäern Maschinen und Pumpen zu kaufen, paßte den Leuten aber auch nicht. Man erwiderte mir stets: „Daran können wir nicht denken. Wir haben viel zu wenig Kapital.“

Um die Kosten der Beförderung der Kohlen vom Grubeneingang zu dem Bootsplatz zu ersparen, waren die Unternehmer eben daran, einen neuen Schacht ganz dicht am Hoang ho anzulegen. Nur mit Hammer und Meißel, ohne irgend ein anderes Hilfsmittel, wurde dieser durch den Sandstein getrieben. Für jeden Fuß bei 5 Fuß im Quadrat bekamen die Arbeiter 3200 Cash (= etwa 3 Tael Silber, etwa 9 Mark). Da nun die Unternehmer gerne gewußt hätten, wie weit ihr neuer Schacht von der alten Grube entfernt sei, und da den Chinesen unter Tag jegliche Orientierung fehlte, so wurde ich gebeten, ihnen für einen Teil der Grube einen Plan zu machen.

Mit unheimlicher Geschwindigkeit fuhr der Förderkorb mit mir in die Tiefe. Eine dumpfe, fast betäubende Hitze empfing mich. Mit offenen Öllämpchen in der Hand krochen da schwarze splitternackte Knaben und Männer aus engen, wirr und planlos zusammenlaufenden Löchern heraus. Wie Molche und Bergteufel, nicht mehr wie menschliche Wesen nahmen sich die Zopfträger aus in dem kümmerlichen Licht ihrer Rizinusöllämpchen. Triefend von Schweiß zogen sie ihre wie Spielzeug aussehenden Wägelchen mit den winzigen Rollen daran über den unebenen Grund. In Stücken bis zur Größe von mehreren Kubikfuß wurde ein wunderschöner Anthrazit gewonnen. Grus wurde gar nicht gefördert. Nie in gerader Richtung, nur wie es der Zufall eingegeben hatte, liefen die Gänge und Stollen durcheinander. Selten war eine kleine Holzverkleidung zu sehen. Bald ging es so niedrig weiter, daß ich nur knieend und kriechend durchkam, bald war ein Stollen bis zu 3 oder 4 m Höhe und Breite ausgeweitet. Zwischen Wägelchen mit Kohlen kamen solche mit einem gefüllten Wassersack. Aber nur an einer Stelle fand ich das Wasser etwa knietief, sonst war die Grube auffallend trocken. Neben der Hitze wirkte ein unausstehlicher Gestank auf mich beinahe erstickend. Die Chinesen schien allerdings beides nicht zu stören; so ist's nun einmal in einem Bergwerk und so hat es der Großvater schon gehabt. Wenige Neugierige folgten mir noch unter Tag durch das Labyrinth von Stollen, als ich das Kroki aufnahm. Unter zehn Ober-

arbeitern graben je etwa fünfzehn Mann in den verschiedenen Richtungen. Die Unternehmer selbst steigen so gut wie nie in die Grube. Wie es da unten gemacht wird, geht sie gar wenig mehr an.

Endlich hockte ich wieder in dem rohen, zerschundenen Korbgeflecht, und ruckweise zog mich das dünne Hanfseil in die Höhe. Der Korb drehte sich, baumelte, schlug an den Seiten an; ich mußte acht geben, nicht die Hände zu verletzen. Bange Augenblicke! Wenn der liederliche alte Chinesenstrick jetzt risse! Da packten mich gottlob schon kräftige Arme und die frische Sonnenwärme mit ihren nur 26° empfängt mich noch einmal.

Die Arbeiter unter Tag verdienen in zwölfstündiger Schicht 340 Cash = etwa 1 Mark und jeder darf sich, wenn er wieder heraufkommt, ein großes Stück Kohle mitnehmen, womit er seinem Hauswirt die Wohnung bezahlt. Da das Essen in der Nähe der Grube sehr teuer ist — es muß Tagereisen weit über die Berge gebracht werden — so können die Leute trotz aller Genügsamkeit nur kleine Ersparnisse machen. Verunglückt ein Mann in der Grube und wird der Leichnam gefunden, so bezahlt der Unternehmer den Sarg und die Priesterkosten. Stammt der Mann aus der Umgebung und hat er Frau und Kind, so erhält die Witwe 2000—3000 Cash, das sind noch nicht ganz 10 Mark.

Große Grubenkatastrophen scheinen häufig vorzukommen. Zu Kaiser Dao kuangs Zeiten (1821—1851) seien einmal — so wurde mir erzählt — über 150 Arbeiter verschüttet worden. 1859 lief eine Grube mit Wasser voll. In einer benachbarten, in Tschuan wu, in der über 300 Arbeiter unter Tag Beschäftigung fanden, brach 1876 das Wasser vom Hoang ho so rasch herein, daß kein einziger Mann sich retten konnte. Der frühere Schacht dient heute als Zisterne! Einzelne Unglücksfälle, Verschüttungen u. dgl., gehören zur Tagesordnung.

An jenem Abend blieb ich in Sche kia (spr.: dia) tan. In dem kleinen Dorfe wohnen die sechs Unternehmer und der Besitzer der Mine. Zur Erleichterung der Verrechnung hatten diese sieben Parteien 12 Teile gemacht. Vom Gewinn bekam der Grundbesitzer 2 Teile, während sich die sechs Unternehmer je nach ihrem Anlagekapital in die übrigen 10 teilten. Mit der unübersichtlichen chinesischen Buchführung waren mehrere Dutzend Schreiber beschäftigt. Im ganzen sollten über 2000 Arbeiter an der Grube von Ts'ai gu kou beschäftigt sein. Der Mandarin von Ki tschou ließ pro Dan 6 Kupfercash erheben, wozu dann noch 6 weitere Cash kamen, der Gehalt und „Squeeze“ für die Schreiber und Angestellten des Mandarins.

In Sche kia tan konnte ich bis lange nach Mitternacht zu keiner Ruhe kommen. Der Transport der Kohlen den Hoang ho hinab spielt ja — wie wir gesehen haben — eine sehr wichtige Rolle. Auf Lasttieren wird von hier wenig abgeführt, das ist schon zu teuer; dabei kann selbst die schöne Kohle von Ts'ai gu kou nicht mit dem Koks und dem Grus von den kleinen Gruben beim Drachentor konkurrieren. Die zum Transport notwendigen Boote aber, die ja so gut wie nie wieder zurückkommen, werden viel höher oben am Fluß gebaut und fahren leer bis hierher zum Ladeplatz, wo sie 50—60 Tael wert sind. Durch Schiffsverkäufe wird also hier ständig viel Geld umgesetzt. Eine so verlockende Gelegenheit, Leute mit Geld im Beutel abzufangen, lassen sich chinesische Schnapphähne nicht entgehen. Und so hatte sich unweit nördlich von Sche kia tan der „Hu da han“, zu deutsch: der „lange Hu“, eingenistet. Vom „langen

Hu“ hatte ich schon in Han tsch'eng hsien gehört, ja bis Tung kwan ting war, wenn auch nur vage, sein Ruf gedungen. Hu da han galt als ein Räuberhauptmann, der vor nichts zurückschreckte. Unbegrenzter Mut, größte Verschlagenheit und natürlich Unverwundbarkeit wurden ihm nachgesagt. Und dieses Jahr hatte er es schon ganz besonders schlimm getrieben. Erst einen Tag vor meiner Ankunft hatte er noch acht Viehhändler aus Ho nan beraubt und einen davon totgeschossen. Überall hatte er seine Fühler und Spione. Die Zahl seiner Anhänger war nie sicher zu erfahren. Der Mandarin des Bezirks, d. h. der von Ki tschou, der auch von den Schiffern und Kohlenhändlern seinen Obolus bezieht, wagte nichts gegen ihn zu unternehmen. Was wollte er auch machen? Kaum hatte er einst 200 Tael auf „Hu da han's“ Kopf ausgesetzt, als schon in einer der nächsten Nächte ein dicht neben seinem Amtsgebäude wohnender reicher Literat von dem Räuberhauptmann ermordet wurde. Wer mochte sich da noch an den Verwegenen herantrauen? Auf 4000 Unzen (Tael) war jetzt die Summe angewachsen, die in Sche kia tan für gelieferte Boote an die Schiffbauergilde ausbezahlt worden war und der Räuber wegen nicht heimgeschafft werden konnte. Einige von den Leuten, die mit ihrem Geld bei Nacht über die Berge zu entwischen gedachten, waren trotz aller Vorsicht dem „langen Hu“ und seinen Helfershelfern in die Hände gefallen. Was will man auch im Löbland auf Schleichwegen machen? Über die Löbschluchten gibt es nicht allzuvielle Übergänge und sowie der Morgen graut, kann in den vegetationsarmen Tälern keiner mehr unbemerkt durchschlüpfen.

Sche kia tan selbst und die gutbewaffneten Brotherren von so vielen Arbeitern zu überfallen, wagte der „lange Hu“ noch nicht. Auch die Bauern in ihren Löbhöhlen blieben von ihm unbelästigt, denn was besitzt ein chinesischer Lösbauer an Sachen, die des Stehlens und Raubens wert wären! Der ist froh, wenn sein Getreidevorrat in seinen Körben und Steinzeugkrügen groß genug ist, daß er ihn und seine vielen hungrigen Mäuler über ein schlechtes Jahr hinüberbringt.

In Sche kia tan, in meinem Gasthaus, hielt die Schiffergilde bis zum frühen Morgen ihre Beratungen. Die Ansichten gingen sehr auseinander, ob man es wagen könne, das Silber mit dem Fremden zu schicken. Wird der „lange Hu“ den passieren lassen, oder wird er auch vor ihm nicht zurückschrecken? Kalender und Zauberbücher wurden hervorgeholt, um diese schwierige Frage zu entscheiden, ob es ein glückbringender Tag sei, an dem ich reise. Als aber meine Diener in der Morgendämmerung zu satteln begannen, hatten sich doch sechzig Mann entschlossen, mit mir heimzureisen. Einige Esel trugen ihr Silber und Kupfer. Die meisten der Leute hatten ein kurzes Handschwert oder einen Speiß bei sich. Diejenigen, die Geld zu verteidigen hatten, hielten sich immer möglichst dicht an meine Person.

Erst folgten wir dem Flusse (Tafel XV), den alten Befestigungen entlang, dann, als an einer Ecke die Sandsteinwände direkt aus dem Wasser aufstiegen, führte der Weg in steilen kunstvollen Serpentinan an einem nahezu senkrecht abfallenden Felsabsturz in die Höhe. Unter überhängenden Felsen gab es dort einige schmale und gefährliche Holzstege. An einer solchen Stelle krachte plötzlich aus einer Höhle über uns ein Schuß, doch zum Glück ohne Schaden anzurichten. War das ein Signal gewesen, oder nur eine Probe auf unseren Mut? Ich vermute fast das letztere. Ein Teil der Schiffsleute wollte in der Tat umdrehen, ließ sich aber doch größtenteils beruhigen.

Die erste Nacht blieb ich in einem hoch gelegenen Lößhöhlendorf unweit eines Tempels, von dem aus „Hu da han“ seine meisten Untaten verübt haben soll. Die Schiffer stellten dort all ihre Habe ungefragt, wie wenn sich dies von selbst verstünde, in meinen Schlafräum — Ma hat sich die Sache wahrscheinlich bezahlen lassen — und die ganze Nacht über gingen ihre Wachen singend und schreiend vor meiner Lößhöhle auf und ab. Von Zeit zu Zeit krachte ein Schuß durch die funkelnde Sternennacht — um dem „langen Hu“ zu melden, daß aufgepaßt werde. Auch ein großes Gong kam wenig zur Ruhe, und darum gab es auch für mich nur einen unruhigen Schlaf. Am Tage darauf ritt ich bis in den Hof des Räuberlagers. Dort saß ganz hinten in einer niedrigen Lößhöhle eine alte runzlige Chinesin, die sich zwischen ein paar Steinen einen Topf Hirse kochte und uns mürrisch den Rücken zudrehte. Von den Räubern selbst war nirgends eine Spur zu sehen.

Wie eine dicke Haut überzieht hier der Löß das zerrissene Sandsteingebirge. Bei dem heutigen Klima der Abtragung preisgegeben, läßt der Löß im Grunde von Schluchten das unter ihm anstehende Gestein erkennen. Blendend weißgelb schimmerten in jenen heißen Sommertagen alle die Hänge mit den zahllosen künstlichen Terrassen. Jedes Fleckchen Land ist zwar angebaut, aber Weizen und Hirse steht darauf so dünn, daß sich schon auf kurze Entfernung kaum noch ein schwacher grüner Hauch erkennen läßt. In mageren Büschen sieben, acht Halme beieinander und diese dann fast ein halbes Meter von den nächsten entfernt — wie bei uns Kartoffeln etwa — so sind die Getreidefelder im Löß hier bestellt. Es ist ein armes Hungerland. Wie oft fällt der Regen nur in unzureichender Menge! 1905 hatte es hier im Mai zum erstenmal nach sieben Monate langer Dürre geregnet und doch war es kein schlechtes Jahr. Wegen dieser großen Trockenheit wenden hier die Chinesen Getreidebau mit Umpflanzung der jungen Getreidepflänzchen an. Sie gehen mit ihren Getreideäckern um wie wir etwa mit unseren Gemüsegärten. Hierdurch, sagten mir die chinesischen Bauern, bekämen die einzelnen Getreidepflänzchen viel tiefer gehende Wurzeln und trotz der großen Platzverschwendung wollen sie damit eine reichere Ernte erhalten, ja hierdurch allein soll das Getreide vor dem gänzlichen Untergang geschützt sein. Die Aussaat sowie das Umsetzen wird noch in der Zeit der sommerlichen Gewitterregen besorgt. Die Pflänzchen haben dann schon genügende Größe, wenn die allwinterlich herrschende vollkommene Trockenheit beginnt. Durch das Umsetzen der Getreidestöckchen ist in der Tat — wie in letzter Zeit russische Landwirte in Erfahrung gebracht haben — eine reichere Bildung von Haarwurzeln bedingt, und diese ermöglicht es den Pflanzen, die in den vielen Kapillaren und Poren des Lösses stets, wenn auch in geringer Menge vorhandene Feuchtigkeit in genügendem Umfange an sich zu ziehen.

Bewunderungswürdig einfach leben diese Lößleute. Außer ihrer eisernen Pflugschar in Speerspitzenform, eisernen Messern, Äxten, Nadeln, Krügen und Pfannen, den Steinen zu ihrer Eselmühle, ein paar irdenen Schüsseln, dem Indigo, der ihnen die selbstgepflanzten und selbstgewobenen Baumwollstoffe färbt, brauchen sie kaum etwas zu kaufen. Ich glaube, den meisten Bauern hier gehen im Jahr keine 3000 Cash durch die Finger, die Grundsteuer beträgt oft nur 8—9 Li Silber¹⁾ pro mou = Morgen.

¹⁾ 10 Li = 1 Fen, 1 Li also ein Tausendstel eines Taels.

Nur in Lößhöhlen wohnen die Bauern der dortigen Gegend.

An den Abhängen haben sie das mürbe, gleichmäßig weiche Erdreich senkrecht und glatt abgegraben, davor einen Platz als Tenne geebnet und dann, einem Kellergewölbe ähnlich, 4—5 m hoch und 3 m breit eine Grotte ein paar Meter tief ausgegraben. Zum Schluß kommt eine dünne Lehmwand vor die Höhlung, der Eingang wird mit einer Holztür und Oberlicht versehen und das Zimmer ist fertig. Stellt es eine Küche vor, so fehlt nur noch der Rauchfang. Als senkrechter Schacht ist dieser rasch durch die Decke gegraben. Und wenn oben drüber eine Straße führt, so findet sicherlich kein Chinese etwas darin, daß der Rauchfang mitten in der Straße ausmündet.

Es war solch eine alte Wohnstube im Löß gewesen, über die ich eines Tags geritten kam. Sie gehörte zwei Witwen, wie ich später erfuhr. Mit einem Male scheut mein großer Brauner vor einer plötzlich mitten aus der Straße aufsteigenden Dampfwolke, ein jäher Sprung auf die Seite, daß ich schon fürchte, samt dem Pferde über den Straßenrand und in den Hof zu stürzen — da, ein dumpfer Ton, ein unterirdisches Rauschen, ein haltloses Rutschen — ein Zetern und Kreischen von Frauenstimmen — und ein ganzes Chinesenhaus bricht unter mir zusammen. Halb begraben, hilflos unter meinem zappelnden Pferde, suche ich mich vergebens aus den weichen Massen herauszuarbeiten, als auch schon, Furien gleich trotz ihrer kleinen Füßchen, drei Weiber mit Besen und Stecken auf mich losstürzen, rasend um Hilfe schreien und mich am Boden festhalten: „Du hast unser Haus eingeworfen!“ — „Du mußt das Haus bezahlen!“

Aus allen Löchern rings sehe ich Ameisen gleich die Nachbarn zu Hilfe eilen. Oben an der Einbruchsstelle stehen ratlos meine Diener. 7 m tief war mein Sturz gegangen. Erst finden sie nirgends einen Weg zu mir herab. Die Bauern selbst aber helfen mir erst recht nicht heraus. „Zahlen! Zahlen!“ schreit nur die wütende Menge. Es gab erst eine tüchtige Keilerei, bis meine Diener, nachdem sie endlich herunter gefunden hatten, mich ausgraben durften. Gut, daß die Schiffer dabei waren. Sie halfen den Preis für das Haus herunterhandeln, und so kam ich mit dem Schrecken und 4000 Cash weg, d. h. also mit 10 Mark für ein ganzes Haus samt zerschlagenem Geschirr. Beruhigt, ja vergnügt zogen damit die beiden Witwen einstweilen zu ihren Nachbarsleuten.

Am 23. Mai war ich wieder im Hoang ho-Tal. In einem ganz engen und schmalen Felskanal, einem Tal im Tale, fand ich die braunen Fluten dahinrauschen, und auf den breiten, um 10 m höheren Felsleisten an beiden Talrändern lag trotz 30° Wärme eine dicke Eismasse, geschützt von einer dichten Sand- und Schmutzdecke. Weit über einen Monat lang mußte es in dem Tale schon sehr warm gewesen sein und doch hatte das Eis noch bis zu 4 m Mächtigkeit. Kompakt wie Gletschereis am Ende einer Moräne sahen sich die Decken an. Es sind Treibeismassen vom Winter her.

Von vielen Felsabsätzen unterbrochen starteten von links und rechts kahl und tot die Talwände herab. Ganz oben im Talgrund zeigten sich beim Weiterreiten große, schmutzige, weißliche Wolken. Schnell fertig erklärte mein Ma, das sei Rauch von Feuern der Schiffergilde; denn meine tapferen Schiffsleute hatten sich schon seit einer Weile von mir getrennt, unter dem Vorgeben, sie hätten jetzt nicht mehr weit zu einem Ort, wo viele Geschäftsfreunde von ihnen wohnten. Bald kam auch in der Tat ein größerer Ort in Sicht, malerisch an der linken Talseite hinauf gebaut: Lung wang tschen ist sein Name. Davor

sah ich — immer in der Ferne noch — Dutzende von Männern flache Boote über die wellige Eisfläche ziehen und schieben. Die „Rauchwolke“ aber sah sich jetzt immer sonderbarer an. Sie ging von der Mitte des 400 m breiten Talgrundes aus, aber nicht von einem Punkte, sondern wie von einem längeren Streifen. Und was ist denn dort weiter oben noch? Da fließt ja der Fluß breit über die ganze Talfläche hin! Bricht denn Hochwasser herein? Dann aber rasch auf die Talseiten hinaus, ehe es zu spät ist! Ein Rauschen wird hörbar, ein andauerndes gewaltiges Brausen — kein Zweifel, dort poltern mächtige Wassermassen . . . Und nun enthüllt sich das Geheimnis: Der ganze Hoang ho stürzt in freiem Fall über die Felsen in den schmalen Längsspalt, in dem ich den Fluß schon weiter unten im Tale getroffen.

Man hat hier ein ganz eigenartiges Naturschauspiel vor sich. Auf einer härteren, widerstandsfähigeren Platte im horizontal gelagerten Sandsteingebirge breitet sich der Gelbe Fluß erst weit aus, bespült links und rechts die Felswände, um hierauf von drei Seiten zugleich in einem Fall von etwa 9 m Höhe in eine kleine 15 m breite Kluft zu stürzen (Tafel XVII, XVIII u. XIX).

Um dicke starre Eismassen herum¹⁾ drängen sich die Fluten, oftmals geteilt stürzen sie in den schmalen Spalt. Da und dort sieht man Gletschermühlen sich drehen, tiefe Strudellöcher, Riesentöpfen gleich, daneben. Der Fall zieht sich eine lange Strecke an dem sonderbaren Felsgraben entlang, und es ist schwer, ja fast unmöglich, ein gutes Bild von seiner ganzen Größe und Wucht auf die Platte zu bekommen. Das schönste bot sich mir noch von der rechten Seite aus, es blieb aber auch dort unmöglich, in die Nähe des Hauptfalles ganz oben zu kommen. 600 m mögen kaum genügen für die ganze Ausdehnung des Falles. In freiem Bogen, so daß man darunter durchkriechen kann, schießen öfters die Wassergarben in die Luft hinaus; ein Hexenkessel kocht und brodelte vor dem Beschauer, aber schmierig gelbbraun bleibt trotzdem der ewig schmutzige Geselle, gelb färbt noch der Gischt, der mir ins Gesicht weht.

„Wie heißt ihr den Fall?“ fragte ich einen der umstehenden Chinesen, die mir nachgelaufen waren.

„Wasserfall,“ kam prompt zur Antwort.

„Sonst hat er keinen Namen?“

„Lung wang sau²⁾ oder Lung wang chia,“ wußte endlich ein etwas Klügerer zu melden, „früher — jetzt weniger — sagte man auch Hu kou dafür.“

Auch Hu kou wird schon im Yü kung genannt. Einer der alten chinesischen Kommentatoren des Werkes wußte ja auch, daß in Hu kou der Hoang ho wie siedendes Wasser zische. Ja freilich brodelte und zischt hier der Ho! Es ist wirklich ein Hu kou, eine Kochtopfklamm³⁾ (Abb. 6, Tafel XVIII u. XIX).

Die Leute im Ort Lung wang tschen leben von diesem Hindernis. Hunderte von Booten kommen jährlich hier durch und werden etwa einen Kilometer weit auf Walzen um das Hindernis herumgeschleppt. Anfang März jedes Jahres, sowie die Treibeismassen verschwunden sind, die den Fluß zwischen dem Fall

1) Das Eis soll erst im August verschwinden.

2) Lung = Drache; wang ye = König. Lung wang ye werden meist die Flußgötter genannt; sau oder chia = Wasserfall.

3) Siehe auch Richthofen, China I, Seite 305, Anmerk. H'u = Topf, Kochtopf; kou = Mündung, Kluse. Von einem Hoang ho-Fall war aber vor meinem Besuch noch nichts bekannt geworden.

und dem Drachentor so fest verstopfen, daß sogar Ochsenkarren zwei Monate lang in jedem Winter darüber fahren können, beginnt die Schifffahrt. Am lebhaftesten aber geht es in Lung wang tschen im September und Oktober zu, wenn die Gan ts'ao(Lakritzenholz-)Schiffe (200 Stück) von Bau tu herabkommen; dann finden viele hundert Arbeiter Beschäftigung. Ende November 1907 sah ich noch 30 mit Gan ts'ao beladene Bau tu-Boote in Tung kwan ting liegen. Sie waren eben auf der Durchreise nach Ho nan.

Als ansässige Familien zählt man in Lung wang tschen selbst nur 39, und doch ist es der wichtigste und größte Platz im ganzen Bezirk Ki tschou. Die Bezirkshauptstadt dieses Namens liegt in Ostsüdost in 60 Li Entfernung. Sie ist noch kleiner als Lung wang und birgt heute kaum noch 20 Familien. In den Hungerjahren 1876—1878 waren Stadt und Land Ki tschou ganz ausgestorben, die Einwohner verhungert oder geflohen. Und diese Stadt trägt den Namen einer der ältesten Provinzen des Chinesenreichs, sie hat allem nach in den Jahrhunderten vor Beginn unserer Zeitrechnung eine ziemlich wichtige Rolle gespielt.

Kurz vor der letzten großen Hungersnot war die Stadt Ki tschou von den Tai ping-Rebellen zerstört worden. Es soll, so erfuhr ich hier, im Winter, im XI. Monat des 3. Jahres der Regierung Kaiser Tong tshes (1865) gewesen sein; vom Drachentor bis über Lung wang tschen hinauf hielten zwei Ying pan, etwa 2000 Mann kaiserliche Truppen, das Schan si-Ufer besetzt, als drüben über dem Fluß Tsch'ang mao tse, die langhaarigen Rebellen¹⁾, erschienen. Am 23. im XI. chinesischen Monat schoben sich endlich wie alle Jahre die Treibeismassen unterhalb des Falles zur Schen kiao (gottgegebenen Brücke) zusammen und in der darauffolgenden Nacht erzwangen die Tai ping-Leute den Übergang. 30 Kaiserliche, die Widerstand leisteten, fielen, die übrigen entflohen nach allen Richtungen. Nach Ki tschou,

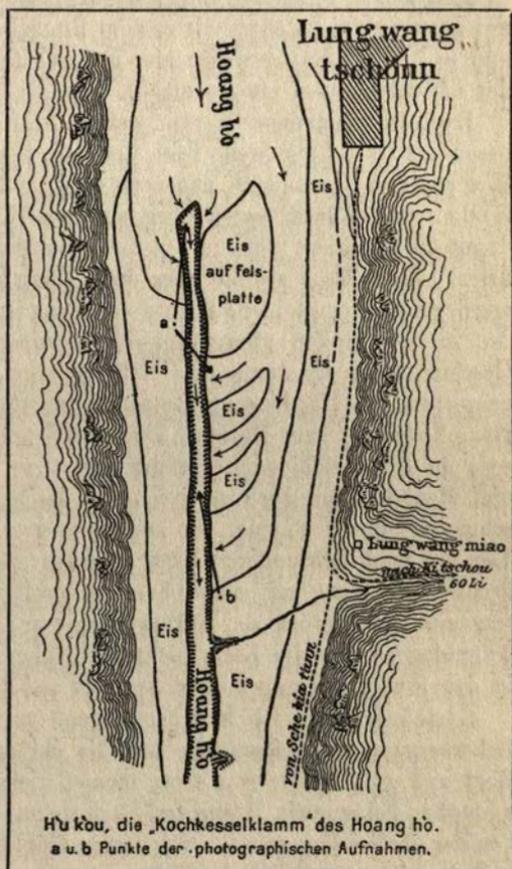


Abb. 6.

Am 23. im XI. chinesischen Monat schoben sich endlich wie alle Jahre die Treibeismassen unterhalb des Falles zur Schen kiao (gottgegebenen Brücke) zusammen und in der darauffolgenden Nacht erzwangen die Tai ping-Leute den Übergang. 30 Kaiserliche, die Widerstand leisteten, fielen, die übrigen entflohen nach allen Richtungen. Nach Ki tschou,

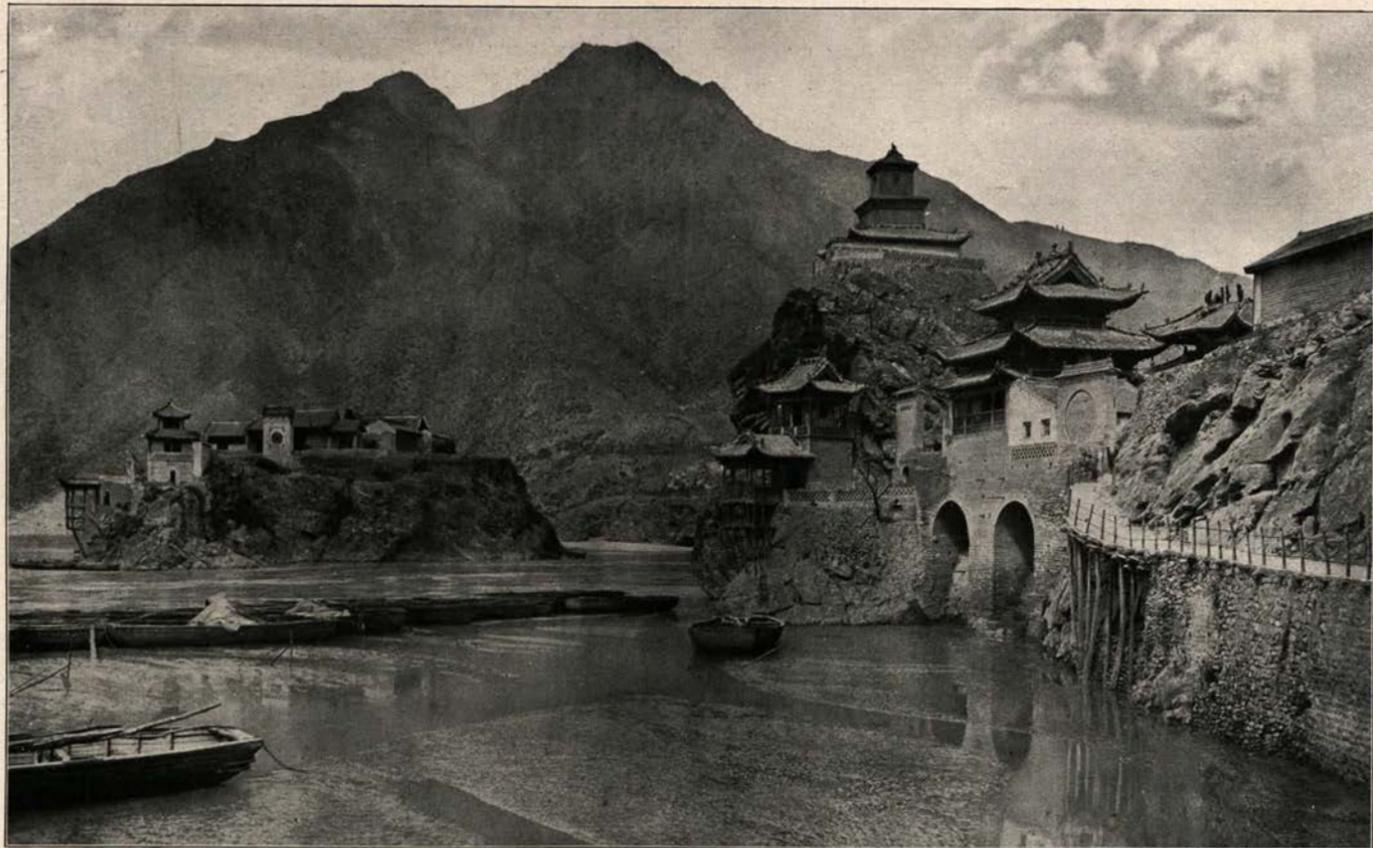
¹⁾ Noch viele Jahre nach dem Sturz der in Nan king von Hung hsiu tsh'uan proklamierten Rebellendynastie Tai ping zogen große Scharen von Rebellen im Reiche herum, die „Langhaarige“ genannt wurden.

über Hsiang ning hsien, zogen hierauf die Scharen weiter, überall mordend und sengend. 30 000 bis 40 000 sollen es gewesen sein. Im Frühjahr darauf sei wieder ein kaiserlicher General mit 3000 Mann gekommen. Diese bauten dann erst die Mauer und die befestigten Lager, die wir heute noch sehen und die in ihrer Art Ähnlichkeit mit dem Limes haben, mit dem die Römer ihr Dekumatenland schützten. Bis in die Hungerjahre hinein ist diese Besatzung geblieben. Während der großen Mohammedaneraufstände wurde dadurch verhindert, daß auf Raub ausziehende Streifkorps den Ho überschritten und in die Provinz Schan si einfielen.

In einem so verarmten Bezirk wie Ki tschou hält sich ein Mandarin natürlich nur gerade so viel Polizei, als er zum Eintreiben der geringen Steuern braucht, und so hat das Räuberwesen hier in jener Art überhandnehmen können, von der ich schon oben einiges erzählt habe.

Langsam ging mein Marsch weiter, bald dicht am Flusse hin, bald einer besonders schlechten Stelle hoch über die Berge ausweichend. Oft mußte der Weg erst von eigens hierzu geheuerten Leuten hergerichtet werden. Mit Spaten, Hacken und Säbeln waren oben auf den Höhen die Lößwege zu erbreitern, damit die Maultiere nicht mit meinen Kisten und Eisenkoffern in den Abgrund fielen. Eines Tags stürzte aber doch Dang fu, der von seiner Mutter mir so angelegentlich empfohlene Diener aus Lung tschü tschai, mit einem Lastpferde, das meinen großen photographischen Apparat und meine Konserven- und Geschirrkiste trug, durch eine steile Felsrinne ab. Einige Steine waren ausgebrochen, das Tier kam ins Rutschen und zog den Mann mit sich hinab. Zwei Haus hoch war kein Halten. Der Sattel zerschellte an einem Felsvorsprung, weit im Bogen schleuderte es die Kisten in den Fluß. Zum Glück für Tier und Mensch fielen auch sie weich ins Wasser, sonst lägen sie mir jetzt zerschmettert in der Einöde. So kostete es den Diener nur einige Zähne und das Tier ein paar Schrunden. Zwei Stunden später waren wir so glücklich und fischten die Kiste mit dem photographischen Apparat aus dem Strom. Es war ein Meisterstück der Firma Stegemann in Berlin. Trotz mehrmaligen Aufschlagens war die Kiste nicht zerbrochen und auch kein Tropfen Wasser in das Innere gedrungen, der Apparat selbst noch vollkommen intakt.

Gasthäuser fand ich in jener Gegend gar wenige, wieder war ich auf die Beherbergung angewiesen, die mir die chinesischen Bauern anboten. Gegen Geld und gute Worte war trotz meiner vielen Tiere immer leicht ein Unterschlupf zu bekommen. Dann erzählten sie mir am Abend des langen und breiten von der großen Hungerzeit. Die leeren Höhlen in den alten Lößdörfern hatten freilich selbst nur allzu deutlich gesprochen. Tausende der unzählbar vielen Örtchen und Dörfchen haben heute nicht die Hälfte, ja nicht ein Drittel der einstigen Bewohner mehr. Wo aber sind diese Familien? Kein Mensch kann es mehr sagen. Manche sind wohl nur verzogen, geflohen und nicht wiedergekommen. Viele, viele aber sind langsam an Hunger zugrunde gegangen, zuletzt in den Fluß gesprungen oder im Kampf erlegen, erschlagen von den Bauern einer anderen Gemeinde, von Bekannten, die bei ihnen noch Vorräte witterten. Alle Bande des Staates, der Gemeinde und der Familie waren gelöst. Es herrschte die vollkommenste Anarchie und auch innerhalb der Familien galt das Faustrecht. Wer noch etwas Mehl besaß, konnte sich sein Essen nur heimlich bei Nacht bereiten. Im Hohlweg, zwischen den Häusern hat damals



Lung men, das Drachentor.

Zwischen den beiden Tempelfelsen hat sich der Gelbe Fluß durchzuzwängen.



Die Tempel des Kaisers Yü zu beiden Seiten des Drachentors.
(Verkleinerung nach einer chinesischen Steintafel.)



Hoang ho-Cañon oberhalb Sche kia tan.

Der Gelbe Fluß hat sich tief in die horizontal liegenden Sandsteinschichten eingegraben.
(Im Stromstrich des Flusses drei Kohlentransportschiffe.)



Vom Verfasser gesammelte pliozäne Säugetlerreste aus der roten Ton-(Hung tu-)Formation.
(Die Maßstäbe im Vordergrund messen je ein Meter.)

ein Nachbar dem anderen, der Bruder dem Bruder aufgelauert, hat aus dem Lebenden Fleischstücke herausgeschnitten, hat ihn totgeschlagen, hat ihn zerhackt wie ein Stück Vieh, hat ihn gegessen — roh. Zweibeiniges Schafffleisch essen nannte man dies euphemistisch. Tausende verfielen dem Kannibalismus.

Und als es immer weiter nicht regnete, als auch keine Saat mehr da war, zogen die Übriggebliebenen fort. Mancher Hauswirt hat mir so berichtet. „Damals schlossen wir die Häuser nicht ab. Alles blieb liegen. Und als wir wieder kamen nach anderthalb bis zwei Jahren, war es in den Häusern noch wie zuvor. In vielen Distrikten gab es jahrelang gar keine Einwohner mehr.“

Die Spuren von Winderosion, die Reste von Wüstenbildung, wurden hier, im Norden, immer reichlicher (Tafel XXIII). Die Stirnseiten der horizontal liegenden Sandsteinschichten bekamen sonderbare, wilde Formen sowohl im Haupttal als auch in den Seitentälern des Hoang ho. Wo nur aus der dicken Lößdecke noch Felsen herausahen, waren sie von zahllosen gerundeten Löchern bis zu einem Meter Tiefe ausgehöhlt. Vertikal zum Schichtensystem waren riesige Platten wie Krusten von den Felsen abgesprungen. Gleichwie bedeckt von Riesenswabern erschienen ganze Bergseiten. Wie diese natürlichen Höhlungen sahen auch die menschlichen Behausungen aus. Die meisten waren echte Lößhöhlen, die in die Lößwände zwischen die terrassierten Felder eingegraben waren.

Die Lößberge Schen si's und Schan si's sind von den Chinesen seit Jahrtausenden mit Hacke und Schaufel in Terrassen umgewandelt worden. Viele sehen wie die Berge süddeutscher Weinbaugenden aus, wo die Steilheit der Hänge durch Weinbergmäuern gemildert wird. Vermöge der Eigenschaft des Lösses aber, sich vertikal abzuspalten und selbst in dünnsten Bogenformen jahrzehntelang Wind und Regen trotzen zu können, hatte es der chinesische Bauer nicht nötig, Steine herbeizuschaffen, um die Absätze durch Mauern zu stützen. Er gräbt bloß in seiner weichen Lößerde eine vertikale Wand ab und richtet sich den Berghang darunter als weniger steiles Feld zurecht. Da er in der Nähe seiner Felder wohnen will, so ist auch nichts näherliegend, als kurzerhand in die vertikale Lößwand zwischen den Terrassen, also gleichsam in die „Weinbergmauer“ hinein, das Bauernhaus zu gründen. Tausende und Abertausende der Siedlungen von Schen si und Schan si und in dem Lößland Kan su's sind auf diese Weise entstanden und befinden sich noch heute in demselben Urzustand.

Das einzelne Lößhöhlenhaus (im Nordwesten Chinas „dun“ = Höhle genannt) ist ein nicht tiefer und gerade gestreckter Gang in ziemlich spitzer Tonnengewölbeform, der nach außen stets durch eine dünne Wand mit Tür, Fenster, Rauchabzug und unten einigen Heizlöchern für den Kang verschlossen ist. Handelt es sich um eine ältere und reichere Ansiedlung, so sind dicht neben dem ersten Höhlengang noch mehrere ganz gleiche Gewölbegänge gegraben, die als Viehställe, als Herdhaus, als Frauenhaus, Witwensitz u. dgl. Verwendung finden. Sehr viele Lößhöhlen haben einen Balkeneinbau, ein Stützgerüst im Innern, da ein Nachstürzen der hängenden Lößdecke, zumal wenn das Haus einige Jahrzehnte alt ist, nicht allzu selten stattfindet. Weil gerade die vertikalen Frontseiten der Lößhöhlenhäuser am leichtesten einbrechen, so ist, wo einmal die Siedlungen größer, die Bauern reicher geworden sind, zumal auf der Schan si-Seite des Hoang ho, der Höhleneingang durch ein Steingewölbe

geschützt und geschmückt, an das sich erst nach einigen Metern die alte echte Lößhöhle von der gleichen gerade gestreckten Gangform anschließt (Tafel XXI).

Neben den bloßen Höhlen und Höhlenhäusern mit Gewölbeeingängen aus Steinen und Ziegeln finden sich auf der ganzen Länge meines Wegs von dem Marktflecken Lung wang tschen bis über die Grenze der Unterpräfektur Lin hsien hinaus noch freistehende „Gewölbehäuser“ (Tafel XX). Sie sind eine Eigentümlichkeit gewisser Gegenden Schan si's, Wohnhäuser, die wie Nachahmungen der Lößhöhlen aussehen. Wer sie zum erstenmal zu Gesicht bekommt, wird verblüfft über ihre Gestalt sich die Frage stellen, welches von beiden das ursprüngliche Haus ist, die gewölbte, in den Berg gegrabene Lößhöhle oder dieses freistehende Tunnelhaus, das mit seinem ebenen Dach, seiner kurzen muffigen Wohnröhre und der den Lößhöhlen entsprechenden Größe wie eine rechtwinklig aus dem Berg herausgestellte Löß-dun aussieht? Ohne weiteres gelangt man sodann zu der nächsten Frage: Ist vielleicht die Lößhöhle das älteste Chinesenhaus überhaupt?

Bei dem primitiven, man möchte sagen prähistorischen Aussehen des Lößhöhlenhauses darf nicht vergessen werden, daß es doch in erster Linie die Wohnung des chinesischen Kolonisten und armen Mannes ist. Der Allzuvielen, der durch die Ellbogenstöße der Menschenmassen aus den reichen und fruchtbaren Talebenen hinaus in die Bergwildnis, ins Elend gedrängt worden ist, grub sich zuerst eine Lößhöhle. Er kam in Berge hinein, wo kein Baum zum Hausbau vorhanden ist, und doch suchte er sich alle Vorzüge des nordchinesischen Stadthauses zu verschaffen. Das chinesische Lößhöhlenhaus zeigt nichts Originelles, wenn man seine Einrichtung betrachtet. Es ist nur ein Surrogat für ein großes Stadthaus. Sobald der konservativ denkende chinesische Bauer kann, baut er sich auch in der fernsten Lößwildnis für seine Götter eine Kapelle in der Art des echten Chinesenhauses mit einem schweren symmetrischen Ziegeldach, das auf vier Pfosten ruht, damit wenigstens seine Ahnen und Staatsheroen standesgemäß, d. h. wie es der alten Sitte entspricht, untergebracht sind, sie könnten sich ja sonst an ihm rächen und ihn in seinem Erwerb schädigen. Es ist sicher auch viel einfacher, aus Stangen, aus Schilf und Laubwerk eine Hütte zu bauen, die zugleich dem heutigen chinesischen Stadthaus aus Ziegeln ähnlich sieht und das Urbild des chinesischen Hauses mit seinem an ein dickes Strohdach erinnernden symmetrischen Satteldach abgibt, als auf den Gedanken zu kommen, in eine Lößwand ein Gewölbe zu graben.

Da das Lößhöhlenhaus durch seine Kühle in der Hitze, durch seine Wärme in der Kälte eine gar nicht zu verachtende Wohnung darstellt, so wurden auch dort, wo, wie z. B. in dem Grund der Sandsteintäler, kein Löß zu finden ist, Lößhöhlenimitationen, d. h. freistehende Gewölbehäuser, erstellt, und zwar sowohl aus Feldsteinen als auch aus Ziegeln. Das Gewölbehäuser, zumal in Verbindung mit einem schrägen Satteldach oder Pultdach, ist auch wieder ein standesgemäßes Gebäude geworden. Gewölbebau an sich ist in China sehr alt. Er ist vorbuddhistisch. Auf Reliefbildern der Han-Dynastie finden sich Bogen und Bogenbrücken dargestellt und Gräber lange vor der Tang-Zeit, vermutlich aus der Han-Zeit, weisen, in der Provinz Kan su z. B., Tonnengewölbe aus Ziegelsteinen auf.

Am 5. Juni erreichte ich endlich die kleine Bezirksstadt Wu bau hsien, die

auf einem über 100 m hohen Felsen an einer scharfen Ecke des Flusses auf dem rechten Ufer gelegen ist, und am 6. Juni fand ich mich vollkommen unerwartet in einem größeren Ort am Hoang ho, in dem Marktstädtchen Ki kou (spr.: Tschikou). In jener Gegend ist das Hoang ho-Tal ein klein wenig breiter. Bald links, bald rechts fällt noch eine schmale Alluvialterrasse ab, auf der die Chinesen dichte Jujubenhaine¹⁾ angepflanzt haben.

Die letzten Reisetage vor Ki kou war mein alter Maultiertreiber schwer krank geworden und ich hatte ihn tragen lassen müssen. Es war dies eine schwierige Sache hier, wo es keine Berufsträger gibt. In Ki kou stellte es sich heraus, daß er Typhus hatte mit Roseolen. Daß der Mann meine ärztliche Behandlung erst ablehnte, brauche ich eigentlich kaum zu erwähnen. Ich war ja der erste Fremde, den er überhaupt zu Gesicht bekommen hatte. Sowie ich ihn verlassen hatte, schüttete er sorgsam alle Medizin weg, die ich ihm gegeben. Er hatte einen Chinesenmagen und da konnten ihm Ausländerarzneien doch nichts nützen! Aber die Absude von zwölf verschiedenen Kräutern und Wurzeln, die ihm ein Quacksalber von der Straße verkaufte, die schluckte er fleißig alle zumal, bis ihm das Geld ausging. Dann hielt er sich endlich reumütig an meine Diätvorschriften und erholte sich dabei erstaunlich rasch.

Mittlerweile waren aber meine fünf Pferde plötzlich in der Ki kou-er Herberge augenkrank geworden. Ihre Lider waren über Nacht so angeschwollen, daß sie nichts mehr sahen und auch nicht mehr fraßen. Zum Glück bemerkte ich selbst noch den Schaden. Der kluge Ma aber war schon in einen Laden gerannt und hatte eben eine Roßportion von dem Zwölfkräutertee um 10 Mark für die armen Tiere bestellt. Als ich selbst an die Krippe kam, fand ich einen scharfen, stechenden Geruch — meine Diener hatten die armen Tiere in den engen Hof einer Schnapsdestille gestellt, wo die Gärbottiche standen²⁾. Es dauerte eine gute Weile, bis die Tiere sich erholt hatten. Ich konnte darum während des erzwungenen Aufenthaltes nicht einmal die beabsichtigte Exkursion hinüber nach Schensi machen. Bei Ki kou selbst gibt es keine Kohlengruben, aber nicht allzu fern von diesem Ort, sowohl im Osten als auch auf dem rechten Hoang ho-Ufer, wurde mir von solchen berichtet und außerdem von einer schwarzen flüssigen Masse³⁾, die in einigen Schluchten in der Provinz Schensi

¹⁾ Chinesisch: Tsao ör, fälschlicherweise auch „chinesische Dattel“ genannt; eine Zizyphusart aus der Familie der Rhamnazeen. Die Jujubenkulturen erinnern in ihrem Aussehen an die Oliven- und Johannisbrotpflanzungen Italiens und Griechenlands.

²⁾ In Ki kou gibt es mehrere Branntweindestillationen. Alle verwenden Kao liang (spr.: Gao leang = Sorghum). Dieses wird erst geschrotet, dann in einem großen eisernen Kessel einen halben Tag gedämpft. Zehn Scheffel der hierdurch erweichten Sorghummasse werden nun mit 4—5 Pfund alter Kao liang-Hefe und Wasser gemischt und diese Masse in einem großen Topf der Gärung überlassen. Nach einem Monat etwa wird in dem großen eisernen Kessel, in dem früher der Sorghum gedämpft wurde, destilliert. Der Deckel dieses Kessels hat die Form eines Trichters ohne Öffnung; in diesen kommt außen kaltes Wasser. Die Spitze des Trichters befindet sich innen dicht über einem großen kupfernen Löffel, der als Röhre durch ein kleines Loch in der Wandung aus dem Kessel ausmündet. Dadurch werden alle Tropfen, die sich am Trichter innen niederschlagen, nach außen geleitet. Das Resultat ist ein Branntwein, der etwas herb schmeckt und gerade noch so stark ist, daß er brennt. Der Kessel in meinem Gasthaus in Ki kou war 2 m hoch und maß 2 m im Durchmesser. Des schwierigen Transportes wegen war er seinerzeit an Ort und Stelle aus Eisen gegossen worden.

³⁾ Wahrscheinlich ist diese Erzählung mit dem Vorkommen von Petroleum in der Präfektur Yen ngan übereinstimmend. Im Jahre 1907 wurde dort von vier japanischen

vorkomme und brennbar sei. Bei und um Ki kou führen verschiedene Wege über den Hoang ho. Im Winter werden Wolle und Ziegenfelle auf vielen hundert Kamelen aus der Mongolei und aus Kan su durchgeführt und verhandelt.

Eine alte chinesische Kunststraße zieht sich von Ki kou einige 20 km weit am Ho-Ufer hin (Tafel XXII). Plötzlich hörte diese auf; ich wurde vom Ufer weg und auf eine Höhe gedrängt und, einmal oben, brachten mich die Lößschluchten und Lößwege immer weiter ab von meinem eigentlichen Ziele. Endlos an vertikalen, bald künstlichen, bald natürlichen Lößabstürzen hin führten mich die Pfade schmal und krumm, auf und ab den Bergkämmen entlang. Ein breites und zum Reisen viel bequemerer Tal lockte zuletzt noch weiter im Osten, kurz — am dritten Tage hinter Ki kou war ich gegen meinen Willen wieder einmal auf einer richtigen chinesischen Landstraße, wo im Lokalverkehr sogar Karren verwendet werden können, wo die ansässigen Bauern alle Kilometer weit öffentliche, mit allen Schikanen eingerichtete Aborthäuschen errichtet haben, wo besondere Mistbeete in der Mitte der Landstraße zum selben Zwecke für die Pferde und Maultiere angelegt sind; also wieder in einem Zentrum der chinesischen, kleinlich utilitaristischen Zivilisation. Und da fand ich die Stadt Lin hsien mit ihren hübsch gepflegten Stadtmauern, ihren großen Gebäuden mit sauberen hohen Steingewölben, mit Tempeln, die nicht zerfallen waren.

Lin hsien ist eine sehr gesuchte Pfründe der chinesischen Beamtenwelt, die jedem „Ti fang kwan“¹⁾ noch immer viele tausend Tael eingebracht hat. „Seit Jahrhunderten ist hier Friede und hat keine Rebellion unsere Stadt erreicht,“ sagten mir die Einwohner. Aber als ich dort angekommen war, hatte Lin hsien einen kritischen Tag. Mitten in der Nacht — mein Gasthaus lag unfern vom Ya men — gab's wüsten Lärm. Erst verlangte man polternd und rasch nach den Stadttorschlüsseln, dann erschien in staubbedeckter Sänfte der Unterpräfekt (hsien) von der Nachbarstadt Hsing (hsien). Mit sechzig Soldaten war er in einem Tag die 75 km herübergekommen und hatte die ahnungslosen Leutchen aufgeschreckt. Ängstlich und neugierig rennt die ganze Stadt zusammen, jeder Bürger mit seiner Papierlaterne. Der Hsien betritt den Ya men und hinter ihm drein drängt sich das Volk trotz der klatschenden Hiebe der Soldaten, die die Neugierigen zurückhalten sollen. Der Hsien von Hsing überreicht dem Hsien von Lin ein Schreiben des Nië tai in T'ai yüan fu und einige Augenblicke später weiß schon die ganze Stadt, daß und wie der Hsing hsien seinen Amtsbruder von Lin hsien verhaftet hat.

Daß der Lin hsien nicht Goldblättchen oder Quecksilber oder Opium schluckte, um sich dem Schimpf zu entziehen, dafür hatte der Hsing hsien gesorgt. Der Frau Hsien aber war es gelungen, insgeheim eine tödliche Dosis Opium zu verschlingen. Sie hatten ihr dann Jauche eingeflößt, um in ihrem Magen Brechreiz hervorzurufen. Die wirkte aber nicht mehr — die haßerfüllten Worte werde ich jedoch nicht so leicht vergessen, die mir diese Chinesin zurief, als ich sie auf die Bitte des Hsing hsien doch wieder ihrer Opiumdosis entledigt und „lebendig“ gemacht hatte.

Ingenieuren im Auftrag der Provinzialregierung von Schensi Petroleum gewonnen und an Ort und Stelle destilliert. Wie ich im November 1907 in Hsi ngan fu erfuhr, reichte es zu 700 kg pro Tag und dazu befanden sich die Quellen in einem Berggebiet, das nur in wochenlanger Reise auf Maultierpfaden erreichbar war. Darum war der Profit zunächst des teuren Transportes wegen äußerst gering.

¹⁾ Ortsmandarin.

„Was sollen wir am Leben,“ so klagte sie. „Sie werden uns doch alles nehmen! Die anderen sind zu mächtig und zu reich!“

Es hatte nämlich in Lin einen großen Rechtsstreit gegeben, den der Gemahl entschieden hatte. Die verurteilte Partei hatte nun — ohne daß der Beamte darum erfuhr — ihn in der Hauptstadt der Provinz der Bestechlichkeit angeklagt. Die Beweise, vielleicht auch die klingende Münze der verurteilten Partei waren so schwerwiegend, daß die eben geschilderte Verhaftung vom Niē tai, dem Provinzrichter, verfügt worden war.

Von Lin hsien eine kleine Tagereise nach Nordwesten liegt der Tse kin schan und Dang du schan. Mit dichtem Buschwald bedeckt erhebt sich diese Berggruppe in steilen Felsen, die teilweise aus Granit, meist aus jüngerem, teilweise sogar trachytischem Eruptivgestein bestehen. Auf den Gipfeln stehen Tempel (Tafel XXIV), die auch im „Gewölbestil“ gebaut sind, und jährlich im dritten Monat findet dort oben eine große Messe statt. Dann drängen sich Tausende um ein Plätzchen, von dem aus die Theateraufführungen in dem engen Hof vor dem Tempel zu sehen sind.

Bei meinem Besuch aber war es herrlich ruhig dort oben. Nur die vielen, vielen chinesischen Götterbilder, die Hauptgötter, die man überall trifft, glotzten mich von allen Seiten an: der Ts'u se ye mit einer Schildkröte, um die sich eine Schlange windet; ein tausendarmiger Buddha; Mi to ye, Maitreya oder der Lachgott¹⁾; aufrecht stehend mit gefalteten Händen, in einer Rüstung und mit langem Gewand wie eine Jeanne d'Arc der Gott Hu fa ye; Yü wang ye und der Ortsgeist; der Berggeist; auch der Strohsandalengott fehlte nicht. Dieser war einmal ein Kaiser, der unsichtbar durch sein Reich reisen konnte und darum alles wußte, was darin vorging. Er war der erste, der die Strohsandalen der Chinesen verfertigte. Noch viele andere stehen dort oben auf der Höhe. „Wer kennt denn alle unsere Götter?“ meinte der Tempelhüter. Er war ganz ärgerlich ob solch einer Zumutung. Wie so oft in China waren taoistische und buddhistische Figuren kunterbunt durcheinander gemengt.

Es ist diese Berggruppe eine hohe isolierte Warte. Um Hunderte von Metern das übrige Bergland überragend, läßt sie — selbst lößfrei — ringsum tief unter sich das staubige Lößland. Die engen Schluchten mit den senkrechten Wänden, die Pfeiler und Orgeln und messerdünnen Mauern, die sich immer im Löß in den Talrissen finden, treten, von der Höhe gesehen, zurück. Gegenüber den gerundeten Kuppen erscheinen diese nur noch wie die Runzeln in der Haut eines Dickhäuters. Nirgends ist jedoch ein Fleckchen eben. Alles ist tief zernagt von den stets heftig auftretenden Gewitterregen der Sommermonate. Und dies Land aus Staub und gelber Erde scheint unabsehbar, grenzenlos nach Westen weiterzugehen und nach dorthin ganz schwach anzusteigen.

Im Osten allein fühlt sich das Auge etwas angezogen. Dort zieht in 40 km Entfernung in drei unter sich parallelen und scharf geschnittenen Ketten (mit N 20° O-Streichen) das Randgebirge, der Abschluß der Schen si- und Ordos-Sandsteinscholle vorbei, der Rand, den wir beim Drachentor kennen gelernt haben. „Wie heißen die Berge dort?“ fragte ich den sonst intelligenten Tempelhüter auf dem Dang du schan. „Weiß nicht,“ lautete wie gewöhnlich seine Antwort, „bin noch nicht dort gewesen.“ Gebirgskettennamen sind beim Chinesen-

1) mi lo fo oder auch Dickbauchbuddha genannt.

volk so gut wie unbekannt. Nur der einzelne Berg und Gipfel erhält einen Namen.

Weiter ging es Tag um Tag durch lößbedecktes Land, und bald hinter der Berggruppe des Dang du schan und Tse kin schan zumeist wieder nahe am Fluß. In diesen Gegenden fanden sich noch bis zu 100 m mächtige rote Tone zwischen den Sandstein und Löß eingeschoben, und je weiter ich nach Norden kam, desto häufiger stellten sich Dünen ein. Es tauchten die ersten Vertreter der innerasiatischen Steppenflora auf, die Lößlage aber schien immer dünner zu werden.

Im warmen und geschützten Ho-Tale Jujuben, zwei Arten Hirse, auch Weizen an den Berghängen auf dem Löß und Mohn, viel Mohn zur Opiumgewinnung in all den schmalen Talschlen in den bewässerbaren Beeten, das waren die hauptsächlichsten Erzeugnisse dieser Gegend. Jagdbares Wild gibt es gar wenig in diesen Lößbergen. Selten sieht man ein paar Hühner. Und da Wäldchen und auch Sträucher gänzlich fehlen — um so auffallender war das dichte Gebüsch auf den Felsen am Tse kin schan — so trifft man auch nur wenige Arten kleiner Vögel. Das Lößland zeigt wenig Leben. Es ist ein trauriges Land. Blumen gibt es wenige und ebenso wenige Arten Insekten. Doch habe ich es zweimal im Ho-Tale nächtlicherweile zu einem Skorpionstich gebracht. Die nordchinesischen Skorpione sind klein, kaum so groß wie ein Fünfmarkstück. Der Stich ist sehr schmerzhaft, geradezu lähmend, wird jedoch von den Chinesen nicht weiter gefürchtet. Einige Stunden später war bei mir aller Schmerz vorüber.

Die Reise war sehr anstrengend. Täglich brannte die Sonne glühend heiß. Täglich zeigte das Schleuderthermometer über 30° C. Ich konnte der Tiere wegen nur noch früh morgens und wieder abends reisen, und war herzlich froh, als ich endlich durch die Tore von Bau de tschou einritt!

Bau de tschou ist die Residenz eines Tschili tschou (eines tschou I. Klasse; ihm ist noch die Unterpräfektur Ho tschü hsien unterstellt). Auf einem nach drei Seiten felsig und steil abfallenden Bergvorsprung liegt es hoch über dem Hoangho. Wie es schon anno 1720 die Jesuiten beschrieben haben, die die ersten und letzten Europäer waren, die vor mir von dieser Stadt etwas berichteten, ist der hohe Stadtberg nur durch einen schmalen Grat mit dem dahinterliegenden Bergland verbunden. Burgähnlich umschließt eine schwächlich aussehende Ringmauer die Amtswohnungen, die Tempel und einige heruntergekommene, alte Häuser. Das eigentliche Leben spielt sich unten am Flusse ab. Dort sind die Häuser und Höfe der Kaufleute. Ganz so ist es gegenüber am rechten Flußufer, in der Zwillingsstadt Fu ku hsien, wo gleichfalls die Neustadt dicht am Flusse liegt, wogegen die fiskalischen Gebäude in einer Art Burg höher oben vereinigt sind.

Als ich in den letzten Tagen des Juni in der Stadt Bau de ankam, war es dort sehr ruhig. Das hauptsächlichste Verkehrsmittel jener Gegend ist das Kamel. Da aber die Chinesen dieses Tier in der heißen Jahreszeit, solange es nur ein dünnes Sommerhaar hat, nicht benutzen, so ist es während dieser Monate tot in Bau de.

Das Land um die Stadt ist etwas flacher als weiter südlich. In der Nähe münden mehrere kleine Bäche in den Fluß. Ihre Täler haben breite Sohlen; auch der Hoang ho selbst hat hier 600 m Breite.

Berieselbare Felder sind häufig. Zu dem größeren Wohlstand der Gegend trägt überdies die Handelsstraße bei, die von den reichen Zentren der Provinz Schan si hierher und über den Fluß nach „Kou wei“, d. h. nach außerhalb der Tore des eigentlichen Reiches, nach der Ordos-Mongolei führt. Bau de tschou-Stadt mag 6000—7000 Einwohner haben und kaum kleiner ist Fu ku hsien auf der anderen Seite. Unweit der Stadt liegen Kohlenminen. Opium, Hanf und Öl waren die hauptsächlichsten Produkte. Wolle und viel Salpeter kommt von der Mongolei hierher.

Das Stadtbild ist malerisch. Die verrotteten Mauern mit den flankierenden Türmen auf den roten und rotvioletten Tönen und Mergeln des Burgbergs, und dazwischen die bizarren Formen des Löß gaukeln eine mittelalterliche Feste Europas vor.

Man ist hier nahe am Rande der Schen si-Ordos-Scholle, und die Gesteinsschichten liegen nicht mehr völlig horizontal. Kurz oberhalb der Stadt hat der Fluß Karbonkalk zu durchbrechen. 10 km von der Stadt ist ein Katarakt, Tien kiao, die Himmelsbrücke genannt. Eine Kalkschicht hat dort der erodierenden Kraft des Wassers etwas mehr Widerstand entgegengesetzt, und ganz wie bei Hu kou hat der Fluß diese bis jetzt erst in einzelnen schmalen spaltähnlichen Furchen anzugreifen vermocht (Tafel XXVI).

Die Chinesen kommen durch die Tien kiao-Schnelle gerade noch mit ihren Booten durch. Wie durch eine Floßgasse reißt es ihre Schiffe hinab, und viele zerschellen alljährlich an den seitlichen Felsen. Die Schiffe können nur ganz rechts an hohen Felsen entlang hinabfahren. „Jährlich gehen 1—2 ‚fen‘ (10 bis 20 Prozent) dort zugrunde,“ sagte der Polizeioffizier von Bau de, „und etwa zehn Mann finden alle Jahre den Tod in den Wellen. Deshalb sind auch die Fische so schmackhaft, die man unterhalb der Strudel fängt und die von hier aus jeden Winter in Kisten verpackt in ganzen Maultierladungen nach dem Kaiserpalast in Peking gesandt werden.“ Und wirklich, es sind auffallend gut schmeckende, bis eindrittel Meter lange Karpfen, die dort mittels großer Hamen gefangen werden. Namentlich bei Hochwasser werden sie eine leichte Beute, wenn der Fluß so trüb und dick dahinfließt, daß die Tiere ängstlich am Rand und an der Oberfläche nach Atem ringen. Die Versorgung des kaiserlichen Palastes mit Fischen von Bau de war eine uralte Sitte. Auch in der alten Reichsbeschreibung der Jesuiten wird sie erwähnt.

Zwischen diesem Katarakt und der Stadt Bau de, beinahe inmitten des Flußtales, liegt ein kleiner Felsberg. Er ist heute durch Schlammبانke mit der rechten Talseite verbunden. Die Chinesen nennen ihn den Kia tschou schan, den Berg von Kia tschou, d. i. die nächste Stadt, die etwa 150 km weiter südlich am Flusse liegt. Als einst Yü wang ye, den wir bei Gelegenheit seiner Arbeit am Drachentor kennen gelernt haben, die Verhältnisse hier oben am Gelben Flusse in Ordnung brachte, soll er — wie jeder Bauer, jeder Gebildete, Offizier und Beamte in Bau de tschou mir ernsthaft versichert hat — diesen Berg von Kia tschou hergeschafft haben. Man soll noch bei Niederwasser zwei Ringe, die dem Gott zum Ziehen dienen, vorn an den Felsen sehen können. Er wollte mit dem Berg das „Loch“ an dem Tien kiao-Katarakt verstopfen, damit der Fluß glatt weiterfließe. Nach landläufiger Ansicht entsteht eine Schnelle nur durch ein Loch, in welches das Wasser stürzt. Yü wang ye selbst hat also den Berg den Fluß heraufgezogen. Er war schon ein alter Mann damals. Nun

hatte er am Morgen, als er an die Arbeit ging, zu seiner Frau gesagt, sie solle ihm das Essen bringen, wenn sie seine Trommel höre. Die Unglücksfrau hörte aber die Trommel nicht und so rief sie ihren Mann zum Essen, ehe er das Zeichen gab, — da ging plötzlich der Berg keinen Zoll mehr weiter. Die Frau hatte durch ihr Rufen ihrem Mann die Vollendung seines Werkes unmöglich gemacht. Und so steht heute noch der Berg von Kia tschou einige Kilometer von dem Katarakt entfernt und jährlich geschieht darum dort so viel Unglück (Tafel XXV).

Es war jetzt, Anfang Juli, die Zeit der Opiumernte gekommen. Auf den Feldern sah man überall die braunen nackten Körper der Chinesen zwischen den hohen Mohnstauden stehen und mit einem kleinen sichelförmigen Messerchen horizontale Schnitte in die Mohnköpfe einritzen. Den herausquellenden Saft strichen kurz darauf andere mit dem Finger ab und schmierten ihn in einen kleinen Topf. Es gilt zwar auch hier für besser, erst am Morgen darauf den Saft einzusammeln, jedoch die Angst vor Regen und noch mehr die vor Dieben hält die meisten davon ab, so lange zu warten. Es war nun immer drückend heiß; trotz der sengenden Sonne trugen aber die wenigsten Leute Stroh Hüte. Die Einwohner litten deshalb allgemein an Kopfschmerzen, die aber als ein selbstverständliches Sommerübel hingenommen wurden. Wer etwas dagegen tun wollte, der klebte sich ein großes schwarzes Ziehpflaster mitten auf die Stirn oder an die beiden Schläfen. Die chinesischen Schönen mit ihren weißgeschminkten Vollmondgesichtern sahen damit recht komisch aus.

Hier wurde ich eines Abends von einem alten Manne aufgesucht, der mich bat, seiner Frau bei einer Geburt beizustehen. Ich fand ganz hinten in einem Seitengebäude einer weitläufigen Gewölbewohnung ein fast verzweifertes junges Geschöpf. Seit drei Tagen hatten die Helferinnen in der Not sich vergeblich um sie bemüht, hatten die Frau an den Armen gepackt und wieder und wieder ihren Körper auf den Boden gestoßen und sie geschüttelt, wie man etwa einen Sack ausleert. Als dann bei meinem Besuch alles gut abgelaufen war, nahm eine der alten Chinesinnen das neugeborene Mädchen, zeigte es der Frau und fragte kurz und rau: „Willst du's, willst du's nicht?“ „Will es nicht (bu yau),“ klang sofort und bestimmt die Antwort. Und als ich kurz darauf das Haus verließ, sah ich eben die Alte mit dem armen Würmchen in der Richtung auf den großen Strom verschwinden. Hätte der alte Mann vorher gewußt, daß es ein Mädchen sein würde, er hätte mich gar nicht gerufen!

Fu ku, die Hsien-Stadt gegenüber Bau de, ist der Geburtsort von Li tse tsch'eng, dem — man kann fast sagen — heute noch best gehaßten Mann in China. Dieser Li war von niederer Herkunft; er war nur ein Bauernsohn. Schon vor der Regierungszeit des Kaisers Tsong tscheng (1629—1643), als von Osten her wieder die Erbfeinde, die Tataren drohten, hatte er sich mit Tschang hsien tschung, einem Graduierten, einem Tschü jen aus der Nachbarstadt Mi tse hsien, verbunden. Als Rebellen und gemeine Räuber hausten sie erst in den Bergen. Dann war eine Stadt nach der anderen ihnen in die Hände gefallen und Schen si und Kan su waren ihnen untertan. Nur junge Männer zwischen 23 und 28 Jahren hatte Li in seine Dienste genommen, denn nur in diesem Alter, erklärte er, seien seine Landsleute im Waffenhandwerk zu gebrauchen. Mit vielen tausend Mann stand er endlich wieder einmal bei Fu ku hsien, und gegenüber in Bau de war um dieselbe Zeit Tsch'eng tshi yü, der Sohn einer reichen Familie aus Bau de, um den großen Rebellen im Schach zu halten. Auf

dem Berge hinter der Burg steht noch heute ein großer Ahnentempel dieser Familie Tsch'eng¹⁾. Tsch'eng tshi yü war ein General, dem die Armeen von fünf Provinzen unterstellt waren. Er hatte aber gerade nur einige tausend Mann um sich; denn er mußte die Soldaten aus seiner eigenen Tasche bezahlen. In Bau de hatte er Kanonen gießen lassen, mit denen er die Schiffe des Li zu vernichten dachte. Zuversichtlich hoffte er mit diesen eben erst neu eingeführten Schußwaffen über den Fluß hinüber die Rebellen einzuschüchtern. Aber General Tsch'eng glaubte alles getan zu haben, wenn er Li von Bau de abhielt. Li dagegen zog nach Ho tschü hsien, setzte dort über den Fluß, kümmerte sich weiter gar nicht um Tsch'eng und überrannte auch im Norden von Schan si Stadt um Stadt. Mit seinem Mut und seiner Entschlossenheit hat Li — wie allgemein bekannt — in kürzester Frist vom Nan kou-Passe her Peking genommen. Auf die Kunde von diesem Siege des Rebellen verzweifelte Tsong tscheng, der letzte Kaiser der glorreichen Ming-Dynastie, griff zum Strick und erhängte sich eigenhändig in seinem Palast und Li bestieg als Gründer einer neuen Dynastie, der Tai Schun, den Kaiserthron. Wir wissen ja, daß der Ming-General Wu san gui, der die Grenzwehr gegenüber den Tataren hielt, diese seine bisherigen Gegner gegen Li ins Land rief, daß diese Li bei Schang hai kwan überfielen, als er eben glaubte, den Wu san gui bezwungen zu haben. Li floh, ließ Peking im Stich und die Tataren konnten so ihre Dynastie errichten. Li, der Bauernsohn von Fu ku, hat dadurch die Fremdherrschaft der Tataren, die Mandschu-Dynastie, auf dem Gewissen. Kein Wunder, daß alle Chinesen ihn hassen müssen.

General Tsch'eng aber — erzählen die Bau de-Leute weiter — floh zuerst, als er sah, was er angerichtet, er kam aber bald wieder zurück, als sein Kaiser entthront war. Er ließ sich die Haare scheren und wurde ein Mönch²⁾.

Ich selbst setzte bei Bau de tschou-Fu ku hsien über den Hoang ho. Der Fluß ging gerade sehr hoch und war mittlerweile an gar manchen Stellen bis 1 km breit geworden. Da es aber um Bau de tschou immer nur wenig geregnet hatte, mußte die Wassermasse große Regen in der Provinz Kan su und in Tibet bedeuten.

Ich reiste dann in westlicher Richtung weiter. Am ersten Abend war ich in Gu schan bu, einem viereckigen Kastell mit hohen Mauern und so groß, daß zu seiner Verteidigung viele tausend Mann nötig waren. Fünfundzwanzig Familien wohnen jetzt darin und auch im Innern ist der Boden meist Ackerland geworden. Ein Leutnant mit 20 verheirateten Soldaten ist hier stationiert. Es sollten eigentlich 30 Mann sein, die zehn fehlenden sind irgendwo hängen geblieben. Die Soldaten bekommen kein Essen und pro Monat 1 Tael 3 Mace,

¹⁾ Die Chinesen sagen heute noch, sie hätten nur 100 Familien oder Geschlechter. Es gibt auch tatsächlich im ganzen Reich nur wenig über 100 verschiedene Familiennamen.

²⁾ Li tse tsch'eng zog sich nach seiner Niederlage bei Schang hai kwan, gefolgt von den Mandschuren, nach Südwesten zurück. Als die Schlüsselburg des Westens, Tung kwan ting, in die Hände der Mandschuren gefallen war, gab er auch Hsi ngan fu auf. Er zog ins Han-Tal hinab und nach der Stadt Wu tschang fu gegenüber Hankow. Dort verließen ihn seine Anhänger und er wurde wieder, was er bei Beginn seiner Laufbahn gewesen war, ein gemeiner kleiner Straßenräuber und wurde als solcher 1645 südlich von Wu tschang von den Bauern erschlagen. Tschang hsien tschung, sein alter Spießgeselle, hatte sich 1644 zum freien König von Se tschuan gemacht, fiel aber 1646 verwundet in die Hände der Mandschuren, die ihn hinrichten ließen.

also etwa 4 Mark. Sie haben deshalb so gut wie keinen Dienst und sind Bauern.

Gu schan bu ist einer der nördlichsten Plätze, den die Mohammedaner in den 1860er Jahren bei ihrer großen Rebellion verbrannt haben. Bis vor Fu ku hsien kamen sie damals, zogen aber gleich wieder ab. Gu schan bu gehört zu der langen Kastellreihe, die sich hinter der „langen Mauer“ hinzieht. Ein Teil seiner Mauern besteht nur aus gestampftem Lehm, ein anderer aus Ziegeln, die einen Lößlehm kern umschließen.

Bis hierher hält sich der Treibsand, den ich zum erstenmal etwas südlich von Bau de angetroffen hatte, mehr auf den Höhen, hinter Gu schan bu aber nimmt er größeren Raum ein. Bis in die Täler ziehen jetzt große Dünen. Löß wird dagegen immer dünner und ist weniger zu sehen. Auf die roten pliozänen Tone, die den Überkohlsandstein bedecken, folgt in der Regel gleich der Sand. Immer flacher werden die Berge, immer breiter die Täler. Je weiter ab vom Hoang ho nach Westen gegen die Ordos, desto mehr verebnet sich das Land.

15 km hinter Gu schan bu ritt ich durch die „große Mauer“¹⁾. An der Straße, im Talgrund, war freilich nichts mehr von ihr übrig geblieben, bis auf die letzten Spuren hatte der Bach, der dort für gewöhnlich halb versiegt in einem flachen und steingeröllreichen Bett sich hinwindet, das stolze Menschenwerk weggewischt. Auf den Höhen aber, links wie rechts, haben sich die Befestigungen noch in guten Resten erhalten. Die „große Mauer“ war einst ein 5 m hoher Wehrgang aus gestampftem Lößlehm. Aber gerade dieser fehlt heute auf weiten Strecken. Regen und Sandstürme von Jahrhunderten mögen ihn weggefegt haben. Vielleicht aber stand an vielen Stellen überhaupt nie eine eigentliche und geschlossene Mauer. Heute sieht man alle paar hundert Meter noch starke mehrstöckige Türme, die einen nur aus gestampftem Lehm, die anderen aus blaugrauen Ziegeln. Viele der letzteren konnten Wachmannschaften als Wohnung dienen. Der verschiedene Grad der Verwitterung der Bauten machte mir den Eindruck, als ob die Lehm-mauer ältesten Datums sei, also ursprünglich aus der Zeit vor Beginn unserer Zeitrechnung herstamme, während die Ziegeltürme in späteren Jahrhunderten, ja wohl erst in der Ming-Zeit (1368 bis 1644) wie eine Blockhauskette erstellt worden waren.

Die Mauer folgt den letzten größeren Erhebungen. Weiter draußen, im Mongolenland, wird die Landschaft immer noch flacher, immer mehr gleichen sich die Terrainunterschiede aus. Wenn man dann von einem der flachen Hügel dort außen diese lange, endlose, am fernen Horizont sich mählich verlierende Kette von viereckigen, klotzigen Türmen sieht, so ist es ein noch heute imponierendes Bollwerk. Wie manches Reitervölkchen, das beutelustig über die fleißigen chinesischen Bauern herfallen wollte, mag beim Anblick dieser dräuenden Turmkette stutzig geworden und kleinmütig umgekehrt sein! Wie manches ist hier sicherlich mit blutigen Köpfen wieder heimgeschickt oder aufgerieben worden!

Weitere 15 km über der großen Mauer draußen liegt heute der Ort Scha leang (zu deutsch: Sanddüne), ein Häufchen Lehmhäuser, erbärmliche halb-

¹⁾ Die „bien tchiang“, die „Grenzmauer“, wie hier die Chinesen meistens sagen — „wan li tsch'ang tsch'eng“, die „10 000 Meilen lange Mauer“, hört man hier weniger häufig.

eingestürzte Buden; das ist der heutige Grenzort. Ganz selten ist dort herum noch ein Strauch, eine Weide oder Tamariske zu sehen. Viel, viel Sand aber gibt es in langen Dünenzügen, die auf eine vorherrschend nordwestliche Windrichtung hinweisen. Auch sind ganze Täler davon ausgefüllt. Wo aber ein Plätzchen frei ist, wo sich nur ein Acker anlegen läßt, wohnen Chinesen. Bei meinem Besuch in Scha leang ließ sich dort kein einziger Mongole blicken. Kein Wunder! Man war hier eben daran, von Reichs wegen zu „kolonisieren“. Ein Beamter im Range eines Örfu (Präfekt II. Klasse) saß damals in Scha leang schon seit vielen Monaten mit 100 Kavalleristen aus Kuei hoa tsch'eng. Im Auftrag des dortigen Tatarengenerals sollte er den Mongolen ihr Land „abkaufen“, damit dieses in chinesisches Reichsland umgewandelt würde. Zu dem Zweck wurde alles Land in der Umgebung je nach seiner Güte in vier Klassen geteilt und von Amts wegen bestimmt, daß pro „Tsching“, d. i. je 100 Mou-Morgen, für die I. Klasse je 40 Tael (120 Mark), für die II. 30 Tael, für die III. 20 Tael und für die IV. 10 Tael bezahlt werden müßten oder der bisherige Eigentümer habe kein Recht mehr auf seinen Besitz. Zweitens wurde bestimmt, daß von jetzt an jährlich eine Grundsteuer an die chinesischen Beamten zu entrichten sei ganz entsprechend der Abgabe, die von den Ländereien innerhalb des eigentlichen China erhoben wird. Die Mongolen wehrten sich hiegegen, soviel sie nur konnten. Für ihren Grund und Boden, der ihnen bisher, soweit sie Adlige waren, als freies Eigentum gehört hatte, und für dessen Benützung sie nur eine Taxe an ihre eigenen Fürsten bezahlt hatten, sollten sie nun plötzlich eine chinesische Besitzurkunde kaufen und dann an die Chinesen noch jährlich Steuer bezahlen! Es wurde also gewissermaßen so verfahren, als ob sie, die hier seit Jahrhunderten wohnten, den Boden bisher unrechtmäßigerweise ihr eigen genannt hätten. Mit Hilfe der 100 Kavalleristen und der 30 Soldaten, die unter einem Leutnant ständig in Scha leang lagen, waren bis zu meinem Besuch etwa 180 Tsching erledigt worden. Es sollten aber mehrere tausend im ganzen sein. Wer von den Mongolen die Urkundensteuer nicht bezahlen konnte oder wollte, dem wurde kurzerhand sein Grundstück konfisziert und meistbietend weiter verkauft.

Nach unseren Geldbegriffen mag die oben erwähnte Steuer nicht sehr hoch erscheinen, Geld ist aber dort viel mehr wert, das Land ist nicht sehr fruchtbar und dazu sind die Mongolen nicht reich. Auch hatten sie zu befürchten, daß sie vielleicht später noch einmal zu zahlen haben würden, denn oft stempelte der Mandarin die Urkunden nicht ab, so daß sie gewärtig sein mußten, daß diese bald wieder ihre Gültigkeit verlieren würden.

Auch Scha leang liegt im Bereich der großen Hungersnot von 1878. Die dortigen chinesischen Ansiedler flohen damals bis nach Tai yüan fu zurück. In hellen Haufen sind sie aber seither wiedergekehrt. Sie pachteten bis dahin das Land von den mongolischen Grundeigentümern, denen sie den Zins zumeist in Naturalien, in Prozenten vom Ertrag bezahlten. Der Mongole hier liebt selbst nicht den Ackerbau. Er hängt noch sehr an dem freien Leben in der Steppe, an seinen Herden, Pferden und Kamelen.

Die Mongolen heißt man auf chinesisches hier allgemein „Meng gu“; die chinesischen Kolonisten dagegen nennen sich „Man tse“, nie Han jen (Han-Leute)¹⁾, wie sich sonst die Chinesen gerne bezeichnen.

¹⁾ Nach der nationalen Han-Dynastie, die von 296 v. Chr. bis 221 n. Chr. regiert hat. Vollends in der Revolutionszeit ist das Wort Han jen allgemein geworden.

Es ging wild zu in Scha leang bei dieser Soldatenwirtschaft. Der Ör fu mit seinen Schreibern saß still in einer der halbeingefallenen Lehmhütten. Er liebte das Opium und bot auch mir — höflich wie die Chinesen sind — bei einer Einladung ein Pfeifchen davon an. Wie ein mächtiger Polyp, der von einem verborgenen Winkel aus seine Fangarme ausstreckt, so saß er in seiner Lehmstube, ließ dort den Sand und Staub der Wüste durch alle Ritzen pfeifen und sandte nur seine Soldaten hinaus. Diese bestimmten die Klassen und die Größe der Felder. Am Tage vor meiner Ankunft hatten unweit von Scha leang drei Soldaten einen Pächter kurzerhand totgeschlagen, weil er nicht gleich zugeben wollte, daß auf seinem Acker so viel Erbsen ständen, wie die Soldaten behaupteten. Am Tage darauf kam die Kunde, daß einige Mongolen ein Stück Land verteidigten, an dem sie kein Recht mehr haben sollten. Sofort sattelten zwanzig Reiter und verschwanden mit ihren Mausergewehren und Schwertern in der Richtung dorthin. Um überhaupt Stroh kaufen zu dürfen, mußte ich den Mandarin besuchen, und als ich den Soldaten Futter abkaufte, mußte ich ein Auge zudrücken und für je acht Scheffel zehn bezahlen!

Mit dem Vorgehen der Regierung waren die chinesischen Kolonisten ebenso wenig einverstanden wie die Mongolen. Die letzteren zogen sich weiter in ihr Land zurück, ruhig abwartend, bis die Truppen wieder weggerufen würden. Nur vereinzelt wagten die Kolonisten von dem konfiszierten Grund zu kaufen. Vor allem fehlte ihnen dazu freilich das nötige Kapital. Im Kou wei, „außerhalb der Tore“, den Bauern zu spielen, paßt ja meist nur den ganz besitzlosen Chinesen. Und dann: Wie viele Leute im inneren China haben überhaupt etwas Bargeld? Viele fürchteten auch die Rache der später wieder kommenden Mongolen.

Ich fand infolge dieser augenblicklichen Unsicherheit keine Möglichkeit, weiter in die Ordos-Mongolei vorzudringen. Von dem Grab des Dschinggis khan (chinesisch Yüan Tai tsu in Yetschen khoro oder Ye tschen ho lo, wie die Chinesen diese mongolischen Worte aussprechen) hörte ich nur, es seien dort drei Särge, die alle mit gelber Seide beschlagen seien, in Filzurten aufgestellt. Während fünf Tagen würden sie jedes Jahr im III. chinesischen Monat öffentlich ausgestellt. Von allen Seiten kommen dann die Mongolen an dem Platz zusammengeströmt, um sich vor den Zelten zum Ko tou niederzuwerfen. Kein Chinese darf aber in der Nähe zusehen!

Von Scha leang in nordöstlicher Richtung wieder zum Hoang ho zurückreisend, kam ich am dritten Tag in die Stadt Ho tschü hsien. Die Witterung war mittlerweile kühler geworden. Die Götzenbilder, welche die Bauern schon allenthalben über ihre Felder getragen hatten, um — wie ich mir denke — dem betreffenden Gott¹⁾ zu zeigen, wie heiß und ausgedörrt aller Boden sei, waren jetzt zur Einsicht gekommen; es war endlich ausgiebiger Regen gefallen. Auch für mich wurde damit das Reisen wesentlich angenehmer. Ich brauchte nicht mehr meine Maultiere der Hitze wegen schon um zwei Uhr nachts wegzuschicken und ich hatte deshalb bis zum frühen Morgen meine Bettdecken. Ich konnte auch ohne besondere Anstrengung und ohne Sorge für die Tiere weit über Mittag hinaus meinen Aufnahmen nachgehen.

Die Stadt Ho tschü hsien liegt dicht am Gelben Flusse auf dem linken Ufer

¹⁾ Meistens Yü hwang schang ti, dem Vertreter des Tien lao ye ye, des höchsten Himmelsherrn (Abb. 12).

und 50 km von dem Punkt, wo sie sich nach der deutschen Generalstabskarte befinden sollte¹⁾. Es ist der lebhafteste Ort am Fluß, von der Provinz Ho nan an aufwärts. „Haya! du gehst nach Klein Peking,“ sagten unterwegs die Man tse, die Kolonisten, wenn ich ihnen auf ihre Fragen Bescheid gab. Als ich dann nach „Klein Peking“ hineinritt, ging wegen der vorhergehenden Regentage der Kot meinem Pferde wieder bis fast an die Knie. Auch die vielen Zuschauer, die damals gerade in der Hauptstraße vor einer größeren Bühne standen, um sich die Auf-führung des Dramas „Tschung yin tai“ anzusehen, hatten trotz ihrer hohen Kothurne noch große Mühe, einen halbwegs trockenen Stehplatz zu finden. Trotzdem war die Straße so gedrängt voll von Leuten, daß ich mit meinen Tieren kaum durchkommen konnte. Ein Gasthaus aber fand sich in Ho tschü hsien, wie ich nie zuvor eines in China gesehen hatte. Mit Ölfarbe waren alle Wände gestrichen und darauf schöne Götter gemalt, Tische und Stühle waren in dem Raum und das Bett, der Kang, war sauber und eben aus Ziegeln gemauert und nirgends zerbrochen, hatte auch keine Risse, und dazu die Heizung von außen, so daß es im Schlafzimmer kein bißchen Rauch gab. Die Türe war sogar verschließbar und das Papier der Fenster unzerissen.

Ho tschü hsien ist eine Stadt von 40 000—50 000 Einwohnern, die auch den Namen Ho bau ying (= Militärlager an der Flußbiegung) führt. Es gibt dort viele Öl-Hang (Hanfölanlagen). Ihre wirkliche Bedeutung verdankt die Stadt ihrer fruchtbaren, ziemlich breiten und leicht zu bewässernden Alluvial-ebene²⁾ und ihrer Lage an einer in früheren Zeiten natürlich noch viel wichtigeren Straße, die gerade innerhalb der „großen Mauer“ hin-führt und Peking und Da tung fu mit den Städten in Nord-Schen si, mit Yü lin fu usw., verbindet.

Dicht unterhalb Ho tschü hsien geht die „große Mauer“ über den Fluß. Sie besteht hier aus schlechten und vielfach durchbrochenen Lehmwerken, die auf der linken Seite viele Kilometer dem Ufer entlang laufen. Ob sie dort sehr alt ist, oder ob diese Erdwerke mehr provisorisch waren? Bei der sicheren Bestimmung des Alters chinesischer Wälle und Bauwerke geht es uns wie mit der Identifizierung chinesischer Bronzen. Die Chinesen haben seit Jahrtausenden und zu allen Zeiten die gleichen Formen wiederholt. Jede genaue und bestimmte Angabe der Zeit, wann das eine oder andere entstanden ist, wird unter Kennern deshalb stets als äußerst bedenklich angesehen. Eine Chronologisierung nach der Form ist zurzeit kaum möglich. Wir sind von Inschriften abhängig, diese aber sind spärlich, oft auch falsch und erst in neuerer Zeit hergestellt.

Oberhalb der Stadt Ho tschü hsien auf dem Schan si-Ufer beginnt die „Mauer“

¹⁾ Etwa an der Stelle, wo die alte Jesuitenkarte und die deutsche Generalstabskarte die Lage von Ho tschü hsien verzeichnen, liegt auf einer Anhöhe ein Lößringwall von etwa 3—4 km Umfang. Die Chinesen nennen diesen Ort heute Tschiu tann tsch'eng. Es wohnen aber nur mehr ganz wenige Familien dort. Ich habe öfters die Beobachtung gemacht, daß alte und heute nicht mehr benützte chinesische Stadtanlagen im Gegen-satz zu den heutigen auf Bergen sich befinden. Es scheinen namentlich bis in die Han-Dynastie hinein die festen Plätze der chinesischen Feudalen auf Anhöhen gestanden zu haben.

²⁾ Ich sah hier angebaut: Hirse in zwei Arten: Gu tse (hoang mi und hsiao mi), Gao leang, Mais, Gerste, Weizen, Buchweizen, Kartoffel (seit etwa 1860 hier), Melonen, Kürbisse, Erbsen, Bohnen, Rizinus, Hanf, Mohn, Tabak neben vielerlei Gemüsen und Obstbäumen.

— so verwahrlost und zerfallen sie auch heute ist — als „Mauer“ eine wirklich imponierende Größe anzunehmen. 5 m breit an der Basis und 6—7 m hoch, besteht sie nun hier aus einem nach außen von großen grauen Ziegeln geschützten Lößwall mit Zinnen darauf, die gleichfalls aus Ziegeln gemauert sind. Etwa alle 80 m treten knotenartige Vorsprünge hervor, kleine massive Bastionen, von denen aus Angreifer, die etwa durch Untergraben eine Bresche in die Mauer zu legen suchten, jederzeit selbst mit Pfeilen und Steinen flankiert werden konnten.

Oberhalb Ho tshü hsien, 15 km von der Stadt, tritt der Fluß, der Ho, aus einer Felsenge heraus, die Lung kou (Drachensmund) genannt wird. Links wie rechts sind auf eine lange Strecke nur steile Felsen und das Wasser schießt mit großer Schnelligkeit dazwischen durch. Die Schifffahrt im Lung kou ist nicht einfach und ist nur abwärts möglich. Einige Tage vor meinem Besuch waren wieder mehrere Männer ertrunken; die Reste eines Bootes sah ich selbst eben zusammentragen. Von einer kleinen Felseninsel, die sich am Ausgang der Lung kou-Enge vor der Ebene von Ho tshü hsien befindet, wird eine ähnliche Geschichte erzählt wie vom Kia tshou schan bei Bau de tshou. Die Grundsteuer der drei Familien, die sich darauf angesiedelt haben, soll heute noch an den Unterpräfekten von Hsing hsien, der 300 km entfernt wohnt, bezahlt werden; denn von dort — so sagen die Leute — habe der Heros Yü wang den Felsen herbeigeschleppt.

In der Ebene nahe bei der Stadt liegt noch eine andere, aber flache Insel, die von dem Hochwasser während meines Besuches im Juli schier überflutet wurde, so daß ich mich erkundigte, ob dies nicht schon manches Jahr vorgekommen sei. „Nein,“ beruhigte mich der Herr Major von Ho bau ying, „das sieht nur so gefährlich aus, die Insel schwimmt und hebt sich wie ein Stück Holz im Wasser.“

In Ho tshü hsien trennte mich nur noch eine Wegstrecke von drei Tagesreisen von Ho kou, von dem Punkt, an dem der Hoang ho sich in alle diese horizontalen Steintafeln einzuschneiden beginnt, und in die er während seines Nordsüdlaufes bis ans Drachentor bei Yü men kou eingesenkt bleibt. Eine bekannte Fähre führt bei Ho kou über den Fluß, die schon verschiedene europäische Reisende benutzt haben. Da das Felscañon selbst bis dorthin nichts Besonderes mehr enthalten konnte und da ich mich viel mehr zu den Schan si-Bergen hingezogen fühlte, so brach ich bei Ho tshü hsien meine Hoang ho-Reise ab.

Ich kehrte dem Fluß entlang abwärts nach Bau de tshou zurück, wandte mich dann nach Osten und erreichte nach vier Tagen die Stadt Ko lan tshou. Ich war damit endlich vom Hoang ho weg und über die Randberge gekommen und stand nun schon inmitten der Berge und der „Horste“ von Schan si.

Als ich von einem niederen Randpasse aus zum letztenmal nach Westen auf die Gegend des Hoang ho-Tales und nach dem fernen Nord-Schan si hinaussah, hatten sich schon die Tausende von Lößbrücken so eng zusammengeschoben (s. Abb. 7), daß nichts mehr von all den tiefen Furchen und von dem Tal des großen Flusses zu sehen war; die ungezählten Schluchten, die vielen Schwierigkeiten, die mir dieses Land bereitet hatte, blieben verschwunden. Wie eine glatte Mauer schloß der Horizont in der Ferne ab.

Ich habe mich gerne von dem einförmigen, gelben Land getrennt. Und

doch, dieser Nordsüdlauf, dieses enge, lange Cañon in dem lößbedeckten Ordoschen si-Sandsteinplateau, scheint mir wichtige Fingerzeige zu enthalten, um die Geschichte des ganzen riesigen Hoang ho zu enthüllen. So wie der Fluß heute dort fließt, kann er nur relativ sehr jung sein. In reißender Eile schießt er dahin und nie und nirgends hat er bisher die Zeit gehabt, sein Sandsteintal zu erbreitern. Er konnte nur erst in die Tiefe erodieren. Wir haben weiter gesehen, daß der Fluß hier unter dem Löß zuerst rote Tonschichten, die mächtig entwickelt sind und meist horizontal geschichtet über dem Überkohlendstein, hat durchschneiden müssen. Er kann also nicht vor Ablauf der Ablagerungszeit dieser Formation mit der Talbildung angefangen haben. Da die aus diesen roten Tonen (aus der roten Erde oder dem Hung tu, wie die Chinesen sagen) von mir während meiner Reise gesammelten Schädel und Knochen, von denen eine kleine Auswahl auf Tafel XII und XVI zu sehen ist, der Hipparionstufe des asiatischen Pliozäns angehören, so ergibt sich, daß bis spät in die Tertiärzeit hinein der Riesenfluß hier noch weit und breit nicht vorhanden war.

Anscheinend erst als eine Klimaschwankung eingetreten war, begann der Fluß sein jetziges Tal zu schaffen. Er scheint dann während der ganzen Lößzeit hier durchgeflossen zu sein. Dafür, daß er einmal — wie manche meinen — ganz



Abb. 7. Blick vom Tai tse schan (westlich Ko lan tschou) gegen den Hoang ho und hinüber zum Lößplateau von Nord-Schen si.

versiegt wäre, fand ich keine Beweise. Auch hier hat heute die Lößbildung noch nicht vollkommen aufgehört. Der Löß ist hier noch nicht fossil. Anhaltende Westwinde sortieren heute noch die Sande im Innern von Asien und tragen die feinsten Partikelchen nach Osten, nach China, wo unter dem Einfluß der von der Küste kommenden Feuchtigkeit der Wüstenstaub niedergeschlagen und zugleich gefestigt wird. Wenn dort eine Regenwolke aufzieht, so werden die vielen in der Atmosphäre schwebenden Teilchen verdichtet und dick und braun erscheinen von unten gesehen die Wolken. Man glaubt, Massen aufgewirbelten Staubes würden sich nähern, ein Sturm breche herein, aber kaum ein Lüftchen regt sich während solch eines Phänomens. Wenn die ersten Tropfen fallen, sagen die Chinesen: „Es regnet Erde. Es sind Wolken mit gelber Erde.“ Jeder Regentropfen gibt einen gelben Fleck auf dem Notizbuch. Ein feinstes Pulver schlägt sich allenthalben nieder. Daß auch früher schon der Regen während keiner Periode der Lößzeit gefehlt hat, zeigt uns der geschichtete „Seelöß“, d. h. der in Löchern und Talmulden zusammenschwemmte Löß, beweist der am Rand aller höheren Gebirge mit Sand und Geröll vermischte Löß, der nur dadurch entstanden sein kann, daß durch Gewitter und Regengüsse die Verwitterungsprodukte der Felsen sich mit den aus der Luft niedergefallenen Staubteilchen vermischt haben.

Von N 20° O streichenden Brüchen zeigten sich bei Ko lan tschou gleich vom Rande an die einzelnen Stufen und „Horste“ in den Schan si-Bergen zerteilt. Die Lößdecke wurde hier dünner und fehlte öfters ganz. Nur mehr wie einzelne „Schneewehen“, die sich vor einer kräftigen und vorwiegend westlichen Luftbewegung hinter schützenden Felsleisten, hinter Ecken und Rücken angesammelt hatten, fand sich in diesen Bergen noch die gelbe Erde¹⁾. Die Gehänge der Berge sind heute noch mit hübschen Wäldern, mit Tannen, Eichen, Pappeln bestanden, zwischen denen Syringen und auch Edelweiß üppig wuchern.

Ko lan tschou ist ein armes Städtchen²⁾. Nach den Trümmern zu schließen, muß es aber einst viel Leben und sehr volkreiche Vorstädte gehabt haben. Es liegt an einem wichtigen Punkt zwischen hohen Bergen, an einem natürlichen Tor, an dem die reiche und einst so wichtige Provinz Schan si noch ein letztes Mal vor anstürmenden Tatarenheeren verteidigt werden konnte. Im Westen von der Stadt sah ich auf den Bergen meilenlang sich hinziehende Befestigungen. Hier kommandierte einst die bekannte Chinesin Fan li hoa. Wie sie, tapferer als die Männer ihrer Zeit, dem Ansturm der Barbaren entgegentrat und wie sie ihre eigenen Söhne hinrichten ließ, als diese sich als feige Memmen zeigten, weiß heute noch alt und jung; die Geschichte von der Fan li hoa ist eines der beliebtesten Stücke auf den Tausenden von Bühnen in Nordchina.

Mag sein, daß ich nach den langen Wochen und Monaten, die ich in der Umgebung von dürrem, gelbem Löß und gelblichgrünem Sandstein zugebracht, bei dem nunmehrigen Wechsel mich ganz besonders glücklich fühlte. Ich glaube aber, auch objektiv betrachtet sind diese Ko lan tschou-Berge schön zu nennen.

Ich bog bald ab von der Hauptstraße, da diese als schlechter und steiniger Maultierpfad in südöstlicher Richtung zur Provinzialhauptstadt Tai yüan fu führt. Über saftig grüne und blumenreiche Alpenweiden erstieg ich einen Paß, von dem aus sich mir ein herrlicher Blick nach Osten öffnete (s. Skizze Abb. 8). Ganz verschieden vom Tsin ling-Gebirge, wo ja die dichtgedrängten, langen und schmalen Parallelketten vorwiegen, deren Grate und Kämme oben alle wie mit einem Schaumlöffel gleich hoch gestrichen erscheinen, sind es hier mehr einzelne Gruppen, Bergmassive, die aus breiten, in der Erosion weit fortgeschrittenen Tälern emporsteigen. Dazwischen treten einzelne Felsmassen wie der Ko lan-Berg selbst mit breiten flachen Gipfflächen horstartig heraus und geben mit ihrem Tannenschmuck ein erquickendes Bild.

Die Täler, selbst die allerabgelegensten und höchsten, sind hier herum noch bewohnt. Wo der Bauer sein Fortkommen nicht mehr findet, da sind es arme Köhler und Holzhauer, die ein Häuschen haben und leider mit den letzten Resten zusammenhängender Waldbestände schlimm umgehen. Auffallend wenig werden die üppig grünen Rasen auf diesen Bergen verwendet. Freilich, was soll auch der Chinese damit, was soll er hier weiden lassen? Milchwirtschaft kennt er nicht. Milch genießt er nicht. Der Chinese hat nicht gelernt, eine Kuh zu melken. Seine Rinder braucht er nur zum Ziehen, zum Pflügen. Seine winzigen schwarzen Ziegen hält er sich auch nur des Fleisches wegen; die werden von den

¹⁾ Die Lößformation trat hier vorwiegend geschichtet auf und durchsetzt mit dem Geröll von nahen Bergen.

²⁾ Es soll 700 Familien haben. Man hat hier 6—7 Köpfe pro Familie zu rechnen.



Lößhöhlendorf.

Lößlandschaft auf den beiden Seiten des Hoang ho-Canons.



Eisschollen.

Gesamtansicht des Hoang ho-Falls Hu kou.

(Aufnahme von Punkt b des Planes auf Seite 63.)

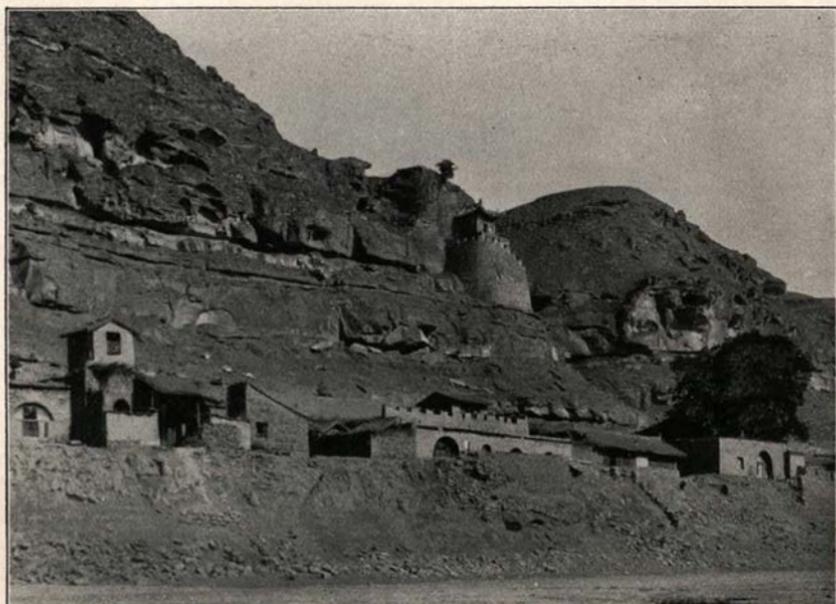


Hu kou, der Hoang ho-Fall in Schan si.
(Aufnahme von Punkt a des Planes auf Seite 63, gegen Norden gesehen.)

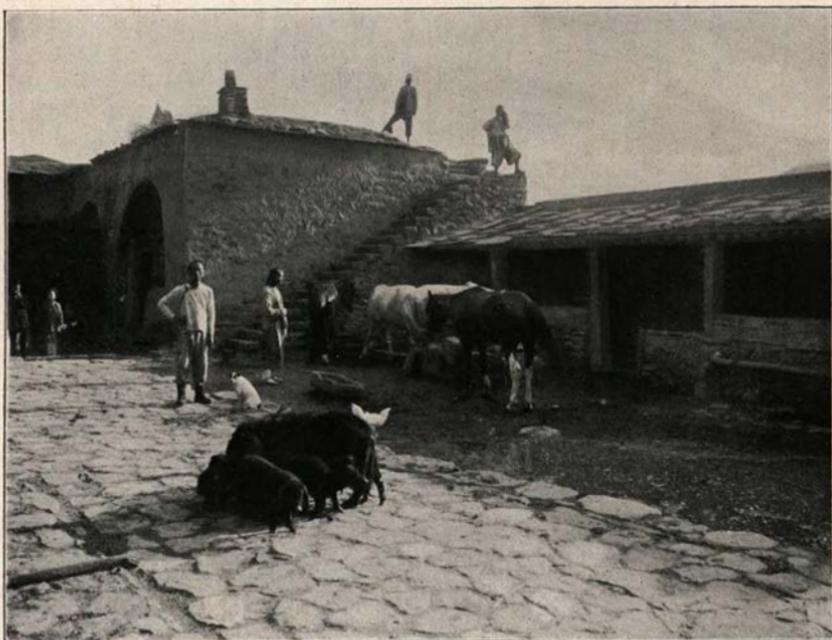


Hu kou, der Hoang ho-Fall in Schan si.

(Aufnahme von Punkt a des Planes auf Seite 63, gegen Südosten gesehen.)



Zollstelle und Dorf Ma tou kwan am Hoang ho.
(Dorf mit typischen Gewölbehäusern.)



Gasthaus in Yung ho kwan (Kreis Yung ho hsien)
(im Hintergrund ein Gewölbehaus).

Kindern gehütet, und für die genügen die Halden im Tal. Es ist darum recht einsam auf den Bergen, und so hat sich noch etwas jagdbares Wild erhalten können. Von den vielen Fasanen und Hasen abgesehen, gibt es hier Rehe und Wildkatzen, Füchse usw.

In den Tälern des Fen ho und seiner Zuflüsse, die ich nun östlich der Wasserscheide erreichte, lebt eine dichte Bevölkerung. In Scharen folgten mir wieder ganze Dörfer auf Schritt und Tritt auf dem Fuße nach und gar oft bis zu den unglaublichsten Plätzen. Tag und Nacht ließen sie mir wieder keine Ruhe. Trotz der Nähe der Hauptstadt wollten sie hier noch nie einen Fremden gesehen haben; doch war die Bevölkerung stets freundlich. Zittrige Alte ließen sich in meine Nähe führen, sie mußten vor ihrem Ende doch mit eigenen Augen so einen vielgeschmähten „Überseer“ gesehen haben. Ein alter Tschü jen, ein Lizentiat (ein aus dem Konkurrenzexamen in der Provinzialhauptstadt hervorgegangener Graduirter II. Klasse), machte wieder den Sprecher. Erst belehrte er die Umstehenden, daß es da hinten irgendwo im Westen ein großes England (da ing guo), ein großes Deutschland (da de guo) und großes Frankreich (da fa guo) gäbe, dann wollte er von mir über die Heimat der Mohammedaner belehrt werden. Am interessantesten aber war ihm und seinen Jüngern ohne Zweifel die Frage, wo das Land der Zwerge liege und vor allem das große Land, in dem die Menschen an Stelle des Bauches ein großes Loch haben, durch das man eine Stange stecken kann und wo man so die Reichen und die Beamten herumträgt. Enttäuscht zogen die meisten wieder von mir ab, als ich erklärte, dieses Land nicht zu kennen. „Der will weit, unter dem Himmel“ herumgekommen sein, will ein Geograph sein, von den Menschen mit dem Loch im Leib aber hat er noch nichts gehört, oder lügt er und hat selbst eines.“

In den Tälern des oberen Fen ho hatte es im Juli 1905 sehr wenig geregnet. Man war darum allgemein um die Hirsernte besorgt und fast täglich begegnete ich Bauernprozessionen, die unter nicht-endenwollendem Krachen und Knattern von Feuerwerkskörpern, mit Gongmusik und mit Fahnenbegleitung eine Sänfte mit einem Papier- oder Tongott herumtrugen. Auch eine vierzehntägige Fastenzeit war von den Dorfältesten des oberen Fen ho-Tales beschlossen worden, weder Schnaps noch Fleisch durfte während dieser Zeit

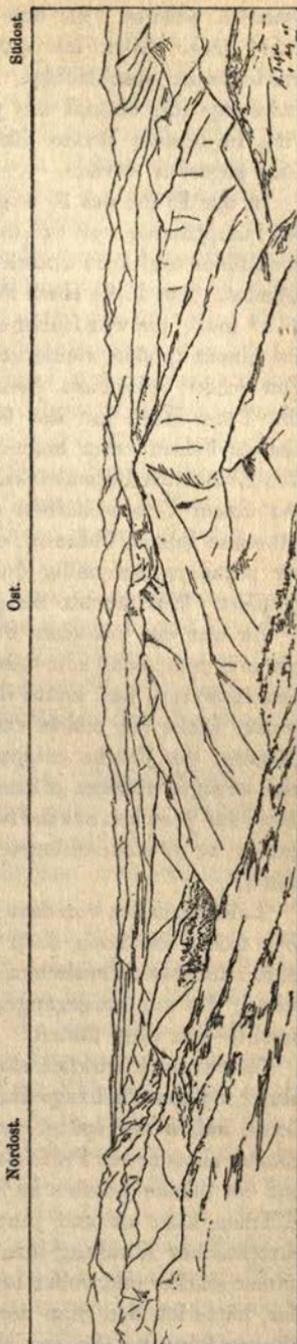


Abb. 8. Blick vom Liu yang schan (östlich Ko lan tschou) nach Osten auf das Bergland des oberen Fen ho-Tales (Nord-Schan st).

genossen werden. Es war die dritte Fastengegend, durch die ich in diesem Jahre kam. Auch ich mußte mich streng diesen Regeln fügen. Nirgends wurde mehr geschlachtet, nirgends gab es Fleisch zu kaufen, und als ich unterwegs mir einmal ein paar Fasanen erlegt hatte, erklärte mir ein Gastwirt, in seinem Hause dürften diese während der Fasten weder zubereitet noch gegessen werden.

In der Frühe des 3. August stand ich an der offiziellen Quelle des Fen ho, des Hauptflusses von Schan si, der diese wichtige Provinz von Nord nach Süd durchfließt und kurz unterhalb vom Drachentor von links her in den Hoang ho mündet. Am Fuße eines Felsens sprudelt die starke, klare Quelle hervor, die + 7° maß. Sie war früher einmal gefaßt worden und quoll einst, wie es scheint, aus einem großen steinernen Pantherkopf, den man heute noch sehen kann. Von schön behauenen Steinen eingefasst, liegt davor ein kleiner klarer See. Ein Tempelchen mit der Göttin Niang niang erhebt sich dahinter auf einem kleinen Felsen unter hohen Fichten und überhängenden Weiden. Ein blaues wohlriechendes Rauchwölkchen stieg dort an jenem schönen, sonnigen Morgen aus einem Urnenscherben empor. Ich begegnete nahe bei der Quelle einer hübschen jungen Chinesin, die in ihrer hellroten Jacke mit den kleinen Füßchen gar parademarschmäßig daherstolzerte; sie hatte wohl einer der Quellnixen geopfert. Wer mochte ihr geheimes Anliegen wissen? Wem mochte es gelten?

Es war ein hübscher Platz, es muß aber früher noch viel hübscher dort gewesen sein, denn ein kräftiger Bach, der von weiter hinten aus den Bergen herauskommt, hat heute die Quelle halb mit seinem steinigen Geschiebe vermurt. Links wie rechts von der Bergzunge nämlich, an der nach Ansicht der Chinesen der Fen ho entspringt, sind noch zwei große Quellbäche, die mit der viel weniger starken offiziellen Quelle den heutigen Fen ho bilden. Mir fiel dabei das Verschen aus der heimischen Schulstube ein: Nicht die Quelle im Schloßgarten zu Donaueschingen, sondern „Brigach und Breg bringen die Donau zuweg“.

Eine Tagereise von dort nach Nordosten liegt die Präfekturstadt Ning wu fu. Wie freute ich mich doch schon lange darauf, endlich die Annehmlichkeiten einer reicheren chinesischen Stadt zu genießen! Fleisch, Reis und andere Lebensmittel, die mir ausgegangen waren, ja vielleicht gar ein europäisches Gesicht mochte sich dort finden.

Es war auch wirklich ein großes Ereignis, als ich allein und etwa eine Stunde hinter meinem Packzuge durch die Tore der Stadt einritt. Die bekannten ältesten Leute haben mir später versichert, sie könnten sich nicht entsinnen, je beim Einzug eines neuen Präfekten oder beim Besuch eines Generals so viel Menschen auf der Straße gesehen zu haben wie bei meinem Empfang. Aus den hintersten Höfchen kam alt und jung herbeigelaufen, um den ersten Fremden, der in europäischer Kleidung ihre Stadt besuchte, zu sehen. Schüchtern erst, dann immer stärker und voller begann bald hinter dem Tor ein Ruf aus dieser Menge, der, hätte ich den Sinn der Worte nicht verstanden, würdig und ehrend hätte klingen können. Es war aber gerade Melonenzeit und so wäre trotzdem bald kein Zweifel mehr übrig geblieben, wie hier die Stimmung war. „Großer Aff“, „Yang gui tse“, „Schildkrötensohn“, „Bastard“, und was alles chinesische Volksphantasie an Obszönem weiß, flog hageldicht mit Melonenschalen und Schmutz hinter mir drein, so daß ich gern dem Pferd die Sporen gab. Vergeblich hatten

mittlerweile meine Diener in einem Gasthaus Quartier zu machen gesucht. Alle blieben fest verschlossen. „Wir brauchen keine anderen Götter, wir wollen keine Missionare in der Stadt!“ „Europäer sind alle Christen und Missionare.“ Ich mußte zum Schluß in das Amtsgebäude des Präfekten flüchten. Der alte Herr verschaffte mir dann rasch Zutritt in ein Haus, ich blieb auch fortan ganz ungestört, nur daß am anderen Tag in stundenlangen Visiten von seiten der Kaufleute und Offiziere des Orts mit läppischen Fragen und Antworten viel Zeit verloren ging. Doch dies gehört zum Reisen in China.

Ning wu fu wie die Stadt So tschou, die ich eine Tagereise später erreichte, waren heruntergekommene Nester. Alles lag in Trümmern, und doch, lange konnte es nicht her sein, daß auch hier Handel und Wandel geblüht hatte. Reste von stolzen Bauten sah man noch überall, aller Reichtum schien aber niedergebrosen zu sein. Man hätte glauben können, kurz hinter einer schweren Kriegszeit herzukommen. Kläglich, zum Erbarmen sahen die dicken plumpen Mauern und Stadttore aus, zerbrochen hingen die eisenbeschlagenen Türflügel in den alten steinernen Angeln. Beim geringsten Regen lief bei den meisten Familien das Wasser durch das Ziegeldach. Neun Zehntel des Volkes schienen froh zu sein, wenn sie sich nur einigermaßen mit Hirse satt essen konnten. Das hat auch das Hungerjahr von 1878 gemacht¹⁾.

Halbwegs zwischen Ning wu fu und So tschou²⁾ kam ich durch den inneren Zweig der großen Mauer, die ja im Norden von Schan si sich in zwei Teile teilt und also doppelt angelegt ist. Die Mauer folgt auch hier einem höheren Bergzuge und zieht ungefähr westöstlich. Die Gegend außerhalb ist wieder flacher, so daß dort vielfach Karren verkehren können. Alle Höhen dort draußen sind wieder dicht mit Löß eingedeckt.

Bei Yang fang kou, wo ich durch die Mauer kam (Tafel XXVII), war einst ein ziemlich wichtiges Wassertor. Heute ist nicht mehr viel davon übrig geblieben. In einer Breite von 100 m hat der geröllreiche Bach schon vor Jahrzehnten die letzten Pfeiler des schwächlichen und widersinnigen Werkes samt der Hälfte des dahinter liegenden großen Lagers mit fortgerissen. Nur noch die Reste von zwei großen eisernen Rindern liegen unter dem Schutt des Geröllbettes. Es sollen aber einst neun³⁾ solcher Rinder gewesen sein, die je einen Pfeiler des Tores zu tragen hatten. Die Chinesen glaubten durch Bilder der ihnen heiligen Tiere die einzelnen Pfeiler am besten vor dem Anprall plötzlich hereinbrechender Hochwasser zu schützen. Die Mauer selbst, wie sie so scheinbar endlos über die Höhen hinzieht, macht auch in dieser Gegend einen imposanten Eindruck. Es ist eine richtige Mauer hier, nicht nur eine Kette von Türmen und Wachthäusern wie bei Schaleang. In kurzen Zwischenräumen, alle 70 m, springen massive Bastionen vor, und vorn wie hinten ist der massive gestampfte Lößbrücken, soweit ich sah, von einem Ziegelmantel bekleidet. Auch der oben noch 4 m breite Wallgang ist mit Ziegeln belegt und wo die Mauer steile Berghalden hinaufsteigt, bildet der Wallgang eine breite Treppe. Trotz des weit vorgeschrittenen Zerfalls macht aber das Bauwerk keinen sehr alten Eindruck. Dieser innere Zweig der Mauer stammt ja vielleicht ganz aus der Ming-Zeit. Außerhalb der Mauer fallen

¹⁾ Ning wu fu sollte 800 „Türschwellen“ haben, mit 3000 Familien.

²⁾ Auch Schoa (schwa) tschou genannt.

³⁾ Die Zahl 9 spielt in China oft eine besondere Rolle, es ist die heilige Zahl wie bei uns 7.

uns noch in allen Richtungen große Beobachtungstürme (Signale, Landmarken aus Löß, Dun tai) in die Augen. Auf jeder etwas vorstehenden Anhöhe und an den Straßenzügen entlang alle 5 Li stehen sie, 6—10 m hoch, viereckig, mit einem kleinen Wall umgeben, ganz massiv, frühere Fanalstationen, die so rasch wie möglich anreitende feindliche Heerscharen in die Hauptquartiere zu melden hatten. Zahllos sind diese Türme und „Blockhäuser“ auch noch hinter So tschou¹⁾.

Die Gegend — ich zog jetzt nach Nordwesten weiter — ist kahl und öde. Es gibt nicht sehr viele Dörfer, aber viele alte Befestigungen. Ein riesiges Lager, mehr als fünfzehnmal so groß wie die Saalburg im Taunus und mit doppelt so hohen Mauern, ist der sonst ganz unbedeutende Ort Tsing ping, den ich 60 Li hinter So tschou erreichte. Er gehört einer Kastellreihe an, die sich innerhalb des äußeren Zweiges der großen Mauer hinzieht.

Ich mußte dort meinen Schlafraum mit einem reichen chinesischen Kaufmann teilen. Es gab eben wenig Auswahl in dem kleinen Ort, denn auch in Tsing ping sind heute die meisten Häuser zerfallen. Das Unangenehme bei diesem Zusammenwohnen war nun, daß der Herr in einem großen hölzernen Sarge lag. Er war nämlich draußen in der Mongolei schon ein halbes Jahr zuvor gestorben und befand sich jetzt auf der Rückreise heim nach Ho nan. Der Sarg hätte mich noch wenig geniert, wenn sein Inhalt in der heißen schwülen Sommernacht auch etwas auf die Geruchsnerven fiel, aber alle Augenblicke glitt während der Nacht der große weiße Hahn von dem Sargdeckel herunter und zappelte dann so verzweifelt an dem Strick, mit dem er an den Sarg gefesselt war, daß ich immer wieder aufstehen mußte, um das arme Tier an seinen Platz zurückzubringen. Gerne hätte ich das Tier befreit, aber es wäre ein zu großer Skandal gewesen. Ein weißer Hahn fehlt ja in China auf keinem Sarge. Er hat die schlechten Einflüsse und bösen Geister abzuhalten, denn er ist das Symbol des Guten und Lichten (Yang s. S. 21 Anm.). Auch in der Sonne ist ein Hahn, so erzählten mir viele Chinesen, wie im Mond ein Hase sitzt, den man ja in jeder klaren Mondnacht sehen kann. Mein gefiederter Zimmergenosse muß damals einen harten Kampf mit den Geistern gehabt haben oder, was auch leicht möglich ist, er war betrunken. Ich habe öfters gesehen, daß die Chinesen dem Hahn auf einem Sarg Alkohol eingossen; warum, konnte ich leider nie herausbringen. „Das macht man eben so,“ bekam ich stets auf meine Frage zur Antwort. Kurz nach Mitternacht begann die gute Seele dann trotz des mißlichen Sitzplatzes die Stunden auszurufen. Ich wurde darum für meine Diener ein unangenehmer Frühaufsteher, so daß sie künftigt doppelt eifrig nach einem ruhigen Zimmer für ihren Herrn ausschauten.

Obwohl ich nun auf größeren Straßen reiste, hielt es doch auch hier immer sehr schwer, das nötige Kleingeld einzuwechseln, mit dem die täglichen Ausgaben beglichen, Stroh- und andere Einkäufe besorgt wurden. Das chinesische Volk rechnet noch heute alles nach den Kupfercash. Altchina besaß höchstens eine Kupferwährung. Nur Kupfer wurde bis vor kurzem in China gemünzt. Der

¹⁾ Nachdem der Rebellenoffizier Tschu yüan tschang, der nachmalige Kaiser Tai tsu und Begründer der Ming-Dynastie die Mongolen vom Jahre 1353 bis 1368 Schritt für Schritt aus China hinausgeworfen hatte, war die Kraft der Mongolen doch noch so wenig gebrochen, daß man 1424 wieder an die Erneuerung der jahrhundertlang vernachlässigten großen Mauer zur Abwehr ihrer Eroberungszüge ging. Der mongolische König Yen ta [mongol.: Altan Gegen Khan (1532—1583)] machte noch Einfälle, die ihn wiederholt nach Tai yüan fu und vor Peking führten.

Kurs des Silbers, d. h. wie viele einzelne Kupferstücke für eine Unze, Tael (chinesisch Leang) genannt, eingewechselt werden können, schwankt stets nach Ort und Zeit und richtet sich nach dem Bedarf der Kaufleute, nach den Terminen, wann diese ihre Zahlungen an ihre Gläubiger zu leisten haben. Es ist mir des öfteren passiert, daß, wenn ich bei einer kleinen chinesischen Bank wechselte, ich beim selben Manne von einem bestimmten und gar nicht hohen Betrage an plötzlich viel weniger bekam. Der augenblickliche Bedarf der Bank an Silber war mit der ersten Summe gedeckt, ich hatte durch mein Mehrgebot bereits den Kurs gedrückt.

Auch hier in Nord-Schan si, entlang meiner Straße, war viel zu wenig Kupfergeld vorhanden. Man suchte mir immer Papiergeld zu geben, das aber stets nur im Lokalverkehr seinen Wert hat und meist nur von größeren Kaufleuten und kleinen Banken ausgegeben wird, um dem Mangel an Kupfergeld abzuweichen. Jedesmal, wenn ich den Versicherungen glaubte und einen solchen schmierigen, kaum mehr leserlichen Lappen 20 oder 30 km weiter im nächsten Nachbarort anbringen wollte, verlor ich daran bis zu 10 und 20 Prozent.

Abgesehen von dem stets schwankenden Wechselkurs, der einmal 800, dann 1000 bis zu 1100 Cash pro Unze Silber rechnete, zählte man von Ort zu Ort ganz verschieden. Es ist die größte Freude der Chinesen, durch verwickelte Kursmanipulationen es zu einem kleinen Vorteil zu bringen. An dem einen Ort rechnet man nach Vollgeld (man ts'ien), d. h. man sagt wie bei uns 100 Cash, wenn man 100 Cash meint; doch dies Vollgeld, das „man ts'ien“, ist im Westen Chinas selten im Gebrauch. Es gibt Orte, wo man nur 46 Stück gibt, wenn man 100 Cash sagt; an einem anderen Ort gehen 81, an einem dritten 92, 93, 94 usw. Kupfercash für 100. Dazu kommt das „mau ts'ien“, das schlechte Geld, das falsche, halb zerbrochene, abgeriebene. Im sparsamen China ist es durch alten Brauch auch genau geregelt, wie viele solcher schlechter Stücke auf das Hundert kommen dürfen. Aber noch nicht genug: vielfach existiert noch die Sitte des „ti tse“, d. h. man zieht bei einer Zahlung von 1000 Cash noch einmal einige Stücke, drei oder vier, extra ab. Jeder Ansässige rechnet dazu noch mit der Unkenntnis des von außen Gekommenen und sucht ihn zu übertölpeln. Es läßt sich da denken, daß der chinesische Diener, dem der fremde Reisende die Verrechnung überlassen muß, da sonst seine ganze kostbare Zeit mit Geldgeschäften ausgefüllt wäre, täglich mit leichter Mühe zu seinem „Squeeze“ (Kommissionsprofit) kommt. Wie oft versieht er sich selbst, verrechnet sich und muß sich an anderen Einkäufen wieder schadlos halten¹⁾. Auch die Verrechnung des Silbers war keineswegs einfach. Der chinesische Tael war in jedem Ort ein anderer. Ich habe eine Zeitlang über die Verschiedenheit Buch geführt und kam auf Schwankungen von 15 Prozent. Innerhalb eines Ortes oder Distriktes war das Taelgewicht allerdings jedesmal ziemlich fest bestimmt.

¹⁾ Mittlerweile ist durch die Einführung der 10-Cashstücke, die von den Provinzialmünzen geprägt wurden, allerdings manches etwas vereinfacht worden. Das Kupfergeld ist damit vermehrt, aber auch gleichzeitig entwertet worden. Man bekam plötzlich 1400–1600 Cash für 1 Tael. Bisher war aber das Kupfergeld noch einheitlich, auch die Silberbrocken waren über das ganze Reich hin zu gebrauchen; jetzt hatte jeder Generalgouverneur eigene Silberdollar und eigene 10-Cashstücke geprägt und damit neue Verwirrung angerichtet. Damit war für den chinesischen internen Großhandel aufs neue das Barrensilber, das nach Gewicht gerechnet wird, als einzig mögliches Rechnungsmittel übrig geblieben.

In den Orten, wo ein Mandarin saß, wurden sogar die Wagen der Kaufleute amtlich kontrolliert. Die Einkaufs- und die Verkaufswagen differierten darum in den Läden meist nur um einen ganz geringen Betrag. Immerhin entstanden doch oft wegen des Gewichts Streitigkeiten, und so war es in einzelnen Gegenden, z. B. in der Provinz Se tschuan, zur Einführung amtlicher Wagen gekommen. In einer Stadt von 10 000—20 000 Einwohner wurde eine Wage von Amts wegen als genau und als Standard bezeichnet und dort fand alles Silberwiegen statt, d. h. wer in der Stadt eine Bezahlung in Silber erhielt, und sei es nur im Wert von zwei bis drei Mark, der lief damit zu dem einen amtlichen Wiege-meister und fühlte sich erst nach dessen Prüfung sicher, daß er nicht betrogen worden war. Man hat ja Zeit genug in China (Tafel XXVII).

Auch in Tsing schui ho ting war es für den Uneingeweihten zuerst schwer, sich in der Zahlweise zurechtzufinden, denn dort gab es eine Rechnungsweise, nach der 35 Cashstücke 100 waren, und daneben noch eine zweite, nach der 82 = 100 waren.

Ich traf am 8. August dort ein, nachdem ich wenige Stunden vorher durch den äußeren, den nördlichen Zweig der großen Mauer gekommen war, die hier gleichfalls eine geschlossene, doch weniger sorgfältig gebaute Mauer ist. Sie liegt auch hier in Ruinen. Die letzten Reste der einstigen militärischen Besatzung wurden aber erst 1900 abkommandiert, als man die Soldaten gegen die Europäer nötig hatte. Tsing schui ho ting ist als Ting Sitz eines Örfu (Unterpräfekten) und hat als neue und außerhalb des eigentlichen China gelegene Stadt keine Umwallung. Das Gebiet wurde erst im letzten Jahrhundert den Mongolen „abgekauft“. Die Felder wechseln in jenen Gegenden mit Steppen ab, auf denen viel „Gan ts'ao“ wächst und weiße chinesische Fettschwanzschafe, kleine schwarze chinesische und auch große graue mongolische Ziegen, Pferde, Esel und Maultiere weiden. Aber Milch wird hier nur ausnahmsweise von den Chinesen genossen. Von Getreide werden nur noch die verschiedenen Hirsearten und Buchweizen angebaut.

Es war das Jahr 1905 wieder ein schlechtes Jahr. Im Norden hatte es wenig und sehr spät geregnet und die Regen bestanden fast nur aus heftigen, rasch vorüberziehenden Gewittern. Auch an dem Abend, an dem ich in Tsing schui ho ting war, brach ein starkes Gewitter herein, es schien, als sollten die letzten Ernteaussichten vom Hagel vernichtet werden. Sofort ließ man im Ya men von Amts wegen durch die Soldaten „Hagel schießen“, und in allen Höfen und Häusern wurden auch privatim noch Feuerwerkskörper angezündet. Die besorgten Hausväter steckten rasch ein paar brennende Weihrauchkerzen an ihre Türpfosten, um ihr Haus vor Blitzschlag zu schützen, und alles rief: „Herr Yü hwang ye, Herr Yü hwang ye, laß genug sein, laß genug sein, Yü hwang ye ye dsai bu chia leao!“

Durch ein schwach gewelltes Hügelland, über Steppen und Felder, an Dünen und dürem Land vorbei erreichte ich weiter Ho ling ka ör¹⁾, eine kleine, offene Stadt mit einem Ting-Mandarin, und am 12. August ritt ich endlich wieder in eine wirklich lebhaft und große Chinesenstadt ein, in Kuei hoa tsch'eng.

¹⁾ Die in dieser Gegend, außerhalb der Mauer liegenden Städte: Tsing schui ho ting, Ho ling kar ting, To ko to ting, Sa la tschi ting, Ning yüan ting lagen alle an einem anderen Platz, als sie die von der königlichen Landesaufnahme herausgegebene Karte verzeichnete. Die Jesuiten hatten diese Gebiete nicht aufgenommen.

III.

Durch die innere Mongolei.

In einer weiten Ebene, die zur Hälfte heute noch Steppe ist, zur Hälfte, von Kanälen durchzogen, ein fruchtbares Ackerland bildet, so etliche 15 km südlich von dem kahlen, ostwestlich streichenden Gebirgszug des Da ts'ing-schan, liegt der heutige Hauptort der westlichen inneren Mongolei, die Stadt Kuei hoa tsch'eng (mongolisch: Kuku khoto oder die blaue Stadt). Das Wahrzeichen chinesischer Städte, eine dicke, zinnengekrönte, rechteckige Mauer mit vier Toren, fehlt ihr noch als einer neuen Niederlassung. Sie ist ein offener Marktort mit vielleicht 80 000 Einwohnern¹⁾, hat dreihundert chinesische Firmen, ein bis zwei Dutzend chinesische Tempel und sechs mongolische Lamaklöster. Krumm, wie es der Zufall und das Gutdünken der chinesischen Kolonisten wollte, sind die Straßen gebaut. Nur ganz im Innern, fast in der Mitte der Stadt, findet man eine kleine burgartige Befestigung mit zwei Toren, die heute einen Teil der Tempel und Amtsgebäude enthält. Es sind zwei Ting²⁾ hier und ein Dao tai, der die elf außerhalb der „großen Mauer“ liegenden Ting (Unterpräfekturen) zu kontrollieren und zu inspizieren hat. Die Stadt hat eine große Bedeutung für den Handel. Sie ist der Umschlagsplatz für den ganzen westmongolischen und sogar nordtibetischen Häute- und Schafwollehandel und den Tuchexport.

5 Li von Kuei hoa tsch'eng liegt die Stadt Sui yüan tsch'eng³⁾ mit etwa 13 000 Einwohnern. Diese hat eine sehr starke Mauer, die auffallend hübsch gebaut ist. Das Innere aber mit seinen breiten, kotigen, leblosen Straßen entspricht dem äußeren Anblick nicht. Es ist von 1739 bis 1911 die Mandschustadt gewesen. Es wohnten dort nur die Mandschu-Bannertruppen mit ihren Familien, und dort war zur Zeit meines Besuchs der Sitz des Tsiang tschün, des Tatarengenerals, dem gleichzeitig die Ordos- und Zentralmongolen (ein Teil der sogenannten inneren Mongolenbanner) unterstellt waren und der in Wirklichkeit für diese Gebiete mehr zu sagen hatte als der Gouverneur von Schan si, zu dem sie dem Namen nach gehörten⁴⁾.

¹⁾ Rockhill, Diary, 1894, S. 14, „100 000 to 120 000“. Richard, Geography, glaubt an 200 000 E., Potanin 40 000 E.

²⁾ 1905 wurden mehrere neue Ting an der Grenze gebildet, indem Stadtbezirke wie Kuei hoa und Bau tu geteilt wurden. Es lagen danach außerhalb der großen Mauer folgende Unterpräfekturen, die noch zu Schan si gehörten: Feng tschen ting, Tien ho ting, Ning yüan ting, Tao ling ting, Kuei hoa ting, Wu tschuan ting, Ho ling ka ör ting, Tsing schui ho ting, To ko to ting, Sa la tschi ting, Wu yuan ting.

³⁾ Oft auch nur hsin tsch'eng = neue Stadt genannt, da erst ums Jahr 1700 unter Kaiser Kang hi erbaut. Nach dem Zensus 1910/11 waren es 2765 Bannerfamilien.

⁴⁾ Sui yüan tsch'eng soll jetzt von der Republik China zum Sitz einer Provinz „innere Mongolei“ gemacht werden. Kuei hoa tsch'eng ist eine alte Niederlassung und war lange Zeit ein Hauptort der mongolischen Khane, u. a. des S. 84 erwähnten Altan Gegen Khan. Von hier aus setzte um die Mitte des 16. Jahrhunderts die Bekehrung der Ostmongolen zum Buddhismus (Gelugbaskete) ein.

Ich fühlte mich bei der Ankunft in Kuei hoa halb in der Heimat. Seit dem Frühjahr 1905 gibt es dort eine Post, ich konnte also wenigstens Briefe schreiben, und kaum hatte ich ein Gasthaus bezogen, da brachte mir bereits ein Kaufmann deutschen Sekt, deutschen Kognak, japanisches Bier und japanische Büchsenkonserven in mein Haus und bot sie mir zum Kaufe an. Die Sachen waren erstaunlich billig. Nur war es schwer, ja unmöglich, eine Flasche zu finden, die nicht ein anderer schon vorher „probiert“ hatte! Der chinesische Kunde mag keine Katze im Sack kaufen und will sich stets vorher versichern, ob das auch gut ist, was ihm verkauft wird.

Die Stadt an sich, die Straßen boten auch im Vergleich zu den Landstädten, die ich seit Kün tschou in der Provinz Hu pe besucht hatte, ein ungewohntes und hochmodernes Aussehen. An allen Ecken sah man Schutzleute mit einem festen Prügel in der Hand neben einem Schildwachhäuschen, das schief und wie auf seinen Beinen nicht mehr ganz sicher auf einem der uralten Kehrriethaufen stand. Erst seit wenigen Monaten hatte man diese Neuerung eingeführt und so war noch alles sauber und unzerrissen. Auch in puncto Straßenbeleuchtung war man dem Verlangen der Reformbewegung in der Pekinger Zentralregierung bereits nachgekommen. Die Laternen in Kuei hoa tsch'eng standen sicher in keiner Weise denen von Lao ho kou nach. Das dazu verwendete Salatöl schien auch von der gleichen Güte zu sein. „Es muß jetzt in unserer Stadt aussehen wie in deiner Heimat. Wir Hang- und Gasthausbesitzer haben auch viel, viel Geld bezahlen müssen,“ meinte mein Wirt. Im übrigen ist Kuei hoa tsch'eng ein sehr schmutziger Ort und seine zu einem großen Teil fluktuierende arme und ungebildete Bevölkerung ist mit Recht verrufen. Dazu stand die Stadt bei meinem Besuch unter dem Eindruck eines schlechten Jahres. Zwar blühte der Großhandel wie zuvor. Die vielen Agenten und Kompradors von Tientsin-Firmen, die Großhändler in Ziegeltee, in Wolle, Schaffellen, großen grauen Ziegenfellen und Rinderhäuten spürten keinen Unterschied¹⁾. Aber von allen Seiten drängten sich damals im August Arbeitsuchende nach der Stadt, die Pfandhäuser waren überlaufen und vom frühesten Morgen bis tief in die Nacht hinein von dichten Massen belagert. Die Leute, die oft weit aus dem Innern des Reichs hierhergekommen waren, um als Landarbeiter sich zu verdingen, hatten wenig Arbeit gefunden; die Ernte war schlecht. Die meisten mußten einen Teil ihrer Habe und Kleider veräußern, um das nötige Zehrgeld sich zu verschaffen. Reiche Chinesen klagten mir, es kämen in jenem Jahr ganz besonders viele Raubfälle vor, und man ist hier im „Kou wei“, d. h. außerhalb der Tore des „Reichs der 18 Provinzen“, noch an ein gut Teil mehr Sittenlosigkeit gewöhnt als im Innern. Ich habe in China nicht oft einen Betrunkenen gesehen und dann meist nur einen, der mit seligem Lächeln schlief; es schien, als habe das Opium alle Rowdies zahm gemacht. Aber hier

¹⁾ In der Stadt läuft der Handel von sehr weit her zusammen. Von Kuei hoa tsch'eng führt eine große Handelsstraße nach Westen, nach Bau tu und weiter dem Hoang ho aufwärts folgend nach Ning hsia fu in Kan su. Eine große Straße geht nach Osten, nach Kalgan. Die letztere galt aber allgemein für sehr räubergefährlich; es wurden deshalb auf ihr fast nur relativ wertlose Massengüter verfrachtet. Eine dritte große Straße, die sogenannte innere, führt in die Provinz Schan si hinein, nach Da tung fu und Tai yuan fu. Ihr entlang wird nun eine strategische Bahn gebaut. Die Hauptverkehrszeit ist der Winter, wenn die Straßen gefroren sind und die Kamele einen dicken Pelz haben und benutzt werden.

ging es unter der Wirkung eines sehr guten und starken Hirschnapses gar wild her. Orgien aller Art sah man in den Gassen und Hangs der Stadt.

In Kuei hoa tsch'eng war zur Zeit meines Besuchs kein Europäer ansässig. Für Missionare ist es kein guter Platz, dazu waren viele, ja fast alle, die einst hier gewohnt hatten und von denen frühere Reisende berichten, im Jahr 1900 auf die schändlichste Weise ermordet worden. Nahe bei Kuei hoa tsch'eng erlitt auch Bischof Hammer den Märtyrertod. Er hatte einen Teil der jüngeren Priester seines Sprengels heimgesandt, damit sie wiederkommen könnten, wenn die Wirren beendet wären, aber sich selbst hielt er für zu alt und zu schwach, um die lange Reise durch die mongolischen Steppen und Wüsten noch überstehen zu können, auch wollte er als oberster Hirte bei seinen chinesischen Christen zurückbleiben. Der Straßenpöbel hat dafür dem ehrwürdigen, schier siebzigjährigen Greise seinen Bart ausgerissen, Soldaten haben ihn ausgepeitscht, ihm eine eiserne Kette unter dem einen Schlüsselbein durchgezogen und ihn so, nackt und bloß, unter höllischem Hohnlachen durch die Straßen der Stadt gezerrt, bis er endlich nach achttägigen Märtyrerqualen durch den Tod erlöst wurde. Mr. Watts-Jones, ein englischer Hauptmann, kam im Spätsommer 1900, ohne eine Ahnung von der Größe und Ausdehnung der chinesischen Wirren, nach Kuei hoa tsch'eng, nachdem er Se tschuan, Osttibet und Kan su durchreist hatte. Er wurde hier vom Dao tai zu einem Festessen eingeladen und dann im Ya men auf Befehl desselben Mannes meuchlings niedergeschossen.

Als ich in der Stadt weilte, war natürlich von all dem nichts mehr zu befürchten. Der Dao tai, der so viele Greuel mit seinem Gewissen hatte vereinbaren können, war 1901 auf die schwarze Liste gesetzt worden. Mein Essen in dem nahe gelegenen Sui yuan tsch'eng beim Tatarengeneral¹⁾ verlief durchaus programmäßig mit etwa dreißig Gängen. Es fehlte auch nicht zum Schluß die Versicherung von seiten der Exzellenz, daß er mir gar nichts geboten hätte. Es waren bei dem Mahl auch einige Offiziere anwesend, darunter der Kommandierende der Tu mu da tse, d. h. der Mongolen des Tumäd-Stammes. Die Tumäd sind, soweit sie sich noch nicht ganz mit den chinesischen Einwanderern verschmolzen haben, in verschiedenen Seitentälern, z. B. bei Horingkar (Holingkaörting) und auch westlich von Kuei hoa, angesiedelt. Sie bilden eine der seltenen Ausnahmen als ackerbaureisende Mongolen. Da sie einst den Mandschuren bei der Eroberung Chinas beigestanden hatten, genossen sie lange noch einige Vorrechte. Sie sprechen heute alle Chinesisch. Ihr Kommandierender aber war ein Mandschu, einen eigenen Fürsten haben sie längst nicht mehr.

Fast eine Woche war ich in Kuei hoa. Ich mußte dort meinen Maultiertreiber Kia zurücklassen, der aufs neue schwer erkrankt war. Ich war froh, daß er wenigstens bis zu meiner Abreise fieberfrei wurde und ich so die Hoffnung haben konnte, daß er, wenn er nun allein heimreiste, auch wirklich seine Ersparnisse nach Hause bringen könne. Auch Yang hatte mittlerweile krankheitshalber entlassen werden müssen. Für beide hatte ich hier Ersatzleute zu suchen. Der Maultiertreiber, von dem das Wohl und Wehe meiner Lasttiere abhing, wurde schließlich in einem Manne gefunden, für den ein höherer Offizier Bürge stand. Er sah aus wie ein Räuber, aber der Ya men stand ja dafür ein, daß er keiner sei. Er erhielt darauf einen Monat Vorschuß und verstand es

¹⁾ Derselbe ist in der Revolutionszeit 1911 ermordet worden.

wirklich, mit den schwierig zu behandelnden Baumwollkissen der chinesischen Packsättel umzugehen. Er schien ein guter und jedenfalls gesunder Ersatz für Kia zu sein. Mit sieben Tieren und vier Dienern brach ich nach Norden, nach der Mongolei auf.

Den Tag vor der Abreise, am 15. des VII. chinesischen Monats, hatten noch alle meine Leute, wie es sich für einen frommen Chinesen schickt — voran natürlich Ma, der, wo es nur eine protestantische Mission gab, immer eifrigst mit seinem chinesischen Gesangbuch in die Kirche stürmte — den Manen ihrer Väter und anderen guten und grimmigen Geistern etliche hundert Papiercash zugesandt. Sie hatten aus Papier gestanztes Geld gekauft, wie es überall zu haben ist, wo nur Chinesen sich angesiedelt haben, und dieses im Tempel verbrannt. Denn drüben im Jenseits, in der Geisterwelt, geht es nach chinesischer Ansicht ganz so wie auf Erden zu. Man braucht auch Silber und Kupfergeld, das man durch Verbrennen von Papierimitationen hinschicken kann. Es stand also meiner glücklichen Reise auch von dieser Seite nichts im Wege. Die Götter waren wie die Menschen durch Geld erkaufte, dem chinesischen Sprichwort gemäß: „Mit Geld kannst du selbst Götter für dich in Bewegung bringen, ohne Geld rührt sich kein Mensch für dich.“

Der Da ts'ing schan¹⁾ im Norden von Kuei hoa erscheint von der Ebene aus als ein geschlossener, einheitlicher Bergwall. Er ist aber in Wirklichkeit ein sehr kompliziert zusammengesetztes Gebirge. Man kommt darin rasch von der tief liegenden Fläche, in der Kuei hoa liegt, auf die viel höher liegende nördliche Mongolei. Ich folgte einem Karrenweg, der für chinesische Straßengebegriffe geradezu eine Kunststraße genannt werden muß und der mich in nordwestlicher Richtung und rasch ansteigend quer durch die Berge nach dem Ort Kuku irgö (chinesisch: Ko ko i li gen) brachte. Die wasserarmen Bäche, welche die verschiedenen Ketten durchbrechen, sind, solange sie im Gebirge fließen, in schmale Schluchten eingelassen, sie erbreitern sich aber dahinter und oben in dem welligen, offenen Steppenland²⁾.

Auf dem Hochplateau, auf der „Rumpffläche“ der Mongolei, trifft man seltener auf Löß. Der Boden ist sandig, von Sanddünen und größeren Quarzkieseln bedeckt. Diese Berggegenden sind sehr dünn bevölkert. Wo aber der Ackerbau noch etwas aussichtsvoll erscheint, in Talmulden zumal, an Ecken, wo ein Bach zur Bewässerung der Grundstücke herangezogen werden kann, haben sich heute die Chinesen angesiedelt. Mongolen bemerkt man nur wenige. Auch der Ort Ko ko i li gen ist so gut wie rein von Chinesen bewohnt. Er hat zwei hohe Tore zur Verteidigung und als Wohnplatz für Götter; eine Umwallung fehlt noch. Etwa 10 km nördlich erstrecken sich noch Felder, dann beginnt

¹⁾ Den Namen In schan, der sich auf fast allen unseren Karten findet, habe ich nie gehört; siehe hierüber auch Rookhill, Diary, S. 15.

²⁾ Dieser Gebirgszug soll der Sage nach die Begräbnisstätten der Kaiser der Mongolendynastie enthalten. Die Mongolen sollen ihre Herrscher immer ohne irgend ein Denkmal oder einen Grabhügel bestattet haben, so daß später kein Mensch mehr wissen konnte, wo sie beerdigt lagen. Als die Ming-Kaiser, um dem klassischen chinesischen Sittengesetz zu folgen, den Manen der Mongolenkaiser an ihren Gräbern opfern lassen wollten — ein Kaiser in China ist auf Grund seiner Stellung ein Himmelssohn, d. h. also ein Heiliger und Gott, und muß auch nach seinem Tode von Staats wegen verehrt werden — suchten sie vergeblich nach den Grabstätten und ergriffen dann den Ausweg, die vorgeschriebenen Opfer in einem Tempel bei Peking niederzulegen.

weizen, Erbsen, Hirse¹⁾ und Kartoffeln werden hier in der Hauptsache angebaut und zum Markt nach Kuei hoa gebracht.

Die Kartoffeln sind von katholischen Vätern vor etwa vierzig Jahren in Nordchina eingeführt worden. Sie bilden jetzt ein wichtiges Nahrungsmittel in allen Grenzdistrikten Chinas. Wer aber die Wohltäter sind, die die Kartoffel, die „yang yü“ (wörtlich übersetzt: die überseeische Aronswurzel), ins Land gebracht haben, ist heute dem Volke unbekannt. Nicht bloß einmal, in Lantschou fu, in Hsi ning fu, auch in Kuei hoa hörte ich folgende Erzählung: Während eines großen Mohammedanerkrieges in Turkistan war der chinesische General Yang²⁾ in große Not gekommen. Er wie seine Soldaten steckten mitten im Gebirge und hatten nichts mehr zu essen. Seine Leute erhoben sich deshalb insgesamt gegen ihn und drohten, ihn totzuschlagen, wenn er ihnen nichts zum Essen verschaffe. Da sah er in der höchsten Bedrängnis, wie sein Pferd einige Knollen aus dem Boden scharrt. Er bat seine Soldaten, diese Knollen noch als letztes zu versuchen, und siehe, sie waren eßbar. Es waren Kartoffeln, und daher nennt man sie die Kartoffeln, die Yü des Yang. „Du siehst, ihr Fremden habt da gar kein Verdienst dabei, wie du behaupten wolltest,“ schloß einer meiner Gewährsleute³⁾.

Gleich hinter dem großen chinesischen Rittergut, das nach dem Namen des Pfandhauses allgemein als „Da yu tsing“ bekannt ist, war leider mein neuer Maultiertreiber trotz seiner vornehmen Bürgen und trotz seines Vorschusses mit einigen meiner Sachen unbekannt wohin und unbekannt warum verschwunden. Nun galt es, Ersatz für ihn zu finden. Stellessuchende gab es damals wohl genug, aber keiner konnte mit meinen kräftigen und schwer zu bändigenden Maultierhengsten umgehen. Diese hatte ich bei der Teuerung längst auf knappe Kost gesetzt, aber trotzdem mußte ich alle paar Tage einen Stall bezahlen, den sie demoliert hatten, und unterwegs trug mir jeder munter 180 kg auf dem Rücken.

Nachdem der verbürgte Maultiertreiber eben verschwunden war, holte ich einen braungebrannten, spliternackten Chinesen ein, der nur mit einem Stecken in der Hand und etwas Geld an einer Schnur um den Hals seines Weges zog. Man hätte meinen können, der Mann sei schon so europäisch und modern geworden, daß er „Körperkultur“ treibe und ein Sonnenbad nehme. Er bettelte mich nicht einmal an. Wohl weil er damit bei seinen Landsleuten schon so oft schlechte Erfahrungen gemacht hatte, mochte er es gar nicht mehr versuchen. Er war ein Landarbeiter, der zur Ernte hergereist war. Nun gab es aber nichts zu ernten. Seine Zehrung war ihm ausgegangen, und da ihm in dem Pfandhaus

¹⁾ Hirse, und zwar hsiao mi, gu ts'ao und gao leang: (Kao liang).

²⁾ Es ist Yang, der Bezwinger Kaschgariens, damit gemeint, der zu Anfang des 19. Jahrhunderts gelebt hat und für seine Verdienste im Felde vom Kaiser Dao kuang mit dem Titel „Ba tu lu“ (Tapferer) beschenkt wurde, was im kaiserlichen China etwa unserem Orden „pour le mérite“ entsprach. Yang soll seine kriegerischen Lorbeeren der Taktik zu verdanken haben, daß er sich zu Beginn eines jeden Gefechtes mit einem großen Säbel bewaffnet hinter seinen Soldaten aufstellte und jeden niederschlug, der zurückweichen wollte.

³⁾ Das Nichtanerkennen der Verdienste von Fremden ist eine typische Eigenschaft der Chinesen. 1908 hat sogar eine größere Pekinger Zeitung behauptet und mit Zeichnungen zu beweisen versucht, daß ein Chinese aus Canton schon im Jahre 1898 Zeppelins lenkbares Luftschiff erfunden habe.

in der Steppe für seine alten Kleider mehr geboten wurde, als er sonstwo erwarten konnte, so hatte er alles auf einmal verkauft, selbst seinen schönen, langen, blauschwarzen Zopf. Mit dem Erlös hoffte er, seine ferne Heimat wieder erreichen zu können. Er war ein munterer, intelligenter Mensch, und ich engagierte ihn von der Straße weg. Vom nächsten Gasthaus an stolzierte er dann in einer meiner Hosen einher. *G e r n e* spielt kein Chinese den Sonnenbruder, die Nächte waren in den Bergen außerdem schon recht frisch. Ich hätte den Mann gerne behalten, aber in *Sa la tshi*, das ich einige Tage darauf erreichte, erklärten mir meine anderen Diener rundweg, mit einem Manne ohne Zopf könnten sie nicht zusammen dienen. Es sei unter ihrer Würde. Nirgends herrscht größeres Standesbewußtsein. „Das ist ehrenrührig,“ versicherten sie, und dabei deuteten sie auf ihre Wange, weil dort ja die Ehre sitzt. So mußte ich den kleinen Kuli wieder entlassen.

Es tat mir leid, nach einer zehntägigen Reise die mongolischen Berge schon wieder verlassen zu müssen. Allein keiner meiner Diener verstand sich auf die Baumwollpolsterung der chinesischen Packsättel, und bereits stellten sich bei den Tieren Drücke ein. Der große chinesische Packsattel ist ein Marterwerkzeug für die Tiere, wenn der Treiber nicht versteht, damit umzugehen. Er ist aber der beste Sattel, sofern man ihn zu behandeln weiß. Ein tonnenartiges Gewölbe aus Holz mit einem starken ledernen Vorder- und Hinterzeug, aber ohne Bauchgurt, hat auf seiner dem Rücken des Tieres zugekehrten Unterseite eine dicke lose Baumwollage, die alle zwei bis drei Tage aufgefrischt, umgelegt, hier erniedrigt, dort verdoppelt wird. Auf diese halbkreisförmige Tonne wird zwischen zwei vorspringende Leisten ein gabelförmiger Rahmen aufgesetzt, an dem die Kisten festgebunden werden, solange die Gabel noch auf dem Boden steht. Die Tiere können natürlich nur im Schritt unter diesem Sattel gehen. Sie machen aber trotzdem oft Tag um Tag 40—50 km unter einer Last von 220 bis 230 Cättie. Auf den steinigten Bergpfaden Nordchinas ist eine andere Gangart als Schritt sowieso kaum möglich.

Sá la tshi ting (mongolisch: *Tsaghan kurä*) ist ein sehr lebhafter Ort mit etwa 40 000 Einwohnern, unweit nördlich vom *Hoang ho*, in der gleichen Ebene wie *Kuei hoa* gelegen und von dieser Stadt 240 Li (120 km) in westlicher Richtung entfernt. Nach 3½ Monaten begegnete ich hier zum erstenmal wieder Europäern, schwedischen Missionaren. *Mr. Oberg* ist einer der wenigen, die den Fremdenverfolgungen von 1900 entronnen sind. Er wohnte damals näher bei *Kalgan* und konnte sein und seiner Frau Leben retten, da der Beamte ihn heimlich bei der Flucht unterstützte. Von *Sá la tshi* selbst ist 1900 kein einziger der europäischen Missionare entkommen. Der Weg nach Osten, nach der Küste, war für sie längst gesperrt, ehe sie überhaupt etwas von der Gefahr erfahren hatten. Für eine Reise nach Norden durch die Wüste hatten sie nicht die genügenden Mittel. So blieben sie hier und monatelang taten ihnen die Chinesen auch nichts zuleide. Da wurde eines Tags — ich folge der Erzählung *Mr. Obergs* — der Unterpräfekt, der *Ör fu*, von *Sá la tshi* nach *Kuei hoa* befohlen. Während eines großen Essens fragte dort der *Dao tai* den *Ör fu*, ob er auch sicher alle Missionare seines Bezirkes ausgerottet habe. Der Beamte erschrak und bejahte. Heimlich sandte er dann einen Boten an seine Frau mit der Weisung, sofort alle Europäer in der Stadt töten zu lassen. Etwa fünfzehn Personen, Männer, Frauen und Kinder, verfielen diesem Befehl. Sie wurden

alle hingerichtet, bis auf eine Frau, die in tiefe Ohnmacht gefallen war, als sie ihren Mann niedersinken sah. Mitten in der Nacht wachte sie zitternd vor Frost wieder auf, alle Kleider hatte man ihr genommen, man hatte sie ja für tot gehalten, mutternackend lag sie da, im Mondschein, rings um sie Blut, die verstümmelten Leiber ihrer Freunde, ihres Mannes, ihres Kindes! Von Entsetzen gepackt, floh die Ärmste wie wahnsinnig von der Richtstätte. Am Morgen fand sie sich am Ufer des Hoang ho, hilflos, verlassen und hungernd. Ein schmieriger, in ein paar Lappen gehüllter Bettler, der das am Ufer angeschwemmte Reisig nach etwas Brauchbarem durchsuchte, begegnete ihr dort. Sie wollte sich rasch im Gebüsch verstecken, doch der Mann hatte sie schon bemerkt und rief sie an: „Habe doch keine Angst, du scheinst noch ärmer als ich. Sei ruhig. Ich will für dich sorgen.“ Und wirklich, der Mann hielt sein Wort. Er brachte sie zu einer alten Frau in einen abgelegenen Hof. Dort lebte sie noch wochenlang, freilich die meiste Zeit krank, seelisch und körperlich. Schließlich wurde ihr Aufenthalt doch rüchbar; der Örfu sandte Soldaten aus, und die erschlugen sie.

Nahe bei Sá la tschi, an der Straße nach Bau tu, sah ich einige Grabdenkmale protestantischer Missionare, Sühnegräber, die auf Befehl der Regierung errichtet worden waren. Es gibt in jenen Gegenden deren viele, die wenigsten aber enthalten die Gebeine der Märtyrer. Viele von den Ärmsten sind in den Bergen verhungert, haben geendet wie jene verhungerten Bauern, deren Leichen ich bei meiner Durchreise herumliegen sah, wie sie eben von Hunden und Geiern angefressen wurden.

40 km von Sá la tschi liegt die Stadt Bau tu, die vom Sá la tschi ting verwaltet wird, damals aber der Wohnplatz des neu errichteten Wu yuan ting war, dem eben erst ein Ya men eine kleine Tagereise weiter im Westen von Bau tu errichtet wurde.

Bei meinem Besuche verwaltete dieser sein Gebiet noch von der Ferne. Der Beamte, ein San fu (ein Präfekt dritter Ordnung = Unterpräfekt), erzählte mir, es sei eine sehr schlechte Bevölkerung in seinem Bezirk, er habe allein in dem letzten halben Monat zehn Räuber köpfen lassen müssen. Er erwartete, daß im Winter darauf etwa 4 Prozent der Bevölkerung der Stadt Hungers sterben würden. Man verteile wohl Brot und Kleider an die Armen, aber es könne nicht genug geschehen, es gebe stets zu viele Bedürftige. Die Stadt mochte etwa 40 000 Einwohner haben, die aber ebenso wie in den anderen Städten hier draußen größtenteils sehr fluktuierender Natur waren. Auch eine Altweiberanstalt gab es schon in dieser noch jungen Gemeinde. Es herrschte bei den Eingeborenen die Vorstellung, die Frauen der Fürsorgeanstalt, die bei Lebzeiten auf Kosten des Mandarins lebten, würden im Jenseits seine Pferde und Maultiere werden. Im Jenseits geht ja alles wie im Diesseits zu, wer hier Rangknöpfe und Ämter besitzt, hat sie auch drüben. Andererseits lehren die Buddhisten, daß auch Vergeltung sein müsse, und so werden die armen Frauen eben die Tiere des Mandarins. Die Chinesen denken in allem für uns sonderbar. Als ich dem Beamten in Bau tu meine Aufwartung machte, hing gerade der letzte von ihm Verurteilte als abschreckendes Beispiel im Käfig vor dem Tor seines Amtsgebäudes. Er war ein Räuber und Mörder gewesen, der zum Tod durch Erhängen verurteilt worden war, eine Todesart, welche den Chinesen ungleich weniger schlimm erscheint als das Köpfen. Die schwerste Strafe in

China war die, am Marterpfahl angebunden, langsam in Stücke geschnitten zu werden. Und zwar sind es weniger die Schmerzen, die diese Strafe den Chinesen so schrecklich erscheinen lassen, als die Vorstellung, daß der Betroffene damit auch im Jenseits gebrandmarkt sei.

In einem zwei Meter hohen Holzkäfig ohne Boden, den Kopf durch den massiven, schweren Holzdeckel hindurchgesteckt, hing der Räuber nur an Kinn und Hinterhaupt. Er sprach noch mit den Umstehenden, machte Witze mit den Garküchenwirten, den fliegenden Händlern und all dem Volk, das sich am Eingang eines jeden Ya men's von früh bis spät herumtreibt. Als ich auf dem Wege zum Beamten dicht an ihm vorbeikam, schimpfte er mich noch in den unflätigsten Ausdrücken und spie mich an, daß alle Umstehenden hellauf-lachten, soweit ich ihnen den Rücken zukehrte. Als ich zufällig am anderen Morgen wieder vorbeiritt, hing der Körper des Mannes schon schlaff in dem Käfig. Er war über Nacht gestorben; das Volk aber handelte und feilschte daneben weiter und beachtete ihn gar nicht mehr. Er hatte ja aufgehört, Späße zu machen, er konnte nun nicht mehr zur Unterhaltung dienen! Ein Verurteilter soll es in solch einem Käfig bis zu zweimal 24 Stunden aushalten können. Vielen wird aber von ihren Bekannten Opium in den Mund geschmiert, damit sie weniger Schmerzen leiden und rascher sterben können.

Bei Sá la tshi und Bau tu ist das Tal des in 1000 m Meereshöhe westöstlich fließenden Hoang ho über 20 km breit, ja es läßt nach Süden zu gar keine scharfe Begrenzung erkennen. Man bemerkt von der Ferne kaum ein Ansteigen des Geländes gegen die Ordos-Mongolei. Die Ufer des auch in diesen Gegenden immer gelb gefärbten Flusses sind flach, der Fluß windet sich zwischen Schilf und Feldern hin. Nördlich von den beiden Städten steigt, von unten aus als langer Bergzug erkenntlich, der Da ts'ing schan steil und in wilden Formen auf. Das Hoang ho-Tal selbst ist eine von Sanden und angeschwemmtem Material gebildete Fläche, über der sich das Bergland als eine höherliegende Scholle erhebt. In dieser liegen die tieferen Gesteinsschichten steil und vielfach senkrecht und streichen in nordsüdlicher oder in sinischer, d. h. NO—SW-Richtung. Die Felsschichten dieser höherliegenden Scholle brechen ganz plötzlich ab und lassen uns im Zweifel, wie die davorliegende Fläche der Ordos im Grunde beschaffen ist. Jedenfalls scheinen die Aufschüttungen durch junge Geschiebe sehr mächtig zu sein. Der Südrand des Da ts'ing schan scheint einem großen W—O streichenden Bruchrand zu entsprechen mit einer Sprunghöhe von vielen hundert, ja tausend Metern (Tafel XXVIII).

Bis vor noch nicht langer Zeit gab es in der Hoang ho-Ebene nur Prärien, in erster Linie den Orad-Mongolen gehörende Steppen. Dieser Stamm stellt drei von den 49 mongolischen Bannern dar, welche seit Kublai Khans¹⁾ Zeit als die sogenannten „inneren“²⁾ Mongolen bezeichnet werden, weil sie ganz nahe bei China im engeren Sinne wohnen. Während der Yüan- oder Mongolendynastie waren sie innerhalb der Mauer angesiedelt. Diese drei Banner werden jetzt ganz besonders in die Enge getrieben. Die chinesische Expansion hat hier in den letzten Jahrzehnten ihre größten Erfolge zu verzeichnen.

¹⁾ Regierte von 1260—1295 als erster Kaiser der Mongolendynastie, die von 1260 bis 1368 währte.

²⁾ Howorth, History of the Mongols, Bd. I, und Mayers, The Chinese government, Seite 87.

Gerade dem Fluß entlang setzte eine wirtschaftliche Verdrängung, eine „friedliche“ Eroberung durch die Chinesen ein. Der gewöhnliche Mann geht dort, kaum durch das Prestige seiner Rasse und ein paar Soldaten geschützt, voraus, ein Heer von Beamten kommt hinterdrein, um, sobald einmal die Mühe lohnt, zu verwalten und zu besteuern. In diesen westlichen Gegenden und zumal an der großen Nordwestecke des Hoang ho, wo der Fluß oft sein Bett gewechselt hat, besitzt China noch ein wahres Mesopotamien¹⁾.

Die Erschließung dieser fruchtbaren und leicht bewässerbaren Gebiete leidet bisher nur an den wenig großzügig angelegten Kanälen, an den viel zu schwächlich gebauten Schleusen. Bis heute ist das Land noch der Ausnützung durch einzelne Chinesen überlassen geblieben, die sich nur zu kleinen Gruppen vereinigt haben, um ihre Ländereien, die sie den Mongolen zuerst abgepachtet und später „abgekauft“ haben, mittels eines Kanals in Ackerland zu verwandeln. Was dort Regierungsvertreter erschlossen haben, geschah bis jetzt stets in selbstsüchtiger Absicht. Die hohen Beamten suchten mit ihrem Geld und ihrem Einfluß nur für sich billiges Land zu erwerben. Die Art der Erschließung und Kolonisierung wirkt nach dem, was ich aus verschiedenen Quellen darüber erfahren habe, ein eigentümliches Licht auf den friedlichen Charakter der Chinesen, mit dem sich ja dieses Volk und voran seine Literaten immer so gerne den Europäern gegenüber brüsten. Es geht dabei sogar sehr, sehr barbarisch zu. Ein chinesischer Millionär, dem ein Nachbar sein Gut nicht verkaufen wollte, bewaffnete seine Arbeiter, überfiel mit ihnen seinen Landsmann und zwang ihn, das gewünschte Gut zu einem lächerlich billigen Preis abzugeben. Es war das Stadtgespräch in Bau tu, daß er dabei den Überfallenen des Augenlichtes beraubt hatte. Gestraft wurde er aber nicht. Er hatte an den Ya men des Tatarengenerals in Kuei hoa einige tausend Tael geschickt, und die Sache war wieder in Ordnung, der gegen ihn angestregte Prozeß wurde niedergeschlagen.

Wenige Kilometer südlich der Stadt Bau tu, an der Fähre von Lan hai tse, setzte ich am 2. September über den Hoang ho (Tafel XXIX). Das Aus- und Einladen und die Überfahrt gingen ziemlich rasch vonstatten. Nach dreiviertel stündigem Treideln flußaufwärts und um eine Schilfinsel herum waren wir nach einer weiteren halben Stunde schon drüben, so daß ich nach 2½ Stunden Aufenthalt bereits wieder unterwegs war. Die Flußbreite betrug nicht ganz einen Kilometer, scheint aber ziemlich stark zu wechseln. Die Maximaldifferenz des Niveaus bei Hoch- und Niederwasser beträgt 1—2 m.

Ich zog ziemlich genau südlich weiter, nach dem Ordos-Land, das ich von Nord nach Süd zu durchqueren beabsichtigte. Durch die Liebenswürdigkeit des Tatarengenerals in Kuei hoa war mir hierzu ein besonderer Paß ausgestellt worden. Ich hatte auch sonst im Gegensatz zu meiner bisherigen Reise größere Vorbereitungen treffen müssen. Im eigentlichen China hatte ich beinahe täglich die nötigen Vorräte für Tier und Mensch kaufen können. Jetzt sollte es tief in die Mongolei, in das „ts'ao ti“, das Grasland, hineingehen. Die Verpflegungs-

¹⁾ Nordwestlich von Bau tu befand sich eine große protestantische Mission, die sich in erster Linie die Christianisierung der Mongolen zur Aufgabe gemacht hat. Auch sie hat im Jahre 1900 ungeheure Verluste erlitten und hat hier wie die katholischen Missionen nach dem Krieg von der chinesischen Regierung als Sühne für das zu Unrecht vergossene Blut ausgedehnte Ländereien erhalten.



Lösshöhlenort Dupi, Lösshöhlen mit gemauerten Gewölbefronten.
(Die Mehrzahl der Häuser steht seit den Hungerjahren leer.)



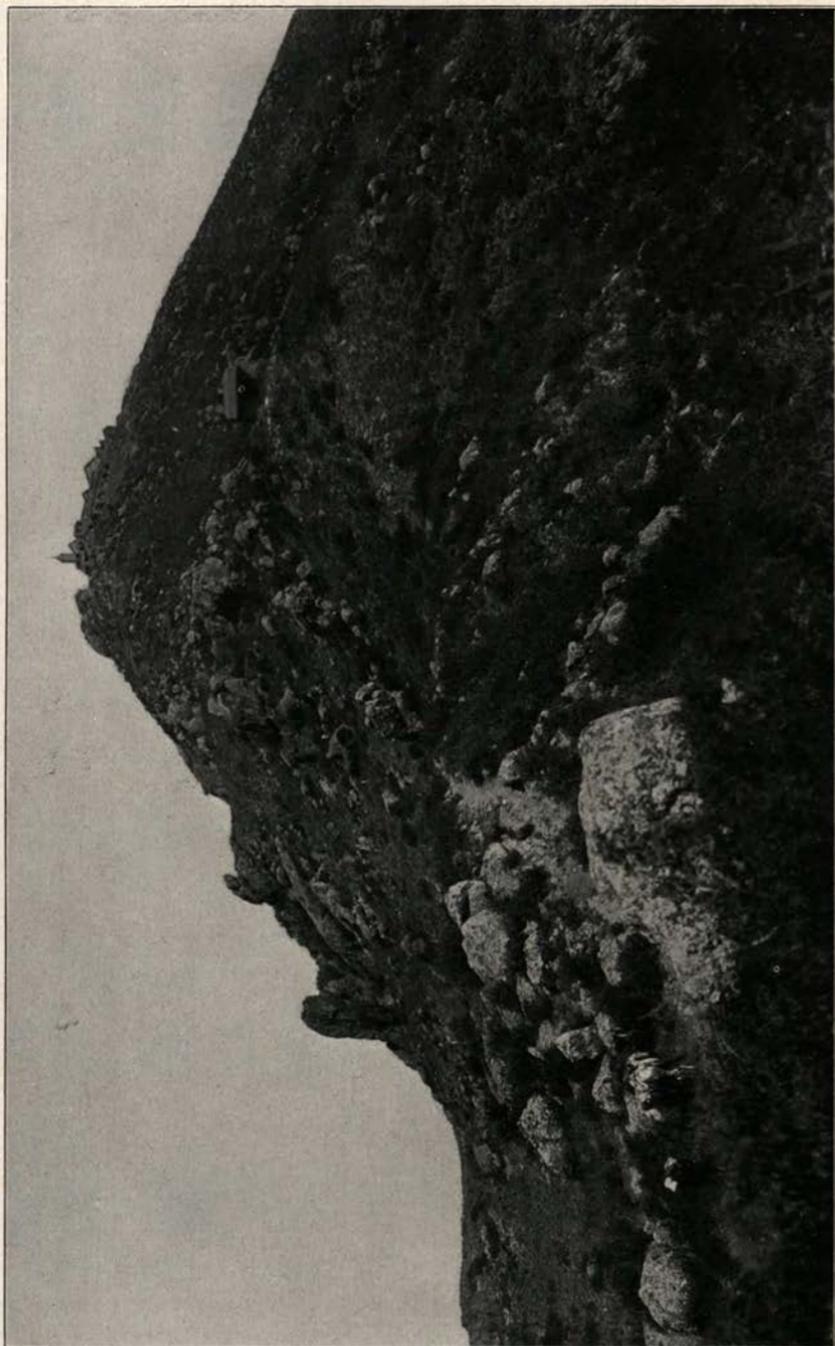
Sandsteinberge am Hoang ho bei Hsiao ling yi oberhalb Tschikou
(links Schensi-, rechts Schansi-Ufer).



Erosionsformen im Überkohlsandstein des Hoang ho-Tales.



Winderosionsformen im Sandstein.



Der Dang du schan bei Lin hslen mit seinen Gewölbetempeln auf der höchsten Spitze.
(Ansicht von Süden.)

möglichkeiten wurden mir in Bau tu als ganz schlecht geschildert, nirgends finde sich eine Unterkunft, man müsse alles selbst mitbringen. Ich hatte Ponys gekauft, die Lebensmittel und Futter zu tragen hatten, auch hatte ich eine größere Anzahl neuer Diener angestellt, ich wollte, falls wieder einer hinter einem Busch verschwände, durch seine Flucht nicht sogleich in Verlegenheit geraten. Wieder mußte ein Teil des Lohnes vorausbezahlt werden; womit sollten denn sonst die Familien ihr Leben fristen, solange der Mann und Vater über Land war? Auf Bürgen verzichtete ich diesmal. Trotzdem lief nur ein einziger der Neuen in der ersten Nacht wieder heim. Sonderbarerweise war es wiederum der Sachverständige für die Maultiere. Er war aber solch ein hohlwängiger Opiumraucher, daß er seine 5—6 Mace (20 g) Opium im Tag haben mußte, um sich einigermaßen frisch zu fühlen. Er hätte die großen Märsche, die nun folgten, auch wohl kaum aushalten können.

Ich hatte früher geglaubt, das Ordos-Land sei eine Wüste und werde nur von Mongolen bewohnt, die mit ihren Herden und Yurten bald da, bald dort hin zögen. In Scha leang hatte ich vom Innern als Grasland sprechen hören. Als Steppe und trostloseste Wüste wird das Land noch von den beiden Lazaristen Huc und Gabet beschrieben¹⁾, die es im Jahre 1845 durchquerten, und wir haben auch keinen Grund, deren Bericht in Zweifel zu ziehen. Nur haben sich die Verhältnisse inzwischen geändert²⁾.

Am ersten Tage meiner Ordos-Reise, am 2. September, reiste ich noch in der Hoang ho-Niederung. Wenige Höfe fanden sich an meinem Wege, aber überall sah ich Felder mit Hirse, Buchweizen, Kartoffeln, Wassermelonen, Lein und Hanf, viel Hanf, fast nirgends ein Stückchen un bebauten Landes. 12 km hinter dem Hoang ho überschritt ich einen Kanal, dessen Wasser meinen Leuten bis an die Hüften reichte. Hinter dieser Furt waren wir im Gebiet der Dalat-Mongolen³⁾. Noch einige Kilometer weiter, da ragte schon hinter Hirse-

¹⁾ Huc, Souvenir d'un voyage dans la Tartarie, le Tibet et la Chine, Paris 1853.

²⁾ Das Ordos-Land, das Gebiet innerhalb des großen Bogens des Hoang ho, wird von den Chinesen „Ho tao“ genannt und ist zurzeit von den Ordos-Mongolen bewohnt. „Ordu“ = chinesisch „ting“ (Pavillon) = Lager, Kgl. Hoflager. Es ist ursprünglich ein türkisches Wort. Im besonderen wurde darunter das Lager des mongolischen Großkhan Dschinggis und später die goldene Horde verstanden, die seine irdischen Reste hütete. Die „Ordus“ nennt Sanang Setsen in seiner „Geschichte der Ostmongolen“ (Schmidt, Petersburg 1829, S. 191) „die Hüter der acht weißen Häuser (Filzyurten) des Herrschers“. Diese nahmen erst ums Jahr 1530 ihr jetziges Land in Besitz und brachten die Gebeine ihres Bogda Dschinggis Khan vom Norden, höchst wahrscheinlich vom Ufer des Kerulen, mit sich. Noch jetzt sehen die Ordos-Mongolen das Land um den Altai als ihre Heimat an.

Das heutige Ordos-Land kam durch die Kriegszüge des Dschinggis Khan 1227 zum erstenmal in die Hand der Mongolen. Vorher bildete es einen Teil des Hsi Hsia-Reiches (s. S. 125). Nach der Vertreibung der Yüan- oder Mongolendynastie aus China wurde den Mongolen um 1380 auch das heutige Ordos-Land weggenommen. Sie eroberten es aber nach wechselnden Kämpfen gegen Ende des 15. Jahrhunderts von den Chinesen zurück und nach langem und blutigem Ringen der Mongolen untereinander blieben schließlich die Ordos die Sieger und Herren des Landes. Ein Teil der Stämme, die sich hier bekämpft hatten, ist angeblich von hier aus in das Weideland des Kuku nor eingefallen. (Aus: Meng gu yu mu dyi, Chronik der mongol. Nomaden.)

³⁾ Von den 49 Bannern der „inneren“ oder „nai meng gu“ werden sieben Banner von den Ordos-Mongolen gestellt, die zusammen eine große Versammlung oder Ting (ighe tsu) bilden. Es sind dies die:

feldern der Hals und Helm eines „Tschorten“¹⁾ über ein kleines, niederes Wäldchen hervor. Ich war wieder im Lande der Lamas, ich hatte ein Kloster erreicht, das schon ganz wie ein tibetisches aussah. Es fiel gegenüber chinesischen Bauten durch seine bunten Farben und seinen neuen Verputz angenehm auf, die Häuser waren auffallend klein und nieder. Es hängt dies mit der Holzarmut der Gegend zusammen. Dicht dabei lagen die ersten Dünen, aber auch diese waren noch mit Hirse bebaut.

Am 3. September kam ich schon in aller Frühe am zweiten Kloster vorbei, das ebenso niedlich und freundlich dreinsah. Ma wunderte sich sogar, wie diese Bauten europäischen Häusern in Hankow ähnlich sähen. Er wollte sicher damit ein Lob aussprechen, denn ein wohlzogener Chinese sagt seinem Herrn nie etwas Unangenehmes. Wir stiegen über lange Dünenzüge, die alle WNW—OSO streichen und damit die hauptsächlichste Windrichtung angeben. Barchane, die halbmondförmigen Bogendünen der Wüste, stellten sich dazwischen ein. Es war der Anstieg auf ein flaches Plateau, das sich nun unendlich weit nach Süden und Westen vor mir auszudehnen schien. Wo nur ein Fleckchen sich frei von Dünen und den Anhäufungen des feinen pulverigen Triebandes zeigte, da sah ich Felder und Chinesenhöfe. Auch am zweiten Reisetag, an dem ich 90 Li (45 km) gemacht hatte, war ich den Abend in einem guten chinesischen Gasthaus einquartiert. Ma und Dang fu aus Lung tschü tschai waren an jenem Abend geradezu in Ekstase. „Nein, das sind sonderbare Leute, die Mongolen!“ riefen sie ein über das andere Mal. Der Tumäd-Mongole, der von mir als Dolmetscher angestellt war, hatte am Wege, als er an einem Melonenfeld vorbeikam, einen ihm fremden Mongolen um eine Melone gebeten und dieser hatte sie ihm gegeben. Das war meinen Chinesen ganz erstaunlich. „Einem ihm gänzlich unbekanntem Menschen hat er eine Melone geschenkt, das sind Kinder, das sind keine vernünftigen Menschen, daß sie so etwas herschenken können! Sie sind doch selbst nicht reich,“ kalkultierten die beiden. Eine Melone ist dort etwa 15 Pfennig wert. Für Mongolen wie Chinesen ist diese kleine Episode sehr charakteristisch. Der Mongole erscheint im Grunde gutmütig, zumal wenn man ihn nicht an seiner Religion packt, und er ist freigebig und gastfreundlich, soweit es in seinen Mitteln liegt, während beim Chinesen alles stets ein Handelsobjekt darstellt.

1. Dalat, im Norden, südlich Bau tu-Stadt.
2. Tschunggar, im Nordosten, unweit Tokto ting (To ko to ting).
3. Wang, südlich Dalat, in der Mitte der östlichen Ordos.
4. Dschassak, im Südosten der Ordos.
5. Uschin (bei Sanang Setsen Uguschin), im Süden von Wang.
6. Hanggin, im Nordwesten.
7. Otok, im Südwesten.

Diese sieben zusammen bilden den Ordos-Stamm. Das älteste Banner soll Wang sein. In diesem Stamme werden auch die wichtigen Überreste des Dschinggis aufbewahrt. Bis in die Mitte des 17. Jahrhunderts waren es nur sechs Banner. Die Oberhoheit über die sieben Banner ist nicht erblich und wird von Fall zu Fall von der chinesischen Regierung verliehen.

Die „innere Mongolei“ wurde von den Mandschuren in sechs Divisionen (meng) und im ganzen 49 Banner eingeteilt. Diese verteilen sich auf 24 Stämme (aimak oder chinesisch bu).

¹⁾ Heiligengrab und Bauwerk, das einen Ort gegen böse Einflüsse schützen soll, s. S. 221, Anm. 2.

Ich habe in Hunderten von chinesischen Privathäusern gewohnt, ich wurde ohne viele Umstände von den chinesischen Bauern aufgenommen, es war aber immer nur die klingende Münze, die mir die Türen öffnete. Von den wenigen Mongolen, die ich bei meiner raschen Durchquerung der Mongolei gesehen habe, haben mich aber zwei von sich aus eingeladen, in ihr Haus zu kommen.

Auch am dritten Marschtag im Ordos-Land immer weiter nichts als Felder. Es waren allerdings sehr schlechte Felder. Quarzknollen und allerlei Kiesel bedeckten die Oberfläche. Die chinesischen Ansiedler jammerten, daß im Frühjahr zuvor, als ihre Saat eben keimte, viele Tage lang ein Sturm gewütet habe, der die jungen Würzelchen herausgeweht und viele davon mitsamt dem sandigen Grund fortgeführt habe. Dies scheint sehr oft vorzukommen. Die Auflockerung der Oberfläche durch die Pflugschar in der windigen kalten Jahreszeit erscheint mir sehr wenig zweckmäßig. An der Grenze wird über ein ständiges Fortschreiten der Dünen geklagt, das sicher zu einem Teil durch die Entblößung des Bodens verschuldet wird.

Ich suchte vergeblich nach Filz-Yurten. Weithin zerstreut lagen in dem ganz flachwelligen, beinahe ebenen Gelände kleine Höfe, meistens Chinesenwohnungen, aber auch von Mongolen bewohnte Häuschen. Die letzteren machten einen freundlicheren Eindruck als die chinesischen, waren rechteckig, mit einem flachen, von Pappel- und Weidenstangen getragenen Dach, das auf Lehmwänden ruhte. Ganz selten nur sah ich an jenem Tage eine grasbedeckte Fläche.

Am Abend war ich zu Gast bei einem Tutselakti des Dalat-Bei tse¹⁾. Er wohnte in einem weitläufigen, einstöckigen Backsteinbau mit drei Höfen. In nichts konnte ich einen Unterschied gegenüber dem Haus eines reichen Chinesen erkennen, freilich war es auch ganz von chinesischen Handwerkern errichtet

¹⁾ Im Gegensatz zu den Chinesen, die schon seit Kaiser Ts'in schi hoang ti (221 bis 209 v. Chr.) bis auf verschwindende Ausnahmen keinen erblichen Adel mehr haben, zerfallen die Mongolen in Adel (taidschi) und Volk. Die einzelnen Mongolenstämme stehen unter erblichen Fürsten, welche in sechs Rangklassen geteilt sind, die viel Ähnlichkeit mit den acht höheren erblichen Adelstiteln der Mandschu-Dynastie aufweisen. Die Rangstufen des hohen mongolischen Adels sind heute in der meist gebrauchten halbchinesischen Form:

1. Ts'in wang = khan (tatarisch) = König oder Fürst I. Klasse; 2. Tschün wang = König oder Fürst II. Klasse; 3. Belli; 4. Bei tse; 5. Gung; 6. Dsassak, d. h. Bannerführer (letzterer, d. h. der Bannerführer, hat oft nur den Rang eines gewöhnlichen taidtschi); 7. Taidtschi, d. h. Adliger schlechtweg.

Die Fürsten ernennen aus der Zahl der Taidtschi, die als Adelige schon einen blauen Knopf tragen dürfen, Helfer und Beamte. Die höchsten Beamten sind die Tutselakti oder Tussulatschi. Diese sind durch einen roten korallinen Knopf ausgezeichnet und stehen meist im Range der zweiten chinesischen Beamtenrangstufe. Unter den Tutselakti folgen dem Range nach: Dsängen oder Hóschu dsängen (etwa Oberst), die Méren, sodann Dsálang (etwa Major), Súmün dsängen (Rittmeister) und Kúndu (Leutnant), Boschko (Wachtmeister), kurz noch eine ganze Stufenleiter von Beamten und Offizieren.

In der europäischen Übersetzung ist vielfach gebräuchlich geworden, die chinesischen Worte „wang“ mit König und „gung“ mit Herzog zu übersetzen. Die Einteilung des mongolischen Adels rührt in der Hauptsache aus der Zeit Dschinggis Khans und Kublai Khans her und entspricht einer alten militärischen Stufenleiter.

Die Ordos-Mongolen sind in sieben Banner oder Regimenter geteilt, die drei erblichen Belli (Fürsten III. Klasse) und vier erblichen Bei tse (Fürsten IV. Klasse) unterstehen. Aus ihrer Mitte wird als gemeinschaftliches Oberhaupt ein Tschün wang (Fürst II. Klasse) von der chinesischen Regierung gewählt.

worden. Nur die Bewohner waren verschieden, sie erschienen beinahe wie Fremde in diesen Räumen. Die Frauen hatten unverkrüppelte, große Füße, die mir selber nach so vielen Monaten, in denen ich nur Chinesenfrauen gesehen hatte, recht sonderbar und komisch, ja geradezu häßlich vorkamen. Die Mongolinnen, auch die Frau des Ministers, zeigten sich bei meinem Besuch in ihren Alltagskleidern. Die Frau Minister trug nur wenige kirschgroße Korallen in ihrem blauschwarzen vollen Haar, das, in zwei Zöpfe geteilt, der Landessitte gemäß vor den Ohren herabhing. Auch ihre Zopfbänder, die als große Taschen, in die die Zopfenden gesteckt wurden, weiter über die Brust herab und unter dem Gürtel durch liefen, waren nicht sehr schön. Die Nähereien darauf sahen recht abgetragen aus. Leider war der Tutselakti nicht zu Hause. Sein Major-domus, ein höherer Priester, wußte nicht recht, wie er sich bei der Vertretung seines Herrn mir gegenüber verhalten sollte, doch konnte ich mich über nichts beklagen. Die Bezahlung des Essens und Futters meiner fünfzehnköpfigen Gesellschaft wurde ausdrücklich nur als Geschenk angenommen, gefordert wurde gar nichts.

Das Haus beherbergte über ein Dutzend Lamapriester. Bis in die Nacht hinein war der scharf skandierende Trommelschlag des Gelugba-Kultes, die Begleitung zu den Rezitationen und Litaneien der gelben Lamasekte, zu hören.

Die Priester spielen auch bei den Ordos-Mongolen eine große, wenn nicht die größte Rolle. Als Priester und Angehöriger eines der vielen Klöster, die durch Stiftungen der Fürsten entstehen, wird der gemeine Mann frei. Vorher wird er als Höriger behandelt, besitzt nicht das Recht der Freizügigkeit und wird zu hohen Steuern herangezogen, muß seinem Fürsten oder Grafen in Fron die Herden besorgen und andere Dienste leisten. Darin liegt mit ein Grund, weshalb heute vielfach der dritte Teil der mongolischen Bevölkerung Priester ist. Wo die Mongolen mit den Chinesen zusammengestoßen sind, hat das spatenartige Überhandnehmen der Chinesen dazu beigetragen, daß die Bevölkerung sich in die Beschaulichkeit des Klosterlebens zurückzieht und dem erschwerten Kampf ums Dasein ausweicht. Die natürliche Folge ist, daß die Mongolenbevölkerung rasch an Zahl abnimmt.

Die Chineseneinwanderung in das Land der 49 inneren Mongolenbanner und in die Ordos begann frühestens zu Ende des 18. Jahrhunderts. Arme Chinesen stellten den Mongolen in schön und gewandt gesetzten Worten vor, wie es weit praktischer für sie wäre, nur den Pachtherrn zu spielen; sie, die Chinesen, wollten ihnen dann so und so viel von der jährlichen Ernte abgeben; mittlerweile könnten sie ruhig beten oder Schnaps trinken, so viel und so lange sie nur wollten. Und jetzt sitzen in vielen Teilen der Ordos die chinesischen Pächter, die „man tse“, zahlreicher als die mongolischen „Herren“. Die Mongolen haben um ihretwillen selber seßhaft werden müssen. Durch die Schuld der Adligen und Fürsten, die als Besitzer der besseren und anbaufähigen Ländereien die ersten Niederlassungen der Fremden zuließen, ist das Land für Nomaden zu eng geworden. Diejenigen, die im Gebiet der sieben Ordo-Banner noch im Zelt wohnen und damit ein paarmal im Jahr den Wohnplatz wechseln, sind selten geworden und werden von Jahr zu Jahr weniger. Das Gebiet des Dsassak von Tschunggar greift zwar nominell heute noch weit nach Osten und über das linke Ufer des Hoang ho hinüber, und endet erst an der großen Mauer bei Tsing schui ho ting. In seinem Gebiet aber, das freilich am

allermeisten der chinesischen Überflutung ausgesetzt ist, gibt es so gut wie keine Yurten mehr. Die Untertanen dieses Fürsten, soweit sie überhaupt noch da sind, haben zum überwiegenden Teil sich bequemem müssen, Bauern zu werden.

In keiner der Grenzstädte hätte zur Zeit meiner Reise ein chinesischer Offizier das geringste zu befürchten gehabt, wenn er einem höheren Lama, der sich ihm gegenüber unehrerbietig benehmen wollte, den Prozeß gemacht hätte. Und in denselben Gegenden, in der Stadt Kuei hoa, drohte dem mächtigen Kaiser Kang hi, dem Größten der Mandschuren-Dynastie, die größte persönliche Gefahr von seiten derselben Tschunggar- und Tumäd-Mongolen, so daß der Kaiser in Verkleidung aus der Stadt fliehen mußte¹⁾.

Nicht bloß in und um Kuei hoa tsch'eng, dessen mongolische Klöster heute hinter dem dortigen chinesischen Welthandel ganz zurücktreten, sondern in einer noch weit in das Grasland hineingreifenden Zone schalten und walten jetzt die chinesischen Beamten. Sie rücken hinter den armen chinesischen Pächtern her weiter und weiter in das Mongolenland vor und „kaufen“ es ab. Im Sommer 1905 wäre es aber deswegen beinahe wieder zu einer Rebellion gekommen. Die Abgesandten, „wei yüan“, des Tatarengenerals von Kuei hoa bedrängten die Mongolen so sehr, daß die von Uschin²⁾ sich zu erheben drohten, ihre alten Flinten putzten, Pulver sich zurechtmachten und ihre Familienspieße und Schwerter vom Rost befreiten.

Ihr Fürst allein wollte nicht mittun. Er kannte von seinen jährlichen Tributreisen nach Peking die Macht der Chinesen. Ihm hatten die schlaunen mandschurischen Diplomaten das Oberkommando über die sieben Ordos-Banner versprochen, denn längst war es der Chinesenregierung gelungen, die Ernennung der größeren Führer wie eines jeden Fürsten von ihrem Willen abhängig zu machen. Durch Geschenke, Titel und Ehren aller Art hatten sie das Volk, die

¹⁾ Der rDsche b-tsung-dam ba, die Inkarnation (Wiedergeburt) des tibetischen, 1573 zum ersten Mal in Zentraltibet geborenen Geschichtsschreibers Taranatha, hatte damals als Priesterkönig in Kuei hoa tsch'eng seine Residenz und hatte als solcher es gewagt, den Kaiser Kang hi, der eben im Begriff stand, die Kalmüken zu unterwerfen, ruhig auf seinem Throne sitzen bleibend zu empfangen und dem Kaiser überhaupt keinerlei Achtung zu bezeigen. Über diese Frechheit empört, erschlug einer der kaiserlichen Generale den inkarnierten Pontifex, worauf die Mongolen der Umgebung trotz der Nähe eines großen Chinesen- und Mandschuren-Heeres das kaiserliche Gefolge ermordeten. Kurz darauf wurde die Seele dieses eben getöteten rDsche b-tsung-dam ba Taranatha in der Stadt Urga in dem zweiten Sohn des damaligen Khan der Khalkhas-Mongolen, die in der nördlichen, sogenannten äußeren Mongolei wohnen, wiedergefunden. Seither hat der rDsche b-tsung-dam ba Taranatha seinen Sitz in Urga.

Er hat sich in letzter Zeit an die Spitze der antirepublikanischen und antichinesischen Mongolenbewegung gestellt und eine Verbindung mit dem Zarenreich gefunden. Er stellt den heiligsten Pontifex in der ganzen Mongolei vor und ist (nach dem Dalai Lama und dem sogenannten Taschi Lama) die drittgrößte Inkarnation sämtlicher Lamasekten. Die Taranatha-Reinkarnation durfte später aber kein Mongole mehr sein, sondern mußte nach jedesmaligem Ableben in Zentraltibet wiedergefunden werden. Dies verlangte Kaiser Kang hi, um dadurch zu verhindern, daß den Mongolen in ihrem göttlich verehrten Pontifex ein nationaler Held erstehe. Der jetzige ist die achte Wiedergeburt und soll in der Handelsstadt von Lhasa geboren sein. Siehe hiezu: Huc, Souvenirs I S. 201 und Markham, Tibet S. XLIX. (In Du Halde finden wir allerdings Taranatha gegenüber dem Kaiser Kang hi stets sehr unterwürfig geschildert, so daß dieses Abenteuer möglicherweise schon einem Vorgänger des Kang hi begegnete.)

²⁾ Allein im Gebiet des Fürstentums Uschin liegen 26 Klöster. Die Zahl der Familien ist heute nur 2000.

Priesterschaft und den Fürsten untereinander uneins gemacht. Die chinesischen Abgesandten aus Kuei hoa benahmen sich aber diesmal auf die mongolischen Drohungen hin doch weniger aufdringlich und zogen sich mit ihren Reitern etwas weiter zurück, so daß es nicht zum Losschlagen kam. Der Kampf wäre für die Mongolen ja aussichtslos gewesen, hätte indessen für den Tatarengeneral, der diese Politik wohl im Einverständnis mit dem Kolonialministerium (li fan-kwan), aber, was die Kosten betrifft, auf eigene Verantwortung führte, doch gefährlich und jedenfalls teuer werden können. Auch hier wieder zeigte es sich, daß kein Volk besser versteht, den alten Römerspruch „divide et impera“ in der Praxis anzuwenden, als die Chinesen.

Erst lange, nachdem die Mongolendynastie aus dem Land der 18 Provinzen verjagt worden war, im Anfang des 16. Jahrhunderts, sind die Mongolen die fanatischen Lamaisten geworden, die sie heute sind. Mit dem Überhandnehmen des Lamaismus ging zugleich die große Kraft der Mongolen und ihre Kampflust zugrunde. Seit Kaiser Kang hi's Zeit unterstützten die Gewalthaber die Macht der Lamas und leiteten damit die Mongolen ganz von weltlichen Gedanken ab. Um die lamaistische Kirche, die den mandschurischen Kaisern den Besitz der ganzen Mongolei verbürgte, in die Hand zu bekommen, haben sie einst auch Zentraltibet erobert und späterhin dieses gegen Nepal und den vielen internen Schwierigkeiten zum Trotz gehalten. Durch Intrigen aller Art, durch die Darstellung, daß namentlich England Tibet rücksichtslos aussaugen wolle, suchten und suchen anderseits heute noch die chinesischen Mandarine europäischen Einfluß von Lhasa auszuschließen. Auch das geschieht wiederum nur zu dem Zwecke, die Lamas sich gefügig zu erhalten.

Landschaftlich bietet das Ordos-Land wenig Anziehendes. Auch am 5. September machten wir 50 km durch öde Steppe, wobei ich immer einem schmalen, getretenen Pfad folgte. Der Weg war leicht zu finden. Hätte ich auch keinen Mongolen als Führer mitgehabt, ich hätte nur immer südlich zu reisen brauchen. Wir begegneten zwei Karawanen von je einem halben Hundert Eseln und Maultieren, die Chinesen gehörten. Im Sommer, solange Kamele wegen ihres dünnen Haares und der glühenden Hitze nicht ohne Gefahr benützt werden können, müssen solche Maultier- und Eselkarawanen den regelmäßigen Verkehr zwischen Bau tu und Yü lin fu vermitteln.

In der Gegend des Tutselakti-Hauses, also weit im Norden, liegt die Wasserscheide der Ordos zwischen Norden und Süden bzw. Südosten. Flache Talsysteme nehmen dort in 1600 m Meereshöhe ihren Ursprung. Bäche, die den größten Teil des Jahres halb versiegt sind und nur bei Gewitterregen ein stattliches Aussehen annehmen, haben in bunte Geröllschichten bis 50 m tiefe und bis zu 20° steile Halden eingerissen. In den noch weichen Sanden sieht man dort, ganz wie im längst erhärteten Überkohlsandstein des großen, von mir oben beschriebenen Hoang ho-Cañons, das Phänomen der diskordanten Parallelstruktur. Seit der späten Karbonzeit ist hier also immer wieder eine Sandwüste gewesen, die einmal mehr, einmal weniger ausgedehnt war.

In einer breiten Talmulde, von niederen Hügeln etwas geschützt, fand ich am 6. September (an meinem fünften Reisetag durch das Ordos-Land) die einfachen, aber hübschen Wohnhäuser des Wang-Fürsten, die zwischen freundlich dreinsiehende Klostergebäude eingestreut lagen. Der Wang-Fürst soll über 2000—3000 Familien befehlen. In seinem Gebiet gab es Steppen mit hartem

Gras, mit salzgeschwängerten Sümpfen und Dünen. Zahllose Kamele, Pferde, Ziegen- und Schafherden trieben sich friedlich und ohne Aufsicht auf den Weiden umher. Lößhalden waren nur ausnahmsweise und spärlich zu finden. Mongolen sah man nur wenige und die meisten davon hörte ich etwas Chinesisch sprechen. Sie hatten einen freundlichen Gruß, einen Wunsch für jeden, der ihnen begegnete, etwas Unbekanntes im volkreichen China, wo man sich höchstens bei einem Bekannten erkundigt, ob er sich heute schon sattgegessen habe: ni tshi leao ma?

Im Lande des Wang bei tse, im Südosten, ist der Platz „Ighe Yetschen horo“, das „große Lager“ (horo) des „Dschinggis“, das größte Nationalheiligtum der Ordos. Eine der vielen alten Ordos-Familien, die Darhad, ist der erbliche Verweser desselben. Von den acht weißen Yurten, die der Geschichtsschreiber und Ordos-Gung Sanang Setsen Ende des 17. Jahrhunderts erwähnt, stehen dort zwei, die die Gebeine oder die Asche des großen Königs enthalten sollen. Sie stehen dicht nebeneinander, so daß die eine die Vorhalle der zweiten bildet. Der Eingang ist wie bei einem chinesischen Palast nach Süden. An noch zwei anderen Stellen im Ordos-Land befinden sich Heiligtümer, die das Darhad-Geschlecht hütet. Sie enthalten die Waffen des großen Kaisers und die Überreste der Hauptfrau des Dschinggis¹⁾.

Am 7. September, südlich des im Chinesischen Ying pan (Standlager) genannten Wohnplatzes des Wang-Fürsten, nahm wieder der Treibsand mehr überhand. Felder fehlen. Ich bewegte mich meist in 1400 m Meereshöhe. Zwischen den Sanden liegen zahlreiche große und kleine Seen und viele kleine, buntbemalte Klöster. Nach den verwahrlosten und verfallenen chinesischen Tempeln, die ich in der Umgebung der Ordos gesehen hatte, gaben mir diese „Dschao“ (Klöster) in ihrer Sauberkeit und mit ihrem lustigen, vielfarbigen, weißen, roten und blauen Anstrich ein beredtes Zeugnis für die Lebendigkeit des Buddhismus in dieser Gegend. Die Insassen der Klöster in ihren roten togaartigen Gewandungen starrten mich aber bei meiner Durchreise zumeist sprachlos und etwas mürrischen Blickes an und antworteten etwas ungerne.

Wir befanden uns nunmehr im Gebiet des Dschassak-Fürsten. Für Tier und Mensch gab es ein mühevolleres Vorwärtskommen. Stundenlang wick bei jedem Schritt der feine Sand unter unseren Füßen, und tief sanken wir in die mehligem, staubartigen Massen ein, die ein heftiger Nordwestwind weitertrieb, jede Wegspur sofort wieder verwischend. Kilometerlange Dünenzüge sind dort häufig, und alle diese nachgiebigen und haltlosen Bergwellen mußten wir bei unserer Nord-Süd-Reise übersteigen. Hier im nördlichen Teil der den ganzen Süden des Ordos-Landes bedeckenden großen Sandzone sind übrigens die Dünen meist

¹⁾ Alljährlich am 21. des 6. Monats werden die drei Heiligtümer auf Kamelkarren zusammengebracht und wird ein großes Fest in Erinnerung an Dschinggis Khan gefeiert, bei dem nach dem Berichte meines Tumäd ein weißes Pferd geschlachtet und von allen Anwesenden verspeist werden soll. Es ist ein Ahnenkult. Der höchste Gott war für die Mongolen lange Zeit ihr Dschinggis tegri. Der große Batu Mönge Dayan Khan (1470–1543), die 17. Generation nach Dschinggis Khan, vereinigte zum letzten Mal die Mehrzahl der ostmongolischen Stämme in einer Hand. Nach seinem Tode und vollends nach dem seines Sohnes Bars Bolod Sain Alak, des Vizekönigs (Dschinong) der westlichen Mongolenreichshälfte, wurden die Stämme unter sehr viele Erben verteilt, deren Nachkommen noch heute in den meisten Ostmongolenstämmen herrschen. Von Bars Bolod Sain Alak Ts'in wang stammen alle Ordos-Fürsten ab.

noch mit Wüstenpflanzen und einem niederen Gebüsch bewachsen. Nach einem langen Marsche erreichte ich mit einbrechender Dunkelheit eine Oase, die ihre Bewohner Bagh'a Ts'aidam¹⁾ und chinesisch Sche ban tai²⁾ nannten. Zwischen dünenbedeckten Hügeln eingesenkt, liegt eine kleine, ton- und erdereiche Ebene mit schönen Quellen und vielen Bäumen, vorwiegend Weiden und Pappeln. Ich sah fast nur Chinesen. Auch die wenigen Mongolen, die dort angesiedelt waren, sollten von Chinesen abstammen, die einst von reichen Mongolenfamilien gekauft worden waren und nun als halbfreie Hörige die Felder der Adeligen bebauten, eine übrigens vielfach im Ordos-Land vorkommende Sitte. In dem Rasthause, das ich in dieser Oase bewohnte, wie auch schon im Hause des Tutselaktai, war eine große chinesisch und mongolisch geschriebene Proklamation des Tatarengenerals angeschlagen, die bei hoher Strafe im Fall von Zuwiderhandlung befahl, jede neue Urbarmachung von Steppengrund seinen Beamten anzuzeigen. Ich fühlte mich hier auch sonst gar wenig in der Mongolei. Mein Quartier war heute ein kleines dumpfes Loch, das ich mit meinen Leuten und den Besitzern, einer Chinesenfamilie, schreienden Chinesenkindern und bis in die tiefe Nacht hinein weiterzankenden und weiterklatschenden Weibern teilen mußte. Man sprach hier viel von Wölfen, mein Wirt meinte, die ganze Nacht wegen Wolfsgefahr wachen zu müssen.

Wieder ging es am Tage darauf durch unabsehbar weit sich hinziehende Dünenhügel. Manchmal waren diese noch dünn mit Büschen bestanden. Erst gegen Abend traf ich eine Oase, einen Sumpf und Moorsee, der zum Gebiet des Uschin-Fürsten gehörte. Es hatte den ganzen Tag bei heftigstem Wind geregnet. Durchnäßt und durchfrozen, frohlockten wir darum in dem elenden Häuschen, das sich hier ein armer „Man tse“ in Ermanglung von Holzstangen ganz aus getrockneten Erdstücken in Form eines niederen Gewölbes, wohl in Erinnerung an die Gewölbehäuser Schan si's, errichtet hatte, und lebten auf an dem unsäglich qualmenden offenen Holzfeuer im Hausinnern, über das ein jeder seine kalten, steifen Hände segnend wie ein Feueranbeter ausstreckte. Wir hatten zwei Kranke an diesem Abend, der eine war mein Diener Dang fu, dem bei seiner etwas schwächlichen Konstitution die großen Dauermärsche über die Kräfte gingen, der andere war ich, der ich vom Fieber geplagt wurde. Doppelt beneidete ich an jenem Abend die bedürfnislosen Chinesen, die, nur in ein paar Kattunkleidern steckend, sich sehr wohl fühlten und bis spät in die Nacht hinein beim Schein eines trüben Öllämpchens weiterschnatterten.

Gegen Mittag des achten und letzten Reisetages tauchte endlich aus all den unzählbaren Sandhügeln ein niederer Höhenzug links vor uns empor. Auf diesem erschienen dicke, knotenartige Anschwellungen. Es waren die ersten Wachtürme des nahen China. Von dort aus konnte einst mit Rauch- und Feuersignalen rasch und zeitig genug jeder heranrückende Reitertrupp an die Grenzmauer und zu den in den verschiedenen Lagern wohnenden Soldaten gemeldet werden. Als ich die ersten derartigen Zeichen erblickt hatte, dauerte es noch lange, bis wir aus dem Sand herauskamen. Viele Stunden lang folgten wir noch

¹⁾ Ts'aidam oder tsch'aidam bezeichnet Salzsumpf oder einen sumpfigen Ort überhaupt.

²⁾ Nicht weit von dort im Osten liegt der Tsaghan nor und ein Salpetersee, den kurz vor meiner Durchreise der Gouverneur von Schen si angekauft hatte und dessen Salze bis weit nach Ho nan hinein verhandelt werden.

einer schmalen, wenig über 100 m breiten Lehmebene und einem Bachlauf, wo auch das letzte mögliche Streifchen mit Kartoffeln und Hirse angebaut war. Links und rechts am Rande dieser langen Ts'ing dshi tann genannten Oase standen wie ein Schutzwall zahllose Bäume und Sträucher, mit deren Hilfe die Chinesen das weitere Vordringen der dicht daneben steil und gleich bis zu 8 m Höhe aufsteigenden Sandmassen aufzuhalten suchten.

Lange ging es am Fuß der ersten Löbhöhen hin, die kahl oder nur von wenigen Gräsern und einigen Büschen bedeckt waren und die äußersten Signaltürme trugen. Von den Höhen überblickte ich weit nach Westen im blaßgelben Licht einer späten Nachmittagssonne, unter einer unsicheren Staubatmosphäre, ein gelbrötliches Sandgelände, das aussah wie ein wild erregtes Meer. Am Fuß des Hügelzuges schloß es mit einigen großen Barchanen gleichsam wie mit einzelnen Brandungswellen scharf ab. Ohne Ende, im Dunst des Horizonts verschwindend, zogen sich die Sandhügel nach Westen und Südwesten. Manchmal tauchte noch auf einem der ungezählten Kämmen und Rücken wie das Segel eines hilfsbedürftigen Schiffeleins ein Baum, eine Tamariske auf. Sonst verschwand alles Gelb in Gelb. „Scha wo“, zu deutsch „Sandbett“ oder „Sandnest“, nennen die chinesischen Landleute solche Sandwüsten, weil die Sandmassen immer regional zwischen die Steppen eingeschoben und angehäuft sind¹⁾.

Diese Scha wo tse (Sandbettchen) haben hier noch ein besonderes Aussehen: es ist Barchan neben Barchan. Kein Streifchen ist eben geblieben, es ist darum, als ob eine ungeheure dichtgedrängte Herde riesiger Pferde mit Hufen von einer Breite bis zu 20 m all diese Sandmassen tief zerstampft hätte und in wildem Galopp nach Westen gejagt wäre, hinaus aus der beengenden Mauer, die China so viele Jahrhunderte lang vor der Vernichtung durch die Tataren geschützt hat, die aber auch sprichwörtlich für den Kulturzustand des Landes geworden ist.

Endlich kamen die Türme der großen Mauer selbst zum Vorschein. In schwach gekrümmten Windungen zieht sich diese hier in allgemein nordöstlicher Richtung hin. Um 1/2 6 Uhr abends ritt ich einen sandbedeckten Hügel hinauf, auf dem oben die Trümmer eines hohen und breiten, aus Ziegeln gemauerten Turmes standen (Tafel XXVIII). Das einstige Tor besteht nicht mehr. Auf lange Strecken ist die Mauer eingefallen, manchmal unter den Sandmassen begraben. Wo sie noch besteht, da bildet sie einen 5 m hohen Lehmwall, der manchmal mit Ziegeln geflickt ist und an dem alle 100 m etwa ein Backsteinturm vorspringt, der, wie es scheint, auch erst in späterer Zeit eingefügt worden ist. Hier hat sicherlich schon viele Jahrhunderte lang kein Mensch mehr daran gedacht, daß dieses Mauerwerk ein notwendiges Verteidigungswerk sei.

10 Li südsüdöstlich von der Mauer, der Richtung eines kleinen Fließchens, dem Tou dau ho, folgend, erreicht man die Stadt Yü lin fu. Kein Äckerchen ist auf dieser Strecke zu entdecken, kaum ein Gräschen will auf den verhärteten, aus feinstem Material bestehenden Dünen keimen. Aber der doch im ganzen

¹⁾ „scha mo“, d. h. „Sandmeer“ nennt die chinesische Literatensprache diese Wüsten. Ich selbst habe aber nie einen Chinesen in jenen Gegenden scha mo sagen hören, nur „han hai“, manchmal auch „gan hai“, das trockene Meer. Das war der bei den gewöhnlichen Chinesen gebräuchliche Kollektivname dafür.

mürbe Grund, der Neulöß, fängt schon hier an, in steilen, engen Schluchten, ganz wie sonst im Lößland, wo der Löß fossil geworden ist, zerlegt und zerschnitten zu sein.

Ein Schuß dröhnte jetzt durch das weite, dünenerfüllte Tal. Ich war dicht vor der Stadt Yü lin fu. Das eigentliche Nordtor, durch das mich mein Weg geführt hätte, kann man heute längst nicht mehr benutzen; auch eine quer davorgebaute Schutzmauer ist schon von Sandmassen begraben. Ohne Führer, allein meinen Leuten vorausreitend, hatte ich darum Mühe, einen Eingang in die Stadt von Norden her zu finden. So wollte sich schon das Stadttor knarrend schließen, als ich es endlich in einem Winkel an der besonders eingefriedigten Westvorstadt entdeckte. Für ein gutes Trinkgeld ließen sich die Wächter gerne herbei, noch bis zur Ankunft meiner Lasttiere zu warten. Die Tore der Stadt Yü lin fu zu schließen, ist heute mehr alte Pedanterie, als daß es einen Zweck hätte. Das Nordtor ist zugeweht, auch das Osttor durch Sandmassen verschlossen und der größte Teil der Ostmauer ist so tief unter den Dünen begraben, daß man an einigen Stellen von außen auf die Stadtmauer hinaufreiten kann.

Yü lin fu (mongolisch: Temetu) liegt in der Provinz Schen si. Es war Sitz einer Inspektion (Dao tai), eines Präfekten (fu) und Unterpräfekten (hsien), eines Generals (tschen tai), eines Majors, sowie einiger subalternen Offiziere eines rechten und linken Flügelbataillons. Es war aber doch ein elendes Nest, das innerhalb einer Stadtmauer von über 5 km Umfang 20 000 Einwohner zählen mochte. Die Stadt muß einst schön gewesen sein. Sie ist nicht zerstört worden, aber durch die Ungunst ihrer Lage verarmt und sieht heute verfallen aus. Handel wird wenig getrieben¹⁾. Ihre Bedeutung liegt so gut wie ganz in administrativer und militärischer Richtung. Im Süden der Stadt auf dem dortigen ausgedehnten Gräberfeld stehen einige Pagoden und Grabmonumente aus der Ming-Zeit und dem Beginn der Mandschu-Dynastie. Einige Kilometer östlich der Stadt wird eine gute Kohle gegraben; ich konnte aber leider diesen Ort nicht besuchen, mein körperlicher Zustand war zu schlecht dazu. Ich habe darum Yü lin fu auch in ganz schlechter Erinnerung, obwohl mir die dortigen Beamten freundlich entgegenkamen. Der Hsien besuchte mich gleich am ersten Tage in vollem Staat mit all seinen Rangtafeln, Läufern, Staatsschirmen, aber morgens um 5 Uhr, ehe die Sonne aufgegangen war.

Ich war noch am 15. des VIII. chinesischen Monates hier, wo man im alten China von Amts wegen den offiziellen Sommerhut mit dem Winterhut vertauschte, wo man überall endlose Besuche machte, opferte und wo das Volk auf allen Gassen schlachtete. Der Hsien sandte mir einen Rinderschlegel, Wachskerzen und ähnliche Sachen (bei Geschenken müssen es immer drei oder vier Paare sein) als Gastgeschenk zu diesem Fest, worauf ich ihm mein gewöhnliches Gegengeschenk, ein Paar meiner japanischen Vasen und zwei Paar Elfenbeinstäbchen übersandte.

Als ich nach einigen Tagen von der halbversandeten Stadt Abschied genommen, zog ich innerhalb der großen Mauer weiter nach Südwest. Stundenlang ging es wieder und wieder mühsam durch Sandbetten (Scha wo) hindurch. Gar oft war die Orientierung sehr erschwert und ich nahe daran, mich in den Dünen

¹⁾ Die Stadt liegt in einer Höhe von 1070 m ü. d. M. Die Haupthandelsstraße führt in 18 Tagereisen nach der Provinzialhauptstadt Hsi ngan fu ins Wei ho-Tal.

zu verirren, zumal wenn ein Weststurm Staub und Sand über uns hinbrausen ließ, als ob wir alle darin begraben werden sollten. Tag um Tag aber blieben Türme der „großen Mauer“ auf meiner Rechten sichtbar. Viele große, heute aber längst verlassene Standlager (ying pan) liegen in diesen Einöden. Die Mauer bezeichnet ungefähr die Grenze von Lößbergen und Sand. Ganz Nord-Schen si ist sehr arm und dünn bevölkert.

Der Wu ti ho (zu deutsch: „kein Grund Fluß, auch Wu ting ho“), den ich am 14. September überschritt und der ein großes Gebiet außerhalb der großen Mauer entwässert, machte uns einige Schwierigkeit durch seine Tiefe und seinen Schlamm, da es die Nacht vorher ziemlich geregnet hatte. Zum Glück fiel aber das Wasser nach kurzer Zeit um mehr als 30 cm.

Am selben Tage erreichte ich die Stadt Huai yüan hsien. Im Innern ihrer Mauern wohnen nur ein paar Dutzend Bettlerfamilien in halbzerfallenen Häusern. Außerhalb, in einem Tälchen daneben, wohnen noch einige Familien von Kaufleuten in Gewölbehäusern, die aus grünlichem Kohlensandstein der nächsten Umgebung gebaut sind.

Vier Tagereisen hinter Yü lin fu überschritt ich noch einmal die große Mauer, die auch in dieser Gegend wieder in der Hauptsache aus einer Kette viereckiger Backsteintürme besteht. Die eigentliche Mauer, längst von Wind und Wetter zerstört, fehlt oft auf längere Strecken. Die größeren Wachttürme, die sich alle paar hundert Meter erheben, haben etwa 8 m über dem Boden auf allen vier Seiten je vier gewölbte Fenster, unter denen man nur wenig tiefer noch kleine viereckige Löcher sieht. Im übrigen sind sie plumpes, etwa meterdickes Mauerwerk, das sich konisch nach oben verjüngt. Auf der Rückseite der Türme findet sich 3 m über dem Boden eine kleine Bogentüre. Die Treppen und Böden der Stockwerke im Innern der Türme waren aus Holz und sind heute zerfallen.

Wieder außerhalb der Mauer reisend, ganz im Süden des Winkels, mit dem die große Mauer weit nach der Provinz Schen si einspringt, kam ich nach zwei weiteren Tagemärschen nach Hsiao kiao pan (auf deutsch: Klein-Brücken-Brett), indem ich die letzten 40 km davon fast genau westlich ritt. Einige Kilometer im Süden von meinem Weg zogen sich, ungefähr dem Verlauf der Mauer entsprechend, mit magerem Gras bedeckte Berge hin, auch Lößhöhen, wie die schmal und scharf eingeschnittenen Schluchten und Risse, die von den im allgemeinen gerundeten Kuppen herabließen, schon auf große Entfernung verrieten. Mein Weg ging durch eine weite Ebene mit Feldern, aus denen da und dort und zumal im Norden, rechts von meinem Wege, in scharf abgegrenzten Anhäufungen scha wo tse (Sandbetten) aufstiegen. Ich befand mich hier auf einer Straße, die genau westöstlich führt und einen ziemlich lebhaften Verkehr auf Pferden und Maultieren vermittelt. Auf nähere Entfernungen und nach Norden in die Mongolenwüste hinein werden hier auch Karren¹⁾ verwendet, ja mit den

¹⁾ Unter den Man tse und den Mongolen findet man zwei Arten zweirädriger Lastwagen verwendet, die mit Ochsen bespannt werden; und zwar in Hsiao kiao pan und überhaupt im Westen, wohl unter dem Einfluß der Sandmassen und Barchandünen, sehr breitspurige Karren mit hohen, bis 2 m Durchmesser messenden Speichenrädern, die sehr altertümlich aussehen und deren Radkranz eine Breite von mehreren Zoll besitzt, während sonst die Chinesenwagen gerade durch die Schmalheit ihrer wie Messer einschneidenden Räder auffallen. Im Gebiet der Tschunggar an der Grenze von Schan si sah ich die Man tse einen zweiten Typus verwenden, kleine, niedere zweirädrige Karren

starkgebauten, zweirädrigen chinesischen Reisekarren kann man von hier aus durch die ganze Ordos-Mongolei bis Bau tu und noch weiter fahren.

Schluchten und für diese Karren ganz unpassierbare Sandmassen fanden sich hier fast nirgends mehr. Ich begegnete vielen Händlern, die zu 10 bis 20 Mann und mit kurzen Schwertern bewaffnet von Westen, von der Provinz Kan su her, eilig an mir vorüber marschierten, je einen Pony bei sich. Ihre Handelsware bestand meist aus Opium, da Kan su jahrzehntelang für einen großen Teil von China eine Hauptquelle dafür bildete. Den Weg durch die Einöden nahmen die Leute, da sie hier nur wenige Städte und darum nur vereinzelte Zollhäuser passieren mußten und so das Opium sehr billig nach den Provinzen Schan si, Ho nan, und Tschili bringen konnten.

Auf dieser Straße reiste im Jahre 1697 Kaiser Kang hi von Peking über Tai yüan fu und Sui de tshou nach Ning hsia, um Galdan und seine Kalmüken zu bekriegen. Sein Chronist P. Gerbillon S. J. hat diese Reise und den Weg ausführlich beschrieben. Es scheint sich darnach wenig seither verändert zu haben. Ich fand hier nur sehr wenig jagdbares Wild und wunderte mich, als ich später in Du Halde (IV s. 369) las, daß Kaiser Kang hi auf der Reise hier an einem Tage und mit eigener Hand bis zu 307 Hasen mit Bogen und Pfeil erlegen konnte.

Die Bauern links und rechts der Straße sind alle Chinesen. Sie wohnen in niederen Häuschen aus gestampftem Lehm. Die Dächer sind in der Mehrzahl

mit aus Brettern verfertigten Vollrädern, die fest an den Wagenachsen sitzen, so daß sich die Achse wie beim ältesten Skythenkarren mit den Rädern daran am Wagenboden bzw. an den beiden gleichzeitig den Wagenboden und die Gabeldeichsel bildenden Längsstangen und zwischen zweimal zwei an der Unterseite des Wagenbodens befindlichen Zapfen dreht. Die Bespannung ist in beiden Fällen wie die am chinesischen Pflug: sie besteht nur in einem kleinen krummen Holz, das vor dem Widerrist aufliegt und dort durch einen kleinen Strick, der um den Hals läuft, festgehalten wird.

Man findet immer nur kleine Varianten der ursprünglichsten Erfindungen. Ein Hauptcharakterzug des chinesischen Volkes ist noch immer das starre Beharren bei dem allereinfachsten Stand der Technik. Der Grund liegt wohl weniger darin, daß es dem Chinesen an Ideen fehlte, als vielmehr darin, daß seine Bedürfnislosigkeit keine Verbesserung der Erfindungen zuläßt. Das große Kulturvolk, das Jahrhunderte vor Beginn unserer Zeitrechnung schon die allerfeinfühligsten Gedichte gemacht hat, hat es von sich aus nicht zur Verwendung der Schraube, dieses Grundelements der Mechanik, gebracht. So sah ich die Chinesen des Innern an ihren eigenen Instrumenten nirgends die Schraube verwenden. An den Gabelflinten der Tibeter des Kuku nor fand ich wieder die erste Schraube (um die Gabel vom Lauf abnehmbar zu machen). Das nach links und nicht wie bei uns nach rechts sich drehende Gewinde weist aber deutlich auf den indischen Ursprung der tibetischen Schrauben hin.

Weite Teile von China fand ich noch ohne Glas. Millionen hatten zur Zeit meiner Reise noch kein Glas zu Gesicht bekommen, abgesehen von den Pekingern Schnupftabakfläschchen. Auch die Magnetnadel ist in Westchina noch heute nur als ein Instrument der Geomantik, zur Bestimmung des Föng schui und anderer mehr oder minder sinnloser Phantastereien im Gebrauch. (Daß die Chinesen das Glas nicht selbst erfunden haben, beweist schon die zweiseilbige Bezeichnung „po li“, die höchst wahrscheinlich indischen Ursprungs ist. Die Chinesen kennen das Glas etwa seit Beginn der christlichen Zeitrechnung und erfuhren das Geheimnis seiner Herstellung etwa um das 5. Jahrhundert. Die Fabrikation hat sich aber bis in die neueste Zeit auf ganz bestimmte Orte beschränkt und es wurden nur dicke Flaschen und Schalen in verschiedenen Farben gegossen und dann geschliffen. Beinahe der einzige Platz, wo Glas bis heute hergestellt wird, ist Po schan hsien in der Provinz Schan tung. Alles sogenannte „Peking Glas“ stammt von Po schan.)

eben und aus Pappelstämmen gezimmert, die über die Lehmwände gelegt werden. Vielfach sind eine Anzahl Wohnungen der vielen Räuber wegen von einer hohen, rechteckigen, einer Stadtmauer ähnlichen Lehmmauer umgeben, hinter denen die Häuser ganz verschwinden. Eine von diesen „Bu tse“ genannten Lehm-burgen stach in der weiten Ebene schon auf viele Kilometer hervor. Sie barg in ihrer Mitte ein auffallendes, turmartiges Gebäude. Lange konnte ich mir nicht klar werden, was dies sein könnte und erst am Orte selbst erfuhr ich, daß ich einen Tien tchu tang, einen „Tempel des Himmelsherrn“ vor mir habe. Ich hatte die wichtige katholische Missionsstation Hsiao kiao pan nahe bei dem Chinesen-ort Ning tiao leang erreicht¹⁾ (Tafel XXIX).

Aufs lebenswürdigste wurde ich von den belgischen Pères aufgenommen und gar viel habe ich ihnen zu danken. Ich kam in einem ziemlich desperaten Gesundheitszustand auf der Mission an. „Erholen Sie sich bei uns, Sie haben es nötig. Ruhen Sie sich bei uns aus, so lange Sie Zeit haben“, meinte gleich bei der Begrüßung der lebenswürdige Père Brahm. Es war allerdings an der Zeit, daß ich eine Pflege fand! Schon wochenlang hatte ich mich nur mit Mühe weitergeschleppt, immer in der Hoffnung, einen Ort und ein Gasthaus zu finden, die zum Bleiben einluden und wo ich etwas abgesondert der Ruhe hätte pflegen können. Aber solche Plätze sind in Nordchina nicht so leicht zu finden.

Acht Tage lang haben mich die lebenswürdigen Patres gepflegt, und als ich weiter zog, da gaben sie mir noch einen ausgezeichneten Koch mit. Liu war sein Familienname. Er stammte ursprünglich aus dem Süden von Schen si, war aber, wie er oft erzählte, weit in Nordchina herumgekommen als bischöflicher Koch des großen Märtyrers Monseigneur Hammer und des Monseigneur Otto in Liang tshou²⁾. Er war ein guter Kerl, kochte musterhaft, und verstand es vor allem, seine Kunstwerke überall auszuführen, mitten auf der Straße auf einem Dunghaufen oder in einem Löbhöhlengasthof. Mit seinen Kenntnissen in der Religion war es allerdings nicht ebenso weit her; solcher Art Fragen mochte er auch nicht leiden. Er entschuldigte seine Unkenntnis stets damit, daß er ja

¹⁾ In der Steppe nördlich Ning tiao leang liegt auch die Missionsstation Boro balgasun, d. i. „graue Ruinenstadt“. Sie liegt in den Mauern einer der vielen (angeblich 33) zerstörten Städte, die sich am Rande des Ordos-Landes außerhalb der „großen Mauer“ befinden. Wahrscheinlich gehörte die Stadt zum Hsi Hsia-Reich und wurde von Dschinggis zerstört. Während der Han-Dynastie und auch in der Zeit, als die Hunnen (chinesisch Hsiung nu) hier saßen, muß diese Gegend blühend und dicht besiedelt gewesen sein. Sie kam offenbar erst in der Mongolenzeit auf den kläglichen Zustand herunter, in dem sie sich heute befindet.

Es finden sich hier so viele große Orte und Städte vom Wüstensand verschüttet und es zeigt sich hier so deutlich ein allgemeines durch die Frühlingsstürme verursachtes Fortschreiten der Dünen nach SO, daß ich geneigt bin, nicht bloß der Eroberung durch die Mongolen die Schuld an der schwachen Besiedlung und an der Verödung der Städte zu geben, sondern eine Verschlechterung, ein Trockenerwerden des Klimas seit der Zeit vor dem Auftreten der Mongolen anzunehmen.

²⁾ Von Rom wurde die katholische Mission in China derartig geteilt, daß Tibet und Südwestchina den Missions étrangères françaises, die Provinz Kan su und die Mongolei der belgischen Mission von Löwen, die Provinz Schen si der internationalen Franziskanermission überlassen war. Apostolische Vikare sind u. a. in Kan su der Bischof von Liang tshou für Nord-Kan su, der von Ts'in tshou für Süd-Kan su, für Schen si ein Bischof mit dem Sitz in Hsi ngan fu, für den westlichen Teil der mongolisch-chinesischen Grenzgebiete ein Bischof mit dem Sitz in San tau ho und Tokto.

nicht lesen gelernt habe, außerdem sei er Zimmermann und nicht ordinierter Priester. Er erzählte mir nur einmal von „Malia“¹⁾; ich bin aber nicht sicher, ob er damit nicht einen Mann gemeint hat.

Hsiao kiao pan ist, wie die Mehrzahl der Missionsstationen an der mongolischen Grenze, eine Kolonie, eine Art christlicher Musterwirtschaft. Langsam wurden von der Mission größere Länderstrecken angekauft. Diese werden an die Chinesen und Mongolen, an letztere, soweit sie dazu Lust haben, den Bauern zu spielen, gegen einen mäßigen Preis verpachtet. Die ziemlich großen Missionsanstalten können sich hiedurch beinahe selbst erhalten und gleichzeitig wird die junge Christengemeinde enger zusammengehalten, ihre in Gewissenssachen gerne so sehr verschieden und lax denkenden Mitglieder können kontrolliert werden. Die Pères verlangen regelmäßigen Besuch des Gottesdienstes und von den Kindern den Besuch ihrer Schulen und der Kinderlehre. Die Christen werden gehalten, nicht Opium zu rauchen und nicht um Geld zu spielen, die beiden Hauptlaster der Chinesen.

Innerhalb der burgartigen Umwallung, die eine Höhe von 8 m hat, liegen in Hsiao kiao pan die Kirche, die Wohnung der Pères, große Vorratskammern für Fälle der Not, Ökonomiegebäude und ein Waisenhaus, in dem ausgesetzte Mädchen eine christliche Erziehung erhalten. Es wird gleichzeitig damit bezweckt, daß die jungen katholischen Männer auch eine Christin als Frau bekommen können. Außerhalb der Umwallung liegen in Hsiao kiao pan ein paar sauber aussehende Straßen mit Lehmhäusern, in denen bei meinem Besuch einige hundert Familien wohnten. Es ist für die Pères nicht leicht und namentlich kostet es bei den Chinesen, die erst als Erwachsene in die Gemeinde eingetreten sind, eine unendliche Geduld, auf den so ganz anders gearteten Stamm das fremdartige Reis der christlichen Religion und Weltanschauung aufzupflanzen. Es muß oft nachgeprüft werden, denn mancher ist ein fleißiger Kirchenbesucher und stellt sich fromm, beichtet auch fleißig, nur um den Genuß des billigen Pachtgütchens nicht zu verlieren; im stillen kotaut er aber am 1. und 15. jedes Monats den Göttern und Geistern wie zuvor und frönt auch ruhig seinem Opium weiter. Es liegt eine große Gefahr darin, nur „Reischristen“ großzuziehen, d. h. Christen, die um der leiblichen Fürsorge der Mission willen die geistliche eben als eine unabweisbare Beigabe mit in den Kauf nehmen. In einer anderen Mission — nicht in Hsiao kiao pan und auch nicht in einer katholischen — habe ich später einmal als Gast gewohnt. Mit Stolz hatte mir der Missionar seinen einzigen treuen Christen vorgestellt, den er nun zur Belohnung, wie er sagte, für seine „aufrichtige christliche Gesinnung“ zu seinem Torhüter gemacht hatte. In früher Morgendämmerung wachte ich in jenem Hause an einem unaufhörlichen, halblauten Geplapper auf, das aus dem anstoßenden Zimmer herüberklang. Auch am zweiten Morgen war das summende Geräusch wieder zu hören. Ich schaute durch eine Ritze in jenen Raum und sah meinen Diener noch schlafend am Boden liegen, der Torhüter aber saß unbeweglich da und murmelte vor sich hin. Mein Diener wollte später auf meine Frage natürlich nicht mit der Sprache heraus und gar nichts gehört haben. Als ich aber weiter forschte und gelobt hatte, dem Missionar nichts zu verraten, da erfuhr ich von meinem Mann, der Torhüter bete jeden Tag zusammen mit

¹⁾ Bekanntlich können die Chinesen kein richtiges r aussprechen.

dem Missionar, denn er werde dafür sehr gut behandelt. Er habe es aber jetzt immer mit der Angst. Während er sich früher um seine väterlichen Götter wenig gekümmert habe, bete er jetzt fleißig zu ihnen, denn sonst würden sie ihm am Ende seine Christenläuferei übelnehmen.

Chinesen aus dem Volk haben fast immer irgend einen Fall, den sie vor Gericht austragen möchten, und auch in Hsiao kiao pan suchen viele die Hilfe und den Einfluß der Pères, damit diese ihnen bei ihren Rechtssachen und Streitigkeiten im Ya men helfen. Mit einem tiefen Ko tou nähern sie sich in solchen Fällen und fast täglich bringen einige ihre bis ins feinste ausgesponnenen Intrigen an. Jeden Einwurf, jeden Zweifel wissen die scheinbar ungewandtesten Bauern rasch zu widerlegen. Wer nicht weitgehendste Erfahrung besitzt, fällt sicher herein.

Nicht immer hatte die Kolonie von Hsiao kiao pan so schöne Tage wie bei meinem Besuche. Père Brahm zeigte mir die alte Anlage der Kolonie. Über hundert Jahre ist es her, daß sie von den Franziskanern gegründet wurde. Einige der alten Christenfamilien, die ihres Glaubens wegen aus China vertrieben worden waren, hatten sich hier einst angesiedelt. Lange Zeit lag die Station in einem engen Talriß unweit vom heutigen Platz. In den Löß und Sand, der die weite Ebene bildet und durch den das Tälchen zieht, waren die Wohnungen von Patres und Gemeinde, ja selbst die Kapelle eingegraben gewesen. Unweit der Lößhöhlen wohnte jahrelang eine Chinesin. Sie unterhielt eine Brücke über den morastigen Bach und forderte hierfür von jedem Passanten einen Kupfercash. Diese Brücke bestand aber nur aus einem Brett und daher nannten die Chinesen den Ort Hsiao kiao pan, Klein-Brückenbrett, wie die Mission heute noch heißt. Ein Pater der Christengemeinde hatte nun eines Tages den Mut, auch solch ein 4 m langes und $\frac{1}{2}$ m breites Brett zu kaufen und über den schlammigen Bach zu legen, um seinen Gemeindekindern den Umweg über das viel weiter flußaufwärts liegende Brett und auch die ständige Ausgabe zu ersparen. Daraus entstand ein großer Prozeß. Die Chinesin, eine Witwe, klagte aus Wut darüber den Pater an, er habe ihren Mann umgebracht. Das war natürlich von Grund aus erlogen, aber angeklagt war er, und da er auf sein gutes Gewissen pochte und nicht, wie es landesüblich gewesen wäre, auf die Macht des Silbers, so mußte er schließlich die Reise nach der Provinzialhauptstadt antreten und jahrelang in Hsi ngan fu bleiben, bis die Grundlosigkeit der Behauptung der christenfeindlichen Gegenpartei als erwiesen anerkannt war und er seine Rehabilitierung durchgesetzt hatte. Die Chinesin aber besaß so lange ruhig weiter das Monopol für ihr kleines Brückenbrett.

Als das Jahr 1900 kam, hatten sich neun Europäer und viele hundert chinesische Christen in die Lehmumwallung geflüchtet und sich darin monatelang gegen Hunderte von Boxern und Mongolen, die mit Jingals und Flinten bewaffnet waren, gehalten. Ein belgischer Priester fiel bei der Verteidigung durch Kopfschuß. Mehrmals wurde während der Belagerung der Versuch gemacht, in die Mauer ein Loch zu graben. Nächtlicherweile hatten sich einige Verwegene von außen her in den toten Winkel unter der Mauer geschlichen und mit Hacken und Schaufeln begonnen, eine Bresche zu legen, während ihre Kameraden jeden von der Verteidigung scharf aufs Korn nahmen, der über die Mauer herabschießen wollte. Es fehlte damals der Lehmurg noch an vorspringenden Türmen, von denen aus man die Mauer selbst und den toten Winkel darunter bestreichen

konnte. Trotz allen Minierens und verschiedener Sturmläufe hat aber die kleine Christenburg ausgehalten, bis die Pekinesischen Wirren zu Ende waren und der Befehl kam, die Fremden zu schützen und nicht zu töten.

Jetzt ist es der Kampf mit den fortwährend wechselnden und vordringenden Sandmassen, der die Arbeit der Pères erschwert. Auch haben sie natürlich viel von den Lamas zu leiden, die von den chinesischen Beamten moralisch unterstützt werden. Der Ort selber ist ziemlich gesund, nur das Wasser schmeckt schlecht und brackig. Pocken, Typhus, Scharlach und die in China allenthalben sehr verbreitete Hundswut sind die Hauptübel. Einer der belgischen Pères, der wenige Wochen vorher von einem kleinen Hunde, den er hatte streicheln wollen, kaum fühlbar gebissen worden war, starb eben damals an der Hydrophobie. Auch die Kindersterblichkeit in der Gemeinde ist sehr groß. Fast täglich sah ich einen der Pères einem kleinen Sarge das Geleite geben. Die Bestattung von Kinderleichen muß die Mission ganz allein besorgen, auch den Sarg selbst stellen. Chinesische Eltern, auch Christen, kümmern sich in der Regel weiter nicht darum. Es ist schon viel, wenn der Pater erreicht, daß die Leiche nicht einfach über die Mauer geworfen, sondern wie die eines Erwachsenen durch das Hoftor durchgelassen wird. Nach chinesischer Ansicht kann so die Seele den Weg wieder zurückfinden und also ebensoviel Unheil anrichten wie die eines Erwachsenen, dessen Seele in China immer mit vielen Kosten gebannt und befriedigt wird.

Ein siebenstündiger Marsch von der Missionsstation weiter nach Westen, immer in der großen Ebene, in der auch Hsiao kiao pan liegt und die einem alten zugewehten Salzsumpf zu entsprechen scheint, brachte mich aufs neue durch die große Mauer und gleich hinter und innerhalb derselben zur Stadt Ngan bien, dem Sitz eines Ör fu. Die Mauer kommt hier von ihrem Bogen aus Süden zurück und zieht sich in nordwestlicher Richtung hin. Sie ist hier noch ziemlich gut erhalten, ihr Lehmkern ist heute noch auf weite Strecken durch eine doppelte Ziegellage nach außen hin geschützt¹⁾. Alle 20 km etwa finden sich nur wenige hundert Meter hinter der Mauer größere, stadttartig angelegte Standlager, die heute noch bewohnt und Sitz von Zivilbeamten sind. Aber alle diese Grenzdistrikte, wo die Ordos und die Provinzen Schen si und Kan su zusammenstoßen, sind öde, wenig fruchtbar und sehr dünn besiedelt.

Um der Einförmigkeit zu entgehen und die Höhen kennen zu lernen, welche die Ebene von Hsiao kiao pan und Ngan bien hsien im Süden begrenzen, fügte ich hier einen mehrtägigen Abstecher ein, der mich von der großen Mauer bei Ngan bien beinahe genau südlich führte. Ich ging aber nur so weit, bis ich jenseits wieder im Grunde von engen Schluchten horizontale Sandsteinbänke antraf. Das ganze Bergland, das bis zu 500 und 600 m über den südlich wie nördlich davon söhlig hervorsehenden Sandsteinen aufsteigt, bestand rein aus Löß. Kein Steinchen gab es darin, kaum irgendwo einige Kalkknollen und Tonkindchen, die mal eine Art Schichtung vortäuschen mochten; alles nur gleichmäßige, mürbe, gelbe Erde, die sich wie Mehl zwischen den Fingern zerreiben ließ, mit feinen röhrenförmigen Kanälchen im Innern und dann und wann ein paar kleinen Landschneckenschalen darin.

Hier dicht am Rande der Ordos-Mongolei, fast direkt aus den Sanden und

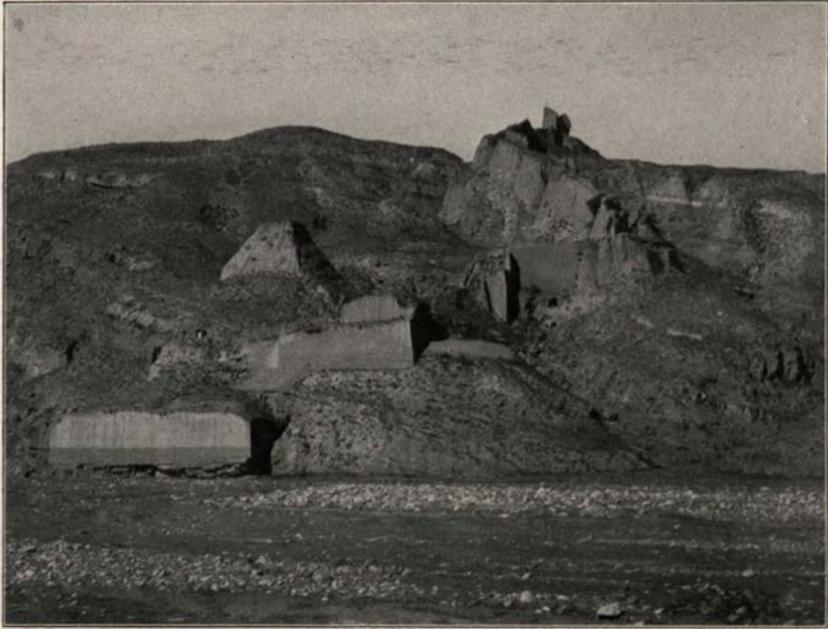
¹⁾ Dieser Teil wurde erst 1474 zum Schutz gegen die Mongolen begonnen.



Die Insel Kia tschou schan im Hoang ho oberhalb Bau de tschou.



Der Tien kiao-Katarakt oberhalb Bau de tchou
(auch hier leistet eine horizontale harte Steinschicht größeren Widerstand).

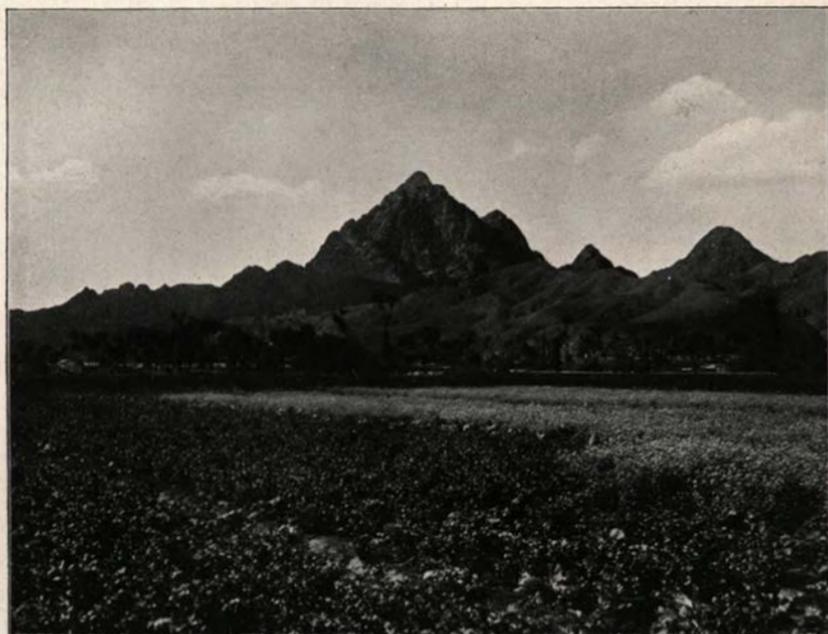


Die Trümmer der großen Mauer bei Yangfangkou (Ningwu fu)
(innerer Ast der nördlichen großen Mauer).

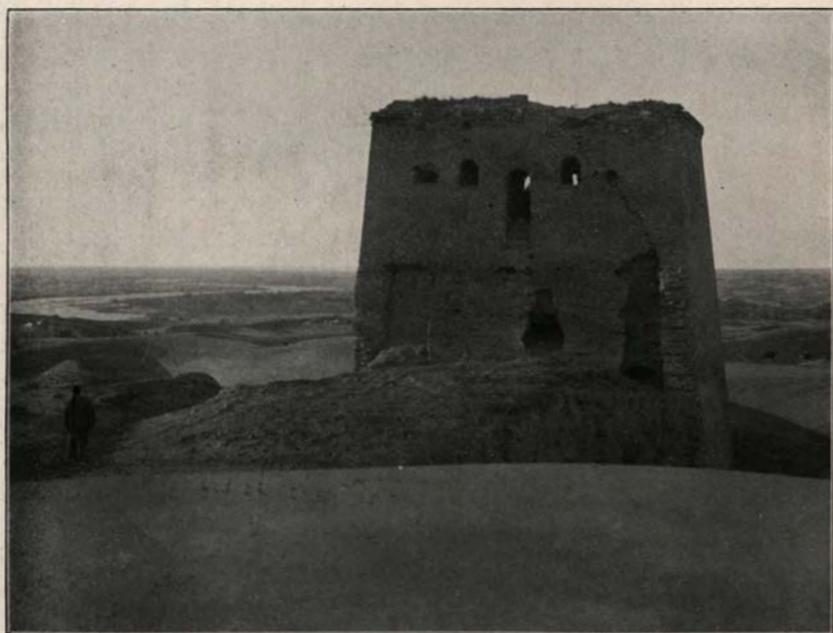


Bankpersonal beim Zählen der Cashstücke.

(Ein Mann schreibt auf, einer bedient das Rechenbrett, drei zählen die Stücke, einer reiht die gezählten Stücke an einem Faden auf. Am Boden liegt das fertig aufgereichte Kupfergeld.)



Der Abfall des Ts'ing schan bei Sálatschi ting.



Wachtturm der großen Mauer bei Yü lin fu.

Geröllen der Wüste aufsteigend, fand ich die größte und mächtigste Anhäufung von Löß, die mir je begegnete. Es ist eine vollkommen baumlose und kahle, nur von harten, büschelig wachsenden Gräsern bedeckte, gelbe Gebirgswelt. Selten nur sah ich an meinem Weg ein halbeingestürztes Bauernhaus oder eine ärmliche Höhle, nirgends zeigte sich Leben.

Die wenigen Höfe stehen heute verlassen, seitdem hier zur Zeit der Mohamedanerwirren in den Tong tsche-Jahren (1862—1875) umherstreichende Räuberbanden die Herren gespielt haben. Dicht war die Gegend ja auch zuvor nie besiedelt und kann es auch nie sein. Der Löß ist porös, und solange man nicht auf eine andere Formation hinabgestiegen ist, findet man nirgends Wasser in diesen Bergen. Schon auf der Nordseite maß ich in einem Gasthaus einen 60 m tiefen Brunnenschacht. In wilder Ursprünglichkeit, noch gänzlich unberührt von Menschen, liegt hier die Lößlandschaft da. Hier hat sich noch niemand die Mühe genommen, alle die Berglehnen durch künstliche Absätze zu terrassieren, wie es sonst im chinesischen Lößland der Brauch. Die Silhouetten der Berge zeigen darum weiche Formen. Auf langen Bergrücken folgen gerundete Kuppen eine hinter der anderen, und auf den flach gewölbten Gipfeln und Graten trifft man hier überall noch zwischen den harten Grasstopfeln pulveriges Material angeweht, aufgehäuft und von den Halmen festgehalten, ein Zeichen, daß auch heute der Löß auf den Höhen noch immer langsam weiterwächst. Mit den breit gewölbten Rücken und mit konvexen Bergseiten täuscht er auch hier ein flaches, leicht begehbares Hügelland vor. Aber vom ersten Augenblick an, da ich in die Berge gekommen, saß ich gefangen zwischen dicht nebeneinanderliegenden, tief eingerissenen und unbetretbaren Schluchten, die von der ganz im Norden dieses Berglandes befindlichen Wasserscheide sich nach Süden ziehen. Nur wenn man Lust hat, Tagereisen weit einem dieser langen Rücken zu folgen, die sich zwischen den parallel laufenden Talrissen hinabziehen, nur dann kann man dieses Gebiet durchreisen. Quer über die Schluchten, von West nach Ost, sucht man vergebens nach einem Weg, kaum daß irgendwo einer von den wenigen Schafhirten eine Möglichkeit weiß, mit viel Springen und Klettern eine Weile in dieser Richtung vorwärts zu kommen. Zu steil stürzen die Hänge ab, zumal im Grunde der Schluchten. Im oberen Teil aber, wo noch ein Weiterwachsen durch Staubansammlung stattfindet, sind diese Lößhalden von unendlich vielen kleinen Furchen zerrissen, eine immer nahe der anderen und gerade die Böschung hinabziehend, entsprechend dem raschen Ablauf der Regenwasser in der weichen homogenen Lößerde. Oft scheinen diese Furchen mitten im Hang plötzlich aufzuhören und weiter unten wieder aufzutauchen, dazwischen haben die Regenwasser einen kleinen unterirdischen Gang ausgewaschen. Ist aber das Gehänge gegen die Tiefe zu flacher und die Böschung einmal unter 20° steil geworden, dann bleiben die Wasserrinnen in den Kanälen unter Tag verschwunden, bis vielleicht einmal ein kräftiger Regen die ganze Bergseite durch Unterwaschung zum Abrutschen bringt. Bergrutsche, Einstürze ganzer Berglehnen sind im Lößlande sehr häufig. Aber auch in der Tiefe verschütteter Täler hat das Wasser schon nach wenigen Gewitterregen wieder einen unterirdischen Weg durch die angehäuften Massen gefunden. Allmählich stürzen die Decken dieser Kanäle nach und bald stehen rechts und links von dem engen und für gewöhnlich trockenen Wasserrisse nur noch hohe steile Wände da, mit Pfeilern, Orgeln, Bogen und Fialen, wie an den kühnsten gotischen Bauwerken, und gerade so

weit auseinander, daß niemand mehr hinüberspringen kann. Die Reste der natürlichen Tore und Brücken sind so dünn, daß sie jeden Augenblick einzustürzen drohen.

Jeder, der mir in diesen Lößbergen begegnete, hatte einen Spaten bei sich. Das kleinste Gewitter schon kann leicht mitten in dem Pfade einen weiten, 10—20 m tiefen und nach allen Seiten vertikal abfallenden Schacht auswaschen, um den herum sich der Wanderer erst einen neuen Weg auszugraben hat, wenn er an eine Weiterreise denken will.

Die Unwegsamkeit der Lößberge ging so weit, daß ich, um mit meinen Maultieren und Pferden Hoan (Hwan) hsien zu erreichen, wohin ich über die Berge und Schluchten in etwa zwei Tagereisen zu gelangen hoffte, erst über King yang fu hätte reisen müssen, was einen Umweg von neun langen Tagereisen bedeutet hätte. Die Unterpräfektur Hoan hsien, obwohl größer als manches Königreich, wurde mir als der allerelendeste Distrikt von ganz Kan su beschrieben, das selbst als die ärmste Provinz von China verschrien ist und an armen Plätzen tatsächlich keinen Mangel leidet. Der jedesmalige Inhaber des Amtes von Hoan hsien wird auf 200 Tael = 600 Mark Jahreseinnahme eingeschätzt und soll stets noch zusetzen müssen. Das öde, langweilige Vorland im Norden der Lößberge hatte also noch seine großen Vorzüge gegenüber dem Land südlich davon. Dieser gewaltige Lößwall, diese ins kolossale gewachsene Lößdüne von über 500 m Höhe und Dicke zieht sich auf eine Länge von 100 km von WSW nach ONO. Steil und unvermittelt steigt sie aus der mit Äckern, mit Dörfern und alten Städten übersäten Ebene im Norden auf, hinter der sich die Sande der Ordos-Wüste angesammelt haben (Abb. 10). Nach wenig mehr als 10 km zeigt sie schon die höchste Erhebung und größte Anhäufung des Lösses, um südlich des 2000 m hohen Kammes langsam und ganz allmählich abzuschwellen und in das Lößland von Schen si und Kan su überzugehen, wo Lößdicken von 50 m und darunter die Norm bilden. Mit vollem Recht ist dieses Lößgebirge von Obrutschew als neuer Beweis der äolischen Bildung des Lösses angeführt worden¹⁾. Um 500 m überragt hier der Löß das anstehende horizontale Gestein des Untergrundes und auf Hunderte von Kilometern ist kein irgendwie höheres Land, von dem aus der Löß abgelagert, von dem er hereingeschwemmt sein könnte. Es würde mich zu weit führen, an dieser Stelle genau auseinanderzusetzen, wodurch ich bestimmt wurde, die Ansicht Obrutschews voll und ganz zu teilen.

Ich hielt mich weiterhin mehrere Tagereisen weit an jene westöstlich ziehende Straße, die ich früher schon als einen beliebten Transportweg für hochbesteuerte Waren beschrieben habe. Es gab dort lange Märsche. Dabei wurde

¹⁾ S. Merzbacher, Petermanns Mitt., 1913, Heft I—III über die Studie W. A. Obrutschews „Die Frage der Entstehung des Lösses“, Tomsk 1911: „Obrutschew ist der Ansicht, daß sich der Löß in Nordchina früher unter ähnlichen klimatischen Verhältnissen gebildet hat wie heute noch, und daß die Lößgebiete auch damals schon zum peripherischen Gebiete gehört haben, wobei er die Möglichkeit zugibt, daß das Klima jener Länder damals etwas trockener als gegenwärtig gewesen sein könne, die Niederschlagsmengen noch geringer und die Wasserführung der Bäche noch unbedeutender als jetzt. Zur Erklärung derartiger geringer Klimaschwankungen bedürfe es aber nicht so bedeutender orographischer Umwälzungen, wie Richthofen sie annimmt. Ablagerung von Löß erfolgt in China auch heute noch. Warum sollte dies also nicht früher der Fall gewesen sein?“

mir so viel von Räubern erzählt, daß ich mir nicht mehr oft getraute, unterwegs meine Lasttiere ohne meine persönliche Aufsicht ziehen zu lassen. Zwischen den einzelnen Wasserplätzen lagen manchmal 30—40 km lange Strecken, und oft spät am Abend erst erreichte ich den nächsten Hof. Das Land ist reich an Salzpflanzen, hat kleine flache Erhöhungen aus Kies und Sand, ist aber arm an Pflanzen und völlig baumlos.

Ich war nun nach der Provinz Kan su (spr. Gan su) gekommen.

Die Grenze von Schen si und Kan su läuft mitten durch diese Wüsteneien. Manchmal traf ich jetzt ganze Dörfer von Mohammedanern, die man leicht an ihrer Kleidung, vor allem an ihren blauen oder auch weißen Kappchen mit neun Zipfelchen erkennen konnte. Einen Turban dürfen die chinesischen Mohammedaner nicht tragen. Sie winden sich aber rote und weiße Tücher um den Kopf, sowie sie gegen die Chinesen Krieg führen. Auch bei den Gebeten in der Moschee setzen sie einen kleinen Turban auf, nachdem sie sich vorher den Zopf unter den Hut gesteckt haben, so daß es aussieht, als wäre ihr ganzer Kopf rasiert.

Der Gesichtsschnitt der Mohammedaner in dieser Ecke von Kan su kommt dem chinesischen noch sehr nahe. Das ist auch kein Wunder, denn jahrhunderte-

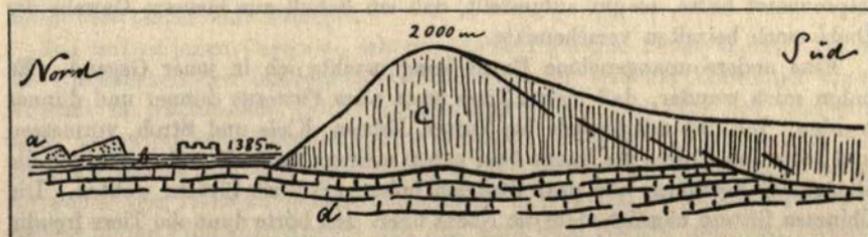


Abb. 10. Profil bei der Stadt Ngan bien hsien.

a) Sanddünen; b) zusammengeschwemmter Löß; c) äolischer Löß; d) Sandsteingebirge des Untergrundes.

lang haben sie sich chinesische Weiber genommen. Wieviel hundert Chinesenfrauen wurden nur allein schon aus den belgischen Missionen gestohlen und an die Mohammedaner weiter verkauft! Und doch, an gewissen Individuen schwerer, an anderen leichter, ist die Bastardierung zu erkennen. Der Epikanthus und die doppelte Lidfalte an den Augen, was das typische chinesische sogenannte „Schlitzauge“ ausmacht, sind bei den Mohammedanern viel weniger stark vorhanden; gar oft erinnert nur noch ein kaum bemerkbares Fältchen daran. Die Hautfarbe ist um eine Nuance weißer, der Plexus rosiger, die Nasen sind vielfach etwas schmaler, ja manchmal schon hier hakenförmig. Auch ihr Geruch nähert sich, wie mir die Chinesen wiederholt versichert haben, dem der westlichen Rassen. Es ist für die Kan su-Chinesen, nicht immer aber für die aus der großen ostchinesischen Ebene und für die Chinesen von der Küste, ein leichtes, aus dem Habitus, aus gewissen Ansätzen von Nase und Mund zu erkennen, ob ein Mann ein Chinese oder ein Mohammedaner ist. In außerordentlichen Zweifelsfällen hilft auch der Dialekt mit. Die Mohammedaner sprechen gewisse Worte eine Kleinigkeit anders aus (z. B. „fii“ das Wasser¹⁾, sie „mauscheln“ im Chinesischen. Es ist eben noch erkennbar, daß mit ihnen eine fremde Rasse im Chinesentum aufzugehen droht. Im Chinesentum geht ja alles Fremde unter, wie auch vor einigen Jahrhunderten in Ho nan, Tscheking und anderen

¹⁾ In den Kan su-Dialekten ist aus „sch“ vielfach „f“ geworden.

Provinzen größere echte Judengemeinden existierten, die heute bis auf ganz geringe Reste sich unter der anderen Bevölkerung verloren haben¹⁾.

Die Mohammedaner in China — man nennt sie hier stets Hui hui²⁾ — sind geriebene Geschäftsleute, sie haben in erster Linie den Pferde- und Rindviehhandel so gut wie ganz in ihren Händen, sie treiben aber auch Landwirtschaft, verstehen sich auf Pferde- und Maultierzucht, eine Kunst, die den Chinesen beinahe ganz abgeht, und sind in allen Handwerken tätig. Die Chinesen erklären die Mohammedaner für heimtückisch und unzuverlässig, auch werden viele Diebereien auf ihr Konto gesetzt, ob immer mit Recht, erscheint mir fraglich. Es ist wohl mehr die geringe gegenseitige Kontrolle in einem dünn bevölkerten Lande, was die von den Hui hui besiedelten Distrikte in China unsicherer macht. Ein Mohammedaner war es allerdings, der gerade bei meinem Einzug in das halb zerstörte Dorf Hoa ma tsche rasch den Anbinderiemen eines vor einem Laden stehenden Pferdes abschnitt, sich auf dessen Rücken schwang und so schnell davongaloppierte, daß ihn keiner seiner Verfolger mehr einzuholen vermochte. Auch bei mir wurde an jenem Abend ein Einbruch versucht. Zum Glück aber war mein Weckapparat, den ich mir aus Schnüren und Glocken improvisiert hatte, so gut aufgestellt, daß ein Schuß aus meinem Gewehr die Diebe noch beizeiten verscheuchte.

Eine andere unangenehme Entdeckung machte ich in jener Gegend. Es nahm mich wunder, daß meine Tiere trotz alles Fütterns dünner und dünner wurden. Ich ließ mir täglich das Futter, Erbsen, Kleie und Stroh, vormessen und hatte den Vorrat die Nacht über neben meinem Bett. Von dort mußten die Diener die Portionen alle paar Stunden holen, wenn sie füttern wollten. Die Chinesen füttern nämlich stets die Nacht über. Ich hörte dann die Tiere freudig

¹⁾ Von der einst großen Judengemeinde in Kai fong fu sind heute nur noch fünf oder sechs Familien übrig geblieben. Die Männer sehen aber heute vollkommen chinesisch aus und wissen von ihrer Religion so gut wie nichts mehr. Namen wie Tschaka ba (Jakob?), Tschü da se (Judas?) mögen noch am meisten an ihren ursprünglichen Stamm erinnern.

²⁾ Über die Entstehung des Wortes Hui hui, der chinesischen Bezeichnung für die Mohammedaner im allgemeinen, ist schon viel geschrieben worden. Es ist einst plötzlich in der chinesischen Literatur aufgetaucht. Viele wollen darin das Wort „Wigur“, „Uigur“ wieder erkennen. Mir selbst scheint die Annahme Devérias (Origine de l'Islamisme en Chine S. 7, Anm.), daß es sich ursprünglich um einen Spitznamen handelte, sehr wahrscheinlich. Die ganze Art des Wortes sowie seine sonderbare Schreibweise scheint mir dafür zu sprechen, und ebenso, daß ich die Mohammedaner sich selbst nur ausnahmsweise und nur in der Art einer liebenswürdig gewährten Erklärung als „hui hui“ bezeichnen hörte. „Unsere Leute“ oder „wir von der kleinen Gesellschaft“ nennen sie sich selbst. Der Name „hui hui“ oder „hui tse“ wird oft sogar als Schimpfwort aufgefaßt. Das chinesische Schriftzeichen für „hui“ ist dasselbe wie das für „zurück“. Wenn aber die Mohammedaner rebellierten, setzten die Chinesen in ihren amtlichen Berichten, so z. B. in der Pekingener Staatszeitung, noch das Radikal für „Hund“ vor das Zeichen „hui = zurück“.

Die chinesischen Mohammedaner in Kan su und überhaupt in Nordchina werden von den europäischen Reisenden meistens Dunganen genannt. Das Wort Dungan oder Tungan ist jedoch in Kan su nicht bekannt. Es scheint mir auf Turkistan beschränkt zu sein, von wo Mayers (The chinese government, S. 102) und Hartmann (Chinesisch-Turkistan A 89) berichten, daß mit dem Namen „Tungani“ die chinesischen Muslime von den türkischen Glaubensbrüdern unterschieden würden. Es sind jedenfalls immer Mischlinge und wahrscheinlich Nachkommen der zahlreichen Westturkistaner, die von Dschingis Khan nach dem Osten gesandt wurden.

wiehern, auch fressen, und legte mich beruhigt aufs andere Ohr. Endlich brachte ich an drei aufeinanderfolgenden Tagen heraus, daß Ma nur ganz wenig in die Krippen werfen ließ und auch das nur bei denjenigen Tieren, die nahe bei meinem Zimmer standen, zwei Drittel des Futters wurden an den Wirt zurückverkauft. Das war eine echt chinesische Tat!

Am 30. September erreichte ich in Hui ngan bu¹⁾ den ersten wieder etwas größeren Ort in diesen Einöden. Der Platz ist mit Wall und Toren versehen, fast nur von Mohammedanern bewohnt und verdankt seine Entstehung einigen Solquellen, die ganz in seiner Nähe liegen. Kein einziges Ackerfeld gibt es dort, nur saftreiche Salzpflanzen bedecken den sandigen und steinigen Grund der Umgebung mit einem rötlichen Grün. Die Sole wird von den Mohammedanern in mehrere quadratkilometergroße, flache, künstliche Becken geleitet und darin der Verdunstung durch die Luft ausgesetzt. Das hierdurch gewonnene Produkt ist ein sehr schmutziges Salz. Es wird aber weit nach Süden in chinesische Städte verfrachtet. Ein eigener von der Regierung bestellter Salzkontrolleur ist hier, der es sofort hoch versteuert, denn Salz ist ja eines der wenigen einträglichen Steuerobjekte des Reichs und in vielen Teilen Chinas ist der Handel damit seit langer Zeit Monopol.

Ich traf in jenen Gegenden selten einzelne Höfe und kleine Weiler. Ist es die Unsicherheit des Landes, ist es Wassermangel, was die Einwohner überwiegend in geschlossene Dörfer zusammengetrieben und eine den Chinesen sonst ungewöhnliche Besiedelungsart hervorgerufen hat? Auch bis ich am nächsten Abend von Hui ngan bu aus in Wei tschou eingetroffen war, hatte ich weiter kein Haus zu Gesicht bekommen. Wei tschou ist ein kleiner Marktflecken unter Ping yüan hsien²⁾ und nur noch dem Namen nach ein Tschou, denn er hat keinen eigenen Mandarin mehr. Er soll von den Hofleuten des Kaisers Tien ki³⁾, des zweitletzten Ming-Kaisers, angelegt worden sein, der, wie mir hier versichert wurde, längere Zeit auf dem nahe gelegenen Berge Lo schan in dem Kloster Yün tschün se residiert hat. Dieser Berg ragt viele hundert Meter über seine Umgebung heraus und hatte mir tagelang als Wegmarke gedient⁴⁾. Freudig hatte ich ihm schon von weitem zugejubelt. Endlich sollte es doch etwas anderes als bloß Sand und Löß und Salz für mich geben, endlich

¹⁾ Der Name dieses Ortes wird Hui ngan bu geschrieben, aber „hui sien (Salz) bu“ ausgesprochen.

²⁾ Ping yüan untersteht Ku yüan tschou, einem Tschü li tschou (Tschou I. Klasse) und bis zur Revolution Sitz des Ti tai oder Generalissimus der Provinzen Kan su und Schen si.

³⁾ 1621 bis 1627, genannt Hi tsung, Regierungsperiode Tien ki.

⁴⁾ Der Lo schan ist eine steil aufgerichtete, zirka 2300 m hohe und nahezu nordsüdlich streichende Sandsteinscholle mit davorliegenden Karbonkalken. Der Berg liegt in einer Linie mit dem Liu pan schan (2480 m) und dem Kung dung schan (beide westlich Ping liang fu), sowie mit dem Ostrand des weiter im Süden folgenden hohen Berglandes, das dicht westlich Lung tschou und Kien yang hsien über 2000 m hoch aufsteigt; er gehört also zu einer Landstaffel, welche die Provinz Kan su in annähernd meridionaler Richtung in eine obere westliche und eine untere östliche Stufe zerlegt. Die Staffelung ist heute durch die ungeheuren Lößansammlungen etwas verdeckt. An vielen Stellen erreicht aber die Sprunghöhe weit über 1000 m. Wie an den übrigen ostasiatischen Landstaffeln sind auch hier die Gebiete hinter der Bruchzone zunächst wieder etwas vertieft. Der Rand der Bruchzone scheint mir schon während der Tertiärzeit in ein vorgeschritteneres Stadium der Erosion eingetreten zu sein.

stand ich am westlichen Rand dieses riesigen Schollenlandes der Ordos und von Schen si, in dem ich nun monatelang herumgereist war. Mit Spannung erwartete ich jetzt die äußersten Ausläufer der großen zentralasiatischen Faltengebirge. Meine Geduld wurde aber noch auf eine harte Probe gestellt. Es gab auch westlich von Lo schan lange einförmige Ritze in breiten, von Löß und Geröll tief verschütteten Tälern. Nur an wenigen Stellen sahen die Felsschichten aus der dichten Decke hervor und dann erschienen sie wild zerworfen in Schollen und Schuppen, die zunächst noch nicht immer erkennen ließen, daß sie zum WNW bis OSO streichenden Kuen lun-System gehören.

Fast nichts ist angebaut und in den winzigen Dorfschaften gab es nichts zu kaufen. Endlich traf ich in einem dieser breiten, menschenleeren Steppentäler auf die südnördlich laufende Straße und den Telegraph von Ku yuantchou nach Ning hsia fu, d. h. vom zentralgelegenen Sitz des Generalissimus von Schen kan (Schen si und Kan su) nach einer der mandschurischen Garnisonen.

Ich reiste nun wieder nach Norden und kam dabei am Tiä kin schan, einem auffallenden Bergzahn, vorbei. Von ihm erzählen die Umwohner, er habe früher Mi tan schan geheißen und aus einer seiner Felsschichten sei einst Hirse (mi) hervorgeriesel, so daß, wer dort vorbeigekommen sei, sich daran habe satt essen können. Eines Tags aber kam ein Steinhauergeselle des Wegs, dem war die Öffnung zu klein und die Hirse floß ihm allzu sachte. Er machte deshalb ein großes Loch in den Felsen. Da kam gleich gar nichts mehr aus dem Berg. Der Geselle hatte durch seine Gier den Berggott so sehr erzürnt, daß er den Menschen nichts mehr schenken wollte. Und dann hat man auch den Namen des Berges geändert.

Am 6. Oktober stand ich wieder am Ufer des Hoang ho und erreichte den Ort Ning ngan bu. Mit einem Schlage hatte die Gegend ein anderes Gepräge bekommen. Zahllose Bäume, Pappeln und Weiden, Birnen-, Pfirsichbäume und andere mehr standen um unzählige Häuschen und Höfchen, um Äcker und spiegelblanke Lehmtennen, auf denen eben mit steinernen achtkantigen Walzen die Körner ausgequetscht wurden, und auch Dreschflügel lustig und heimatlich erklangen. Kein Streifen Landes blieb dort mehr ungenützt.

Ning ngan bu¹⁾ ist eine Oase am Hoang ho und im Besitze eines sinnreichen Kanalsystems mit vielen Wehren und Schleusen. Von einem großen, weit ausholenden Hauptkanal aus kann alles Land zwischen dem Hoang ho und diesem Kanal berieselt werden und Tausende haben dadurch ein Heim erhalten. Haarscharf außerhalb des Kanalbereichs beginnt die Wüste. Und wo Wehr und Kanal durch ein sommerliches Hochwasser zerstört war, da lagen auch Lehmhäuser und Äcker wieder verlassen da. Die chinesischen Bauern hier sind selten imstande, aus eigener Kraft einen größeren Schaden wieder gut zu machen, obwohl die Berieselungsanlagen äußerst primitiver Art sind. Sie sind viel zu arm und leben zu sehr von der Hand in den Mund, als daß es ihnen möglich wäre, ihre Arbeitskraft den eigenen Feldern zu entziehen und der Allgemeinheit zur Verfügung zu stellen, ohne daß sie sofort in drückendste materielle Not geraten. Auch scheint es an der Organisation, die einen Zusammenschluß der Arbeits-

¹⁾ Allein die Oase Ning ngan bu soll eine Einwohnerzahl von 2000 Familien haben; jede Familie mit 6—7 Köpfen im Mittel.

kräfte bewirkt, zu fehlen. Es bedarf jedesmal der Hilfe eines Vertreters der Regierung oder, wenn es gilt, größere Arbeiten zu unternehmen, Schleusen und Kanäle zu bauen, eines großen Kapitalisten. Dieser bezahlt dann Löhne und Kost und erhält später von den Kleinbauern in einer Art Zehnten seine Ausgaben mit hohen Zinsen ersetzt.

Drei Tage folgte ich dem Hoang ho auf dem rechten Ufer abwärts. Der Fluß strömt hier geschlossen und rasch dahin; sein Tal ist mehrere Kilometer breit, steigt aber nach beiden Talseiten zunächst flach zu den zuletzt steil sich erhebenden Felsbergen an. Wo die Kanäle in Ordnung waren, fand ich überall eine dichte Bevölkerung, bestehend meist aus Chinesen der sogenannten Dakiao, d. h. der „großen Gesellschaft“, worunter man die eigentlichen Chinesen im Gegensatz zu den Mohammedanern versteht, die, wie schon erwähnt, Mitglieder der „kleinen Gesellschaft“ genannt werden. Die Bewohner der Oasen benahmen sich auffallend fremdenfeindlich. Spöttisch und hochmütig wurde ich behandelt, Melonenschalen und, als es kälter wurde, gefrorene Pferdeäpfel flogen mir erstaunlich viele nach. Über die Europäer und besonders die Missionare — etwas anderes Europäisches kannte man hier kaum — waren die kindischsten Ausstreuungen verbreitet. Einen der Schreier hörte ich predigen: „Das ist sicher auch ein Katholik, denn er hat keine Frau bei sich. Die wollen immer nur die großen Herren spielen, sind aber so faul, daß sie nicht einmal heiraten und eine Familie gründen.“

Die Aufnahme einer genauen Routenkarte ist in diesen Oasen eine schwierige Aufgabe. Wohl wurde die öffentliche Straße hoctönend „kaiserlich“ genannt. Aber wohl gerade deshalb treibt darauf ein jeder, was ihm gut dünkt. Hier wird zu Irrigationszwecken Wasser darüber geleitet und die Straße zum Kanal gemacht; dort wirft einer alle Steine darauf, die er in seinen Feldern auflesen hat. Wenn ein Chinese einen Baum fällt, so wird er es sicher genau so einrichten, daß der Baum auf den Weg fällt, unbekümmert darum, daß er damit jeglichen Verkehr hemmt. Er denkt lediglich daran, daß der Baum von dort leichter abzuführen ist als vom Feld aus. Um jedes Äckerchen muß sich die kaiserliche Landstraße herumdrücken. Mit Mauern, Gräben und Dornenhecken sucht jeder Grundbesitzer soviel wie möglich noch von der Straße zu seinem Grundstück zu schlagen. Es kommt ja so genau nicht darauf an. Freilich, wenn es einer allzu ungeschickt treibt, wenn auf der Straße allzu schlecht fortzukommen ist, dann wird sich auch nie ein chinesischer Reisender scheuen, über die Felder zu gehen. Der Chinese ist und bleibt in erster Linie Egoist. Wohl steckt in dem chinesischen Bauernvolk sehr viel Demokratisches, wie ja zum Beispiel auch seit alters die Würde des Dorfhäuptlings (tschuan tou oder im Westen hump'ai) in den einzelnen Familien reihum und nach einem halben oder ganzen Jahr durch Wahl an eine andere übergeht. Auch um seinen Kaiser kümmerte man sich, je weiter er weg war, desto weniger. Es fehlt aber gleichzeitig der weit überwiegenden Mehrzahl jeglicher Gemeinsinn. Der schwere Kampf ums Dasein scheint alle zu klein denkenden Egoisten gemacht zu haben.

Am 9. Oktober erreichte ich Kin (spr.: Tschin) tse pu, ebenfalls eine Oase, die erst durch künstliche Bewässerung entstanden und auf drei Seiten von Wüsten und dürren Steppen umgeben ist. Dicht unterhalb einer kurzen Felsenge, in welcher der Hoang ho auf kaum 200 m eingeeengt dahinströmt, haben die Chinesen einen Wasserarm von etwa 22 cbm (22 000 Sekundenliter) ab-

geleitet. Die beiden zweiflügeligen, je 4 m breiten Schleusen waren zur Zeit meines Besuchs noch ganz neu, sie waren im Juli des Jahres zuvor dem Hochwasser zum Opfer gefallen. Daß sie oft weggerissen werden, darf freilich nicht wundernehmen. Eine schmale Kies- und Sandaufschüttung trennte die erste Strecke des Kanals vom dem Hauptstrom und nur einige 15—20 m lange und 1 m im Durchmesser haltende Schläuche aus Hanfseilen, die mit Stroh und Sand gefüllt waren, hatten diese lockeren Massen zusammenzuhalten und gegen die gewaltige Kraft des Riesenflusses zu schützen.

Die Oase Kin tse pu hat im allgemeinen das gleiche Aussehen wie die von Ning ngan bu. Nur ein Unterschied fällt in die Augen: so ziemlich jede Familie, die es sich leisten kann, schützt sich und ihren Hof mit einer rechteckigen Umwallung aus gestampften Lehmmauern, die bis zu 7 m Höhe erreichen. Ein kleines Loch an einer der vier Seiten, knapp so hoch wie ein Mann, dient als Türöffnung, kaum daß ein Pony oder einer der kleinen Ochsen durchschlüpfen kann, und zahllose Steine zum Herabwerfen auf etwaige Angreifer liegen oben auf dem Mauerkranz bereit. Eine solche Burg, „bu tse“ genannt, reiht sich in Kin tse pu an die andere.

Zwei Stunden lang war ich zwischen abgeernteten Reis- und Kornfeldern, über Brücken und Gräben durch die dicht besiedelte Oase geritten, als zwei besonders sorgfältig und groß angelegte Lehmburgen vor mir auftauchten, die dicht beieinander lagen und fast wie kleine Städte sich ausnahmen. Auch hier sah kein Turm, kein Hausdach aus dem Innern über die Umwallung heraus. Dies hätte ja das Föng schui, die geomantischen Einflüsse, stören und dadurch das Glück der Siedlung vernichten können.

In der südlichen Lehmburg wurde eben noch fleißig gearbeitet. Es wimmelte dort von Hunderten von Leuten, die Bäume zu Brettern zurechtsägten, den gelben Alluviallehm der Felder abgruben, ihn mit Strohhacksel und Wasser kneteten, in kleine rechteckige Holzrähmchen stampften und dann diese dünnen Ziegel an der Sonne trocknen ließen. Daneben wurde exerziert und auf einer langen Reitbahn unter Aufsicht von Herren in Samt und Seide in voller Paßkarriere mit Musketen nach Scheiben geschossen. Die Umwallungen beider Lehmburgen waren bei meinem Besuch schon vollkommen fertig, nur im Innern der einen wurde noch weitergebaut. Es war mir eine Freude, einmal wieder etwas Sauberes, etwas Nichtzerstörtes zu sehen, alles war musterhaft in Ordnung gehalten und mit der größten Sorgfalt angelegt. Ohne Steilfeuergeschütze dürfte der Platz gar nicht so leicht zu nehmen sein, denn bekanntlich besitzt der Lößlehm auch gegen unsere modernen Geschosse eine sehr große Widerstandsfähigkeit (Tafel XXX).

Wer aber ist der Herr und Gebieter dieser stolzen Festen? — Wir standen hier plötzlich vor dem Ort, in den sich Tung fu hsiang, der große Boxerführer von 1900, zurückgezogen hatte. Auch er stand 1901 auf der schwarzen Liste und sollte zusammen mit den anderen Großen, die nach der Ansicht der Vertreter der europäischen Großmächte allzusehr gegen das Völkerrecht verstoßen, allzu barbarisch gehaust und allzuviel unschuldig Blut vergossen hatten, um einen Kopf kürzer gemacht werden. Aber als der Schützling der Kaiserin-Mutter entrann er diesem Schicksal, er durfte sich in seine Heimat zurückziehen und ging nicht einmal seines Ranges verlustig. Es hätte auch keiner gewagt, ihn anzutasten. Er lebte jetzt fernab von den bösen weißen Seeungeheuern im Schutze einer Leibwache und hatte sich die beiden Lehmschlösser angelegt

für den Fall, daß da einer käme und ihn köpfen wollte. In der einen, in der nördlichen Burg, lagen seine Soldaten, darum nannte man diese allgemein das „ying pan“.

Die Zahl seiner Krieger wurde mir verschieden, bald mit 600, bald mit 1000 Mann angegeben. Jedenfalls wimmelte es von sauber in gleiches Schwarz gekleideten Menschen. Einige Bewaffnete mit dem deutschen Infanteriegewehr Modell 71 in der Hand standen am Tore Schildwache. Diese ließen mich kaum einen Blick durchs Tor werfen; aus dem Innern ertönte sofort ein wüstes Gebrüll: „Yang gui tse! yang gui tse! schlagt zu, wenn er hereinkommen will.“

Die südliche Festung hat eine doppelte Mauer mit quadratischem Grundriß und über 100 m Seitenlänge. Die innere ist etwa 12 m hoch und trägt oben Wachhäuser an den Ecken. Man sah dort Geschütze stehen, die von Ko lu pu (Krupp) sein sollten, enge Löcher waren oben in der Lehmmauer; alles stand bereit zur sofortigen Verteidigung. Ein Tor wies nur die Ostfront auf, dasselbe war aber gleich dem einer kaiserlichen Feste mit einem hübschen Oberbau versehen, und große steinerne und eiserne Löwen prangten dort; alles, wie es in China nur ein Fürst sich bauen darf. Ich sandte seiner Exzellenz, dem Tung da jen, wie der alte Herr hier genannt wird, meine Tië tse und meine chinesische Visitenkarte hinein, aber umsonst. Ich wurde auch kaum bis an die Geistermauer vorgelassen, die innen hinter dem zweiten eisenbeschlagenen Tore den Eingang quer versperrt und Menschen wie böse Geister abzuhalten hat. Mit Mühe gelang es mir, während des Wartens einen Blick in den ersten Hof zu werfen. Jedes der beiden Tore war von zehn Bewaffneten bewacht. Seine Exzellenz ließ sich entschuldigen, wegen Schwerhörigkeit meine Visite nicht annehmen zu können. Ich bedauerte dies sehr, denn trotz all seiner Untaten war Tung fu hsiang doch ein großer Mann, kühn und mutig, wie nur wenige seiner Landsleute. Auch gibt es nicht viele Menschen, die von sämtlichen Großmächten zum Tode verurteilt, ungezählte Male in den Zeitungen tot gesagt worden sind und doch noch in alten Tagen unter dem Schutze einer privaten Leibwache ungestört der Bauwut eines reichen und großen Herrn frönen können!

Tung fu hsiang soll damals an 68 Jahren gewesen sein. Er bewohnte seine Lehmburg zusammen mit drei Adoptivöhnen, Kindern seines Bruders. Er selbst hatte keine Kinder. Er wurde mir von verschiedenen Seiten als noch sehr rüstig beschrieben, sollte aber selten und dann nur begleitet von vielen Soldaten aus seinen Lehmmauern herauskommen. Er besaß große Reichtümer, überall hatte er Häuser und Güter. Allein 1900, als die Gesandtschaften in Peking noch belagert waren, sandte er weit über anderthalb Dutzend Karren voll Silber nach Hause. Er stammt aus Kin tse pu. Angefangen hat er als ein ganz gemeiner Straßenräuber, der in den 1860er Jahren, als Kin tse pu die Hochburg der Mohammedanerbellion war, die großen Convois der kaiserlichen Regierung überfiel und an der Spitze einer Bande besonders in der Umgebung von Ku yüan tshou viele Schandtaten auf sein Gewissen geladen, aber sich auch oft mit großer Kühnheit geschlagen hat. Er war ein Freibeuter, und er war kein Mohammedaner. Wegen seines Mutes machte ihn später ein chinesischer General zu seinem Sao kwan. Dieser durfte es sich hoch anrechnen, daß er dadurch den gefährlichen Mann für die Regierung gewonnen hatte.

Auch als Offizier zeichnete sich Tung fu hsiang so sehr aus, daß er rasch stieg. 1877 hatte er schon im Auftrag von Tso ts'ung tang, des Wiedererobers

von Turkistan, das Tarimbecken von rebellischen Mohammedanern zu säubern, wobei er sehr gründlich, aber auch sehr grausam vorgegangen sein soll, und 1894—1895 stand er an der Spitze einer großen Armee, welche die Japaner bekriegen sollte. Seine Truppen kamen aber kaum ins Treffen. Seine Soldaten erzählten mir noch von dem furchtbaren Eindruck, den es damals auf alle gemacht habe, als Granaten in ihre Reihen einschlugen, sie aber doch noch immer nichts vom Feinde sahen. Aus dem japanischen Feldzug mußte er sofort in seine Heimatprovinz zurückeilen. Das bloße Gerücht vom Herannahen seines Heeres genügte allein schon, daß die große Mohammedanerrebellion von Hsi ning fu abflaute und die hart bedrängte Stadt entsetzt werden konnte. Damals stand sein Stern wohl am höchsten. Als oberster Führer der großen Armee, die gegen die Rebellen aufgeboten worden war, legte er auch den Grund zu seinem gewaltigen Vermögen. Übermütig geworden, bot er jetzt der Kaiserin-Mutter an, ihr die verhaßten Fremdlinge in die See zu jagen. Seine Truppen hätten es aber nie mit einem halbwegs geschulten Heer aufnehmen können. Es waren ganz undisziplinierte Scharen. Wie er selbst, so ließen sich auch seine Soldaten nur immer zu rohem Morden und Plündern verwenden. Die Kühnheit aber, die er als junger Mann in hervorragender Weise bewiesen haben muß, besaßen seine westchinesischen Kulihaufen nicht.

Eine Wegstunde vom Bu tse des Tung fu hsiang liegt die Stadt Ning ling ting. Diese ist Sitz eines Örfu, ist aber ein kleines, ruhiges Städtchen fernab vom Hoang ho. Ein Ting sitzt hier, weil ein solcher größere Freiheit in der Behandlung von Räubern hat. Er darf mehr und mit geringeren Umständen köpfen lassen als ein Hsien. Um die Stadt wohnen noch immer sehr viele Mohammedaner, und daß sie keine ganz friedliche Lage hat, beweisen schon die vielen Lehmburgen der Umgebung.

Ich hatte an jenem Abend keinen Platz im Innern der Stadt gefunden und war vor dem Osttor draußen in einer Herberge einquartiert, die für sich wieder eine kleine Festung vorstellte. Es war ein ganz gutes Quartier, soweit eben eine Stube von 6 qm, in der die Türe gleichzeitig das Fenster bildet und eine Lehmbank das Bett vorstellt, ein gutes Quartier sein kann. Der Wirt hatte mich höflich um Nennung meines Namens und Standes gebeten und — wie es sich auch im alten China für ein städtisches Gasthaus gehörte — kurz vor Torschluß noch sein amtliches Fremdenbuch in den Ya men geschickt und mich dort angemeldet. Ich war noch nicht lange zur Ruhe gegangen, als vom Tore des Gasthauses her wildes Klopfen und Schreien ertönte. Es ist in China nicht Sitte, bei Nacht irgendwo anzukommen. Die Nacht gehört den Gespenstern, ein anständiger Mensch muß bei Einbruch der Dunkelheit zu Hause sein, und vollends in einer solchen Gegend macht niemand gerne die Türe bei Nacht auf. Durch die Ritzen im Tor sah mein Wirt draußen Leute mit Säbeln, Lanzen und Gabelffinten. Er alarmierte darum die ganze Herberge. Schon vorher, meinte er, sei es ihm nicht ganz geheuer vorgekommen, er habe diesen Abend so viel Schießen gehört. Die draußen aber klopften weiter am Tor und verlangten Einlaß. „Wir sind Soldaten, macht auf!“ „Das kann jeder sagen,“ bekamen sie von innen zur Antwort. „Was wollt ihr denn?“ „Wir kommen im Auftrag des Örfu ting da lao ye und sollen den Fremden beschützen“. Ich ließ ihnen sagen, ich verzichtete auf die Ehre, es sei beinahe Mitternacht, sie hätten etwas früher kommen können, wenn sie eine Ehrengarde vorstellten. Jetzt wurde als

Beweis, daß wir wirklich Soldaten und keine Räuber vor uns hätten, eine Visitenkarte des Ting durch einen Spalt geschoben. Der Wirt erklärte nun, öffnen zu wollen, doch standen wir alle mit gespanntem Hahn da. Eine wild aussehende Gesellschaft, etwa ein Dutzend Leute, erschien und machte vor mir Ko tou. Es sei in der Nähe eine große Rebellion ausgebrochen, berichteten sie, der Örfu lasse mich bitten, möglichst sofort in die Stadt umzusiedeln. Ich blieb aber lieber hier außen auf eigene Verantwortung. Bestand wirklich eine Gefahr, dann war ja gerade der Umzug ein gewagtes Unternehmen.

Wir hörten in jener Nacht von dem Ausguck am Wall der Privatburg öfters fernes Schießen. Vielleicht war es nur ein Bauer, der mit Papierkrackers böse Geister vertrieb, oder ein vorsichtiger Hausvater, der jede Nacht ein paar mal einen Schuß abgibt, um den Dieben zu verkünden, daß er ein Gewehr hat. Es kracht ja in China immer irgendwo. Aber es zogen auch vielfach bewaffnete Leute am Tore vorbei. Reiter ritten aus dem nahen Stadttor. Eine Stafette war schon lange, ehe man zu mir kam, nach Ning hsia fu abgesandt worden. Die wildesten Gerüchte von Krieg und Revolution, von verbrannten Städten und ermordeten Einwohnern gingen von Mund zu Mund, ganz China, so hieß es, sei in Aufruhr, kurz es war eine böse Nacht. Den wahren Sachverhalt erfuhr ich erst langsam den Tag darauf, als ich dem Ting einen Danksagungsbesuch abstattete. Die Ruhestörer waren eine angeblich mehrere tausend Mann starke Bande der damaligen Geheimgesellschaft Go lao hui¹⁾, darunter viele, erst im vergangenen Frühjahr von Tung fu hsian entlassene Soldaten, die sich seither mit Erntearbeiten beschäftigt hatten und denen nun Geld und Arbeit ausgegangen war. Sie hatten einen Offizier von Tung fu hsian für sich gewonnen, der einen Schlüssel zum Arsenal seines Herrn hatte, und am vorhergehenden Abend hatten sie versucht, sich in den Besitz der 4000 Mausergewehre nebst der nötigen Munition zu setzen, die in der Burg des Tung fu hsian aufgestapelt lagen. Dem Tung fu hsian selbst wollten sie nichts tun, nur seine Waffen wollten sie haben, um, wie die Gefangenen behaupteten, die Mohammedaner zu bekriegen, die widerrechtlicher Weise in der Nähe eine Moschee gebaut hatten. Den Mohammedanern war nämlich nach Niederwerfung ihres großen Aufstandes im Friedensvertrag vom Jahre 1870 für 50 Jahre das Recht abgesprochen worden, neue Moscheen zu bauen oder die alten, im Krieg niedergebrannten wiederaufzubauen, jetzt aber hatten sie es durch Bezahlung größerer Geldsummen doch fertig gebracht, hier in Ning ling ting eines ihrer Gotteshäuser errichten zu dürfen.

Der Anschlag auf das Arsenal des Tung fu hsian war gerade noch rechtzeitig verraten worden. Es kam zu einem kleinen Scharmützel vor der Lehmburg, der größte Teil der Geheimbündler floh alsbald, mit ihm der verräterische Offizier. Einige wenige nur wurden gefangen und sie hatte der Ting unter der Arbeit, als ich ihn besuchte. „Du ganz infamer Schildkrötensohn, du Schwein, du

¹⁾ Der Go lao hui, zu deutsch „alter Bruderbund“, war die verbreitetste Geheimgesellschaft in Nordchina. In den westlichen Provinzen soll ihr mindestens ein Drittel der Bevölkerung angehört haben. Öfters erschien sie auch unter anderen Namen. Sie war antidynastisch und erst in zweiter Linie fremdenfeindlich. Sie soll während der Tai ping-Rebellion gegründet worden sein und ursprünglich eine Art Unterstützungsverein vorgestellt haben. Mittlerweile ist sie in einer der Revolutionsparteien aufgegangen.

uneheliches Kind, was hast du mit den Waffen gewollt?“ Der Gefangene, der halb ausgezogen am Boden lag, schwieg. „Da da!“ „Haut ihn!“ schrie der Mandarin, „er muß gestehen.“ Endlich kam heraus, was der Beamte wollte, daß sie die Mandschu-Garnison bei Ning hsia fu hatten überfallen wollen „Die Mandschu müssen weg, ihre Zeit ist abgelaufen!“ „Da! da!“ „Haut! haut!“ schrie nun nur um so wilder der Mandarin. Und so haben sie die Gefangenen mit den amtlichen Marterstöcken totgeprügelt¹⁾.

Einen Tag nach diesem Putschversuch reiste ich weiter. Die Bevölkerung verhielt sich ruhig. Ich begegnete nur ungewöhnlich vielen Soldaten, die auf den Straßen patrouillierten und mir gerne im Vorübergehen noch ein unflätiges Wort nachsandten. An einer Fähre 15 km nördlich von Ning ling ting setzte ich über den Gelben Fluß. Wegen verschiedener grasbewachsener Inseln und Untiefen mußten die Tiere zweimal aus- und eingeladen werden, um das Boot besser über Barren und gegen die Strömung zu bringen; so dauerte dort die Überfahrt eine lange Weile.

Noch einen ganzen Tag reiste ich hernach auf der Hauptstraße nach Ning hsia fu mitten durch das sehr große Bewässerungsgebiet, das dort schon seit alter Zeit, mindestens seit der frühen Han-Zeit (206 v. Chr. bis 26 n. Chr.) angelegt ist. Es sind vier große Längskanäle, von denen aus das Wasser in unregelmäßig gewundenen kleineren Kanälen, bald 4 m und 5 m hoch auf Dämmen, bald in tiefen Gräben fließend, an die Äcker verteilt wird. Das Wasser wird beim Orte Da pa und gegenüber der großen Schleuse von Kin tse pu dem Hoang ho entnommen, wo dieser aus einer Felsenge, die der Stock des Niu tou schan bildet, hervorbricht. Der am höchsten gelegene Kanal, der Tang tschü (auch Lai tschü genannt), soll aus der Zeit der Tang stammen. Er biegt in spitzem Winkel vom Hoang ho ab und bringt seine Wasser — ziemlich gerade und parallel mit dem Strom fließend — in 7 km westlich an der Stadt Ning hsia fu vorbei. Fast unmittelbar außerhalb des Kanals ist dürrste Wüstenei, blüht weißes Salz aus und reiht sich Düne an Düne. Die übrigen großen Kanäle nehmen alle nahe dem Tang tschü und einer nicht weit vom anderen ihren Ursprung, der Da Tsing tschü, der Han tschü und Hui nung tschü. Sie laufen alle ungefähr parallel nach Norden, bis sie nach etwa 150 km wieder in den Gelben Fluß ausmünden. Die berieselte Fläche der Oase von Ning hsia fu ist 150 km lang bei einer wechselnden Breite bis zu 20 km. Weite Gebiete innerhalb dieses gewaltigen Areal sind aber heute Sumpf und See, teils infolge mangelhafter Anlage, Dammbrüchen und späterer ungeschickt ausgeführter Abdämmungen, teils auch, weil die ausgiebige, durch den Niederschlag des Hoang ho-Fluß- bzw. Berieselungswassers bedingte jährliche Auffüllung der Ländereien sich sehr ungleich verteilt. Durch eine systematischere Anlage der Kanäle könnten natürlich auch in der Breite noch große Gebiete anbaufähigen Landes gewonnen werden.

¹⁾ Dieser Vorgang gab den Anlaß, daß Tung fu hsian im August 1906 nach Lan tschou fu reisen mußte, um persönlich seine Waffen abzuliefern. Er hat aber nur alte Vorderlader mitgebracht und angegeben, er besitze nichts anderes. Er war bei dem Besuch so verschüchtert, daß er aus Angst, vergiftet zu werden, nicht einmal den Tee berührte, den ihm der Vizekönig anbot. Schon in Ning ling ting wurde mir wiederholt versichert, er genieße nur Speisen, die sein Koch in seiner Gegenwart zur Hälfte verzehrt habe.

Die Chinesen haben auch hier den Wassergärten entlang viele Bäume gepflanzt, die der Ebene ein hübsches und freundliches Aussehen verleihen. So ist die Oase von Ning hsia ein grüner Edelstein, der sich in wirksamem Kontrast aus der Sandwüste heraushebt, die sowohl im Osten, auf dem rechten Hoang hof-fer, als auch im Westen außerhalb des Kanals gegen das dort felsig und steil aufsteigende Alaschan-Gebirge sich kahl und gelb breit macht (Tafel XXXII). Das buschige Grün der Weiden und Pappeln ist manchmal ungemein dicht; erst als ich der Stadt ganz nahe war, tauchte sie vor mir auf. Einige wenige Mohamedanerhäuser liegen vor dem östlichen der beiden Südtore, in denen ein Reisender, der nach Torschluf ankam, vielleicht noch eine Herberge finden kann. Eine eigentliche Vorstadt ist im Süden nicht mehr vorhanden¹).

Die Stadt Ning hsia fu bedeckt ein riesiges rechteckiges Areal von 4 bis 5 qkm. Im Innern sind aber weite Flächen unbewohnt. Felder, auch Ödland, ausgedehnte Sümpfe und Seen, auf denen man allerlei Wildenten jagen kann, nehmen viel Platz darin ein. Niedere, aus dem Lot geratene Lehmhäuschen mit meist flachen Lehmächern stehen in der Mitte um die Tempel und um Pe lu-Tore sowie an den beiden Ostwest und Nordsüd laufenden Hauptstraßen. Die Stadt hat sechs Tore und heute etwa 15 000—20 000 zum größten Teil verarmte Einwohner. Sie ist fast nur noch wichtig als Sitz der Verwaltung des Oasengebietes und hat in ihren Mauern einen Dao tai, einen Tshi li fu und zwei Hsien (es gibt eine südliche und eine nördliche Unterpräfektur). Auch zu der Zeit, als Abbé Huc und Gabet hier durchkamen, also vor der Mohamedanerrebellion der 1860er Jahre, scheint die Stadt schon in Verfall gewesen zu sein, denn auch Huc weiß von unbewohnten Vierteln, Ruinen und zerlumpte Bewohnern zu berichten²). Die starken Mauern von 13 m Höhe aber, die noch heute jedem imponieren müssen, die zwei hohen, jetzt freilich etwas windschief gewordenen steinernen Pagodentürme und die Tore der Stadt, von denen allerdings einige zugemauert wurden, weil nach dem alten Gesetz in China nur eine Kaiserstadt so viele besitzen darf, weisen noch immer auf die einstige Wichtigkeit hin.

Ning hsia fu hieß früher Hsing tshou (chin.) und ist vielleicht das „Irgai“ der arabischen Geographen des Mittelalters (eigrigai = steiler Fels). Nach dem mongolischen Geschichtschreiber Sanang Setsen hieß es „Turmege“. Es war lange Zeit die Hauptstadt des Reiches Hsi Hsia, das von 1004—1226 als ein unabhängiger Staat bestand und den größten Teil der heutigen Provinz Kan su und die Ordos bis Bau de umfaßte, bis es durch Dschinggis Khan seine Unabhängigkeit verlor. Gleich nach der Besetzung des Landes starb hier 1227 der große mongolische Eroberer an einer Wunde oder an einer Seuche, die damals auch sein Heer dezimierte.

Zur Zeit der Blüte um 1146 bestand das Hsi Hsia-Reich (nach der chinesischen Geschichte Hsi Hsia schu sche) aus 22 Tschou (Distrikten) und Städten. Die Tibeter nannten seine Bewohner „Miñag“ (s. Huth Jigsmed . . .). Es hatte eine besondere Schreibweise, die sich auf einigen wenigen Stelen, Münzen und im Wüstensand konservierten Papieren erhalten hat, aber bisher noch nicht entziffert werden konnte. Wer die eigentliche herrschende Klasse in diesem Reiche war, ob nur die Abkömmlinge chinesischer Generale, die sich der Sung-Dynastie (960—1127) nicht unterwerfen wollten und dem großen chinesischen Geschlecht der „Li“ angehörten, wie mir gegenüber Kan su-Chinesen, sowie die noch lebende Familie der Li Tuse in Hsi ning fu behaupten

¹) Du Halde, Description de l'empire, Paris 1735, beschreibt die Stadt als dicht bevölkert und gibt allein der südlichen Vorstadt 500—600 Häuser.

²) Huc, Wanderungen durch die Mongolei nach Tibet (Deutsch von Andree [1855]).

wollten, oder ob Tibeter (sogenannte Tangguten) oder Uigurische Türken, ist nicht entschieden. Die Bevölkerung des Hsi Hsia-Reiches setzte sich aus Chinesen, daneben aber auch aus Tibetern, Uiguren und Tu kiu-Türken, Hunnen und Tu ku hun zusammen.

Noch früher hieß das Ning hsia-Land „So fang“ und war ein Hauptort des Hunnenstaates „Hsia“, der von Ho lien puo puo (407—425 n. Chr.) gegründet worden war.

Reste aller dieser Völker leben noch heute in diesem Gebiet. Sie sind jedoch durch eine spätere, große chinesische Einwanderung in enge Seitentäler an der tibetischen Grenze zurückgedrängt worden. Die Türk-Völker allein nehmen der Zahl nach eine achtunggebietende Stellung neben den Chinesen ein. Ihre Nachkommen haben sich zu einem großen Teil — wenn auch nicht rein — in den sogenannten Hui hui erhalten.

Ich mußte mich in Ning hsia wieder einige Tage erholen, ehe ich weiterreisen konnte und habe dies in dem Gasthaus „Zu den fünf Glückseligkeiten“ (Wu fu dien) getan. Es war dies auch solch altrenommiertes Haus, das gleich nach meiner Ankunft frische Papierscheiben von mir bekam und dessen allerschmutzigste, fettige Wandstellen neben dem Bett — Kang — von mir tapeziert wurden. Gegen eine auffallend geringe Entschädigung ließ der Wirt sogar in dem Raum neben mir bei Nacht nicht mehr weiterarbeiten. Der Mann hatte nämlich noch einen Mehlhandel und mehrere Eselmühlen. Halbwüchsige Jungen saßen für gewöhnlich bei Tag und bei Nacht an den klappernden Kleiesieben und brachten durch ein abwechslungsreiches Links- und Rechtstreten die hölzernen Maschinen in Bewegung, die einem Europäer mit ihrem Klappern jeden Gedanken und den Schlaf rauben, manchen wohl rasend machen können.

In der Großstadt Ning hsia fu gab es allerlei sonderbare Genüsse. Das Beste waren getrocknete Früchte aus Hami in Turkistan und herrliche frische Trauben. Weniger anziehend dagegen wirkte auf mich die in kleinen Schalen auf den Straßen feilgebotene Schweine- und Menschenmilch. Es wurde aber auch echte Kuhmilch verkauft, wie ja überall in China, wo es Mohammedaner gibt. Die Mohammedaner verstanden hier auch allein ein gutes Brot zu backen.

In der Stadt war keine Mission mehr, seit 1900 die protestantische schwedische Mission von dort abgezogen war. Nach Hedin, der 1897 hier durchreiste, muß diese einst sehr geblüht haben; er weiß von dreißig Bekehrten zu berichten. Ein angeblich protestantischer Chinese besuchte mich, da er glaubte, ich sei ein Missionar. Er hoffte von mir eine Unterstützung zu bekommen.

Die Stadt Ning hsia hat nicht sehr viel Gewerbe und Handel. Am meisten ist sie über ganz Nordchina durch den Export von Gan ts'ao (1200 t Süßholz im Jahre) und durch ihre Knüpft Teppichindustrie berühmt. Unter zehn chinesischen Meistern werden hier von je einem halben Dutzend Männer Teppiche geknüpft, ein Kunsthandwerk, das sonst in China nie oder höchstens unter dem Einfluß der Europäer (so in Schanghai und Tientsin) ausgeübt wird. Die Teppichknüpfer gaben mir an, aus der Stadt zu stammen¹⁾. Sie waren keine Hui hui. Ihre Muster werden aber bereits dem Geschmack von Tientsin, der durch die europäischen Waren beeinflußt wird, angepaßt und durch ihn verdorben. In den großen Stücken (2×3 m) halten sich die Chinesen noch etwas an die Vorlagen von Kaschgar (Turkistan). Es werden jedoch Blumenarabesken und Tierbilder bevorzugt. Gerade und rechteckige Figuren werden im Mittelstück vermieden. Der Stückzahl nach überwiegen weitaus die Sattelteppiche,

¹⁾ In Bau tu fand ich zwei und in Kuei hoa ein solches Geschäft, deren Meister wie die Gesellen aus Ning hsia stammen wollten. Die Teppichindustrie in Ning hsia (nach türkischer Art) wird bereits 1697 von P. Gerbillon S. J. erwähnt.

und zwar nicht Kissen zum Daraufsitzen, sondern Schabracken, die unter den Bocksattel zwischen dessen Holzgerüste und die Roßhaar- und Filzpolsterung der chinesischen Sattelung gelegt werden. Eine andere Spezialität in Teppichen, die viel von den Mongolen verlangt und von Ning hsia aus weit nach Tibet hineingeschleppt wird, sind die Lamasitze, „kagama“ oder „bramsi“ (tibetisch), kleine quadratische Teppiche, $0,60 \times 0,60$ m für sich allein oder mit einem $0,70$ m hohen, daran anschließenden Rückenstück. Bei den mongolisch-chinesischen Knüpft Teppichen von Ning hsia wird heute zu der den Grund bildenden Kette nur noch europäisches Baumwollgarn verwendet und in der Färbung haben leider bereits Anilinfarben sehr viel Unheil angerichtet. Die alten einheimischen oder aus Tibet stammenden echten Farben Rot, Gelb, Indigoblau und deren Mischungen genügen den Leuten nicht mehr, und mit Stolz erklärten mir die Meister, daß sie jetzt auch europäische Farben benutzen. Nur der Indigo war noch natürlich; er wird aber wohl mittlerweile auch durch den künstlichen ersetzt worden sein. Außer durch die Teppiche ist Ning hsia noch durch seinen Filz und sein Hanfpapier bekannt. In und außerhalb der Stadt werden diese von Chinesen und Mohammedanern verfertigt. Seit alter Zeit hatte die Stadt feine, weiße Lammfellmäntel an den Kaiserpalast nach Peking zu liefern. Diese mußten hübsch geringelt, aber auch langhaarig sein, da sie warm geben sollen. Die Zimmer sind ja im strengen Winter in Nordchina mit seinem kontinentalen Klima nicht durch Öfen geheizt; der Chinese hat nur den Kang, das mit langsam weiterglühendem Mist geheizte Ofenbett, auf dem er bei Nacht schläft und bei Tag mit untergeschlagenen Beinen hockt und arbeitet. Die Mongolensteppen in der weiteren Umgebung rings um die Stadt liefern für jene Pelze besonders geeignete Felle¹⁾. Diese werden in der Stadt gewaschen, mit Alaun und Salpeter zubereitet und im gleichen Geschäft zu den rechteckig geschnittenen Mänteln zusammengenäht. Jährlich werden über 60 000 Lammfelle verarbeitet.

Mein mehrtägiger Aufenthalt in Ning hsia fu wurde fast zu viel durch Besuche und Einladungen in Anspruch genommen. Mein bischöflicher Koch erlaubte mir auch, den Stadtkommandanten (Tsch'eng schu ying) zum Essen einzuladen. Er hatte den Rang eines Majors, war der Schwiegersohn von Tung fu hsiang und erzählte mir allerlei vom „Tung da jen“ (Exzellenz Tung). Er hatte auch Photographien von ihm und von Yü hsien, dem berüchtigten Gouverneur von Schan si, der in seiner Hauptstadt Tai yüan fu nahezu sechzig europäische Missionare hatte köpfen lassen, deshalb auf die schwarze Liste gekommen und 1901 in Lan tschou fu ohne europäische Zeugen von den Chinesen enthauptet worden war. Das Bild war ganz kurz vor der Hinrichtung aufgenommen und zeigte den Gouverneur zusammen mit dem Generalgouverneur (Vizekönig) von Lan tschou fu, beide in dicke Pelzmäntel gehüllt und mit 10 cm dicken Filzsohlen an den Schuhen, Yü hsien mit der Hand auf die Herzgegend gelegt und verklärt nach oben sehend. Der Vizekönig zeigt nach oben gen Himmel. Die Enthauptung wurde später im Beisein einer großen Volksmenge vollzogen, der Kopf aber dann sofort wieder auf den Rumpf genäht, was die Familie allerdings noch sehr viel Geld gekostet haben soll. Vielleicht hat die Seele noch so

¹⁾ Die Mongolenschafe hier sind auch Fettschwanzschafe, die meist weiß sind und nur die Köpfe schwarz haben. Das Gehörn steht weit auseinander. Das nordwestchinesische Schaf ist fast ganz dasselbe, nur wesentlich kleiner; es machte mir den Eindruck, nur eine vernachlässigte Rasse der Mongolenschafe zu sein.

lange gewartet und der Gouverneur oder vielmehr seine Seele erreichte doch als Ganzes die Gefilde der Seligen! Wie man stirbt, so kommt man drüben im Himmel an, sagen die Chinesen.

Mein Herr Stadtkommandant fand anscheinend großes Vergnügen an dem europäischen Essen und freute sich über Gabel, Löffel und Messer. Er griff aber doch noch gerne mit den langen Eßstäbchen zu, als zum Schluß ein chinesisches Essen mit zehn Gängen folgte. Am Schmatzen merkte ich, daß ihm dieses doch mehr mundete. Als ich dann im Nebenraum aus einem Koffer einige Bilder hervorholte, die der Herr Major sehen wollte, trat zufällig mein Koch ins Speisezimmer. Der Major fragte ihn, ob er der Chef, der Koch, sei. „Nein,“ log dieser sogleich. — „Du bist nicht der Koch?“ — „Bu gan dang, wo bu sche da sche fu“ („Zuviel Ehre, ich bin nicht der Küchenchef“). — Der Gast wußte damit ganz genau, daß der Koch wirklich der Koch war. Damit, daß er ihn überhaupt fragte, hatte er ihn schon belobt. Der Koch aber zeigte sich als ein Muster von Höflichkeit und guter Lebensart.

Um den Alaschan, das Gebirge im Westen von Ning hsia, kennen zu lernen, beschloß ich, von der Stadt aus eine Rundtour zu unternehmen, und da dort die Unterkunft und Ernährung von Maultieren und Pferden Schwierigkeiten machte, so hatte Ma mir vorgeschlagen, mit meinen Maultieren und zweien meiner Leute in einem kleinen Ort, Da tsing kou tse, südlich von Ning hsia, auf mich zu warten. Nur mit vier Ponys, dem Mongolen und Liu, dem Koch, reiste ich von der Stadt ab und kam am ersten Tag nach der sogenannten Hsin tsch'eng, der „neuen Stadt“, mit einer seit der großen Mohammedanerrebellion zerstörten Umwallung, in der seit 1694 einige Mandschu-Banner mit einem Tataren-general an der Spitze untergebracht waren, denen der Landfrieden in diesem Teil des Reichs anvertraut war. Diese Garnisonstadt machte einen besonders kläglichen Eindruck. Abgesehen von den Mandschu-Frauen, die mit ihrer breit und flügelartig ausladenden mandschurischen Haartracht (Tafel XXXVII) auf ihren natürlich und groß gelassenen Füßen schwerfällig auf hohen, kothurnartigen Schuhen einherschwankten, war sie von einer Chinesenstadt in nichts verschieden. Die Bewohner sprachen alle Chinesisch. Ich hörte auch hier kein einziges mandschurisches Wort. Der einzige Unterschied im Vergleich mit einer gleich großen chinesischen Stadt war der, daß ganz verschwindend wenig Handel getrieben und noch weniger gearbeitet wurde. Die Bannersoldaten bezogen von ihrem Kaiser einen regelmäßigen Monatsgehalt und hatten sich dafür ständig in Kriegsbereitschaft zu halten und auch ihre Kinder auf den Soldatenberuf vorzubereiten. Auch hier war natürlich ein großer Exerzierplatz, wie es deren in ganz China, zumal in der Provinz Kan su, eine Unmenge gibt, unvergleichlich viel mehr als bei uns in Deutschland. Sie sind alle, und so auch der hiesige, nach einem Schema gebaut, möglichst mit einer Mauer umgeben und die Hauptsache bei ihnen ist ein kleines tempelartiges Gebäude, von dem aus der General in aller Ruhe und Gemütlichkeit bei einer Tasse Tee sitzend den Übungen zusehen kann. Nie fehlt der würfelförmige Turm mit Zinnen darauf und einer hohen Stange in der Mitte, an der die Fahne des betreffenden Oberkommandierenden aufgezogen wird. Ist dies ein hoher Offizier, so ist die Fahne aus Seide; in China wird bekanntlich die Fahne mit der Stange, an der das Tuch angenagelt ist und an der sie für gewöhnlich getragen wird, hochgezogen. Zu einem chinesischen Exerzierplatz gehört auch eine Galoppierbahn. Auf der

Lößhöhlen
der alten
Missions-
kolonie.

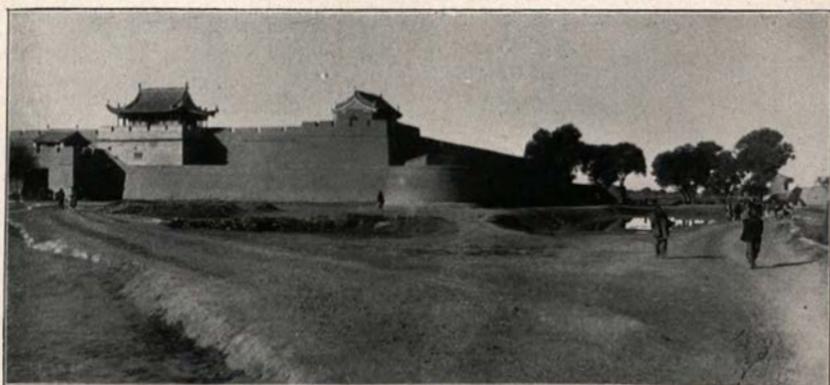


← Missions-
kolonie
Hsiao kiao
pan.

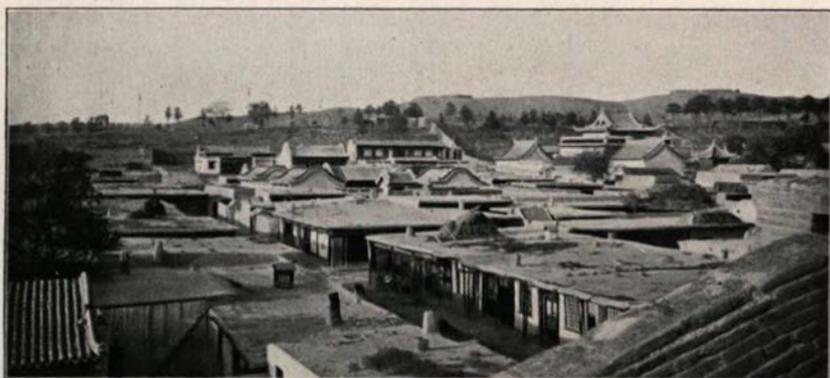
Wegzeiger zur Hebung der Moral.
(Holzkäfig mit dem Kopf eines enthaupteten Straßenräubers.)



Fährplatz und Fähre über den Hoang ho südlich von Bau tu.



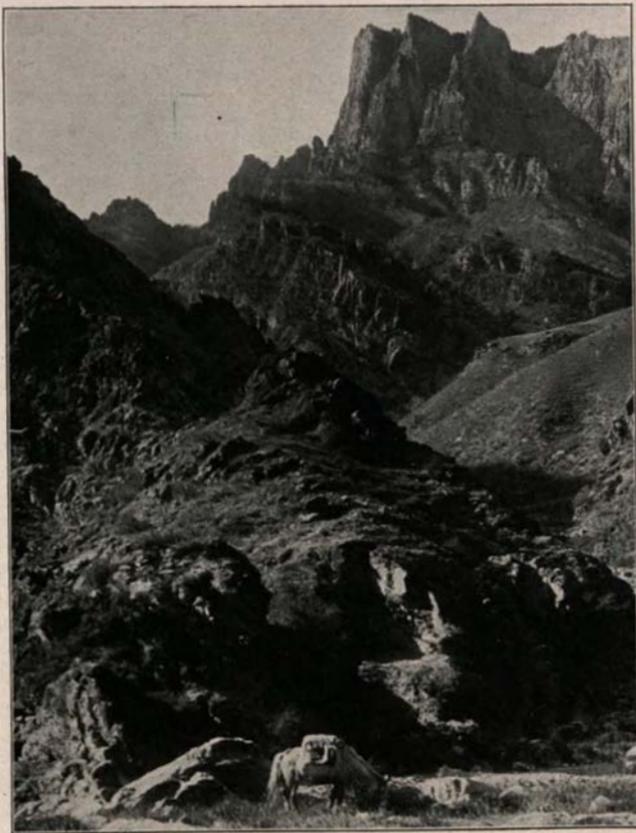
Die Privatburg des Generals Tung fu hsiang.



Ding yūan ying (Fu ma fu).
(Von der Mauer im Süden gesehen.)



Ding yūan ying (Fu ma fu), mit der Residenz des Alaschan-Ölötén-Fürsten.
(Von der Mauer im Süden gesehen.)



In den Bergen von Alaschan
(an der Straße von Kou men tse).



Schöpfrad am Ufer des Hoang ho
(unweit von Lantschou fu).



Bewässerungs-
kanal
2. Ordnung
nal

Ning hsia-Ebene und Alaschan-Kette.



Ein böser Tritt in den Schluchten am Hoang ho.

Bahn von Hsin tsh'eng bei Ning hsia übten gerade einige Bannersoldaten, als ich vorbeikam. Sie hatten schöne, gedrungen gebaute Ponys¹⁾, meist von weißgrauer Farbe, mit doppelter Mähne und einem langen Schweif, in den oft ein dicker Knopf gemacht war und der trotzdem mit dem Ende den Boden berührte.

Gesuchte und geschätzte Ponys müssen einen kurzen, aber breiten und dicken Hals mit einer langen Mähne daran, eine breite gewölbte Brust, gute Schultern und steil abfallende Kruppe haben; zum Reiten werden immer nur Paßgänger verlangt.

Es wurde einzeln geritten, indem jeder unter lautem Geschrei eine Strecke von etwa 200 m so rasch wie möglich in eiligstem Paßtrab zurücklegte; in Galopp zu fallen ist verpönt. Dabei flogen die Bogen heraus und man schoß mit Pfeilen auf drei hintereinander aufgestellte Puppen. Es war ein entzückendes Bild an dem dunstigen frischen Herbsttag. Im Hintergrunde dräuten die Ruinen und plumpen Mauern der Mandschu-Stadt und darüber stiegen, in Nebelwolken halb versteckt, die steilen Felsen des Alaschan empor (Tafel XXXI). Man fühlte sich ins Mittelalter versetzt, in die Blütezeit der Mongolen, als sie in Schlesien einfielen! Die Bewaffnung der Infanterie bestand aus uralten Vorderladern; Besseres war bis hierher noch nicht gelangt.

Die Reise durch das Alaschan-Gebirge²⁾ ins Mongolenland hinauf ist eine sehr schöne Tour. Viele Stunden lang steigt man in einem wilden und romantischen Tale auf einem schmalen steinigen Pfad zum Passe empor. Mit Wäldern sind oben die schmalen Felsbänder und kaum ersteigbaren Hänge noch heute bedeckt. Die Schluchten sind unbewohnt, nur einige Köhler und Holzhauer hausen dort, denn auch hier geben sich die Chinesen alle Mühe, mit dem Waldbestand aufzuräumen.

Die geologischen Verhältnisse des Alaschan-Gebirges sind äußerst verwickelt. Man möchte sagen, man habe es hier mit einer Brandungswoge zu tun, wie am hohen Niu tou schan, am rechten Ufer des Hoang ho, südlich der Oase Kin tse pu und am Lo schan. Die NW—SO streichenden Falten des Kuen lun-Systems sind von der starren Ordos-Platte, die die Zusammenpressung nicht mitmachte, aufgehalten, gedreht und zum Überkippen gebracht worden. Es treten Granite, Karbonkalke und quarzreiche Sandsteine ähnlich wie im ngGolokh-Lande und überhaupt in Nordt Tibet zutage.

Von der Höhe des tief zwischen noch viel höhere Berggipfel eingelassenen Alaschan-Passes aus, den ich am späten Nachmittag erreichte, wollten die ausgedehnten Sandmassen, die Scha wo tse, in der herbstlichen Abendstimmung weite Seeflächen vortäuschen. Die im Mittel 1400 m hohe Ebene aber, die sich von den Randbergen an unübersehbar weit nach Westen hinzieht und die von dem 1830 m hohen Passe aus nirgends ein Ende oder auch nur einen kleinen Hügel als festen Ruhepunkt für das Auge erkennen ließ, ist äußerst wasserarm.

¹⁾ Höhe der dortigen Pferde, am Widerrist gemessen, 1,35—1,40 m.

²⁾ Diese Berge werden, da sie im Westen liegen, von den Chinesen in der Ebene von Ning hsia nur immer Hsi schan, Westberg, benannt. In chinesischen Büchern heißen sie Ho leang. In Fu ma fu hörte ich auch den Namen Ko lan schan und von den Mongolen Tschun ula, nie aber Alaschan. Das Wort „Alak schan“ scheint ursprünglich das ganze Gebiet und alle Oasen westlich der Randberge zu bezeichnen.

Sie ist der Anfang der Scha mo und der großen Wüste Gobi¹⁾. In riesige Nester zusammengeweht, läßt hier der Sand nur wenig Platz mehr für menschliche Ansiedlungen.

Im Westen der Alaschan-Berge bleibt die große Sandwüste an manchen Stellen 8, ja 14 km von den Felsbergen entfernt. Die sandfreien Räume lassen ein ungeheures Gesteinstrümmerfeld erkennen, auf dem sich die fein zermahlene Steinkörner nur noch selten zu einer Einzeldüne zusammenfinden. Schwach ansteigend ziehen diese Trümmerfelder hoch an den Bergen hinauf und decken noch die vordersten Hügelreihen mit ihrem Schutte zu. Diese „Piedmontgravel“, oder, wie die Mongolen von Ts'aidam sagen, die „Schala“, haben hier stets sehr wenig Vegetation und sind höchstens zur Kamel- oder Schafzucht verwendbar. Ebenso nackt und bloß liegen die „Piedmontgravels“ auch auf der Ostseite des Alaschan-Gebirges. Zwischen der Dünenzone bei der Mandschu-Stadt und dem Fuß des Gebirges maß ich ihre Breite zu 16 km (s. hierzu Bl. 24 des 1. Bandes der kartographischen Ergebnisse dieser Reise). An der Ostseite des Lo schan hat die kahle Gesteinstrümmerzone eine Breite von 12 km, an der Ostseite des Tiä kin schan von 12—14 km, und in ähnlicher Ausdehnung ist der Fuß aller anderen Berge hier herum verschüttet. Die Verschüttung ist bedingt durch die vielen Gewitterregen und Wolkenbrüche, die, nach meiner Beobachtung, die weitaus überwiegende Art des Monsunniederschlags und der Sommerregen vorstellen. Die Massen losen Felsgesteins, die in den großen Höhen durch die heftigen Temperaturschwankungen der klaren Wintermonate, durch den Spaltenfrost der eisigkalten Nächte und die starke Bestrahlung der Tage entstehen, können durch die plötzlich hereinbrechenden Regenmengen nie weit entführt werden und bleiben nicht fern von ihrem Ursprungsgebiet wieder liegen. Diese Verschüttung war in einer vergangenen Periode — zu Ende des Tertiärs, wie mir scheint — schon einmal weiter fortgeschritten als heute. Wir finden hoch an den Bergen hinauf Schuttreste sehr alten Aussehens, in die heute Hunderte von Metern tiefe Täler eingeschnitten sind. Das ganze Land bis zu den Grenzen Tibets ist in jener Zeit verschüttet worden und zwischen den Schuttwällen lagen in der Mitte in Becken Süßwasserseen und auch Salzpflannen und Sümpfe und Moore, in denen die großen Säugetiere sich tumelten²⁾.

1) „Gobi“ wird gebraucht für „mensenleer“; ich hörte auch Chinesen, die nicht Mongolisch verstehen, diesen Ausdruck vielfach anwenden.

2) Die roten Tonschichten, in denen ich in Schan si und Schen si die großen Säugetierreste gefunden habe, das Pliozän, das ich im Nordwesten von Hu pe sah, die „Gobi-Tone“ Obrutschews und die „Quetä (Kue de)-Formation“ Loczy's sind als Reste einer Periode anzusehen, die die Mitte und das Ende der Tertiärzeit umfaßt. Sie entsprechen meist den Han hai-Schichten des Tien schan und Turkistans, die oft auch ähnlich aussehende Gebilde und Einschlüsse zeigen. Die Chinesen nennen diese Tone, die ich noch in dem Becken von Lan tshou fu und namentlich sehr viel im Süden von Kan su bei Ts'in tshou vorfand, nach der Farbe Hung tu, die „rote Erde“, im Gegensatz zum Hoang tu, der „gelben Erde“, dem Löß. Es gehen die roten geschichteten Tone, die fern von großen Bergen liegen, in die gleichzeitige Ablagerung der gewaltigen und ebenfalls geschichteten Geröllmassen der Bergränder und z. B. des Hsi ning-Beckens über.

Auf beiden, auf Tonen und Geröll, liegt, scharf durch Farbe, noch mehr aber durch die Struktur, die Nichtschichtung, unterschieden, der Löß auf. Die Hung tu (rote Erde) und Hoang tu (gelbe Erde) zeigen zwei klimatische Perioden, vor denen — nach den

In schmalen Oasen zwischen den Dünenmassen, an Stellen, wo die Sande die darunter befindlichen roten Tonschichten frei lassen, und am Rande der Alaschan-Berge, an den unsäglich steinigten Ausläufern der Berglehnen (auf dem „Piedmontgravel“), teilweise in Häusern, meist aber in Filzjurten, hausen die Bewohner. Es sind dies die sogenannten Alaschan da tse, Alaschan-Mongolen¹⁾, die nach der mandschurischen Volkseinteilung einen selbständigen Stamm der „äußeren Mongolei“ bilden.

Ihr Gebiet ist so traurig, daß hier noch wenig Gefahr einer chinesischen Überflutung droht. Am Rande der großen Wüste, am Ufer eines kleinen Baches, haben sie eine kleine Stadt, die bei der chinesischen Bevölkerung unter dem Namen Wang ye fu (Palast des Fürsten) oder Ding yüan ying bekannt ist. Erst weiter weg, wie z. B. in Lan tschou fu, hörte ich auch den Namen Fu ma fu für sie gebrauchen. Eine starke, einer Chinesenstadt ähnliche, quadratische

wenigen Verwerfungen der älteren und geschichteten Hung tu zu urteilen — das Profil des Landes schon die Gestalt von heute angenommen hatte und schon durch eine lange und feuchte Zeitfolge die Hauptzüge der Täler angelegt worden waren. Da in der Zeit der Hung tu-Bildung Löß fehlt und in ihren Ablagerungen eine Schichtung vorhanden ist, so kann die rote Erde nur unter der Mitwirkung von Wasser entstanden sein. Es war eine feuchtere Zeit als die Lößzeit, in der der Wind eine so bedeutende Rolle spielt. Es konnte damals von keiner Wüste „exotisches“ Material herbeigeweht werden. Für eine Lößbildung fehlte noch die Wüste im Nordwesten; denn auch dort waren noch Süßwasserbecken. Aber allzusehr kann das Klima der roten Tonzeit vom Lößklima und damit auch von heute nicht entfernt gewesen sein, sonst hätten sich doch wohl die großen Trümmersmassen nicht in dieser Weise ansammeln können. Auch die Gattungen der Tierreste und das ganze Aussehen der roten Tone weist schon auf Steppen hin.

¹⁾ Die Alaschan-Mongolen sind Oirod oder Ölöten (Olüten, Eleuthen usw.), also vom gleichen Stamm wie die Kalmüken; sie wollen von Olutai, einem Prinzen der Yüan-Dynastie, abstammen, was aber nicht richtig sein kann. Nach Howorth, *History of the Mongols*, Bd. I, S. 663, gehören die Alaschan-Mongolen zu den wenigen „Eleuths of Choros“ (Ölöt), die sich in China von Galdan's Zeit her erhalten haben und der großen Kalmükenschlächtere der Mandschu-Truppen im 17. und 18. Jahrhundert entgangen sind. Sie sollen den Kaiser Kang hi gebeten haben, ihnen ein Land anzuweisen, und dieser bestimmte für sie diesen Teil der Wüste Gobi, wobei sie versprechen mußten, in einer Entfernung von 60 Li von der chinesischen Grenze zu bleiben (s. hierzu: Timkowski, *Voyage à Péking*, 1827, II, S. 279).

Die Alaschan-Mongolen erinnern sich heute noch, daß sie sich um das Ende der Ming-Zeit wegen irgend welcher Streitigkeiten von den übrigen Westmongolen (Kalmüken) abgespalten und sich, von Nordwesten kommend, in dieser Gegend niedergelassen haben. Einer ihrer Herren mußte später Kang hi um Schutz gegen den Kalmükenkönig Galdan bitten und erhielt in der Folge das Land von den Mandschuren zugesichert. Seither ist den Alaschan-Herrschern eine rührende Anhänglichkeit an das Mandschu-Haus eigentümlich. Sie halfen nicht bloß Galdan, sondern auch Amursan vernichten. Sie kämpften für die Mandschuren in Tibet, in Kan su und in Turkistan. 1723 haben sie den Mongolenaufstand unter Lobdzang Dandsin und später mehrere Hui hui-Rebellionen niederschlagen helfen. 1783 haben sie Lan tschou fu von den andrängenden Dunganen erlöst. Hohe Ehren, nicht zuletzt der erbliche Rang eines Prinzen oder Königs I. Klasse und wiederholte Verschwägerungen mit den regierenden Kaisern wurden ihnen von seiten der Mandschu zuteil. Die mit den kaiserlichen Prinzessinnen nach Alaschan ziehenden Hofstaaten und Dienstboten aber kosteten das Volk viele drückende Steuern und der Stamm, der zeitweise, als er Steuerfreiheit genoß, bis zu 10 000 Familien gezählt haben soll, ist heute sehr bedrückt und auf 1200 Familien zurückgegangen, wozu 150 mandschurische Familien kommen. 1912 wurde der König von den Anhängern der chinesischen Revolution gefangen nach Bau tu gebracht.

Umwallung von 300 m Seitenlänge mit einem starken Doppeltor enthält ein Kloster, die Wohnung des Fürsten, Vorrathshäuser, sowie einige Wohnungen von adligen und reichen Mongolen und Mandschuren (Tafel XXX). In Kriegzeiten soll der ganze Stamm darin Platz haben und zur Zeit der großen Mohammedanerriege wurden die Hui hui stets mit blutigen Köpfen zurückgeschlagen, wenn sie einen Sturm darauf versuchten.

Im Süden von dieser Befestigung sind heute noch mehrere Straßen, wo Wollhändler aus Tientsin und chinesische Handwerker, im ganzen an die 300 Familien, wohnen, so daß die Bevölkerungszahl der ganzen Niederlassung im Mittel etwa 2500 Köpfe betragen mag. Die Mongolen machen hier einen fast chinesischen Eindruck. Sie sind selber Chinesen geworden. Die mongolischen Frauen haben noch am ehesten die alten Sitten bewahrt. Sie tragen auch noch ihr Haar nach Mongolensitte in zwei vorne herablaufenden Zöpfen. In der Umgebung des Ortes, im Bereich des Baches, sieht man einige Pappeln, sowie einige Hektar Ackerland, die der Bach berieselt, doch reicht der Ertrag nicht aus, alle hungrigen Mäuler der Oase zu befriedigen. Der Stamm hat sehr wenig Rinder und auch keine große Zahl Pferde, dazu ist das Land zu trocken. Dagegen hält er Schafe und ist in erster Linie großer Kamelzüchter. Zur Aufzucht der Kamele kommt ihm der große Salzreichtum seines Landes sehr zu-statten. Es werden von den Alaschan-Sanden alljährlich viele Kamele nach Urga, Kalgan und Ili verkauft. Von einem Salzsee im Norden von Ding yüan ying wird Salz nach Bau tu verfrachtet.

In diesen traurigen Wüstenwinkel war 1901 der durch seine Fremdenfeindlichkeit bekannte Prinz Tuan auf Veranlassung der Großmächte lebenslänglich verbannt worden. Ich kann es ihm daher kaum verdenken, daß er, der vorher eine so große Rolle am intrigenreichen Kaiserhofe gespielt hatte, es an diesem langweiligen Ort nicht lange ausgehalten hat und längst verschwunden war, als ich ankam¹⁾.

Die Einwohner von Wang ye fu oder Fu ma fu sind an Fremde gewöhnt. Seit Prschewalskis Zeit haben die großen russischen wissenschaftlichen Expeditionen immer wieder den Ort als Operationsbasis aufgesucht. Im Innern des Städtchens wurde ich darum wiederholt in die sauberen Häuschen eingeladen, an denen tibetische Gebetwimpel gar lustig flatterten. Ich wurde immer wieder mit einem freundlichen russischen: „Sdrawstwuite!“ begrüßt, und zu einem zustimmenden und lobenden Emporhalten des Daumens sagten sie gerne, um ihre Lebensart zu zeigen: „Haroscho! haroscho!“ Allerdings waren damit auch bei den meisten die russischen Kenntnisse erschöpft. Zur Befestigung des russischen Einflusses hat jedenfalls die freundliche, sichere Art des „buria-tischen“ Agenten einer russischen Firma viel beigetragen, die hier eine Filiale errichtet hat. Stolz prangte an der Hausfront ein großer russischer Firmenschild und im Inneren sah es wie in einem europäischen Laden aus, so sauber und hübsch war alles aufgestapelt. Herr Badmaschanow klagte nur, daß die russischen Waren an sich und vollends durch den langen Landtransport so teuer wären, daß sie nur mit großer Mühe den Kampf mit der Konkurrenz der von

¹⁾ Bereits im Februar 1904 hatte der Dao tai in Ning hsia seine vorgesetzte Provinzialbehörde in Lan tschou fu davon unterrichtet, daß der Prinz den ihm angewiesenen Platz verlassen habe.

der Küste aus durch ganz China gesandten Sachen aufnehmen könnten. Einige schöne Stunden ließ mich Badmaschanow in seinem Heim genießen. Wie in Europa hatte er sich seine Wohnung eingerichtet. Er stellte mich seiner jungen Frau vor, die in ihrem buriatischen Nationalkostüm ganz allerliebste aussah, und lud mich zum Essen ein, während ein großer russischer Ofen eine angenehme Wärme verbreitete. Mein Gastgeber war aber trotz allen europäischen Wesens, mit dem er sich umgab, ein strenger Buddhist, vor seinem großen und reich ausgestatteten Hausaltar standen Gerste und Wasser in vielen kleinen Schalen als Opfergaben. Alles war reinlich und sauber, und doch war ich zu Gast im Hause eines jener Mongolen, von denen die Chinesen wegen ihrer angeblich sprichwörtlichen Schmutzigkeit nur immer als „den Stinkenden“ sprechen. Mein freundlicher Wirt mußte mir viel erzählen; er hatte die große Kozlowsche Tibetexpedition vom Jahre 1899—1901 als Dolmetscher begleitet und sich dabei die Sporen verdient. Neben einigen Lamas fand sich später auch ein Tutselaktschi, der eine der beiden Minister des Fürsten, im Hause ein, um sich persönlich zu erkundigen, wer ich sei. Man war bei Hof doch sehr aufgeregt, ob ich nicht etwa ein Missionar wäre. Der Tutselaktschi hielt auch mit seinem Grimm auf die belgischen katholischen Missionen nicht zurück. Die Alaschan-Mongolen, d. h. ihr Fürst, war angeblich zur Zahlung einer im Verhältnis zu den Mitteln des Ländchens ganz ungeheuren Summe verurteilt worden, an der er noch viele Jahre zu zahlen haben wird, weil er die Missionsstation San tau ho, die unweit der Grenze seines Gebiets und wenige Tagereisen nordöstlich von Fu ma fu liegt, im Verein mit chinesischen Banden im Jahre 1900 gebrandschatzt hatte. Die belgischen Patres zogen sich damals durch die Wüste Gobi nach Urga zurück, und als sie auf ihrer Flucht noch nicht weit gekommen waren, sahen sie einen Feuerschein hinter sich; die Feinde hatten bereits ihr Kirchlein angesteckt. Jetzt sollte dieser Schaden wieder bezahlt werden, und dabei glaubten die Mongolen sich übervorteilt. Wahrscheinlich mußten sie eben noch große chinesische Kommissionsgebühren mitbezahlen, denn der Prozeß hatte einen sehr langen Instanzenweg durchlaufen.

Später geleitete mich der Tutselaktschi in das Kloster, das ganz wie ein kleines tibetisches gebaut ist, hierauf zu den mongolischen Prinzen, die nur noch Chinesisch sprechen, und in das leere Haus des Duan wang (Prinz Tuan). Der Fürst oder König von Alaschan, ein Ts'in wang, dem, wie ich hörte, ein gewisser Einfluß auf die Urad- oder Orod-Mongolen¹⁾ zusteht, und den die Mongolen von Bau tu ihren „westlichen König“ nennen, war zur Zeit meines Besuchs ein sehr alter Mann. Er war am Peking Hofe sehr gerne gesehen und reiste wenigstens alle drei Jahre dorthin, was immer den Stamm sehr viel Geld kostete. Auch er war mit einer mandschurischen Prinzessin verheiratet. Es ist erstaunlich, wie sehr der mandschurische Hof den kleinen mongolischen Potentaten flattierte, wie sehr er sich noch nach zweieinhalb Jahrhunderten chinesischer Kultur mit den Nomaden eins zu fühlen schien.

Zum Rückweg aus der Mongolenwüste nach dem Hoang ho-Tal wählte ich die Karrenstraße, die in einem weiten Bogen nach Süden ausholt, so daß die Karren auf ihr in vier bis fünf Tagen nach Ning hsia gelangen.

¹⁾ Diese sollen nach Rockhill, Diary, S. 30, und Mayers, Chinese government, S. 89, in drei Gung, Banner oder Herzogtümer zerfallen und nach Howorth, History of the Mongols, auch Kalmüken (?) sein.

Am 16. Oktober reiste ich von Fu ma fu ab. Es war auf der Hochfläche der Gobi sehr winterlich. Als ich, der Fahrstraße folgend, über den von Westen, von der Wüste her kaum ansteigenden Randpaß südlich der nur auf eine Länge von etwa 80 km wirklich hohen Gipfelkette des Alaschan-Gebirges ritt, blies ein schneidender Wind, der bis auf die Knochen ging und mich ernstlich daran mahnte, daß es nun Zeit sei, Wintermäntel zu kaufen. Meine europäischen Kleider ließen mich die Kälte wie durch ein Spinngewebe empfinden. In dichtem Schneegestöber kam ich leider durch diese Berge, so daß ich nicht viel von der Umgebung sehen konnte.

Am Abend eines zweiten, sehr langen Tagesmarsches traf ich an dem Rendezvousplatz Da tsing kou tse ein, wo ich meiner Anordnung gemäß meine große Bagage zu finden hatte. Doch ich hatte die Rechnung ohne meine Kan su-Chinesen gemacht. Alles Suchen und Fragen in dem kleinen Orte, der nur aus einigen ärmlichen Gasthäusern bestand, half nichts: es war weder meine Karawane noch irgendeine Nachricht von ihr eingetroffen. Ein tödlicher Schreck befahl mich. Es war das erste Mal, daß ich es gewagt hatte, meinen Diener Ma für länger als einen Tag allein zu lassen. Ich hatte geglaubt, nach den vielen Monaten ihn so weit zu kennen, daß ich ihm ruhig meine Sachen anvertrauen könne. Er hatte den Rendezvousplatz selbst herausgesucht, es konnte also kein Irrtum vorliegen. Darum mußte etwas nicht in Ordnung sein. Eine schreckliche Ahnung blitzte in mir auf; Ma war vielleicht mit all meinen Sachen durchgegangen! Ich hatte des lästigen Gewichtes wegen nicht viel Silber mitgenommen, hatte dann unterwegs mehr gebraucht, als ich erwartet hatte, und nur wenige Unzen noch in der Tasche, als ich in Da tsing kou tse ankam. Wenn nun mein Verdacht sich bestätigte, so konnte der mehrtägige Vorsprung nur durch größte Eile wieder hereingeholt werden.

Der Entschluß zur Verfolgung war rasch gefaßt. Ich mußte zu dem Zweck meine kleine Gesellschaft noch einmal teilen, meinen Tumäd-Mongolen mit dem Packtier und einem anderen Pferd, die beide schon sowieso am Ende ihrer Kräfte angekommen waren, in dem Ort zurücklassen. Nur von Liu, dem Koch, begleitet ritt ich eilends in der Richtung auf Ning hsia zurück, von dem uns 70—80 Li trennen sollten. Es war Nacht, als wir aufsaßen und abritten. Ein eisiger Nordwind piff durch die Hoang ho-Ebene.

Bald waren wir durch die Steinwüste hindurch, die einen breiten Saum am Fuß der Alaschan-Berge bildet. Ehe der Mond aufging, hatten wir die Dünenzone erreicht, die sich am Rand des bebauten und bewässerten Landes ausdehnt. Oft verloren wir den Weg. Zwischen den hohen Dünen war es schwer, in der Finsternis die Richtung beizubehalten. Endlich standen wir innerhalb der Kanäle. Da und dort klaffte uns eine Meute an, und wenn wir an Höfe kamen und riefen, um nach dem Weg zu fragen, so gab es außer rasendem Hundegebell selten eine Antwort. Nie wurde aufgemacht. Das tut der Chinese bei Nacht aus Furcht vor Räubern und bösen Geistern höchst ungerne. So kam es, daß wir erst um vier Uhr morgens zwischen den tiefen Kanälen hindurch den Weg nach Ning hsia gefunden hatten, und nun an eines der großen, eisenbeschlagenen Tore pochten. Auch hier erst keine Antwort, dann vielleicht zehnmal hintereinander ein undefinierbarer Laut eines verschlafenen Torwächters. Aber alles Rufen und Poltern half nichts, aufgemacht wurde an keinem der sechs Tore, höchstens, daß die Soldaten über die gestörte Nachtruhe schimpften.

Fröstelnd und zitternd mußten wir in der Kälte warten, bis endlich der Morgen graute. Wenn aber einmal die Stadttore aufgemacht werden, dann beginnt in diesem Lande auch gleich überall das Leben, zumal an den gekürzten Tagen des Winters. In dem Gasthause „Zu den fünf Glückseligkeiten“, in dem ich vorher schon abgestiegen war, nahm man mich sehr gerne und äußerst lebenswürdig wieder auf. Mit Tee und einem Becken warmen Wassers rannte der Wirt sogleich herbei, ohne weiter zu fragen, und dann begann er alsbald: „Das ist schön, daß du wieder gekommen bist; du, dein Diener Ma sieng seng ist mir noch 8 Tael schuldig. Er ist ganz plötzlich mit den Packtieren abgereist und hat diese Rechnung zurückgelassen, indem er sagte, du kommest wieder und werdest die Rechnung sicher begleichen.“ Wie ein Lauffeuer verbreitete sich das Gerücht, daß ich zurückgekommen sei. Ein Teppichhändler eilte herbei und verlangte 5 Tael, mein Diener habe bei ihm einen großen Teppich gekauft und ihn nur zur Hälfte bezahlt; der Besitzer eines besseren Kochgeschäftes der Stadt kam mit einer Rechnung von 10 Tael für ein großes Diner und für Schnaps extra 5 Tael, auch eine unbezahlte Rechnung für Sing song girls wurde präsentiert; ich war ganz erstaunt, was es in dieser Wüstenstadt alles gab.

Ich konnte den Leuten nur meine 8 Tael, mein ganzes Barvermögen, hinstrecken und erklären, so viel habe ich selbst nur noch und sei doch so weit von meiner Heimat weg. Gefolgt von der Gläubigerschar ging's dann in den Ya men des Hsien. Man empfing mich dort mit gewohnter Höflichkeit und bekannter eisiger Würde, setzte eine Teetasse neben mich auf das Tischchen, erkundigte sich dann des langen und breiten nach allem, verlangte erst noch einen zweiten Bericht, der protokolliert wurde, lächelte verbindlichst und erklärte, es sei allerdings ein sehr peinliches Vorkommnis und jedenfalls für mich sehr schmerzlich, aber im Ya men wüßten sie auch nicht, wohin mein Diener und meine Maultiere gegangen, und wie sie zu fangen seien. Ich bat, mir wenigstens Pferde zu leihen, ich versprach dafür zu zahlen, sowie ich meine Sachen wieder bekommen hätte. „Wir haben hier leider gar keine Pferde im Ya men,“ bekam ich zur Antwort. Nun ging ich zum zweiten Hsien. Wieder gab es lange Verhandlungen, Protokoll, Verhör meines Dieners und der Kaufleute. Auch dort wurde schließlich erklärt, es sei ein schwieriger Fall und man bedaure eben, keine Pferde zu haben. Als ich zu meinem früheren Gaste, dem Stadtkommandanten, kam, bei dem jede Nacht die Schlüssel der Stadttore abgegeben werden müssen, traf ich den Herrn gerade bei der Rückkehr von seinem Morgenritt. Sein Bogen und seine Pfeile, die in einem wunderhübsch eingelegten Köcher steckten, wurden eben an die Wand gehängt. Ich erfuhr hier, die Hsien hätten zwanzig Pferde zu Polizei- und Postzwecken im Stalle stehen, er aber habe nur ein Privatpferd, das er mir aber gerne sofort zu dem Preise, den er selbst bezahlt habe, nämlich nur 100 Tael, verkaufen würde. Er sei selber nur der Stadtkommandant und meine Sache gehe ihn weiter nichts an, außerdem seien die beiden Unterpräfekten (hsien) nicht seine Freunde, er könne also nichts für mich tun. Ich solle aber zum Präfekten gehen. Ich ging nun gleich zum Höchsten im Ort, zum Dao tai. Dort wurde endlich mein Paß auch ohne vorherige Bezahlung einer Geldsumme anerkannt; es war zu meinem Glück die Expedition Filchner-Tafel zwei Jahre zuvor amtlich von Lan tshou fu angesagt gewesen. Durch die Vermittlung des Dao tai erhielt ich jetzt von einem der

Hsien zwei Pferde geliehen und Liu blieb mit meinen zwei ermatteten Tieren gewissermaßen als Pfand zurück. Begleitet von einem Ma fu, einem Pferdeknecht des Ya men, ritt ich nun aus der Stadt, aber es war mittlerweile beinahe Mittag geworden. Die Spur, die meine Erkundigungen ergaben, führte zuerst südlich, dann außen um die Stadt herum nach Norden. Zum Glück gab es immer wieder Chinesen, die mir mit ziemlicher Bestimmtheit sagen konnten, daß sie Leute, auf die meine Beschreibung paßte, gesehen hätten; denn große Maultierhengste sind in jener Gegend eine ziemlich seltene Erscheinung. Wir ritten sehr scharf Galopp und Trab; die beiden Postpferde waren zwar schlecht, aber sie liefen wenigstens vorwärts. Gegen Abend konnten wir die Pferde wechseln. Um 9 Uhr abends erklärte der Postreiter, sein Opium rauchen zu müssen. Er war von diesem Genußmittel so abhängig, daß er sich jetzt kaum mehr im Sattel halten konnte. Da ritt ich allein weiter in der Richtung nach Sche tsui tse. Ich hatte mittlerweile erfahren, wo meine Karawane die Nacht zuvor verbracht, und auch, daß Ma sich nach einer Fähre über den Fluß erkundigt hatte, und so drängte ich mehr als je vorwärts. Ich befand mich aber nicht auf der Hauptstraße, Dünen, Kanäle und unter Wasser gesetzte Felder bereiteten mir in dieser Nacht neue Schwierigkeiten. Ehe der Mond aufgegangen war, hatte es zu schneien begonnen. Langsam tappte das unsichere Pony mit mir vorwärts. Endlich, es war eben Morgen geworden, kam ich in einen kleinen Ort. Dort sah ich jemand in einem Hofe Maultiere beladen — es war Ma. Der kleine Mann zuckte zusammen, als ich so plötzlich mitten im Hof erschien und ruhig meine Kisten inspizierte.

Dann aber begrüßte er mich mit den höflichsten Worten. Er hoffte, ich würde mit ihm zufrieden sein, er habe auf meine Maultiere sehr acht gegeben, aber leider den Rendezvousplatz nicht beizeiten erreichen können, der liege doch in einer anderen Richtung und weiter weg, als er zuerst gehört habe. Mit bewunderungswürdiger Frechheit suchte er den Diebstahlsversuch auf ein Mißverständnis hinauszuschieben und gab jetzt einen ungefähr ähnlich lautenden Ort ganz im Norden bei San tau ho als Treffpunkt an.

Ich habe den Mann daraufhin auf der Stelle entlassen. Er hatte zudem die letzten Monate das Opiumrauchen angefangen und ich wollte mit ihm nichts mehr zu tun haben. Kurz darauf, am selben Morgen noch, trat ich den Rückweg an und sammelte wieder langsam meine Gesellschaft zusammen. Sonderbarerweise fehlte vom Gepäck fast nichts. Ma hatte offenbar den anderen Diener noch nicht auf seiner Seite gehabt, wollte noch Zeit gewinnen und abwarten, ob ich ihn wirklich finden würde. Wäre ich ihm nicht so rasch gefolgt, so wäre ich sicher um „meine ganze Habe“ gekommen. Ich hatte in den Kisten auch alle meine Schecks auf die chinesischen Banken verwahrt gehabt. Davon wußte aber Ma wohl nichts.

Ein paar Wochen später, in Lan tschou fu, erfuhr ich vom dortigen Nie tai, daß Ma allerdings einst in seinem Ya men angestellt war, daß er aber wegen verschiedener größerer Unterschleife bestraft und entlassen werden mußte. Der Nie tai beglückwünschte mich noch zu dem guten Ausgang. „Er ist ein schlechter Mensch,“ meinte der alte Herr, „wer konnte ihn dir nur anempfehlen?“ Zum Schluß stellte es sich noch heraus, daß sein Patent, das seinen blauen Knopf bestätigen sollte, gefälscht war. Er hatte gar nicht das Recht, einen solchen zu tragen. Wäre deshalb Ma nicht wieder von seiner Heimat geflohen, so wäre

es ihm wohl sehr schlecht ergangen, denn das chinesische Gesetz versteht darin keinen Spaß.

Seither sind Jahre vergangen. Oft denke ich jetzt mit Vergnügen an die vielen Streiche dieses geriebenen kleinen Mannes. Dutzende seiner Stückchen, die ich leider in diesem Buche nicht erzählen kann, erinnern an die Geschichte des berühmten Persers Hadji Baba von Ispahan. Er liebte Wein, Weib und Opium. Wenn er aber unterwegs nach dem Ortsnamen sich erkundigen sollte, kam er oft mit der Antwort zurück: „Ich sah keinen Menschen, nur einige Frauen waren in dem Orte.“

Um einige Erfahrungen reicher zog ich auf der Hauptstraße das Hoang ho-Tal aufwärts. Ich hatte mich zu aller Aufregung hin tüchtig erkältet und ein heftiges Fieber durchschüttelte meinen Körper. Darum war ich auch damals noch besonders schlecht auf meinen Ma zu sprechen.

Die Nächte waren um jene Zeit schon bitter kalt; auch am Tage blieb es frostig, wenn je einmal die Sonne nicht durchkam. Das trockene, ewig sonnige Wetter des kontinentalen, zentralasiatischen Winters hatte aber Ende Oktober eingesetzt und so gewann es fast täglich die warme Sonne. In den Tälern, die bei einer geographischen Breite wie etwa Sizilien eine Meereshöhe von 1200 und bald darauf 1500 m zeigten, erwärmte sich die Luft darum fast jeden Morgen außerordentlich rasch und erreichte Maxima bis zu + 14°.

Von Ning hsia fu bis zur Stadt Tschung wei hsien führt die Straße — ich reiste auf der kaiserlichen Heerstraße — zwischen Feldern, und das Tal des Hoang ho war stets sehr gut angebaut. Aus Lehm und Backstein gebaut, standen alle 5 km fünf alte große Meilensteine neben einem kleinen Turm und einem Wachhaus, an dessen Tor mit Farben Soldaten mit Bogen, Pfeilen und Schwertern gemalt waren. Fliegende Händler, Spezialisten in „yu pin“, d. h. in Öl gebackenen Kuchen, in Paprikanudeln, Birnen, Nußkernen fanden sich immer wieder an trockenen Plätzen zwischen kilometerlangen Wegstrecken, die wie die anstoßenden Felder unter Wasser gesetzt waren. Rechter Hand von meiner Straße hatte ich dabei die Ausläufer des Alaschan-Gebirges als mäßig hohe Berge. In den Tälern dazwischen tauchten Teile der großen Mauer auf. Diese ist aber hier nur lückenhaft, sehr schlecht erhalten und ganz aus gestampftem Lehm. Ich glaube, daß sie auf dieser Strecke auch nie vollkommen geschlossen war. In der Ming-Zeit, die ja im Osten und auch im Norden die Hauptbauperiode der langen Mauer darstellt, scheint man hier keinerlei Verstärkung für nötig gefunden zu haben. Sehr reich scheinen die Bewohner nie gewesen zu sein. Es fällt in Kan su auf, wie wenig alte Steintafeln, Monumente (Pai lu) im Vergleich zu anderen Provinzen auf den Feldern stehen. Zwei heute kaum mehr erkennbare alte Grabstätten mit umgestürzten Tierfiguren davor waren das einzig Interessante auf dieser Strecke, kein Mensch aber konnte mir sagen, wem die Grabdenkmale angehörten; nur auf Grund der Ähnlichkeit mit anderen Fürstengräbern an der Grenze und auf Grund einzelner Zeichen möchte ich darin Monumente vom Hsi Hsia-Reich vermuten.

Ein wichtiger Ort dieses Teils des Hoang ho-Tales ist Tschung wei hsien, das etwa 20 000 Einwohner in der Stadt allein haben mag und wegen seines Reisbaues berühmt ist. Es ist ein rötlicher, kleinkörniger Reis, der für sehr gesund gilt und weit herum in Kan su verhandelt wird. Auch die Umgebung des Ortes ist dicht bevölkert und der Distrikt sehr groß und weit; wo es nur

irgend geht, ist die Talebene bewässert. Darum kann auch der Hsien von Tschung wei ein jährliches Einkommen von 25 000 Tael für sich in die Tasche schieben, ohne Gefahr zu laufen, bei seinen Bauern wegen besonderer Härte mißlieblich und bei seinen Vorgesetzten angeklagt zu werden. Die Sekretäre und Steuereintreiber „machen“ wohl selber noch eine ähnliche Summe. Die Pfründe von Tschung wei hsien steht in der Provinz Kan su an siebenter Stelle¹⁾.

Unweit westlich von der Stadt tritt der Sand der Gobiwüste in ungeheuren Massen auf und reicht an einer Stelle bis dicht an den Gelben Fluß. Die großen Hoang ho-Taloasen haben hier ihr oberes Ende.

Ich setzte südlich von Tschung wei hsien wieder über den Fluß und verließ damit die Hauptstraße nach Lan tschou fu, der Hauptstadt der Provinz Kan su. Ich wollte versuchen, dem Hoang ho aufwärts zu folgen, der auf der Strecke von Tschung wei an bis nach Lan tschou fu bisher weder mappiert noch von einem Reisenden beschrieben worden ist.

Der Flußverkehr auf dem Hoang ho war an jenem 24. Oktober, an dem ich mich auf der Fähre 3 km südlich von der Stadt übersetzen ließ, ein recht lebhafter. Die dortige Flußzollstation ist sehr bedeutend, denn es werden hier alle Massengüter, wie Holz, Wolle, Häute, die von weiter oben, ja von den Grenzen Tibets auf Lederschläuchen und Holzflößen herabkommen, verzollt und in die flachgehenden Pappelholzboote verladen, die bis hierher regelmäßig und ohne große Mühe von Bau tu und Ho kou heraufgetreidelt werden. Die Strecke des Hoang ho von Bau tu über Ning hsia bis Tschung wei ist die nutzbarste des ganzen Gelben Flusses, war auch verschiedene Male schon für eine Dampfbootverbindung in Aussicht genommen. Das einzige Hindernis ist der strenge Winter, der hier während dreier Monate den Fluß gefrieren läßt. Auch hört die leichte Schiffbarkeit leider lange, ehe das strategisch wie administrativ wichtige Lan tschou erreicht ist, auf. Oberhalb von Tschung wei windet sich der Hoang ho in einer engen Felsschlucht mit scharfen Ecken und gefährlichen Klippen, die jedes Jahr ihren Tribut an Menschenleben verlangen. Der Ho, der Hoang ho, ist nirgends von der Nützlichkeit, von der leichten Schiffbarkeit wie der Kiang, der Yang tse kiang²⁾.

Kurz nachdem ich den Fährplatz³⁾ verlassen hatte, befand ich mich schon zwischen Bergen, und die Flußrinne selbst war so eng und steil, daß ich erst 3 $\frac{1}{2}$ Tage später in dem Orte Da miao das Ufer wieder erreichen konnte. Alles umliegende Land ist sehr dünn bevölkert. Die Regenarmut ist zu groß. Nur wo künstliche Bewässerung möglich ist, sieht man Felder und Höfe. Da die

¹⁾ Für die beste Pfründe der Provinz galt die des Unterpräfekten von Ts'in tschou, die etwa 50 000 Tael jährlich einbringen kann, dann die des Ho tschou mit 30 000 Tael, Di dao tschou 30 000 Tael, Wu wei hsien in der Liang tschou-Stadt usw. Man vergleiche damit die Stelle eines Hsien von Hoan hsien in der Präfektur King yang fu (s. S. 114), das wegen des allzu dicken Lösses sehr arm ist, vor allem aber auch keinen Durchgangsverkehr und darum nur geringe Zolleinnahmen hat. Der einem Hsien, also einem Mandarin von der siebenten Rangklasse, wirklich zustehende Jahresgehalt war 60 Tael (etwa 180 Mark), der eines Fu, Präfekten, 80 Tael (etwa 240 Mark).

²⁾ Aus Briefen habe ich inzwischen erfahren, daß Alphonse Spingaerd 1912 von Bau tu bis in die Gegend von Tschung wei eine Heckraddampfpinasse versucht hat.

³⁾ Der Hoang ho hat hier ein wenige hundert Meter breites Kiesbett, fließt sehr langsam, und in einer halben Stunde war meine Gesellschaft schon vollzählig am anderen Ufer.

Gegend deshalb wegen ihrer Räuber verschrien ist, gab mir der Hsien von Tschung wei zwei Soldaten zur Begleitung mit.

Die größte Schwierigkeit fand ich in der Beschaffung von Pferdefutter. Öfters mußte ich die Tiere mit Hirse füttern, was gar leicht Verdauungsstörungen bei ihnen hervorruft. Am zweiten Reisetage hinter Tschung wei sah ich auf eine Entfernung von 40 km nur zwei Orte am Wege, mit je zwei Familien zu je sieben Köpfen. Sonst gab es weit und breit keinen Hof und keine Ortschaft. Auf den Höhen, die eine dünne Lößdecke zeigen, wächst sehr wenig Gras. Mein Nachtquartier hatte ich in einem Gutshof, wo ein sechzigjähriger Chinese patriarchalisch mit seinen zwei Frauen, drei Kindern und acht Kindeskindern und einigen Verwandten als Knechten wohnte. Der Hof bildete eine kleine Festung, so abgeschlossen war alles; und seine Bewohner hatten ein kleines Arsenal von Schwertern, Speißen und Gewehren. Sonst aber hatten sie trotz ihres armen Landes wohl gar wenig von draußen, höchstens vielleicht den Kattun zu ihren Sommerkleidern, ihre wenigen Eisengeräte und ihre Strohhüte. Das Vermögen des Mannes bestand in seinen Schafen und Ziegen. Aus ihrer Wolle machten sie Pelzmäntel und Filze¹⁾.

In Filzjacken und Filzmäntel kleidet sich im Winter ein großer Teil der Bewohner von Kan su. Und was sie an Wolle dazu nicht verwenden, das verkaufen sie an den Yang hang, an den Agenten der europäischen Firmen in Tientsin.

Mein Wirt, in dessen Privathaus ich an jenem Abend aufgenommen war, war ein ungewöhnlich intelligenter Bauer. Er war in jungen Jahren weit „unter dem Himmel“, wie er sich ausdrückte, herumgekommen. Bei meiner Ankunft versteckte er rasch alle seine Götterbilder, und erst, als er sah, daß ich in meinem Gepäck einige chinesische Bronzegötter hatte, brachte er seine geliebten heimatischen Penaten wieder heraus. Diese waren teilweise aus Ton, teilweise nur kleine Brettchen mit den Namen von Schutzpatronen, von früheren Generalen und Kaisern Chinas und von seinen Ahnen. Der Mann war sehr erstaunt, daß es auch Ausländer gebe, welche die chinesischen Götter nicht schlecht machen. Er war die ganze Zeit sehr freundlich gegen mich. Er wußte auch gar sehr zu würdigen, daß er sein Vermögen nur den gesteigerten Wollpreisen verdankte, welche die europäische Nachfrage hervorgerufen hatte, eine Ehrlichkeit, die man auch bei dem höflichsten Chinesen selten antrifft. Sein Vater war in der Rebellionszeit gänzlich verarmt und hatte ihm einen niedergebrannten Hof zurückgelassen. Nun bestellte er nur zum allernotwendigsten Auskommen die Felder, in der Hauptsache betrieb er Schafzucht.

Spät am Abend saß er noch still neben mir, schmauchte seine lange Metallpfeife und sah mir bei meinen Arbeiten und bei der Niederschrift des Tagebuches

¹⁾ Bei der Filzbereitung in Kan su wird erst die Wolle mit einem großen Bogen durch Anziehen und Losschnellen der Sehne aufgelockert wie bei der Verarbeitung von Baumwolle, dann wird die lockere Wolle auf einer Bambusmatte in gewünschter Dicke und Form sorgfältig mit der Hand aufgestreut und vorsichtig mit Wasser angefeuchtet, wozu der Chinese natürlich den Mund gebraucht, denn mit dem Munde einen fein verteilten Spray zu erzeugen, versteht der Chinese meisterlich, wie ja auch die chinesischen Laundry-Leute in England und Amerika nie anders ihre Wäsche anfeuchten. Weiterhin wird die Wolle in der Matte aufgerollt und nun erst mit den Füßen gepreßt und gerollt und zum Schlusse noch in der Bambusmatte in einen Bach gelegt. Der chinesische Filz ist sehr dick und schwer. Der größte Teil ist aber mit Sand oder Kleie beschwert und verfälscht.

zu. Plötzlich unterbrach er die Stille: „Du bist ganz wie der Tschou da jen. — Kennst du nicht die Geschichte von Liu da lao ye und seinem Herrn Tschou?“¹⁾ Ich wußte die Geschichte natürlich nicht. „Liu,“ so fuhr der Bauer fort — ich lasse aber die Titel beiseite, die mein Gewährsmann stets wiederholte — „der war angestellt, der ‚aß das Essen‘ bei Tschou. Dieser war ein hoher Beamter, besaß aber noch viele Ländereien und viele große Geschäfte in der Stadt. Jahrelang hatte Liu dem Herrn die Rechnung geführt. Er hatte wohl viel zu tun, war aber wegen seiner Stellung sehr angesehen und ging immer in Samt und Seide. Er hatte ein Pfandhaus unter sich und war eine Art Direktor. Eines Tages aber kündigte er und verließ seinen Posten zum großen Schmerze seines Herrn. Dieser stellte der Reihe nach verschiedene Leute an, aber bei keinem wollten die Geschäfte ebenso blühen wie unter Liu. Tschou entschloß sich deshalb, seinen früheren Angestellten zu besuchen. Endlich fand er das Dorf, wo jener beheimatet war, fand auch sein Haus. Dort wurde ihm gesagt, Liu sei auf dem Felde, und Tschou suchte ihn draußen auf. In einer Ecke des Feldes sah er die Ochsen grasen, die ihm bezeichnet worden waren, aber den Mann konnte er lange nicht entdecken. Schier wäre er aber beim Suchen auf ihn getreten. Liu hatte seinen verschossenen Kattunkittel ausgezogen und schlief wie ein Tagelöhner mit nacktem Oberkörper in einer Ackerfurche. Mitleidig rief der Herr seinen alten Direktor an und forderte ihn auf, da es ihm anscheinend schlecht gehe, doch gleich mit ihm nach der Stadt zurückzufahren, dort könne er sich wieder in Seide kleiden, auch werde er ihm einen Rang, einen Knopf kaufen. Liu aber lächelte daraufhin nur. ‚Sieh, Herr,‘ meinte Liu, ‚das schönste ist, Bauer zu sein, einen Acker selbst zu pflügen und zu eggen. Hier habe ich keine Sorgen. In der Stadt aber und als Leiter eines großen Geschäftes muß ich achten, daß ich standesgemäß gekleidet bin, muß mich mit vielen Dienern herumärgern und habe keine Ruhe bei Nacht und bei Tag.‘ — Ich bin auch in Schanghai gewesen, habe dort viele Europäer gesehen,“ meinte mein Hauswirt weiter, „aber nirgends habe ich einen Europäer gesehen, dem ich das Verständnis für solche Gedanken zutraute.“

Bald südlich von Tschung wei trifft man in den zunächst breiten, oben abgeflachten Bergmassen noch einzelne höhere Kuen lun-Ketten, Bergzüge, die mit einer N 70—75° W ziehenden Streichrichtung von dem ausgedehnten Gebirge herkommen, das wir auf allen unseren Karten als Nan schan oder Südberg eingetragen finden. Die Bezeichnung rührt daher, daß die ersten europäischen Reisenden, als sie, von Norden, von der Wüste Gobi her kommend, nach dem Namen des Gebirges fragten, von den Bewohnern die echt chinesische Antwort erhielten: Nan schan, „Berge im Süden“.

Diese Ketten, die vom 95. Längegrad an in südöstlicher oder ost-südöstlicher Richtung streichen, setzen sich als stattliche Felsrücken, die nur ganz allmählich an Höhe abnehmen, auch noch weit über das rechte Hoang ho-Ufer fort. Es kostete mich große Mühe, in diesem Bergland den Hoang ho, der sich müh-

¹⁾ Tschou da jen, die Exzellenz oder Hochwohlgeborene Herr Tschou. Das Chinesische ist die an Titeln und Anreden reichste Sprache. Eine allgemein gebräuchliche Anrede wie unser „Herr“ gibt es nicht. Selbst die Worte für „Herr“ sind dem Range nach abgestuft. Da jen wird meist mit Exzellenz übersetzt, ist aber noch nicht dasselbe, da es weit hinab in den Rangstufen angewandt wird und anderseits in der Anrede von Gouverneuren und Generalgouverneuren nicht mehr genügt.

sam dazwischen durchzwängt, wiederzusehen. Die Gegend ist wegelos und sehr wenig übersichtlich. Es herrscht ein Labyrinth von Schluchten, und erst nach tagelangen Umwegen fand ich den Fluß wieder beim Orte Da miao. Dort ist eine kleine fruchtbare Talleiste mit einigen Resten von Befestigungen und einem alten Soldatenlager, es zieht nämlich ein Zweig der großen Mauer als verwitterte Lehm-mauer auf der rechten Seite des Hoang ho aufwärts bis nach Lan tshou fu.

Wo nur der steinreiche Grund in Da miao es erlaubt, wachsen zahllose Birnbäume, auf denen gerade große aromatische Birnen von der Art wie die harten wachsgelben Schan tung-Birnen gepflückt und in ganzen Bootsladungen den Fluß hinab verfrachtet wurden. Der Fluß ist dort reißend. Er hat eine Strömung von über 2 m und teilweise 3 m in der Sekunde, ist keine 200 m breit und hinter der schmalen Alluvialterrasse, auf der die Ortschaft steht, steigen links und rechts kahle, felsige Berge bis zu 400 m über die Talsohle empor, ein wildes und großartiges Bild.

Da miao hat etwa 100—120 Familien, zum größten Teil Mohammedaner. Es hält einen Fährbetrieb aufrecht, auch befinden sich unweit davon Kohlen-gruben, in denen eine schlechte Kohle gewonnen wird. Bis hierher können allenfalls noch Boote von Tschung wei hsien heraufgezogen werden; auch diese Strecke ist jedoch sehr gefährlich.

Als ich nach dem Ort Da miao kam, lagen einige Soldaten von Tung fu hsiang darin, die seit der mißglückten Übrumpfung der Burg ihres Herrn das ganze Land abpatrouillierten und alle Hoang ho-Übergänge bewachten, um der geflohenen Anführer habhaft zu werden. In wie großer Achtung und Furcht diese Privatsoldaten bei allen Bewohnern standen, mußte ich leider hier gleich beim Betreten meines Gasthauses erfahren. Die Tung fu hsiang-Leute waren gerade in Kneipen oder am Ufer des Flusses, als der Wirt des einzigen Gasthauses meine Karawane in seinen Hof führte. Meine Leute hatten abgeladen und waren im Begriff, die freistehenden Räume zu beziehen, als jene Soldaten in das Gasthaus zurückkehrten und, obwohl sie selbst nie etwas für ihr Quartier bezahlten, erklärten, sie könnten nicht dulden, daß ein Fremder im selben Hofe wie sie wohne. Es half nichts, daß meine Leute erwiderten, es sei doch genügend Platz für beide vorhanden. Die Soldaten des Tung fu hsiang schlugen sofort im Bewußtsein ihrer Übermacht auf meine Diener ein, ohne daß irgend jemand von den Ortsansässigen dazwischen zu treten wagte. In diesem Augenblick betrat ich das Gasthaus und verlangte natürlich sofort von den Polizeisoldaten aus Tschung wei, die mich geleiteten, sie sollten die Parteien trennen. „Hier können wir nicht einschreiten, dies sind Leute von Exzellenz Tung,“ erhielt ich prompt zur Antwort. Mit den unglaublichsten Ausdrücken begannen die Soldaten Tung fu hsiang's auf mich, den Fremden, zu schimpfen und einer wollte mich gar von hinten auf den Boden reißen. Doch er hatte vergeblich nach meinem Zopf gegriffen. Er hatte vergessen, daß Europäer keinen haben. Ich war damit aber zur Selbstverteidigung gezwungen. Zum Glück gelang es mir auch sogleich, einem meiner Angreifer die Waffe zu entreißen und dann die ganze Gesellschaft mit Ausnahme von einem aus dem Hof zu drängen. Den einen wollte ich durch meine beiden Polizeisoldaten verhaften lassen. Es war aber nur noch einer von meiner „Schutzwache“ in meiner Nähe und der machte auf dem schmutzigen Boden des Hofes Ko tou vor mir und bat mich mit jammerwürdiger Stimme, so etwas von ihm nicht zu verlangen, er könne das auch

nicht tun, ohne daß sein Herr, der vier Tagereisen entfernt wohnte, es ihm befehle. Seinen Kollegen aber suchte ich vergebens, der hatte sich längst dünne gemacht. Beide fürchteten nämlich für später die Rache der Tung fu hsiang-Leute. Ich mußte also den letzten Tung fu hsiang-Krieger auch noch hinauslassen. Damit die Leute aber keine Dummheiten machen konnten, hatte ich ihre sämtlichen Waffen (ein Gewehr und sechs Säbel) zurückbehalten. Meine chinesischen Diener wanden sich mittlerweile am Boden. Sie schimpften, sie seien halbtot geschlagen worden, weil sie mir, einem Fremden, dienten. Zwei davon verlangten ihren Gehalt und ihre sofortige Entlassung.

Aber nur einer blutete ziemlich stark an der Schläfe, er hatte einen Säbelhieb erwischt — die meisten hatten nur tüchtige Schrammen. Erst das Versprechen eines Schmerzensgeldes von je einem halben Monatsgehalt brachte sie wieder in bessere Stimmung. Da es am Orte, wie auch weit in der Umgebung, keinen Beamten geben sollte, so verlangte ich den Dorfältesten zu sehen. Er ist nach chinesischem Gebrauch für den Frieden in seiner Gemarkung in erster Linie verantwortlich. Auch hier hieß es natürlich, es gebe keinen, er sei krank, er sei über Land, und niemand zeigte mir sein Haus. Spät am Abend kamen drei alte Mollah, die mit mir über die Angelegenheit verhandeln, d. h. die Waffen wieder haben wollten. Unklugerweise sagte ich diesen, ich müsse mich darüber beschweren, daß ein Tung fu hsiang, der doch nur als Privatmann aufzufassen sei, überhaupt noch Soldaten halte. „Bringe uns nicht ins Unglück,“ riefen da alle drei, „es ist ja unser Fehler, daß wir nicht eingeschritten sind; die Raufbolde sind aber betrunkene Theaterbesucher und keine Soldaten von Tung fu hsiang.“ Als ich unter Hinweis auf die Waffen gegen diese Auslegung protestierte, sollten die Raufbolde nun plötzlich kaiserliche Soldaten gewesen sein. Ich verlangte als Beweis die Pässe und Nationale zu sehen. Wenn auch im alten China die Soldaten sehr oft bewaffnet in Zivilkleidung¹⁾ über Land reisten, so durfte doch keiner mit Waffen in der Hand ohne einen schriftlichen Ausweis die Garnison verlassen, und Privatleute durften anderseits keine Schußwaffen besitzen. So mußten die drei Mollah mir am Ende doch zugeben, daß es Leute von der Leibwache des Tung fu hsiang gewesen seien. Sie baten mich aber, die Sache doch ja nicht bei der Behörde anzuzeigen und wollten mir, um mich willfährig zu stimmen, chinesische Süßigkeiten, Brot und Früchte schenken.

„Wenn du uns anzeigst, so ißt der Hsien und der Tung fu hsiang unser ganzes Vermögen und wir armen Dorfbewohner haben doch nichts getan.“ Ich wollte aber von einer Anzeige bei der Provinzialbehörde nicht abstehen und versprach nur, die Unterstützung der Dorfältesten anzuerkennen, wenn sie mir behilflich seien, das corpus delicti, das Gewehr und die Schwerter, zum Distriktsmandarin nach Tsing yüan hsien zu schaffen. Dies wurde zugesagt. Und so zog ich ab, eine Strecke hinter mir drein die Tung fu hsiang-Leute.

Unbelästigt reiste ich drei lange Tagereisen weiter nach der nächsten Stadt Tsing yüan hsien. Der Weg führte durch eine wilde Gegend, selten waren darin Felder zu sehen. Ich hatte einen hohen Paß zu überschreiten, den Tai huo schan und Da tschang schan, der für die Lasttiere ein schweres Stück Arbeit abgab.

¹⁾ Die Uniform des eigentlichen chinesischen Heeres (der Lü Ying-Bataillone) bestand bis vor kurzem nur aus einer kurzen roten oder gelben Baumwolltuchjacke, auf der mit großen Schriftzeichen die Kommandobehörde zu lesen war. Zur Zeit meiner Reise war diese Uniformierung in Westchina noch allgemein im Gebrauch.

Immer wieder brachen sie unter ihren Lasten zusammen. An einzelnen Stellen mußten selbst die sonst so sicheren Maultiere einzeln von vorn und hinten gehalten und so weitergeführt werden. Ich hatte allerdings ganz besonders schwierige Verhältnisse vorgefunden. Es lag eine fußhohe dichte Schneedecke oben, dabei zeigte das Thermometer bei einem heftigen Nordwestwind noch um 12 Uhr mittags 8° Kälte. Vom Hoang ho war während zweier Tage gar nichts zu sehen. Ich mußte einen halbtägigen Abstecher machen, um in die Nähe des Ying wo sche zu gelangen, an einen Felsen in der Mitte des Hoang ho, an dem jedes Jahr viele Flöße scheitern und an dem im Jahr 1900 Mr. Birch, der Begleiter des unglücklichen Kapitäns Watts-Jones, der in Kuei hoa tsch'eng ermordet wurde, das Leben verlor. Nach der einen Lesart ist Mr. Birch ertrunken, als das Floß der beiden an den dicht unter der Wasseroberfläche befindlichen Felsen anstieß und zerschellte, nach einer anderen Lesart hat der Unglückliche sich noch auf ein aus dem Wasser ragendes Stück Felsen retten können, ist aber dort verhungert, nachdem seine Begleiter vergeblich versucht hatten, ihn herunterzuholen.

Die Chinesen erzählen sich, am Felsen Ying wo sche sitze ein mächtiger Flußgott, der hole sich jeden schlechten Kerl von den Flößen herunter. Es ist also eine Tugendprobe, dort durchzukommen. Kaum eine andere Stelle am Hoang ho ist so wild wie die Schluchten unterhalb Tsing yüan hsien, wo der gelbe Riesenfluß gerade noch die letzten der vielen NW—SO streichenden Felsketten des Kuen lun-Gebirgssystems durchbrochen hat.

Tsing yüan hsien ist ein ruhiges Landstädtchen mit angeblich 800 Familien in einer langen und 2 km breiten Bewässerungsebene mit rotem Tongrund und liegt auf dem rechten Hoang ho-Ufer. Sein Mandarin, natürlich wieder ein steinalter Mann mit einem langen weißen Knebel- und Schnurrbart¹⁾, empfing mich sehr höflich steif. Er stellte so naive, unschuldige Fragen, als hätte er noch nie einen Europäer gesehen und kaum von unserer Existenz etwas vernommen. Beim Anblick der Waffen, die ihm die zwei Polizeisoldaten übergaben, rief er aus: „Die gehen mich nichts an, die gehören Soldaten der großen Exzellenz Tung fu hsiang.“ Er gab sogleich die Waffen an jene tapferen Krieger zurück und wollte damit die Sache für erledigt erklären. Als ich hiergegen protestierte, suchte er mich durch Geschenke und durch eine Einladung zum Essen umzustimmen, und machte den Vorschlag, die Krieger des Tung fu hsiang sollten sich vor ihm bei mir entschuldigen. Das wollten aber jene nicht, sie zogen vielmehr brummend ab.

Während meines Besuches fuhr der hohe Herr einmal unter seine verschiedenen seidenen Amtskleider, kam mit einer kleinen Beute zwischen den Fingern wieder heraus und zerdrückte diese zwischen den langen Fingernägeln, so daß man bei der atemlosen Stille, die bei dieser Pause in dem Amtszimmer entstanden war, einen leisen, aber doch deutlichen Knacks hören konnte. Auch den Gebrauch eines Taschentuchs, den chinesische Beamte sonst gut kennen, schien der Herr in seinem Alter und vielleicht auch in Anbetracht seiner schönen, zolllangen Fingernägel, die teilweise goldene und silberne Futterale zu ihrem Schutz an hatten, längst abgeschafft zu haben. Der Mandarin gab auf meine Frage an, 70 Jahre alt zu sein. Es ist in China ja sehr höflich, sich nach dem Alter zu

¹⁾ Die Chinesen tragen erst mit dem vierzigsten Jahre einen Schnurrbart und erst viel später, im Greisenalter, einen Vollbart.

erkundigen. Er sah allerdings noch viel älter aus und an seinem Gesicht wie an seinen braun gefärbten Fingerspitzen ließ sich leicht ablesen, daß er ein großer Opiumheld war. Wer war dies auch nicht in Kansu, wo das Opium ganz besonders billig war, wo selbst Chinesen mir oft versicherten, daß 70—80 % aller Erwachsenen Opium rauchten?

Ich war oft erstaunt, wie lange Zeit ein Mensch fortgesetzten Opiumgenuß ohne wesentlichen Schaden aushalten konnte. Es hielt für mich sehr schwer, Diener, die nicht Opium rauchten, zu finden. Auch Ma, Yang, wie die meisten meiner Leute, brauchten täglich einige Gramm Opium zu ihrem Wohlbefinden. Hatten sie nicht die Zeit, eine Pfeife zu rauchen, oder trat der allerdings seltene Fall ein, daß es an einem Ort, an dem ich einkehrte, wirklich keine Pfeife und keine Lampe zu entleihen gab — es mußte dann aber ein Ort von höchstens ein oder zwei Häusern sein — so aßen sie das Opium oder benutzten Morphiumpräparate, die es überall, auch in den entlegensten Teilen von China, in Kramläden oder bei umherziehenden Hausierern zu kaufen gab. Die Morphiumpillen wurden ursprünglich zum Abgewöhnen des Opiumgenusses eingeführt, waren aber längst ein eigenes Genußmittel geworden.

Vier Tagereisen trennten mich in Tsing yüan hsien von meinem nächsten und lang ersehnten Ziel, der Provinzialhauptstadt Lan tschou fu. Auch diese letzte Strecke wurde mir nicht leicht, da ich mich nicht an die Karrenstraße, die über die Lößberge hinüberführt und früher (1889) von dem russischen Reisenden Potanin bereist worden ist, sondern an den Felskanal des Flusses hielt. Oberhalb des großen Beckens von Tsing yüan hat der Fluß eine Granitkette mit Pegmatit und verschiedenen Mineraladern durchbrochen, an die im Verlauf der Gebirgsbildung andere Gesteinsschichten angepreßt wurden, so daß in der Felssohle noch eine bunte Reihe von metamorphisierten Gesteinen erscheint. Oben an den Gipfeln aber und weit an den Hängen herab und in die Täler hinein ziehen riesige Massen von Löß, die dem Charakter des Gebiets den Stempel aufdrücken.

An einigen Stellen und in einer Länge von mehreren Kilometern hat sich der Fluß mit einer steilen Rinne von 100 m Breite zu begnügen. Der Weg war dabei für meinen Packzug an der Grenze des Möglichen. Zwei meiner Ponys stürzten auf einem allzu schmalen Pfad in eine Schlucht. Wie die Tiere, nachdem sie sich dreimal überschlagen hatten, doch noch am steilen Hang Fuß fassen konnten, bleibt mir heute noch ein Rätsel. Auf den schlechten Wegen Chinas ist es nicht zweckmäßig, Pferde zu verwenden. Das Temperament der Pferde ist dazu viel zu stürmisch. Sie verlieren allzu leicht die Geduld und laufen achtlos über die gefährlichsten Stellen. Anders und weit besser sind die Maultiere geartet. Es ist rührend anzusehen, wie vorsichtig diese Langohren auftreten. Bleiben die weit ausladenden Lasten an der Seite irgendwo hängen, so werden sie nicht gleich ungeduldig, versuchen nicht die Enge mit Ungestüm zu forcieren, sondern warten auf den Menschen, daß er ihnen helfe. Sie tragen dabei die Lasten infolge ihrer schmal gebauten Kruppe viel ruhiger als die Ponys. Auf einer halbwegs guten Straße machten meine Maultiere mit den drei bis vier Zentnern auf ihrem Rücken in der ersten Stunde am Morgen nur 4 km. Hatten sie aber einmal 30 oder 40 km hinter sich, so war ihre stündliche Leistung stets auf 6 km gestiegen (Tafel XXXII).

Am Abend des zweitletzten Tagesmarsches vor Lan tschou fu zitterte ich aber

doch für meine Habseligkeiten. Ich hielt es damals kaum für möglich, daß die Ausbeute meiner langen Sommerreise noch geborgen werden könnte!

Das Tal des Hoang ho ist dort so dünn besiedelt, daß es Nacht geworden war, ehe ich das nächste Gasthaus erreicht hatte. Der Weg sollte gut bleiben, bis wir dort einträfen, hatte es zuletzt geheißt. Es war das aber nur eine der höflichen chinesischen Antworten gewesen. Der Weg wurde schmaler und schmaler und zuletzt umgab uns noch schwarze, mondlose Finsternis. Zur Linken dicht neben und unter uns rauschte der Fluß in einem Felsgraben in 60—70 m Tiefe. Daß es keine Geländer gab, brauche ich wohl nicht zu sagen. Als mir der Weg allzu gefährlich schien und ich abladen lassen wollte, ging es nicht mehr. Die Lasttiere umzudrehen, war vollends nicht mehr möglich, der Weg war schon zu schmal geworden. Aber selbst bei stockfinsterner Nacht nach einem Marsch von zwölf Stunden auf den allermiserabelsten Bergpfaden gab es bei meinen Maultieren nicht den kleinsten Fehltritt.

Schon am Nachmittag hatte mich der unerwartet schlechte Weg zu der folgenden Notiz

in mein Routenbuch veranlaßt: „Die Karawane zieht langsam weiter und an mir vorüber. Der fortwährend ausgestoßene Ermunterungsruf meiner Leute verhallt in den Schluchten in der Ferne. Ich kann ihn nicht mehr mit anhören und kann es nicht mehr mit ansehen, wie die Tiere am Abhang entlang balancieren.“

Der Anblick eines Packzuges auf den schlechten Stellen der elenden chinesischen Straßen gehörte für mich zum Alleraufregendsten. Ich bin einmal an der Jungfrau in eine Gletscherspalte eingebrochen, habe mich ein andermal am Matterhorngrat mit nur einem Freunde zusammen verstiegen. Aber ich erinnere mich nicht, dabei das gleiche nervöse Prickeln empfunden zu haben. Das passive Mitanschauenmüssen ist weitaus das schlimmste.

Bei dem Orte Hsiao ho kou (d. i. Kleine Klause des Flusses), eine Tagesreise unterhalb von Lan tschou fu, tritt der Hoang ho in das wilde Felsgebirge ein. Während der letzten und noch aktiven Periode der Hoang ho-Talbildung hat der Fluß hier fast nur in die Tiefe erodiert. Ein Tal im Tal ist dadurch entstanden, wie der hier abgebildete Querschnitt (Abb. 11) erkennen läßt. Der Felsgraben, in den heute der Fluß eingeschlossen ist, verengt sich dabei so plötzlich, daß bei dem durch starke Sommerregen der Monsunzeit hervorgerufenen Hochwasser des meiner Reise vorhergegangenen Jahres der Hoang ho oberhalb der Enge um 20 m über seinen normalen Stand gestiegen war, und — als er wieder zurückging — auf den Feldern und Terrassen am Ufer einen feinen, über fußhohen Niederschlag zurückließ¹⁾.

¹⁾ Ich stellte des öfteren die Menge der in 1 cbm Hoang ho-Wasser suspendierten Schlammmassen fest und fand im Mittel nahezu 6 kg; nach einem Regentage in Bau de tschou erhielt ich sogar 6,9 kg pro Kubikmeter.

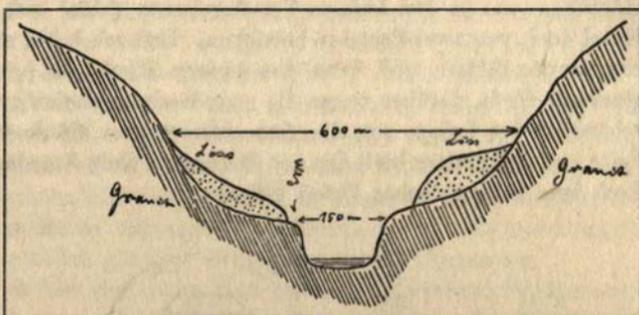


Abb. 11. Hoang ho-Talprofil, 25 km unterhalb von Lan tschou fu.

Am 4. November kam ich in Lan tschou fu an, nachdem ich am letzten Tage nur noch durch das große, lößerfüllte Talbecken dieser Stadt zu reisen gehabt hatte. In der Nacht zuvor gab es noch eine Szene, welche ich meinen Lesern nicht vorenthalten will. Sie scheint mir charakteristisch für das Leben, das Denken und Trachten des armen Kan su-Volkes. Es war sehr spät geworden, bis wir in dem Orte Hsiao ho kou ankamen. Es hatte auch Mühe gekostet, bis sich ein Tor auftat. Als ich endlich in einem kleinen Gasthofs untergebracht war, gab es bald darauf eine böse aussehende Rauferei, Frauen zankten und schrien, und zwei alte Chinesenväter hielten sich gegenseitig an den Zöpfen fest und suchten einer den anderen unterzukriegen und mit den Füßen zu treten und zu stoßen. Obwohl der Hof, in dem ich mit meinen Tieren untergebracht war, nur 8 m auf 8 m Bodenfläche hatte und an zwei Seiten nur je ein niederes Häuschen von je drei kleinen Travéegelassen (kien) sich befand, wurde das Hotel doch von zwei Parteien betrieben. Und ich hatte neun Tiere! Wer nun das neunte füttern und dann das geringe Strohgeld (etwa 25 Pfennig) einstreichen dürfe, darüber waren die zwei Besitzer uneins geworden. Als sie sich schließlich los ließen, zog der eine einen meiner Gäule am Halfter auf seine Seite und der andere hielt ihn am Schwanz. Kein Zureden half und ich wollte doch kein salomonisches Urteil fällen!

玉皇大帝



Abb. 12.
Yü hoang (hwang) ti, der Edelsteinkaiser,
der höchste taoistische Herrscher und Gott
in der unsichtbaren Welt.

IV.

In Kan su und an der Grenze Tibets.

Die Hauptstadt der Provinz Kan su ist Lan tschou fu. Und wenn mir ein Kan su-Mann von seinem Lan tschou fu erzählte und sich ausgedet hatte, was Mehl und Brot, was Tabak und Schnaps dort kosten, so wußte er auch gleich zu berichten, daß es dort ein Weltwunder gebe, nämlich die Schiffbrücke über den großen Gelben Fluß. „So etwas,“ wurde ich versichert, „habt ihr Fremden sicherlich nicht. Unter dem ganzen Himmel gibt es nichts Ähnliches mehr.“

Vom gewöhnlichen Volk wird die Stadt Lan tschou fu meist nur Gao lan hsien genannt, nach dem Titel des Unterpräfekten oder Landrats (hsien), der darin seinen Sitz hat, und mit dem das Volk in erster Linie zu tun hat¹⁾. Die Stadt liegt dicht am rechten Ufer des Hoang ho, wo dieser für eine kurze Strecke auf eine Breite von nur 250 m eingeengt ist. Nirgends weiter auf- und abwärts zeigt der Fluß gleichermaßen günstige Bedingungen zum Übersetzen.

In jedem Winter ist hier der Gelbe Fluß mindestens während 1½ Monaten gefroren, so daß selbst schwer beladene Frachtkarren darüber fahren können. Die Eröffnung dieser natürlichen Eisbrücke, die gegen Ende Dezember stattfand, war von jeher eine große Festlichkeit und wurde mit großem Pomp begangen. Als erster mußte der Gao lan hsien als „fu mu kwan“, d. h. Vater-Mutter-Mandarin, wie der patriarchalisch denkende Chinese seinen Landrat nennt, in seinem Staatswagen und mit zahlreichem Gefolge über das Eis fahren, um damit zu beweisen, daß es tragfähig sei. Im Herbst wie im Frühjahr beim Eisgang war dagegen der Flußverkehr oft tage- und wochenlang gesperrt. Man vermochte höchstens unter Lebensgefahr auf einem Floß von Ziegenschläuchen zwischen den Eisschollen hindurch über den reißenden Strom zu gelangen. War aber im Frühjahr das Eis verschwunden, so wurde auf Kosten der Provinzialregierung die berühmte Schiffbrücke, das eingangs erwähnte Weltwunder, aufgefahren. Zweiundzwanzig breite Pappelholzboote von Kistenform wurden mit schweren Eisenketten und vor allem mit dicken Hanftauen zusammengehalten, wie auf Tafel XXXIV zu erkennen ist. Darüber wurden rohe Bretter gelegt, aber so ungenau, daß selten jemand wagte, über diese Brücke zu reiten. Überall gab es große Löcher, überall wippten und schnappten die Bohlen. Auch das hölzerne Geländer war mehr zum Ansehen als zum Anlehnen da. Die Brücke war auch für Europäer ein Weltwunder, aber freilich nur deshalb, weil

¹⁾ Die Stelle des Gao lan hsien galt für sehr arbeitsreich, aber für eine schlechte Pfründe. Diese Beamten wurden daher meist nach einem Jahr schon auf eine gute Pfründe versetzt. Wenn sie es verstanden, bei ihren hohen Vorgesetzten einen guten Eindruck zu machen und ihnen viele Arbeit abzunehmen, so erhielten sie meist Ts'in tschou im darauffolgenden Jahre. Ich hörte von einem Mandarinen, der dreimal zwischen diesen beiden Ämtern wechselte, d. h. in einem Jahre mußte er darauflegen, im anderen Jahre konnte er wieder gut verdienen.

man sich wundern mußte, daß dieses so schwächlich aussehende Menschenwerk bei der sehr heftigen Strömung des Flusses nicht alljährlich großes Unglück brachte. Auf einigen großen Eisenpfählen, die wie Kanonenrohre aussahen und am Ufer in den Boden eingerammt waren, um die großen Taue und Ketten der Brücke zu halten, fand ich eine Inschrift, aus der zu ersehen war, daß die Brücke schon früh unter den Ming-Kaisern (im 5. Jahr des Kaisers Hung Wu, 1372 n. Chr.) in der jetzigen Weise aufgeföhren worden, also eine viele hundert Jahre alte Einrichtung war. Zur Instandhaltung hatte das Gouvernement jedes Jahr 10 000 Tael (30 000 Mark) auszuzahlen. Und ein paar tausend Tael sollen die Reparaturkosten tatsächlich auch in jedem Sommer verschlungen haben. Kostete doch allein ein Hanftau, wie es zur Verstärkung beim Sommerhochwasser nötig war, an die 1000 Mark unseres Geldes. Für die Beamten aber, die in Lan tschou Vater- und Mutterstelle am Volke vertraten, muß immerhin von den 10 000 Tael noch ein hübsches Taschengeld abgefallen sein¹⁾.

Lan tschou fu ist also Brückenkopf, ist eine Feste, die einen bequemen Hoang ho-Übergang verteidigt. Seit Urzeiten ist der Punkt für wichtig angesehen worden und militärisch besetzt gewesen; wir finden hier schon lange vor Beginn unserer Zeitrechnung, während der Ts'in- und Han-Dynastie, ein befestigtes Lager erwähnt²⁾. Der Gelbe Fluß, der nur, soweit er vor der „Großen Mauer“ draußen strömt, von sichtbarem Nutzen für Land und Leute ist, kann nirgends leicht überschritten werden. In der „Großen chinesischen Ebene“ nicht, wo ihn die Einwohner wegen seiner Zerstörungslust ihren Kummer und ihre Sorge nennen; einen vollen Tag war ich einst auf einem Fährboot, um bei Kai feng fu zwischen den unzähligen und immer in Bewegung und in fortwährendem Wechseln befindlichen Schlammhängen durchzuföhren. An der Eisenbahnlinie Peking-Hankow, in Ho nan, bildete er mit seinem haltlosen Schlammuntergrund selbst für unsere modernen technischen Hilfsmittel ein schwierig zu überwindendes Hindernis. Bei Lung men und auf seinem ganzen Mittellauf ist er bis hinauf nach Lan tschou fu nie bequem, obschon er doch kein sehr wasserreicher Strom ist. Endlich, in Lan tschou, fast am Beginn seines tibetischen Oberlaufes, liegt eine Stelle, wo die beiden Ufer nicht bloß ohne viel Mühe durch

¹⁾ Nach halbjährigen Verhandlungen — die „Eltern des Volks“ wollten lange nichts von einer Änderung wissen — gelang es 1 Jahr nach meiner Ankunft einer deutschen Firma, den Auftrag zu bekommen, einen eisernen Steg über den Fluß zu bauen. Dieser ist in den Jahren 1908—1911 hergestellt worden.

²⁾ In der Feudalzeit Chinas, während der Tschou-Dynastie (1122—255 v. Chr.) grenzte die Markung des heutigen Lan tschou fu an das Gebiet der „Hsi Kiang“ (chines.), worunter man tibetische Nomaden vermutet. Zeitweise war der Platz auch wieder ganz von Hsi Kiang überschwemmt. Zur Zeit der Ts'in-Dynastie (255—206 v. Chr.) und bei den Han (206 v. Chr.—220 n. Chr.) wurde der Bezirk mehr und mehr chinesisch. Die Bezirksstadt lag aber etwas weiter südlich. Die heutige Niederlassung wurde erst von Kaiser Wen ti, dem Gründer der Sui-Dynastie (589—605), angelegt. Während der Tang-Dynastie ging im Jahre 764 wiederum alles an die Tibeter verloren und verblieb diesen mit Unterbrechungen, bis nach 1000 das Hsi Hsia-Reich der Herr wurde. Um 1081 wurde L. endlich wieder von den Chinesen unter dem tapferen Eunuchengeneral Li hsien mit Hilfe der Tibeter erobert, die, soweit sie Ackerbauern waren, in einem Untertanenverhältnis zur Sung-Dynastie standen. (Auch Tsing yüan hsien wurde im gleichen Jahre dem Hsi Hsia-Reich entrissen.) Seither blieb die Stadt immer mit dem Reich vereinigt. Aus dem früheren wechselvollen Schicksal geht aber schon die Wichtigkeit des Platzes hervor.

eine Brücke verbunden werden konnten, sondern wo auch Fahrstraßen zu ihm hinabführen. Die Fahrstraße setzt hier über den Gelben Fluß, die Chinas Kultur mit der Welt des Westens verband. Da bis jetzt in China Wege und vollends Fahrstraßen mehr von den Zufällen der Natur als von dem Willen und der Kunst der Menschen abhängig sind, und Kan su, das keineswegs ein flaches Land ist, recht wenig Fahrstraßen besitzt, so hat natürlich jeder Punkt, wo diese Naturstraße durchkommen konnte, seine besonders hervorragende Bedeutung. Diese Straße, die uralte „Seidenstraße“, führt aus den Urstätten der chinesischen Kultur, aus dem Wei ho-Tal und den Fen ho-Talbecken von Hsi ngan fu aus über Ping liang fu nach Nordwesten, nach Lan tschou fu. Sie weicht ängstlich großen Flüssen aus, die, wie z. B. der obere Wei ho, tiefe Schluchten aus den Bergen herausgewaschen haben und denen nur Reit- und Maultierpfade folgen können. Sie führt quer durchs steinlose Lößland an einigen Lößbächen vorbei und führt oft lange auf Höhenrücken hin. Jedes Jahr reißen zwar die Sommerregen tiefe Löcher aus der Fahrbahn und unterbrechen den Fahrverkehr; Handel und Wandel geht aber in den trockenen Wintermonaten leicht und billig vonstatten. Grob schematisch ausgedrückt folgt diese Straße den Wasserscheiden zwischen Wei-Fluß und oberem Gelben Fluß. Weiter im Norden von ihr liegt der Löß noch dichter; dort, wo es zu der größten Lößdüne geht, ist vollends kein besseres Durchkommen gewesen. Erst wieder außerhalb der „Großen Mauer“ — wie wir gesehen haben — von Tai yüan fu über Sui de tschou—Ning tiao leang geht eine größere Handelsstraße, die aber nur streckenweise Wagenverkehr erlaubt und zwischen den Provinzen Schan si und Schen si auf keineswegs sehr bequeme Weise über den Hoang ho führt. Die nächste größere Verkehrsader, die den Osten mit dem Westen bequem verbindet, ist die Straße Kuei hoa—Bau tu—Ning hsia, die den Gelben Fluß meidet, aber durch Nomadenland führt und deren Sicherheit deshalb ganz von dem mehr oder minder friedlichen Verhalten dieser Nomaden abhängig ist, deshalb auch der Politik wegen in langen Jahrhunderten als Großverkehrsader gar nicht in Betracht kommen konnte.

Aber nicht bloß Hoang ho-Brückenkopf der „Seidenstraße“ ist die Stadt Lan tschou fu. Sie ist auch Knotenpunkt für die Straßen, die sich von Süd-Kan su und Se tschuan heraufziehen, sowie für die Tibetstraßen, die von Hsi ning fu und Ho tschou kommen. Die Stadt ist deshalb auch zum Sitz des Tsung tu oder Tschi t'ai von Schen kan, also zur Residenz eines Vizekönigs gemacht worden. Unter der Mandschu-Dynastie, unter dem Kaiser Kien lung um die Mitte des 18. Jahrhunderts, als die von den Mandschuren geleitete chinesische Macht die Kalmüken völlig niedergedrungen hatte und die großen Gebiete des Westens neu hinzu erobert waren, ist die alte, große Provinz Schen si in ein kleineres Schen si und ein Kan su geteilt worden¹⁾. In Lan tschou fu wurde damals die Stelle des Tsung tu, des Vizekönigs oder Generalgouverneurs, geschaffen, der in erster Linie Kan su als Zivilgouverneur verwaltete, der aber dazu noch

¹⁾ Der Name Kan su (spr.: Gan su) wurde gebildet aus den Schriftzeichen der zwei einst wichtigsten Städte des Westens der Provinz: Kan tschou und Sü tschou. Schen si bedeutet „westlich des Passes“; es ist das Land, das westlich der Enge von Tung kwan ting gelegen ist, die wir im zweiten Kapitel kennen gelernt haben. Schen kan bedeutet also das Vizekönigreich von Schen (si) und Kan (su).

Durch die letzte Revolution ist augenblicklich der Titel Tsung tu abgeschafft und durch „Tu tu“ ersetzt worden.

die allgemeine Aufsicht über die Zivil- und Militärverwaltung von Schen si und den ungeheuren zentralasiatischen Gebieten unter sich hatte, die von den Chinesen Sin kiang (spr.: Hsin Tschiang), d. i. „Neues Grenzgebiet“, genannt werden und das ganze chinesische Turkistan und die Dsungarei (Ili) umfassen. In Hsi ngan fu, der uralten Reichshauptstadt, saß seit dieser Zeit nur ein Gouverneur, ein Fu t'ai oder Hsün fu für Schen si.

Lan tschou fu ist also eine administrativ sehr wichtige, wenn nicht die wichtigste Stadt Zentralasiens geworden. Sie gehört zu den wenigen Plätzen, die während der großen Mohammedanerkämpfe von 1862—1873 dem Kaiser verblieben sind, als in Turkistan unter dem Sarten Yakub Beg ein unabhängiges islamitisch-türkisches Reich entstanden war und in Kan su sowohl das zwei Tagereisen westlich von Lan tschou fu gelegene Ho tschou, als auch Kin tse pu, die im letzten Kapitel genannte Oase von Tung fu hsiang, Zentren einer großen islamitisch-chinesischen Insurrektion geworden waren. Daß es den mohammedanischen Insurgentenführern nicht gelungen war, diesen Knotenpunkt zu besetzen, erleichterte dem Generalissimus Tso ts'ung tang die Zurückeroberung der jahrelang für China verloren gewesenen Provinzen.

Nur einmal in den jahrhundertelangen Streitigkeiten gelang es überhaupt den Mohammedanern, durch die Tore der Stadt hereinzubrechen, aber auch da (1781, wie die Chronik von Lan tschou schreibt) konnten die Hui hui von Ho tschou und die Salaren sich nicht lange darin halten. Es hat den Mohammedanern in China in allen ihren Kämpfen an weitsichtigen Führern gefehlt und die Politik, die sie trieben, scheiterte stets an ihrer Ziellosigkeit und an kleinlichem Egoismus, an der Habsucht des einzelnen.

Die Stadt Lan tschou fu ist von einer für chinesische Begriffe nur mäßig starken Mauer umgeben, die freilich für die mit kurzen Piken und Schwertern bewaffneten Banden der mohammedanischen Mollah ein achtungsgebietendes Hindernis bedeutet haben mag. Die Stadt liegt nach meinen Beobachtungen 1520 m ü. d. M.¹⁾ Sie liegt im oberen Teil einer viele Kilometer langen und breiten, fruchtbaren Alluvialebene, durch die der Hoang ho zumeist auch breit dahinfließt. Südlich und westlich der Stadt steigen ganz nahe den Umfassungsmauern von Löß überzogene rote Tonberge auf, die in den Mohammedanerkriegen des 19. Jahrhunderts befestigt wurden. Von dem nördlichsten, gegen den Fluß hin äußersten Punkte dieser Berge ist die Ansicht der Stadt aufgenommen, die auf Tafel XLIII deren Lage wiedergibt.

Die Stadt Lan tschou fu bedeckt kein großes Areal (s. meine kartogr. Ergebnisse Teil I Blatt 27). Die eigentliche Stadt hatte enge Straßen mit einem unsäglich zerfahrenen Pflaster, in dem ganze Steinplatten fehlten, an dem niemand etwas reparierte, so daß ich es immer zu den größten Qualen rechnete, in einem der federlosen zweirädrigen Wagen auszufahren. Es gehörte aber nun einmal bei den Chinesen zum guten Ton, innerhalb der Städte im Wagen Besuche zu machen. Man saß mit untergeschlagenen Beinen auf einem dünnen Kissen, hielt sich links und rechts krampfhaft an dem Holzgitter des Wagens fest und sah durch einen schwarzen schleierartigen Vorhang hinaus auf die Straße. Wie wenn bei uns ein Kutscher bei einer Toreinfahrt un-

¹⁾ Michaelis 1473 m; Potanin 1495 m; Kreitner-Loczy 1594; Rockhill 1. Reise: 1669 m (?); 2. Reise: 1575 m; Grenard 1494 m; Filchner 1600 m (?).

geschickt über den Randstein fährt, so schmetterte es dort, nur natürlich unausgesetzt, den Kopf bald rechts bald links an die Wagenwand. Kein Wunder, daß die chinesischen Mandarine so oft hundert Stockschläge bei einem Deliquenten für ungenügend hielten. Bei jeder Ausfahrt bekam man auf 100 m schon hundert kräftige Püffe. Die Straßen waren dabei so eng, daß zwei Karren nur mit Mühe aneinander vorbeifahren konnten¹⁾. Es gehörte darum viel Geduld dazu, sich den Verkehr anzusehen und eine Spazierfahrt zu wagen.

Die Stadt ist sehr dicht bebaut, mit sehr schmalen Höfen zwischen den stets einstöckigen Gebäuden. Größere Areale nehmen nur die verschiedenen Amtsgebäude ein; das des Generalgouverneurs und das des Provinzschatzmeisters haben hübsche Parkanlagen. Im Osten, Süden und Westen der eigentlichen Stadt Lan tschou schließen sich noch große, gleichfalls ummauerte Vorstädte an, die heute auch bis auf den letzten Platz von Häusern bedeckt sind. Trotzdem schätze ich die Bevölkerung zusammen mit verschiedenen anderen Kennern der Stadt auf nur 100 000, höchstens 120 000 Einwohner²⁾.

Lan tschou fu's Hauptgeldquelle liegt in seiner Tabakindustrie. Der sogenannte Lan tschou schui yen, d. h. Wasserpfeifentabak, der grünlich gefärbt ist, auf der Zunge stark reizt und sehr fein geschnitten, fast pulverig in den Handel kommt, wird hier hergestellt. Er wird von den Chinesen sehr hoch geschätzt und seit Jahren weit nach dem Süden, nach Se tschuan und in das Yang tse-Tal versandt. In der nächsten Umgebung der Stadt, auf den durch große hölzerne Schöpfräder (Tafel XXXI) berieselbar gemachten Feldern, wird fast nur Tabak angepflanzt³⁾. Es ist eine Art, die ich weiter im Süden nicht gesehen habe, mit breiten, dicken, dunkelgrünen und glänzenden Blättern. Die Pflanzen werden im Herbst sehr vorsichtig aus der Erde gezogen und unter Strohecken getrocknet, damit sie die grüne Farbe behalten. Etwa zwanzig große Hang (Manufakturen) neben siebzig kleinen sind am Platze. In ihnen werden dem Tabak noch allerlei Ingredienzen zugesetzt und die Blätter unter viel Hung ma (Leinölzusatz) zu 1—2 cbm großen Würfeln zusammengehämmert und -gepreßt. Zu gewissen Zeiten sieht man überall an den Straßen kräftige Arbeiter, die solche Würfel mit einem langen Hobel in täglich bis sechzehnständiger Schicht kleinschneiden. Der Handelswert betrug noch in der Stadt 2—3 000 000 Mark.

Jahrelang war in Lan tschou auch eine mechanische Tuchweberei in Betrieb, die noch in den siebziger Jahren vom großen Vizekönig Tso ts'ung tang errichtet

¹⁾ Wie ich mittlerweile erfuhr, soll jetzt das Gouvernement damit umgehen, die Hauptstraßen, die bisher gepflastert waren, zu makadamisieren. Da die Chinesen wenig Sinn für Unterhaltung haben, so wird das wohl nur für kurze Zeit eine Verbesserung bedeuten.

²⁾ Kreitner, „Im fernen Osten“ schätzt die Bevölkerung auf eine halbe Million. Rockhill, „the land of the lamas“ glaubt an 70—80 000 Einwohner, Grenard 76 000 Einwohner, Bell an 40 000 Häuser, Richard's, „Comprehensive Geography of the Chinese Empire“, 1908: 500 000 Einwohner; Filchner in „Bilder aus Kan su“, 1912: 3—400 000 Einwohner. Die hohen Zahlen sind schon deshalb unwahrscheinlich, da nach dem Zensus von 1910 ganz Kan su nur etwa 4 000 000 Einwohner hat und nach dem Zensus von 1831 der ganze Bezirk nur 468 000 Köpfe hatte.

³⁾ Neben Tabak wurde etwas Reis und Baumwolle, Mohn, Weizen usw. gepflanzt, nur am Ufer des Hoang ho und auf den Inseln bedeckten Birnen- und Pflirsichwälder und Jujuben und Weinreben ein großes Areal.

und von vier Deutschen geleitet wurde. Es war aber von den chinesischen Beamten, welche die Aufsicht zu führen hatten, so sehr gestohlen worden, daß der Betrieb schon vor mehr denn zwanzig Jahren als unrentabel wieder aufgegeben worden war.

Die Stadt ist vermöge ihrer Lage natürlich auch ein Zentrum des Durchgangshandels. Holzflöße von mehreren Balkenlagen werden hier auf dem Hoang ho aus Tao tschou-Holz zurechtgezimmert. Mehrere Dutzend ganzer Yakhäute, die mit Luft gefüllt sind, werden zu Sackflößen vereinigt, um darauf Wolle und andere Waren, die auf Kamelen oder auf kleinen Fahrzeugen von Tibet herabkommen, den Fluß hinab weiter zu befördern. 1907 gab es acht größere Läden, wo russische Stoffe von sogenannten Tschan tou hui hui — so nennt man in Kan su die Sarten und die Turkistantürken — verhandelt wurden¹⁾.

Solange ich in der Provinz Kan su war, hatten die Bewohner gegenüber denen anderer Provinzen auffallend wenig fremdländische Artikel im Gebrauch. Die Bevölkerung von Kan su ist ganz besonders rückständig. Der Weg zur Küste ist freilich auch sehr weit und umständlich. Dazu hat 1907 die Provinzialregierung noch ein Handelsmonopol für Glas-, Bronze- und Lackwaren eingeführt und Kan su gilt ohnehin für die ärmste Provinz des Reichs des Mitte. Seine Bilanz soll alljährlich so schlecht ausfallen, daß seit vielen Jahren schon andere Provinzen für sein Defizit aufzukommen haben. Schuld daran sind angeblich die vielen Soldaten, die hier wegen der immer wiederkehrenden Aufstände nötig erscheinen. Der hauptsächliche Grund ist natürlich die Zerstörung und die allgemeine Verarmung, eine Folge der Kriege. Es wurde wohl auch in keiner Provinz so viel gestohlen wie hier; der Kaiser war zu weit weg. Die Bezahlung der direkten Steuer, der Grundtaxe, geschieht hier vielfach in Naturalien. Zu der Kontrolle der Einnahmen aus dieser Steuer werden noch die uraltesten Grundbücher verwendet, während der Bauer selbst auf Grund des neuesten Bestandes seiner Felder besteuert wird. Hierdurch erwerben sich vor allem die Agenten der Ya men große Reichtümer.

Als ich in Lan tschou fu ankam, lebten dort nur wenige Europäer und diese waren nur Missionare. Mein alter Freund, der belgische Père van Dyk, lebte ganz einsam in seiner Mission und begrüßte mich darum besonders herzlich. Ich bezog eine Kamelherberge vor der Stadt ganz nahe der katholischen Mission, so daß wir auch manchmal abends zu einem Plauderstündchen zusammenkommen konnten und keine Stadttore zwischen uns lagen, die hier mit der ersten Dämmerung unwiderruflich geschlossen wurden und Lan tschou und seine Vorstädte in mehrere getrennte Teile zerlegten (Tafel XXXIII). Im Zentrum der Stadt dürfen auch hier keine Mohammedaner wohnen, nur Läden dürfen sie dort halten, müssen aber vor Eintritt der Dunkelheit das Innere der Stadt verlassen haben.

Seit meinem ersten Besuch der Stadt, im Frühjahr 1904, waren große Fortschritte gemacht worden. Der alte, sehr reaktionäre Vizekönig hatte im Sommer 1905 einen Nachfolger erhalten, der in Berlin und Petersburg gewesen war. Dieser hatte Spingaert, den jedem Chinakenner vertrauten Dolmetscher Frei-

¹⁾ Die Zahl der russischen Läden war im Zunehmen. Tschan tou hui hui heißt wörtlich Wickelkopfmohammedaner. Diese Bezeichnung rührt daher, daß die Turkistantürken stets mit einem Turban vor den Chinesen erscheinen.

herrn von Richthofens, abgesandt, um europäische Ingenieure zu suchen, die für die Provinz Kan su eine neue Aera eröffnen sollten. Die Tuchfabrik wollte er wieder aufmachen, Zucker- und Sektfabriken sollten entstehen. Die eine kleine Tagereise südlich von der Stadt liegenden, sehr schönen Kohlenminen sollten mit einer kleinen Bahn leichter erreichbar gemacht werden. Vor allem aber sollte eine Universität und eine Hochschule für technische Fächer eröffnet und aus strategischen Gründen eine eiserne Brücke über den Hoang ho gebaut werden.

So war das Programm beschaffen, von dem in der zeitunglosen Stadt damals jedermann sprach, von dem man aber zumeist nur auf unglaublich verdrehte und entstellte Weise erfuhr. Da eine Provinz in China eine sehr selbständige Einheit darstellte, so hatte der Generalgouverneur auch für Aufbringung eines großen Teiles der Mittel zu sorgen, mit denen sein Programm zur Ausführung gelangen konnte. Er wollte darum noch eine Münze eröffnen, in der ein besonderes Kan su-Geld geprägt werden sollte, und das Silber und Gold dazu wollte er von der Provinzialregierung gewinnen lassen. Er mußte darum auch europäische Hüttenverständige haben; Aussicht auf Minenkonzessionen für Europäer gab es auch hier längst nicht mehr. Daß allerdings Gold, auch Silber in Kan su vorhanden ist, wußte jedermann; denn Kan su grenzt wie Setschuan an Tibet und in den Flüssen an der Grenze wird seit alter Zeit Gold gewaschen.

Während der drei Wochen, die ich in Lan tschou fu weilte, kam ich gerade wegen dieses Programms mannigfach mit den höheren Beamten in Verkehr. Es galt des öfteren chinesische Diners mitzumachen, bei denen die Chinesen so gerne versuchen, ob der Fremde auch trinkfest ist. Namentlich sind ihre Trinkspiele gefährlich, eine Art Morra, bei denen der Verlierende fingerhutgroße Täbchen mit erwärmtem Schnaps leeren muß. Schon aus rein sprachlichen Gründen ist es für Fremde sehr schwer, dabei zu gewinnen. Doch fand ich, daß der gebildete Chinese und Mandschure einem Fremden gegenüber erst auftaut, wenn dieser ihm durch derlei Dinge menschlich nähertritt. Ich habe darum das Spiel bei einem meiner Diener „trocken“ gelernt und in der Folge manchen „Chinesenzopf“ auf mein Gewissen geladen. Es erstaunte mich, zu sehen, ein wie kurzes Exzitationsstadium die Leute besaßen; oder konnten sich wohl alle, die des Guten zuviel getan, musterhaft bemeistern, — solange sie nicht einschliefen? Ein größeres, feierliches Essen gab einmal der Fan tai, der Schatzmeister der Provinz Kan su, der nächste Beamte unter dem Vizekönig, dem damals auch das Fremdenamt der Provinz unterstellt war. Ehe wir uns zum Essen niedersetzten, wurde ich noch um mein „sachverständiges“ Urteil über die neueste Erfindung Seiner Exzellenz befragt. Dem Provinzialschatzmeister war auch die Armierung des Heeres und das Arsenal von Lan tschou unterstellt. Er hatte jetzt eine neue Art von „Dreimannbüchsen“ konstruiert, einen großen Vorderlader, den zwei Soldaten über ihre Schultern legen mußten, während ein dritter richten und abdrücken konnte. Erstaunt über so viel „Findigkeit“ pflichtete ich stillschweigend dem Vorhaben Seiner Exzellenz bei, die bereits einige hundert Stück dieses Modells „Lan tschou 1905“ im Regierungsarsenal in Auftrag gegeben hatte, und zum Dank für den kleinen Rat, den ich gab, daß es vielleicht an einer etwas exponierten Stelle besser wäre, Stahl anstatt Schan si-Eisen zu verwenden, erhielt ich die Photographie des Erfinders.

Bei dem Festessen selber war noch ein Japaner anwesend, der sich für einen Offizier ausgab und der sich auf der Rückreise von Turkistan befand. Er erschien in europäischer Kleidung, seine in der Mitte halblangen, außen und vorn aber rasierten Kopfhaare zeigten jedoch deutlich, daß er es für gewöhnlich vorzog, inkognito als Chinese oder Mongole aufzutreten und einen Zopf zu tragen, denn seine stehengelassenen Haare waren gerade so lang, daß man einen solchen noch anbinden konnte. Er war, wie er uns wiederholt versicherte, auf einer rein wissenschaftlichen Reise und nur ausgezogen, um das „Se bu siang“, das „Vier-nicht-gleich“¹⁾ zu suchen, das seiner Ansicht nach in den Bergen an der russischen Grenze noch vorkommen sollte. Er habe es nur wegen der kriegerischen Verwicklungen seines Landes mit Rußland nicht bekommen können!

Wir saßen bei diesem Diner in einem luftigen, halboffenen, aber sehr hübschen Holzpavillon im großen Fan tai-Garten, in dem Seen mit vielen Brücken und Nachen zwischen dichtem Schilf und Bambusgebüsch lagen. Es war nur schade, daß bei meinem Besuche alles Wasser von einer dicken Eiskruste bedeckt war. Wir Fremden waren aber aufs höchste überrascht, solch einen idyllisch ruhigen und schönen Ort inmitten dieser engen, geräuschvollen Stadt zu finden, und ich ließ mir sagen, daß dieser Garten schon vor mehr als hundert Jahren angelegt worden sei. Drei Stunden lang saßen wir darin, in unsere Wintermäntel gehüllt, zu zehn Personen um einen großen, runden Tisch herum und ließen uns zahllose Gerichte servieren. Nur ein paar Minuten stand jedesmal eine Platte auf dem Tisch, sonst wäre sie auch schon eiskalt geworden. Erst fuhr jeder bei einer neuen Platte mit seinen Eßstäbchen, die er sich der Landessitte nach mit den Lippen reingeleckt hatte, in den gemeinsamen Topf in der Mitte des Tisches, stöberte dort wie die anderen nach einem möglichst guten Brocken und brachte diesen mit vielen Komplimenten auf des Nachbars kleines Porzellanlöffelchen und auf das talergroße Silberplättchen, das in China auch bei den feinsten Festschmäusen die Stelle unseres Tellers vertritt. Dabei ließ die eisige Kälte die Finger steif werden und erschwerte die Bewegungen mit den dünnen Eßstäbchen. Es standen zwar zwei offene Kohlenpfannen neben dem Tische, über denen man sich die Hände warm reiben konnte, aber bald zogen Chinesen und Europäer die Hände scheu in die Pelzärmel der Winterkleider zurück und selbst die besten Esser ließen die Speisen nur noch Revue passieren, meist hatten diese auch nur noch eine gute Oberfläche und bestanden darunter aus einer weniger wohlschmeckenden Füllung, einer dicken rohen Rübe und dergleichen. Die Unterhaltung und das Trinken wurden gegen den Schluß zur Hauptsache und jeder wartete wie immer bei solchen Essen nur noch auf den Reis. Ein chinesisches Diner besteht ja sozusagen nur aus zahllosen Vorspeisen. Das eigentliche Essen bildet auch beim größten Feste, auch wenn drei Stunden lang serviert wird, der gedämpfte Reis, der ganz zum Schluß geboten wird, von dem jedem Gaste ein paar Schüsseln gereicht werden und nach dem man sich sogleich nach Hause zurückbegibt.

¹⁾ Elaphurus Davidianus, chines. Se bu siang, wurde zuerst von Armand David im Kaiserlichen Jagdpark bei Peking entdeckt. Das eigentümliche, hirschartige Tier hat seinen Namen „Vier-nicht-gleich“ von den Chinesen bekommen, weil es das Geweih des Hirsches, die Füße des Rindes, den Schweif des Esels und die Behaarung des Maultieres habe. Die Art gilt heute für ausgestorben. Der Jagdpark, in dem es vorkam, existiert als solcher seit 1900 nicht mehr.

Als ich den Fan tai einmal fragte, wie es komme, daß Tung fu hsiang noch so viele Soldaten halten könne, wurde mir diese Tatsache sofort bestritten und ich erhielt die Antwort: „Tung fu hsiang ist tot, ganz sicher ist er tot!“ Und die Mohammedaner in Da miao und der Mandarin in Tsing yüan sollten alle gelogen haben. Ein Beamter im Fremdenamt sagte mir später, der Tsing yüan hsiang hätte wissen müssen, daß unter keinen Umständen zugegeben werden durfte, Tung fu hsiang habe noch Soldaten; daß er es bejahte, könne ihn sein Amt kosten, wenn ich ihn anzeige.

In Lan tschou fu fand ich meine große Bagage wieder, die mir durch die Liebenswürdigkeit von Mr. Mason auf der direkten, großen Straße von Lung tschü tschai hierher gebracht worden war. Ich bekam hier endlich auch Post aus der Heimat, die ersten Nachrichten, seit ich die Küste verlassen hatte. Ich erfuhr wieder vom Fortgang des russisch-japanischen Krieges, von dem die Mandarine in den Städten am Wege nur immer ganz Vages gehört hatten. Keiner hatte ja Zeitungen, außer in Kuei hoa tsch'eng hatte ich auf meinem ganzen Weg auch keine Poststellen zur Beförderung von Briefen getroffen. Die kaiserliche Poststelle in Lan tschou fu ist selber erst im Sommer 1904 aufgemacht worden, arbeitete in den ersten Jahren noch sehr unregelmäßig und schlecht und wurde nur wenig und nur von Europäern, Missionaren, und einigen Küstenchinesen, die der Handel hierher verschlagen hatte, benützt.

Schwer traf mich in Lan tschou fu die Botschaft von dem Tode meines hochverehrten Lehrers Ferdinand von Richthofen. Zugleich mit der Todesnachricht erreichte mich noch einige Briefe dieses besten Kenners der physischen Verhältnisse Ostasiens. Er hatte mir kurz vor seinem Tode noch weitere Ratschläge gegeben. Auch das Antwortschreiben der kaiserlich deutschen Gesandtschaft in Peking auf die wiederholte dringende Bitte um neue Schutzbriefe und Empfehlungen an die chinesischen Behörden kam hier in meinen Besitz. Als ich im Mai im Orte Hoa yin miao von der Route abwich, die in dem mir ausgestellten Passe bezeichnet war, und ich von den Distriktsmandarinen nicht den üblichen polizeilichen Schutz erhalten konnte, da hatte ich, wie erwähnt, aufs neue meine Reisepläne der Gesandtschaft mitgeteilt und um Empfehlungen nachgesucht. Diese Antwort hielt ich nun in Händen und auf sie hin mußte ich jetzt meine Entscheidungen treffen, wieviel ich von meinem Programm aufzugeben, was ich zu ändern hatte. Der Inhalt des ministeriellen Schreibens war folgender:

Geehrter Herr Doktor!

Ihr Schreiben aus Hoa yin miao vom 7. Mai d. J. ist hier eingegangen. Zu meiner Verwunderung richten Sie darin von neuem das Ersuchen an mich, bei den chinesischen Behörden Schritte zu tun, damit diese Ihnen das Betreten des von tibetischen Stämmen bewohnten Gebietes gestatten. Es dürfte Ihnen noch erinnerlich sein, daß Ihnen bei Ihrer Anwesenheit in Peking im Herbst 1903 klar gemacht worden ist, daß die Chinesen ihren guten Grund haben, die Ausstellung von Pässen für Tibet zu verweigern. Das Wai wu pu würde also auch wohl kaum geneigt sein, das von Ihnen gewünschte Schreiben an den Amban in Hsining fu zu richten. Ferner habe ich im Laufe des vergangenen Jahres Sie und Herrn Leutnant Filchner mit Rücksicht auf die in Tibet und dessen Nachbarländern herrschende Unsicherheit wiederholt vor der Bereisung tibetischen Gebietes gewarnt.

Nach vorstehendem ist es mir nicht verständlich, daß Sie jetzt von neuem mit einer derartigen unerfüllbaren Bitte an mich herantreten. Gerade jetzt sind unter

den Chantai-Stämmen¹⁾ in der Grenzgegend zwischen Tibet und der Provinz Szechuan ernste Unruhen ausgebrochen, die, wie es heißt, zur Ermordung von französischen Missionaren geführt haben, und sich vermutlich auch auf die Nachbargebiete ausdehnen werden. Die von Ihnen in Anregung gebrachte Verzichtleistung auf eventuelle Schadenersatzansprüche kann nicht in ernstliche Erwägung gezogen werden.

In Ihrem eigenen Interesse empfehle ich Ihnen dringend, sich genau an den in Ihrem Paß angegebenen Reiseweg zu halten, da für die aus einer Abweichung davon etwa entstehenden Folgen die chinesischen Behörden nicht verantwortlich gemacht werden können.

Mit der vorzüglichsten Hochachtung

Ihr ergebenster
(gez.:) v. Mumm,
Kaiserlicher Gesandter.

Diesem inhaltsschweren Schreiben zufolge sollte ich mich also genau an die in meinem Passe angegebene Route halten. Dieser Paß war aber der 1903 für die Reise von Filchner und mir ausgestellte und die darin eingetragene Route war bereits im Jahre 1904 von uns beiden erledigt worden. Wir konnten damit in Begleitung einer Soldateneskorde weit in Osttibet herunkommen. Ein neuer Paß war mir aber weder für chinesisches Gebiet noch für die Grenze, auf die ich es am meisten abgesehen hatte, ausgestellt worden. Freiherr von Richthofen schrieb mir in seinem letzten Briefe, daß er mich wiederholt in Peking empfohlen habe, er hoffe, daß ich aufs beste unterstützt werde. Umsonst. Hielt ich mich genau an die ministerielle Weisung, so hätte ich mich wieder nach Hause begeben können. Ich mußte darum suchen, ganz für mich selbst zu sorgen. Durch das Fremdenamt der Provinz Kan su bekam ich auf meine persönliche Bemühung hin auch weitere Empfehlungen. Glücklicherweise hatten die Beamten noch nicht gewechselt, die zwei Jahre zuvor das Begleitschreiben, das „Gung sche“, in die Hände bekommen hatten, das immer neben einem chinesischen Reisepasse herläuft und wichtiger ist als das Papier, das der Paßbesitzer in Händen hat. Persönliche Bekanntschaft macht in China die Hauptsache. Auch dort hängt viel vom persönlichen Willen und der Laune der Beamten ab.

Ich gab meine Pläne nicht auf, sondern reiste zuerst auf neuen Wegen weiter nach Westen. Auf der direkten Straße sandte ich durch eine große Fuhrhalterei zwei Wagenladungen meines Expeditionsgutes nach Hsi ning fu, das mein nächstes Ziel werden sollte. Ich selber nahm auf meinen gewundenen Seitenwegen noch die ganze Reisekasse für die nächsten Jahre mit. Es machte dies zwei kleine Maultierlasten Silberbarren aus. Niemand hatte mir die nötigen Garantien für den direkten Transport geben wollen. Ich konnte es daher nicht wagen, dieses Silber mit den anderen Ausrüstungssachen zu verschicken. Ich hätte vielleicht einige Schecks auf Firmen in Hsi ning fu kaufen können, wäre dadurch aber sicherlich zu einem viel „schlechteren“ Silber gekommen. In kleineren Städten, zumal im Westen des Reichs, ist es nicht leicht, gutes, reines Silber zu finden. Man ist dabei auch noch besonders großen Betrügereien ausgesetzt. Ich hatte darum einen großen Teil meiner Schecks in Lan tschou eingewechselt. Solche

¹⁾ Soll wohl „Chan tui“ heißen, das Tschan tui ausgesprochen wird. Die deutsche Gesandtschaft verwendet zur Wiedergabe chinesischer und tibetischer Worte stets die englische Schreibweise. Bezüglich dieser lokalen kriegerischen Ereignisse s. I. Band, S. 207, Anm. 1.

Inlandschecks sind kleine, briefartige, chinesische Schreiben ohne irgend ein europäisches Zeichen darin. Sie lauten je auf ein bestimmtes Gewicht Silber mit einer bestimmten Unzengröße und sind auf beliebige Namen ausgestellt. Die meinigen waren an die „Wechselgesellschaft zum glücklichen Treffer“ in Lan tschou fu gerichtet und von deren Agenten in Schang hai für einen mir unbekanntem Herrn Li ausgestellt. Der deutsche Direktor der Filiale Hankou der deutsch-asiatischen Bank hatte mir einst auf Grund von Erkundigungen bei seinem Comprador¹⁾ erklärt, daß diese Gesellschaft eine Winkelbank sei. Der Direktor einer englischen Bank in Tien tsin aber hatte mir auf Grund ähnlicher Erkundigungen mitgeteilt, es sei dies weitaus die größte Bank am Platze und eine, die jährlich Millionen umsetze. Ich will damit nicht etwa jene Europäer angreifen, die so widersprechende Auskunft gaben — beide Herren fußen ja auf der Mitteilung ihrer Compradoren — sondern ich will damit nur die Schwierigkeit des Verkehrs mit dem Inland zeigen. Selbst die Chinesen der Küste wissen ja sehr wenig vom Inland. Es ist, als ob es eine andere Welt wäre.

Als ich in Lan tschou die Filiale jener Bank betrat, fand ich in einem besseren Hause im zweiten Hof das Geschäftszimmer. Ich wurde zum Sitzen eingeladen, es wurde mir Tee eingeschenkt und ehe ich meine Tratten präsentiert hatte, verehrte man mir zwei Birnen. Es war ein großes Zimmer. Neben dem Eingang stand der übliche über meterhohe Tonkrug mit Wasser zum Löschen bei Feuerbränden, überall an den Wänden herum reihten sich riesige truhenartige Holzkisten von weit über ein Meter Breite. Auf einigen lagen Kissen und zusammengelegte Bettdecken. Man sah deutlich, die Prokuristen schliefen die Nacht über auf ihrem Barsilbervorrat, der in den Kisten aufgestapelt war und einige hunderttausend Tael betragen mochte. Es hingen auch Waffen an den Wänden. Man verließ sich also doch nicht ganz auf die Geldsumme, welche die Firmen von Lan tschou fu regelmäßig an die gildenartig organisierte Diebsgesellschaft der Stadt bezahlen. In langen Seidenröcken standen sechs Angestellte hinter den Papierfenstern an einem großen Tisch, und zwei von ihnen lasen endlose Zahlenreihen herunter, worauf die anderen ihre Rechenbretter klappern ließen. Der Chinese ist noch viel mehr als der Russe von diesem Instrument abhängig. Die chinesische Buchführung ist umständlich und unübersichtlich. Schon deshalb wird die kleinste Addition auf dem Rechenbrett gemacht.

„Deine Tratten lauten auf Lan tschou-Tael,“ sagte der Bankier, nachdem er sie angesehen.

„Nein, es ist Tsching bu ping, die Wage der Baumwollhändler“²⁾, mußte ich erwidern.

„Es steht aber Lan tschou-Tael darauf.“

„Hier steht Tsching bu ping.“ Ich hatte mich zum Glück gut präpariert, ehe ich das Bankhaus betrat.

¹⁾ Comprador ist ein spanisches Wort und gehört zum Sprachschatz des Pidgin-Englisch. Der Comprador ist ein kreditfähiger Chinese von Erfahrung, der in China für jedes auswärtige Handelshaus unerlässlich ist. Er steht für die Zahlungsfähigkeit der chinesischen Firmen ein und kontrolliert die Richtigkeit der chinesischen Schecks und Wechsel, denn es gibt nur wenige Fremde, welche die zu dieser Prüfung nötigen Kenntnisse besitzen. Er führt dem chinesischen Publikum gegenüber Prokura, ja in vielen Handelsgeschäften ist er der chinesische Geschäftsteilhaber.

²⁾ Diese ist $3\frac{1}{2}\%$ größer als diejenige von Lan tschou.

„Du kannst lesen?“ sagte der Bankier jetzt. „Er kann lesen!“ wiederholten die Angestellten erstaunt.

„Ich werde dir das Silber morgen zuschicken, wenn du willst, in Kisten verpackt, so daß du kein Geschäft mehr damit hast. Du kannst dich darauf verlassen, wir sind ja die größte Firma am Platze.“

„Ich muß das Geld heute noch haben.“

„Wie groß ist dein erlauchtes Alter?“

„Wie lange bist du denn schon in unserem elenden Mittelreich?“ fragte der Bankier weiter. Es kostete noch viele Worte, der Bankier war die Höflichkeit selber, aber erst als ich grob fragte, ob sein Geschäft denn so schlecht stehe, daß er mir nicht gleich mein Geld geben und die lumpigen paar tausend Tael vorwiegen könne, wurde mit dem Abwiegen des Silbers begonnen. Stück für Stück wurde von mir auf seine Güte geprüft, manches Stück mußte refüsiert werden, bis das Abwiegeggeschäft vor meinen Augen zu Ende war. Dann begann wieder das Klappern der Zahlbretter. Es wurden viermal hintereinander die langen Zahlenreihen addiert. Zum Schluß kam das Silber in meine Säcke und nach dreistündiger Arbeit war es auf meinem Wagen. Ich setzte mich darauf und fuhr heim. Nur zwei Silberstücke wurden mir später, als ich das Geld verwendete, zurückgegeben, weil Blei im Inneren war. Ich bin heute noch stolz auf dieses Ergebnis. Es waren nur etwa 40 Mark Verlust.

Ich verließ Lan tschou fu am 7. Dezember, nachdem ich noch zwei große Feste mit angesehen hatte. Das eine war das mohammedanische Neujahr, das in einer Provinz wie Kan su, wo so viele Bekenner des Islam wohnen, ein wichtiges Ereignis ist, das andere war der Geburtstag der damaligen Kaiserin-Mutter. An letzterem Tage waren alle größeren Straßen der Stadt überdeckt von Tausenden großer viereckiger Papierlaternen, die in der Form eine der anderen glichen und die in mehreren Reihen über die Straße gehängt waren, so daß man auf den landesüblichen kleinen Pferden gerade noch darunter durchreiten konnte. Die Laternen von Lan tschou sind besonders hübsch. Sie stellen, künstlerisch gemalt, immer und immer wieder andere Szenen aus der reichen chinesischen Mythologie und Sagengeschichte und aus Volksromanen dar. Die Figuren zeigen die bekannten grotesken theatralischen Stellungen, welche die chinesischen Maler lieben, und sind selbstredend nur in Farben ohne jegliche Schattierung gehalten. Auch bessere Chinesen sieht man an jenen Tagen durch die Straßen ziehen und diese Handmalereien studieren. Ich muß es mir hier versagen, auf die Darstellungen näher einzugehen. Sie bilden eine Welt für sich. Der Schatz der chinesischen Romanzen ist ungeheuer reich und für uns erst zu einem Teil gut zugänglich gemacht, nämlich soweit er fremden Ursprungs, d. h. buddhistisch ist. Für den echt chinesischen Teil fehlt noch die gewandte Feder, die uns diese verwirrende Menge von Halbgöttern, von Manen Abgeschiedener, wie etwa die der alten Griechen, in leicht faßbarer Form näherbringt.

Am 8. Dezember erreichte ich durch dicken Staub und Dunst und ewig in engen 3—4 m tiefen Hohlwegen reitend das kleine Landstädtchen Kin (spr.: Tschin) hsien, südlich von Lan tschou. Unweit davon bei Tschang kia (spr.: dia) gao, am Fuße einer langen Bergkette, die aus der Gegend des Kuku nor kommt und in südöstlicher Richtung sich hinzieht, liegt ein beliebter Ausflugsort der besser situierten Gesellschaft von Lan tschou fu. In der Saison kürzen dort Theater und Feste aller Art den chinesischen Damen die Zeit. Es

gibt dort Wäldchen an den Hängen zwischen den Felsen, und aus einer engen Schlucht sprudelt munter ein Bergbach. Die Kan su-Bewohner wissen wie wir, wo es hübsch ist.

Hinter Kin hsien hatte ich an den darauffolgenden Tagen diesen felsigen Bergzug, den Hsin lu schan, die Fortsetzung des durch frühere Reisende bekannt gewordenen Kwan schan, zu queren, der aus Graniten und kohlenflözreichen Kalken und Sandsteinen zusammengesetzt ist. Weit hinauf überziehen Lößmassen die Hänge; aber die Gipfel sind auch hier frei von dieser gelben häßlichen Decke. In einer Höhe von 2800 m war ich aber noch nicht über den Dunst und Staub hinausgekommen, der nun schon 1½ Monate, seit Ende Oktober, als es zum letzten Male geregnet oder vielmehr geschneit hatte, die Berge und Täler in einen blauen Duft hüllte. Wolkenlos strahlte täglich der Himmel; doch war die Fernsicht so beschränkt, daß der Horizont und alle Bergumrisse nur unscharf zu erkennen waren. Hinter, d. h. südwestlich von diesen Bergen — sie bilden nur eine schmale kulissenartige Kette — ist man im Becken der Unterpräfektur Di dao tschou und im Bereich des Tao ho, eines der bedeutendsten Nebenflüsse des Hoang ho. Auch in diesem Becken ist überall Löß zu finden, der aber nicht sehr dick (etwa 40 cm) ist. Unter ihm kommen bald rote tertiäre und meist horizontal liegende Tonschichten in großer Mächtigkeit. Aus diesen ist heute die berg- und hügelreiche Landschaft modelliert und das bei der Stadt Di dao mehrere Kilometer breite Tal geschnitten.

Di dao tschou gehört zu den guten Städten von Kan su. Es mag 15 000 bis 20 000 Einwohner haben, besitzt dreißig Tabakmanufakturen, viel Holzhandel, der mit den Fichtenwäldern der südlichen Berge im Zusammenhang steht, und ist über den Kwan schan¹⁾ durch eine Fahrstraße mit der Stadt Lan tschou verbunden. Zwei wichtige Straßen führen von hier weiter nach Süden und nach der Provinz Se tschuan; die eine über Min tschou und die andere über Kung tschung fu.

Die Stadt Di dao liegt bereits an der Grenze von China. Zu den Chinesen und Mohammedanern tritt ein neues Volkselement, die Tibetaner. Noch in der Stadt selbst wohnt ein tibetanischer Fürst, der sogenannte Kia (spr. Dia) oder Tiao Tu se²⁾, der eigene Untertanen hat. Es gibt im Bezirk von Di dao Familien, die dem Kia Tu se eine Art Kopfsteuer bezahlen, solche, die dem nächsten Fürsten, dem Yang Tu se von Dschoni bei Tao tschou gehören, und dazwischen wohnen gewöhnliche und mohammedanische Chinesen, die dem Tschou, dem Unterpräfekten von Di dao untertan sind³⁾. Diese Tu se gehören zum alten tibetischen oder mongolischen Adel, sie haben eigene Jurisdiktion, werden aber von den chinesischen Beamten, denen in der Provinz fern von Peking jegliche Begriffe für Adel abgehen, von oben herab als Barbaren behandelt. Bei Einladungen müssen die Tu se — auch wenn sie Inhaber von hohen Mandarinenköpfen sind — unten am Tische unter dem jüngsten Leutnant sitzen. Bei einer Erbfolge müssen sie ihre Anerkennung durch große Geldzahlungen an die Pro-

¹⁾ Ein Teil des eben beschriebenen Bergzuges Hsin lu schan. Wie schon früher gesagt, kennt der Chinese keine Bergketten-, sondern nur Berggipfelnamen.

²⁾ T'u se oder t'u sse (nicht zu verwechseln mit tu se = du se, Hauptmann) ist die chinesische Bezeichnung der erblichen und seßhaften tibetischen Fürsten.

³⁾ Der Bezirk Didao soll 1831 71 432 Familien oder 516 000 Einwohner gehabt haben.

vinzialbeamten erkaufen. Sie unterstehen wie auch die Mongolenfürsten der Ordos und von Alaschan besonderen Beamten des nächsten chinesischen Bezirks.

Von Di dao tschou durch ein Löß- und Tonhügelland nach Westen reisend, kam ich nach drei Tagen nach der Stadt Ho tschou. Mein Weg war eine Fahrstraße — wenigstens benützten ihn die Chinesen zum Fahren. Er führte ganz nahe an der tibetischen Grenze hin. Kaum hatte ich bei Di dao tschou den Tao-Fluß auf der schmalen, schwankenden Holzbrücke überschritten, die dort jeden Winter, wenn das Wasser klein geworden ist, auf hohen Holzböcken aufgeschlagen wird, so begegneten mir wilde Gestalten mit lappigen, vielfach eingerissenen Pelzmänteln, mit elastischen, aber bestimmten, kecken und herrischen Bewegungen. Es waren die ersten Tibeter. Meist waren sie beritten. Mit einem Schwert im Gürtel, saßen sie auf knochigen, struppigen Ponys und hatten die Bügel und Schenkel so hochgezogen, daß die Waden fast horizontal an den Seiten der kleinen Reittiere anlagen. Wenn solch ein Reiter herankam, wurden meine Diener kleinlaut; ich hatte allerdings nur Chinesen vom Unterland bei mir, die noch nie einen Tibeter gesehen hatten. Aber die bronzefarbenen Gestalten haben auch manchem Europäer Unbehagen einzufußßen verstanden.

Auch die am Wege ansässigen Bauern hatten jetzt ein verändertes Aussehen. Im Zopftragen, im Fußbinden, im Hausbau und dergleichen war zwar noch keine Verschiedenheit von chinesischer Art zu bemerken, wohl aber in der Kleidung der Männer. Achteckige, blaue, weiße oder schwarze Mützcchen, lange kaftanartig getragene Gewänder wurden bevorzugt. Immer deutlicher ließ sich aus allen Gesichtern herauslesen, daß hier eine fremde Blutmischung vorherrscht. Die Hautfarbe war heller geworden. Rote Wangen, bräunliche, etwas zugestutzte Schnurrbärte, stark gebogene und etwas schmalere Nasen, eine zum mindesten horizontal gestellte Achse der Augenlider und einen gegenüber dem mongolischen Typus um vieles deutlicheren Arcus superciliaris sah ich immer häufiger. Die Bevölkerungsdichte ist um Ho tschou sehr groß, zahllose Dörfer liegen überall zerstreut und in allen überwiegen weitaus die Mohammedaner¹⁾. Kein Wunder auch! Näherte ich mich doch jetzt der Hochburg des Mohammedanertums im eigentlichen China. Was wußten doch an den Orten am Wege die chinesischen Soldaten, die mich eskortierten, vom Jahre 1895 zu erzählen, als die Hui hui hier rebelliert hatten! Was für haarsträubende Greuel waren doch dabei hüben und drüben verübt worden! Einerlei welchen Geschlechts, einerlei welchen Alters, wer immer dem anderen in die Hände fiel, wurde erschlagen. Ganze Gemeinden wurden ausgerottet. Von Dorf zu Dorf wälzten sich damals die aufrührerischen Banden der mohammedanischen Bauern. Aber kopflos schalteten die führenden Mollah. Ihre Massen waren so elend bewaffnet, daß selbst kleinere Stadtumwallungen standhielten, wenn diese nur halbwegs herzhafte verteidigt wurden.

Daß nach all den Rebellionen, die jedesmal unter Strömen von Blut niedergeschlagen wurden, noch immer so viele Mohammedaner vorhanden sind, ist

¹⁾ In und um die Stadt Di dao tschou dürfen heute keine Mohammedaner wohnen, erst jenseits des Tao ho beginnen ihre Niederlassungen. Auf dem Wege von Di dao nach Ho tschou sah ich vielfach Kröpfe, sonst ist Nordchina arm an der Kropfkrankheit; erst in den Tälern des Tsin ling kommen viele Kröpfe vor; ja an bestimmten Plätzen sind sie dort so zahlreich, daß so gut wie jeder Erwachsene und zumal alle Frauen ein solches Anhängsel herumtragen.



Hoang ho 13 km unterhalb Lan tschou fu.
(Der Gelbe Fluß durchströmt ein Tal im Tale.)

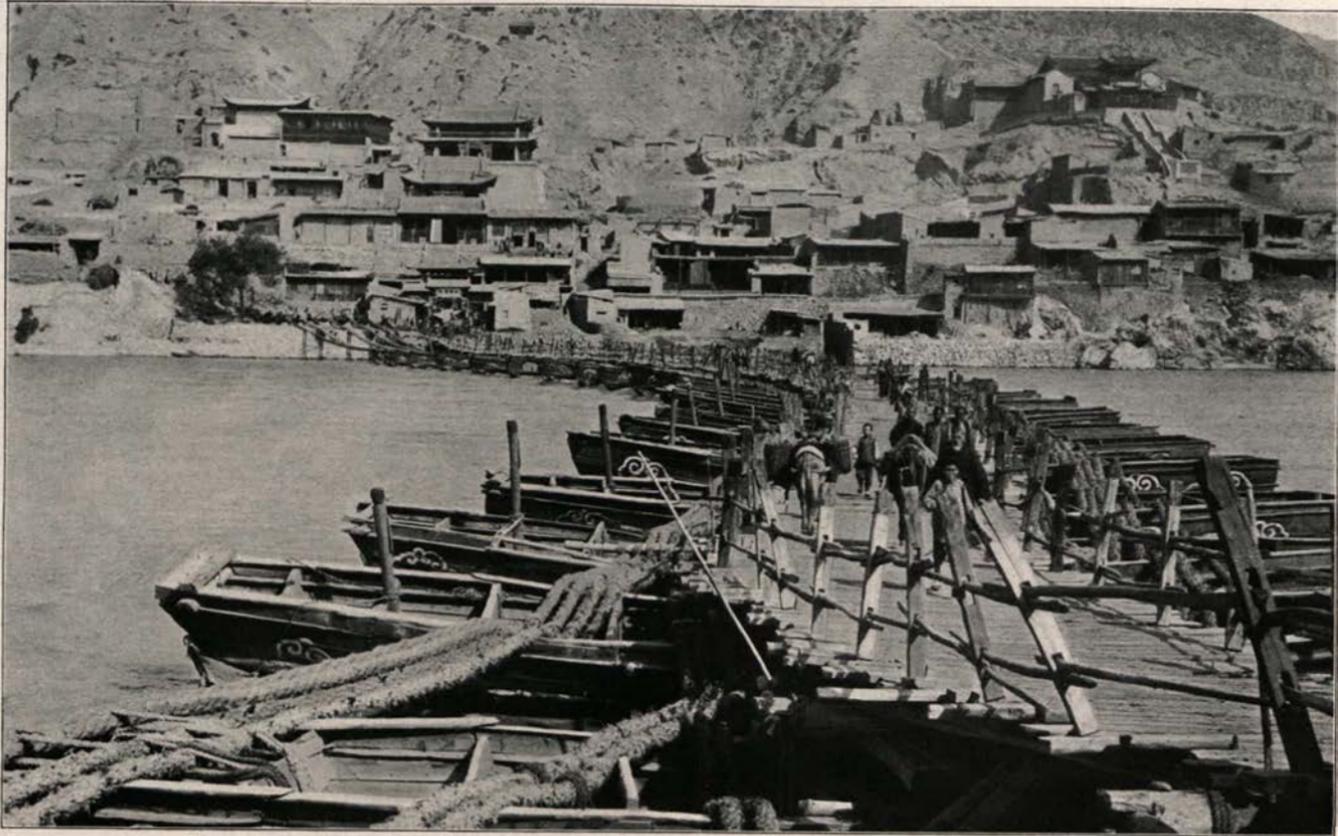


(Père van Dyk.)

(Verfasser.)

Man darf nie die gute Laune verlieren!

Im Dezember in meiner Herberge in Lan tschou fu war es in den Plauderstündchen nur über dem Kohlenfeuer warm.



Die alte Schiffbrücke über den Hoang ho bei Lan tshou fu.

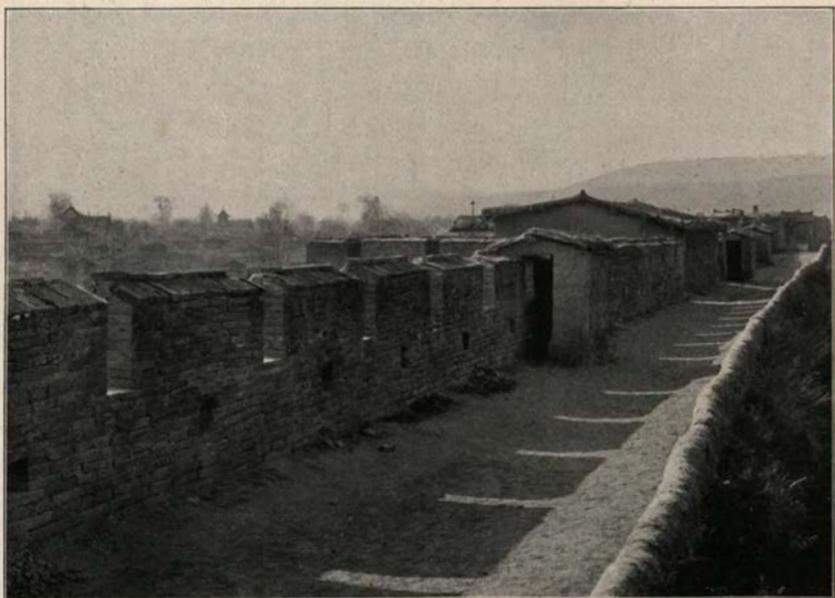


Blick vom Dardia la nach Norden in das von Salaren bewohnte Tschitai-Tal.

Tafel XXXVI.



Der Hsi ning hsien, sein Bruder und Sohn.



Auf der Stadtmauer von Hotschou.

(Außerhalb der Mauer sind die Türme zweier Moscheen zu sehen.)

erstaunlich. Als ich mich der Stadt Ho tschou selber näherte, glaubte ich mich in einem mohammedanischen Lande. Von vielen Minarets herab riefen die Muezzin zum Gebet. Gut ausgesprochene arabische Laute klangen an mein Ohr; zahlreiche alte Moscheen [dscha mu (arab.-chin.)] standen zwischen schönen Baumgruppen und viele bärtige Mollah ohne jeden Zopf bewegten sich in der Menge.

Die Stadt Ho¹⁾ tschou besteht heute in der Hauptsache aus dem Nan kwan, der Südvorstadt. Dort sind die Moscheen, sind die großen mohammedanischen Kaufhäuser gelegen. Die eigentliche Stadt Ho tschou dagegen ist rein chinesisch. Bei Todesstrafe ist es den Mohammedanern verboten, im Inneren zu wohnen. Auf der Stadtmauer (Tafel XXXVI) sind ständig viele hundert Soldaten garnisoniert, man findet daselbst Ställe für Pferde von Offizieren und Mannschaften. Die Mauer ist in bester Ordnung gehalten. Da aber nicht sehr viele Chinesen hier wohnen, so sind weite Flächen innerhalb der Umwallung verödet. Alles Leben ist außerhalb. Umgeben von einer heute niedergelegten Mauer befinden sich dort dicht bebaute Straßen mit meist zweistöckigen Häusern, wie in Di dao. Ich schätze Ho tschou-Stadt und -Vorstadt auf nur 30 000 Einwohner und hiervon sind über zwei Drittel Mohammedaner²⁾. Keine einzige Stadt innerhalb der 18 Provinzen des chinesischen Reichs hat ein gleich stark mohammedanisches Gepräge. Und doch ist hier noch manches so ganz anders als in echt mohammedanischen Ländern. Nie sah ich einen Hui hui in Ho tschou und Umgebung, der seinen Gebetsteppich im Freien oder in einer Hofecke ausbreitete und betete, wenn die Muezzin³⁾ riefen. Auch die Ho tschou-Mohammedaner sind wie die anderen noch mehr chinesifizierten sehr äußerliche Gläubige, die kaum die vorgeschriebenen Waschungen fehlerlos ausführen können. Selten macht einer die Pilgerfahrt nach Mekka. Selbst den Namen der Stadt Mekka kennen die wenigsten. Sie wissen meist nur von „Kerbe“⁴⁾ und dies sei ein Ort im Lumi-Reiche⁵⁾. In diesem herrsche vollendete Glückseligkeit schon auf Erden, und von dort aus könne man ohne Mühe gen Himmel fahren. Im Lumi-Reiche regiere ein großer Kaiser als Kaiser aller Mohammedaner, Raub und Mord kommen dort nie vor, und wie der Kaiser und seine Untertanen, so lassen sich auch die Beamten nie eine Ungerechtigkeit zuschulden kommen. „Der Kaiser von Lumiguo ist auch unser Kaiser,“ so sagen alle Hui hui in Kan su, und um ihm wirklich anzugehören, haben sie die zahllosen Aufstände begonnen.

Im Jahre 1895 ist auf Veranlassung einiger vermögender Mohammedaner um die Stadt Ho tschou nicht gekämpft worden. Es sind darum hier noch viele Moscheen erhalten; die ältesten und größten allerdings waren schon nach dem Aufstand der siebziger Jahre niedergelegt worden. In dem nur wenig weiter nordwestlich gelegenen Gebiet der Salaren aber, durch das ich nun auf meiner Weiterreise kam, wurde 1895 mehrfach gefochten. Diese Salaren, Teile eines zuletzt

¹⁾ Ausgesprochen wie H'e mit einem sehr scharfen Kehllaut.

²⁾ Der ganze Bezirk soll 1831 nach dem Zensus 85 526 Familien gehabt haben.

³⁾ Die Muezzin wie die Mollah werden in Kan su stets „äh'un“ genannt. Das Wort stammt aus dem Osttürkischen: dort ist ähon der Gelehrte. Selbst diese Ahun sind nicht immer zirkumzidiert. Die meisten chinesischen Mohammedaner kennen die Zirkumzision gar nicht.

⁴⁾ Kaaba, das würfelförmige Allerheiligste in der Moschee zu Mekka.

⁵⁾ Unter Lumi oder „Rumi guo“ verstehen die chinesischen Mohammedaner die Türkei, das östliche Rom.

— wie es scheint in der Ming-Zeit — angeblich unter der Führung eines westlich der Stadt Hsün hoa bestatteten Mollah aus Westen nach China eingewanderten Turkivolkes, sollen ihr Stammland im heute russischen Turkistan haben. Der Mittelpunkt ihres Landes und der Ort, von dem aus ihre acht „Gun“¹⁾, in die sie seit alter Zeit eingeteilt sind, von den Chinesen beherrscht werden, ist die Stadt Hsün hoa, die Residenz eines Ting²⁾.

Mein Weg nach Hsün hoa folgte erst dem Fließchen, an dem die Stadt Ho tschou liegt, in einem mehrere Kilometer breiten Alluvialtale aufwärts. Viele Stunden lang zog ich darin zwischen den Lößbergen dahin. Zuerst war die Straße sehr volkreich und von zahlreichen Reitern belebt. Unzählige Dörfchen lagen auch hier, wie im eigentlichen China, zwischen ausgedehnten Baumgruppen versteckt. Aus dem dichten bläulichweißen Dunst des Lößlandes, in dem ich mich zunächst noch befand, schälten sich dann ganz allmählich felsige und hohe, schneebedeckte Bergspitzen heraus. Immer höher wurden auch die Berge um mich her, immer mehr Ketten hoben sich aus der Lößlandschaft heraus. Vor mir über die Lößhügel von etwa 2200 m Meereshöhe stieg jetzt der Tai tse schan steil und kühn geformt empor und noch viele andere Ketten, die wieder alle NW—SO-Streichen zeigten, folgten gleich dahinter. Ich stand vor dem Rande des tibetischen Hochlandes. Einsamer wurde der Weg, Dörfer wurden immer spärlicher, Buschwaldungen begannen. Immer sonderbarer, in jedem neuen Dorfe noch farbiger, vor allem immer röter trugen sich die Bewohner. Um die Wohnhäuser flatterten lustig aussehende weiße Wimpel an hohen Masten. Buntbemalte Häuser, Klostergebäude, Tempel und monumental aussehende Tschorten (Stupa) standen am Wege; auch ethnographisch war Tibet erreicht. Am zweiten Reisetag hinter Ho tschou kam ich über einen hohen Paß, den Dar dia la (chinesifiziert: Da tse schan), 3490 m. Zahllose Steine, vor allem weiße Quarzbrocken, waren auf dem höchsten Punkt dieses Passes zusammengetragen worden und ließen ein Ding erkennen, das etwas an unseren alpinen „Steinmann“ erinnerte. Aus diesem Steinhaufen ragten Stöcke mit vielen beschriebenen Tuchfetzen und mit Wolleflöckchen daran. Es war das erste tibetische „lab tse“ oder „obo“³⁾, ein den Bergegeistern geweihtes Heiligtum. Wir begegneten an jenem Berge vielen Tibetern und namentlich vielen tibetischen Weibern, zu Fuß und in Lumpen gehüllt. Meist war es ihnen trotz der — 4° noch zu warm, sie liefen halbnackt herum und ihre Oberkörper waren darum tief dunkelbraun.

¹⁾ Zu deutsch: Gemeinde oder Distrikt. Dies „Gun“ ist ein Wort, das ich nur bei den Salaren anwenden hörte. Es soll chinesisch sein (?). Außer den acht Haupt-gun von Hsün hoa gibt es noch einige wai (Außen-) gun. Im ganzen sind es nur 2—3 Dutzend Salarendörfer. Wahrscheinlich heißt gun „Tausendschaft“ (s. auch S. 165). Die acht Haupt-gun heißen: Keitse (Geitse) gun, Tsa tscha gun, Su dsche gun, Tsaghan gun; diese liegen westlich von Hsün hoa; Tsching schui gun, Man da gun, Nei man gun, Tschang ga gun, östlich von Hsün hoa.

²⁾ Zum Hsün hoa ting gehören auch noch weite tibetische Gebiete und das große tibetische Kloster Labrang mit seinem großen Bezirk, der noch viele Tagereisen in das ngGolokh-Land hineinreicht. Damit ist der Ting von Hsün hoa einer der größten Bezirke von Kan su und von China, aber der chinesische Einfluß ist darin äußerst gering.

³⁾ lab tse ausgesprochen, lap rtse geschrieben (nach Chandra Das, Tibetan-English Dictionary). Obo ist mongolisch, wird aber von den Chinesen der Grenze neben dem Wort schan sehen ta (wörtlich Berggeistturm) angewendet.

In einem Wald, bei einem kleinen Kloster, südlich, also noch diesseits des PASSES, kam ich durch ein morsches Holzgatter, das mich durch eine niedere Mauer aus Feldsteinen und Erde brachte. Eine kleine, feuchte Wachtstube lag dahinter; zehn Soldaten mit einem Sergeanten, mit einigen Flinten, Lanzen und Schwertern, hielten darin Wache. Das war die Grenze Chinas! Jenseits davon begann auch administrativ das tibetische Gebiet. Für drüben also sollte kein obrigkeitlicher Schutz von den Chinesen zu bekommen sein!

Da ich nur zwei Diener und, wie erwähnt, meinen ganzen, auf Jahre berechneten Silbervorrat bei mir hatte, und da der Paß für sehr räubergefährlich galt, so machte ich dem Kommandierenden ein kleines Geschenk und erhielt dafür die halbe Grenzwache als Eskorte. Ich hätte die ganze bekommen, aber die andere Hälfte war leider nicht da. Sie war — wie mir der Sergeant wiederholt versicherte — von irgend einem Vorgesetzten „gegessen“ worden, d. h. der Sold für sie war in den Taschen der höheren Offiziere hängen geblieben. Nur einen, so hörte ich später, hatte sich der Herr Sergeant selber noch erspart. Und da das Pulver, das die Vorgesetzten verabfolgten, nicht brennen wollte, so bettelten mich meine Beschützer gleich noch um Pulver und Blei an. Wir luden die Gewehre und unter dem Schutz einer flatternden roten Fahne zogen wir eine halbe Stunde später wieder weiter. Tibetisch ist aber hier nur ein kleiner Streifen Landes. Noch am gleichen Abend, nachdem wir vom Passe Dar dia la aus viele Stunden lang das weite Tal Tschitai gu hinabgezogen waren, das so, wie man es vom Paß aus sieht (auf Tafel XXXV), wiedergegeben ist, nachdem wir noch an vier kleineren, tibetischen Klosteranlagen vorbeigekommen waren, hatten wir wieder ein Mohammedanerdorf erreicht. Das Tal enthielt einen Salaren-gun und wird von dem umwallten Örtchen Tschitai bu aus von einem Schube (Hauptmann) kontrolliert. In diesem Tschitai-tale, beim Orte Be tschuan tang, ist im Jahre 1895 eine große Schlacht geschlagen worden, in der viele hundert Menschen ihr Leben gelassen haben — meine Soldaten sprachen sogar von Tausenden. Die Mohammedaner, in der Hauptsache Salaren, die an der großen Rebellion teilgenommen hatten, wurden hier von Chinesen und Tibetern unter Tung fu hsiang's Oberleitung, unter Beihilfe der Generale von Hsining fu und Ho tschou lange Zeit hart bedrängt und unterlagen zuletzt nach verzweifelterm Widerstand der Übermacht. Seit der Zeit liegen viele Dörfer im Tschitai gu in Ruinen, andere waren bei meinem Besuche eben erst wieder neu aufgebaut. Salarenmänner soll es darum jetzt im ganzen auch nur noch 4000—5000 geben. Viele sind erschlagen, andere verzogen. An der Stelle des Schlachtfeldes ist das Tal auf 400 m verengt und ein großes Tschorten, als ein Sühnemonument für die Gefallenen von den Tibetern errichtet, erinnert an das Ereignis¹⁾.

Die neuen Mohammedanerdörfer im Tschitai-tale zeigten sich wenig verschieden von denen von Ho tschou, auch hier waren es Lehmhäuser, zumeist mit flachen Dächern. Jedermann schien auch noch Chinesisch sprechen zu können, und die meisten Männer trugen einen Zopf. Während sich die gewöhnlichen Chinesen an die heutige, erst im Jahre 1644 eingeführte Zopphaartracht gewöhnt haben, glauben die Mohammedaner noch immer, daß sie den Zopf beim Gebet nicht sehen lassen dürfen. Ja, ich habe chinesische Mohammedaner

1) Mit den Tschorten sollen die Manen der Gefallenen befriedigt werden.

kennen gelernt, die schon beim Schächten, um das Wort „bismillah“ auszurufen, ihren Zopf versteckten. Allah soll es nicht wissen, daß sie einen Zopf haben, sie müssen sich um seinetwillen vor Gott genieren.

Im unteren Teil des Tschai tai-Tales, in dem ich im ganzen, vom Passe Dardia la an, anderthalb Tage lang hinabritt, ist man wieder ganz von roten, fast horizontal liegenden Tonen und Sandsteinen des Tertiärs umgeben, während am Passe oben Kalkschichten zwischen Biotitgranitmassen eingeklemmt liegen. Gegen seine Mündung zu wird das Tal immer enger, und wo es mit dem Hoang ho zusammentrifft, da rauscht dieser selbst in einer großartigen, viele hundert Meter tiefen, eng, steil und kahl eingeschnittenen Felsschlucht. Einige Kilometer oberhalb der Einmündung des Tschai tai-Tales in das Hoang ho-Tal fand ich sodann in einer wenig fruchtbaren Talerweiterung und ganz dicht am Gelben Flusse die Stadt Hsün hoa, ein ärmliches Nest mit kaum 110 Familien, mit einem mäßig hohen Lehmwall von 300 m Seitenlänge, der nur ein paar Dutzend Häuser barg. Dem Ting von Hsün hoa unterstehen 18 zahme und 2 freie tibetische Stämme. Die Stadt wurde erst im 8. Jahr der Regierung des Kaisers Yung tsheng, also Anno 1731 erbaut. Das Innere der Stadt ist natürlich wieder nur rein chinesisch, aber dicht vor ihren Mauern wohnen noch einige echte Salaren. Auch diese Salarenmänner waren ganz wie die anderen Mohammedaner, d. h. chinesisch gekleidet, nur erlaubten sie sich vielfach, einen weißen Turban zu tragen. Bei vielen von ihnen sieht man auf den ersten Blick, daß sie von weit her gekommene Fremdlinge sind: der schlanke Wuchs, der blasse Teint, die ovalen Gesichter, die schönen mandelförmig geschnittenen Augen der jüngeren Männer, endlich die Nasen haben einen vorderasiatischen, semitischen Typus. Nur bei den Frauen, die übrigens immer unverschleiert gehen, treten mongolische Formen zutage. Die Salarenfrauen sind auch lange nicht so stattlich und schön wie ihre Männer. Der fremdländische Typus ist bei ihnen sehr zurückgedrängt, doch fehlt er nie ganz. Noch mehr aber trägt zu dem fremden, nichtchinesischen Aussehen der Salarenfrauen der Umstand bei, daß sie sich nie ihre Füße einbinden, sondern sie in natürlicher Größe und Form wachsen lassen. Die Kleidung der Frauen ist der chinesischen ähnlich und besteht aus einer dunkelblauen, etwas weiten Jacke mit breiten, roten und schwarzen Bändern am Ärmelsaum und aus weiten, unten offenen Hosen. Sie tragen einen schwarzen oder (bei verheirateten Frauen) weißen Kopfputz, der ziemlich hoch ist, in der Hauptsache aus einem Tuche besteht und fast turbanartig aussieht.

In und um Hsün hoa spricht fast jedermann neben Chinesisch, das natürlich die Amtssprache ist, noch Tibetisch, und die Salaren haben sich außerdem noch ihre eigene Sprache bewahrt; sie sprechen Türkisch. Es ist aber mir so wenig, wie einst Rockhill, gelungen, salarische bzw. türkische Schriftstücke zu Gesicht zu bekommen. Wenn Salaren sich etwas zu schreiben haben, so können dies nur die Mollah tun und diese tun es auf Arabisch, das sie in ihren mit den Moscheen verbundenen Schulen gelernt haben. Die Salaren gehören zur sog. neuen Sekte (hsin Kiao); sie sind Hanefiten und sind strengere Gläubige als die meisten gewöhnlichen Hui hui.

Die Stellung der salarischen Sprache ist von Rockhill in seinem „Diary of a journey through Mongolia and Tibet“, Washington 1894, schon besprochen worden. Sein Buch enthält auch ein Vokabular. Ich möchte deshalb hier nur einen kleinen Teil

aus dem von mir gesammelten Vokabular der Salarensprache folgen lassen. Die Laute sind so wiedergegeben, wie ich die Worte hörte und an Ort und Stelle niederschrieb:

Deutsch	Salarisch	Salarisch nach Rockhill	Osmanisch-Türkisch	Tschagatai-Turki
eins	bir	pir	bir	bir
zwei	chgi	ské	iki	iki
drei	osch	usch	üsch	üsch
vier	dät	tué	dört	tört
fünf	besch	pesh	besch	besch
sechs	altse	alché	alti	álte
sieben	itse	yéte	yedi	yéte
acht	skis	sekése	sekiz	sékiz
neun	dokus	tokos	dokuz	tokoz
zehn	on	un	on	on
zwanzig	igirme	igirmi	yigirmi	yigermä
ein hundred	bir ruz	pireus	bir yüz	bir yüz
eintausend	bir gun ¹⁾	pir ming	bir bin	bir min
Pferd	at	at	at	at
Maultier	losa (chin.: luo tse)	losa	katyr	—
Esel	éch	ésh	eschek	ischäk
Rind	inéch	kolé	inek	inäk
Yak	ch'einach (mongol.)	haina	—	—
Schwein	donges	—	donkuz (domuz)	—
Hund	icht	isht	it (kiöpek)	it
Tibeter	tu (tüh)	tur	—	—
Salare	sáler	—	—	—
Chineser	kafir	kaffir	—	kafer(=Ungläubiger)
Mongole	mazuch	mazur	—	—
Mann	ark	erkisch oder erke	er, erkek	är-kischí
Frau	gatink	kadun o. kadunksh	katin (= Dame)	mázlum (persisch) chatun(mongolisch)
Kind(männlich)	awu	ao	ogul	ögul bála
Mollah	ach'un	—	achun (pers.)= der Schriftgelehrte	—
Lama	lama	—	—	—
Hsünh'oat'ing	yatse t'ai (chines.)	yadza (chines.)	—	—
Bayan rong	Wayan rong	Wayen rong	—	—
Ho tschou	batser (Markt)	—	—	—
Fluß	muren (mongol.)	uzen	su, yrmak	därya (pers.)
Wasser	su	su	su	su
Berg	t'ah	t'ar	dagh	tagh
Stadt	gescheng (chines. gai schang=a. d. Straße)	—	scheher (pers.)	schähär (pers.)
Haus	oi	oye	ew	öy
Moschee	mischt	—	medschid (arab.)	—
Tempel	miao (chines.)	—	—	—
Hoang ho	muren(mong.)o.móra	muren (mongol.)	—	—
Himmel	asmán	asman	assman (pers.)	—
Jahr	il	il	yil	—
Tee	ts'a	ch'a (tsch'a)	tschai (aus chines. tsch'a ye-Teeblatt	tschai
Zucker	ping'tang (chines.)	sha t'ang	schéker (pers.)	känd
Brot	émech'	émé	ekmek	nan
Fleisch	et	—	et	guscht
Reis	deturgan	tzut'uran	tuturgan (alttürk.)	—
Holz	árasch	arashé	agadsch (= Baum)	yagatsch
Türe	go	—	kapu	ischik(därvazä.prs.)
Weg	yul	—	yol	yol

Die Salarensprache ist nur dialektisch von der osmanisch-türkischen unterschieden, sie ist Tschagatai-türkisch mit einer Beimischung von chinesischen, tibetischen und vielen mongolischen Worten. Auch die Vokalharmonie ist dieselbe wie im Tschagatai.

Arabische und persische Heiligenlegenden sind auch bei den Salaren in Hsün hoa ting verbreitet. Von der Einführung des Islam in China wußte ein alter Salarenmollah die folgende hübsche Geschichte zu erzählen²⁾:

Eines Nachts hatte der Kaiser Tang wang tsu³⁾ einen Traum und sah den Pro-

¹⁾ Cf.: im Chinesischen Sa la ba gun = die acht Salaren-gun.

²⁾ Siehe auch: Wieger, Textes histor. Bd. III, S. 1596, und Devéria, Origine de l'Islamisme en Chine. Beide behandeln ganz ähnliche Sagen.

³⁾ Dies soll der Kaiser Kao tsu (620—626), der erste der Tang-Dynastie sein. Sonst werden die Sagen von dessen Sohn Tai tsung (627—649) erzählt.

pheten Mohammed als eine muskulöse Gestalt, mit haarigem Gesicht, mit einem dicken Turban und langem, losen Gewand vor sich stehen. In der gleichen Nacht gingen die Wach-„Kanonen“ im kaiserlichen Palaste im ganzen achtmal los anstatt wie sonst fünfmal. Deshalb betief der Kaiser gleich bei Tagesanbruch seinen Astrologen Hsü mokung und fragte ihn verwundert über den Grund dieser Erscheinung. Der Hofastrologe war keinen Augenblick um eine Antwort verlegen.

„Weit im Westen“, begann er sofort, „da fuhr jüngst der heilige Mann Ma in den Himmel, und da er in dieser Nacht wieder auf die Erde zurückkehrte, schossen die Kanonen achtmal.“

„Wenn Ma in den Himmel fahren kann, meinst du, er werde zu mir kommen, wenn ich ihn rufe?“

„Vielleicht, du bist ja der Kaiser.“

„Und wenn er kommt, wird er meinem Lande den Frieden bringen können?“

„Sicherlich wird er dies tun.“

Der Kaiser sandte hierauf einen Beamten namens Go dsche ye, dessen Familie noch heute 10 Li von Hsi ning fu ansässig ist. Go dsche ye erreichte Arabien, sah den Propheten und bat ihm im Namen des Kaisers, er möchte nach China kommen. Erst versprach der Prophet, selbst nach China zu gehen, später aber gab er dem Beamten sein Bildnis mit der Weisung an den Kaiser, dieses Bild im Palast aufzuhängen. Wenn er dies tun werde, dann bürge er für den Frieden im ganzen Kaiserreiche. Nur dürfe vor diesem Bilde unter keinen Umständen ein Ko tou gemacht werden. Go kam glücklich mit dem Bild zum Kaiser zurück und meldete auch die Worte Mohammeds. Sogleich ließ der Kaiser das Bild in seinem Palaste aufhängen und damit war überall im Reiche der Frieden eingezogen. Der Kaiser war hoch erfreut. Als alle Staatsbeamten sich zurückgezogen hatten und er ganz allein in dem Raume mit dem Bild zurückgeblieben war, konnte er nicht mehr an sich halten und fiel aus lauter Dankbarkeit vor dem Bilde auf die Knie nieder und gab ihm einen Ko tou. Als aber der Kaiser wieder aufschaute, war das Bild verschwunden. Go mußte darum noch ein zweitesmal zu Mohammed reisen und Mohammed gab ihm diesmal drei Männer mit auf den Weg, den Gei se und Ga se und Wan ga se. Auf dem Wege nach China starben Gei se und Ga se, nur Wan ga se erreichte die Reichshauptstadt Tschangngan, d. i. das heutige Hsi ngan fu. Noch vor den Toren dieser Stadt wurde er von den Offizieren und Beamten aufs feierlichste willkommen geheißen. Wan ga se nahm aber kaum Notiz von dem Empfang. Die Staatsbeamten, darob ärgerlich, ließen ihn zuerst nicht in die Stadt hinein, sondern brachten ihn in ein gewöhnliches Gasthaus draußen vor den Toren. Dem Kaiser meldeten sie, der Fremdling sei ein Barbar und jeden Anstandes bar. Der Kaiser aber war zu neugierig, er wollte noch am selben Tage den Wan ga se sehen. Ganz heimlich und in der Verkleidung eines Landmannes betrat er die Schenke, wo Wan ga se untergebracht worden war. Bei seiner Ankunft war der Araber gerade beim Gebet und darum beachtete er zuerst den Kaiser gar nicht. Kaum aber hatte er geredet, da redete er den Kaiser an:

„Tschu jen (Herr), was macht Ihr denn hier, Ihr seid ja der Kaiser!“

„Nein, ich bin nicht der Kaiser.“

„Freilich seid Ihr der Kaiser. Läge ein Edelstein hinter den nächsten Bergen, so könnte ich diesen sehen. Um wie viel besser kann ich aber erkennen, wer Ihr seid, da Ihr ja neben mir steht.“

Am nächsten Tag lud der Kaiser den Araber in seinen Palast ein und ließ ihm ein großes Festmahl herrichten. Doch Wan ga se aß von nichts. „Gebt ihm Wasser zum Trinken“, sagte endlich der Kaiser. Doch auch dieses berührte der Araber nicht. Als sich der Kaiser darüber wunderte und ihn fragte, was er denn essen wolle, sagte Wan ga se: „Gib mir nur etwas rohen Reis, ich will ihn selbst kochen, und gib mir eine Kanne mit Wasser.“ Eigenhändig gab ihm darauf der Kaiser eine silberne Kanne. Deren Inhalt goß sich Wan ga se über die Hände, so daß das schmutzige Wasser auf den Palastboden lief. Der Kaiser aber fragte ihn darauf nach weiteren Wünschen. Wan ga se bat jetzt eine „li bai se“ (Moschee) bauen zu dürfen. Da gab ihm der Kaiser einen Platz, der 9 Li Umfang hatte und bat dann um noch mehr Mohammedaner. Gleichzeitig sandte er 300 chinesische Jünglinge zum Austausch für 300 junge Mohammedaner. Nachdem diese Mohammedaner einige Zeit in Tschangngan gelebt hatten, wurden sie unzufrieden, weil ihnen kein Chinese seine Tochter zur Frau geben wollte. Ohne Säumen

schaftte der Kaiser Rat. Er ließ im Palaste große Theaterfestlichkeiten veranstalten, bei denen nur Frauen zusehen durften. Die Mohammedaner aber, die in einem Hinterhalt lagen, stürzten sich während des Stückes plötzlich auf die Chinesinnen und jeder konnte sich eine oder zwei davontragen. Als die Chinesen die Mädchenräuber beim Kaiser verklagten, bezahlte dieser alle die geraubten Mädchen und ermahnte beide Teile, künftighin zufrieden und glücklich zusammenzuleben. Und seither leben die Chinesen und Mohammedaner „einträchtig“ zusammen. „Die Krüge aber,“ so schloß mein Gewährsmann, „welche sich in jedem mohammedanisch-chinesischen Haushalte finden, haben noch heute die Form der Kanne des Tang-Kaisers bewahrt.“

Es war ursprünglich meine Absicht gewesen, von Hsün hoa an wieder dem Hoang ho aufwärts zu folgen. Oberhalb der Stadt ist der Fluß bald wieder ganz eng zwischen steile Hänge eingeschlossen, und bald hat man das Salaren- und Mohammedanergebiet überschritten und ist in einem nur von Tibetern bewohnten Gebirgslande, das wild zerrissen und schluchtenreich ist und in dem nur ganz selten noch ein von chinesischem Militär besetzter fester Platz sich befindet. Auch dort schon schalten und walten die Tibeter nach ihrem Gutdünken, führen nach Herzenslust Kriege miteinander und fallen über Karawanen her. Nur in der Tang-Zeit, im 8. Jahrhundert, muß es eine Zeitlang anders gewesen sein und müssen die Chinesen hier in größerer Zahl gesessen haben. Aus jener Zeit finden sich viele größere Stadtruinen mit dicken hohen Lehmwällen. Man sagte mir allerdings, diese Städereste an der Grenze stammten von tibetischen Fürsten her. Es wird jedenfalls schwer sein, Genaueres über diese Frage zu erfahren. Auch ein Kenner wie Rockhill hat hierüber nicht viel zu erzählen gehabt.

In Hsün hoa erfuhr ich, daß es zurzeit unmöglich sei, jene Gegenden zu durchreisen. Das ganze Jahr über war dort ein größerer Krieg geführt worden und einige der tibetischen Bergfesten und Bandenführer hatten nur mit Hilfe der von Lan tschou fu herbeigerufenen Gebirgsartillerie bezwungen werden können. Obwohl von chinesischer Seite zwei Generale im Felde standen, war es nicht gelungen, das Land zwischen Hsün hoa und Kue de ting wirklich vollkommen zu pazifizieren. Ich beschloß deshalb, auf der Hauptstraße nach Hsi ning weiter zu reisen und überschritt den Hoang ho auf der 6 km oberhalb von Hsün hoa befindlichen Fähre. Es war dies ein aufregendes Schauspiel. Nicht weil der Fluß große Schwierigkeiten gemacht hätte. Die Strömung des klaren und grünlich gefärbten Flusses war zwar recht rasch; vor allem war ja die Jahreszeit weit vorgeschritten, mächtige Eisschollen trieben den Fluß herab und ein breiter Eisrand faßte die beiden Ufer ein. Auch war es für die Tiere sehr schwer, von dem schlüpfrigen Eis über den hohen Bordrand zu springen. Aber allzuviele Reisende wollten die Fähre benützen. Keinerlei Ordnung gab's. Jeder suchte seinen Gaul oder seinen Esel in das Boot zu zerren. Nicht wer zuerst kam, sondern wessen Tier am raschesten über die Bordwand ins Schiff sprang, der nahm in der Fähre Platz. Da meine Tiere sehr gewandte Springer geworden waren, kam ich glücklich mit. Eingeklemmt zwischen Türken, Chinesen, Mongolen und Tibetern, die teilweise von Schmutz und Ungeziefer starrten und alle zumal schreien mußten, ging's über den Fluß. Es war der dreizehnte Ort, an dem ich mich über den Hoang ho setzen ließ. Noch weit vom jenseitigen Ufer saßen wir auf einer Untiefe auf. Ein eiskalter Wind fegte das Tal entlang, es hatte mehrere Grade unter Null, und alles Schimpfen und Stemmen half nichts, wir saßen fest. Erst mußten die Pferde ins Wasser. Als

wir dann noch nicht loskamen, mußte auch die Mannschaft und ein Teil der Reisenden aussteigen und das Boot abschieben helfen. Mich schüttelte schon der Anblick der zitternden, spliternackten Körper, die vor mir eine Viertelstunde lang in dem Wasser von 0° arbeiteten, bis wir endlich wieder flott waren.

Ich war an jenem Tage nicht weit gekommen und befand mich den Abend noch im Hoang ho-Tale, im Orte Gan du, der dicht am linken Ufer liegt. Salaren wohnten keine mehr darin, diese sind auf die Täler im Süden des Flusses beschränkt, auch sind die meisten Salaren ja 1895 umgekommen. Viele sonstige Mohammedaner, die nicht Türkisch sprechen, sind heute in Gan du ansässig. Es gibt aber dort auch chinesische Bauern und einen chinesischen Leutnant (tsien tsung). Eine Moschee mit einem hübschen Minarett hatte sich hier erhalten, ein Zeichen, daß die Mohammedaner jenes Platzes sich im Jahre 1895 ruhig verhalten haben. Diese Minarette sind im eigentlichen China durchaus unähnlich den schlanken, türkischen Bauten. Es sind breite, geräumige und nie sehr hohe, nie über eine Stadtmauer sich erhebende Holztürme — sie dürfen ja das chinesische Föng schui, das Platzglück, nicht beeinflussen. Sie sind stets vieleckig, mit einem Ziegeldach gedeckt und haben die Form chinesischer Holzpavillons oder kleiner Pagodentürme. Neben den Mohammedanern und Chinesen gibt es in Gan du viele Tibeter. Dicht dabei beginnt das Gebiet des Stammes der Kargan-Tibeter, die — eine große Ausnahme — keine Buddhisten, sondern eifrige Mohammedaner sind. Wegen des augenblicklichen Krieges und auch wegen meines Silbertransportes mußte ich leider darauf verzichten, durch jenes Gebiet zu reisen, und mußte auf der großen Hauptstraße bleiben. Für sehr sicher galt allerdings auch diese nicht. Durch ein ödes, einsames Tal ging es stundenlang aufwärts. Die roten Ton- und Geröllschichten erreichen hier viele hundert Meter Mächtigkeit; sie sind absolut steril und durch die Sommerregen in zahllose Risse und Runsen zerschnitten.

Am Abend des 21. Dezember war ich in Ba yan rong ting¹⁾. Diese Stadt ist in einem breiten Hochtale gelegen, und von dort bis Ts'a ba, das ich am Tage darauf erreichte, bleibt man schon immer zwischen 2700 m und 2800 m Höhe. Die Bevölkerung ist sehr gemischt. Dringt man dagegen von der Hauptstraße in die Seitentäler ein, so sieht man fast nur Tibeter als Bauern. Die Chinesen und Mohammedaner sind hier die späteren Eindringlinge, die bis jetzt nur den Haupttälern und Hauptstraßen entlang wohnen und weit in der Minderzahl sind. Auch Ts'a ba²⁾ ist nicht groß, es hat nur ein kleines Bu tse mit einem Leutnant und einigen Soldaten. Es ist aber ein wichtiger Ort, da sich hier verschiedene Straßen kreuzen. Nach Hsi ning fu, nach Niem be hsien, Kue de ting und direkt ins Nomadenland führen breite Karawanenwege. Bis hierher können die Tibeter und Mongolen mit ihren vielköpfigen Yak- und Kamelkarawanen kommen, ohne auf eine kostbare Stallfütterung angewiesen zu sein. Im Herbst und Winter entwickelt sich darum hier jedes Jahr ein schwunghafter und für die chinesischen Aufsichtsbeamten schwer zu kontrollierender Salzhandel. Das Salz, das die Barbaren, ohne den kleinsten Zoll

¹⁾ Soll 500 Familien haben und in der Westvorstadt 270 Familien Mohammedaner. „Ting“ ist chinesisch, „rong“ ist tibetisch und bezieht sich auf die Anbaufähigkeit, „bayan“ ist mongolisch und bedeutet „reich“. Das Amt wurde erst Ende des 18. Jahrhunderts als Tu fan ting (= Tibeter Amt) von Niem be hsien abgetrennt.

²⁾ ts'a tibetisch = Salz.

zu bezahlen, verkaufen dürfen, geht von hier aus auf Schleichwegen weit nach China hinein.

In Ts'aba trennte mich nur noch ein nicht sehr breiter, aus Schiefnern, Gneisen, Graniten und Porphyry zusammengesetzter Gebirgsrücken von dem Tale des Hsi ning ho. Dieser Bergzug entspricht dem des Kwan schan und Hsin lu schan bei Lan tschou fu, von denen ich schon oben sprach.

Im Gebiet des Hsi ning-Flusses ging es wiederum zwischen lößbedeckten, roten Tonbergen zum Ort Ping tschung yi und dann durch die sogenannte Hsiao hsia (kleine Klamm), beides Orte, an denen im letzten Mohammedanerkrieg große blutige Zusammenstöße stattfanden.

Am 25. Dezember war ich in der Stadt Hsi ning fu. Ein hübsches, wohl schmutziges, aber doch heimeliges Gasthaus war bald gefunden, und den Abend durfte ich bereits bei Mr. und Mrs. Ridley verleben, den englischen Missionaren der China-Inland-Mission, denen schon so viele Tibetreisende zu Dank verpflichtet sind. Mit zwei Knaben von fünf und drei Jahren und seinem reizenden, damals halbjährigen Töchterchen lebte das tapfere Ehepaar wieder ganz allein unter den Chinesen in der rauhen Grenzstadt, in der es schon 1895 während der schrecklichen, vier Monate währenden Belagerung durch die Mohammedaner zusammen ausgehalten hatte. Der letzte Europäer, den Mr. und Mrs. Ridley vor meiner Ankunft gesehen hatten, war ein halbes Jahr zuvor durch Hsi ning fu gekommen. Einen großen Weihnachtsbaum fand ich in ihrem einfachen Chinesenhaus, und ich durfte an jenem Abend sogar als „Grandfather Christmas“ mit langem, weißem Bart, mit Stock und Rute und einem wohlgefüllten Sack erscheinen und mithelfen, den Kindern eine heimatliche Weihnacht zu verschaffen. Ich hätte mir dies den Abend vorher auch nicht träumen lassen, als ich noch in finsterner Nacht, in dem trockenen, schneidenden Hochgebirgswind, bei 15° Kälte auf meinem Pony saß und endlich eine Hütte fand, an deren Tor wir lange pochen mußten, ehe wir Einlaß bekamen.

In Hsi ning fu hatte sich natürlich nichts verändert, seit ich es im November 1904 zusammen mit Herrn und Frau Filchner verlassen hatte. Chinesische Städte ändern sich überhaupt wohl wenig. Nur den kleinen Krieg, der am Hoang ho unterhalb der Stadt Kue de ting gerade geführt wurde, hatte es mittlerweile gegeben und die Gemüter der Städter waren die ersten Tage nach meinem Eintreffen noch nicht ganz beruhigt. Ein ängstlich erwarteter Hinrichtungsbefehl von Peking war eben eingelaufen und man köpfte jetzt draußen vor dem Westtor auf kaiserlichen Befehl einige Führer der Gegenpartei, einen vornehmen Salaren und ein paar tibetische Häuptlinge und Lamas. Es war dies eine große Sache wegen der Bedeutung der Personen. Viel Volk war von nah und fern zu dieser Schaustellung zusammengeströmt, und die Soldaten, denen die Hinrichtung befohlen war, hatten große Angst. Sie liefen absichtlich während der Vorbereitungen aufgeregt hin und her und währenddessen schlug einer, bei dem man das Richtschwert vorher gar nicht bemerken konnte, die Köpfe ab, ohne daß man sehen konnte, wer es wirklich getan hatte.

Von der Stadt Hsi ning ist nicht viel zu sagen. Es ist eine Chinesenstadt wie die anderen. Ist man ehrlich, so gesteht man auch, daß es in dem ganzen großen Reiche der Mitte kein einziges wirklich schönes Wohngebäude gibt. Hsi ning fu hat nur eine „schöne“ Stadtmauer; diese ist hier auch sehr nötig. Die Stadt hat — wie schon kurz erwähnt — erst 1895 eine viermonatige Be-

lagerung ausgehalten, über die Mr. Ridley einst in einer englischen Zeitschrift ausführlich berichtet hat. Die Häuser sind wegen der Holzarmut der Umgebung klein und nieder und vielfach nur aus getrocknetem Lehm und mit flachen Dächern gebaut. Die Einwohnerzahl mag heute nicht ganz die Zahl 20 000 erreichen¹⁾. Zwei Dritteile der männlichen Bevölkerung sollen in den zahllosen Amtshäusern angestellt sein, sind Soldaten oder Schreiber und Schreibergehilfen. Auch ein Fürst, ein Tu se der sogenannten Tu jen²⁾, ist in der Stadt wohnhaft. Die Insignien seiner Macht stellt er jeden Tag wie ein kleiner chinesischer Beamter oder Polizeioffizier vor seiner Haustüre auf. Jedermann, der am Hause vorbeikommt, sieht zwei Kang³⁾ und einen Stock zum Erteilen der Bastonade, die als Strafmittel oder zur Erpressung von Geständnissen Verwendung finden. So weit reicht heute noch die Macht der Li Tu se ihren Untertanen, den Tu jen gegenüber. Der Ya men dieser Tu se ist sehr klein. Dicht daneben aber unter einem dreistöckigen Dach (Tafel L) sitzt eine Buddhakolossalfigur aus Ton inmitten eines längst bis auf die Grundmauern zerfallenen, einst sehr weitläufigen Gebäudekomplexes. Jedenfalls stammt dieses Bauwerk aus alter Zeit (vielleicht Ming?) und ist der Tempel der Tu jen gewesen. Der Grund und Boden in weitem Umkreis um den Tempel gehört noch heute den Tu jen. Viele Einwohner von Hsi ning wollen wissen, das Gebäude mit dem Riesenbuddha sei nicht als Tempel, sondern als Palast der Li Tu se gebaut worden, als diese um die Zeit der Sung-Dynastie (11. Jahrhundert) noch unabhängig waren. Ein größerer Teil der Stadt gehört den Tu jen, die ihren Fürsten und nicht den chinesischen Beamten Steuer bezahlen.

Der Inhaber der Li Tu se-Würde in Hsi ning war ein junger Mann im Anfang der zwanziger Jahre, der ganz im Gegensatz zu seinem Vater sehr wenig Ansehen genoß. Und mit Recht! Denn er hatte in wenigen Jahren sein ganzes

¹⁾ Graf Széchenyi: 3000 bewohnte Häuser und 35 000 Einwohner; Rockhill „The land of the Lamas“, 1891: 30—40 000 E. Aber dies war vor der vorletzten Rebellion, die ganz besonders blutig war. Hedin, „Durch Asiens Wüsten“, Bd. II, gibt, auf Mr. Riddleys Angaben fußend, 20 000 Einwohner an; Grenard in der Innenstadt 15 000 E., in der Vorstadt 10 000 Mohammedaner; Prschewalski, „Reisen in Tibet“, 1884: 60 000 E.; Futterer, „Durch Asien“, Bd. I, S. 257, 1901: 60 000 E.; deshalb auch Sievers „Asien“ 1904, S. 491: 60 000 E.; Filchner, „Bilder aus Kansu“, 1912: 60 000 E.; Richard's Geography, Shanghai 1908: 60 000 E. Die Zahl 20 000 wurde mir auch im Hsien ya men auf Grund der fast alljährlich um die Neujareszeit gemachten amtlichen Umfragen angegeben. Interessant ist damit zu vergleichen, wie die Stadt auf Tibeter einwirkt. Chandra Das gibt in seinen „Contributions on Tibet“ den Bericht des Pan schen Lama vom Jahre 1779. Dieser schätzte die Einwohnerzahl Hsinings auf „300 000 Mann“. Nach dem Thronbericht des Ministeriums des Innern vom 27. Februar 1911 sind beim Zensus von 1910 2032 Familien gezählt worden, was nicht einmal 10 000 Köpfen entsprechen würde. Mit dieser Zahl sind aber nicht die Bewohner Hsi ning's, sondern die dem Hsi ning-Amban unterstellten Mongolenbanner gemeint.

²⁾ Chinesisches Wort, wörtlich übersetzt: Erde-Leute = Alteingesessene.

³⁾ Der Kang, chinesisch Kia (volkstümlich in Kan su dia-dia genannt) ist das etwa 20 Pfund schwere Holz von rechteckiger Form mit etwa 60 cm Seitenlänge, durch das der Kopf eines Verurteilten gesteckt wird. Es wird von den Chinesen weniger als Strafe, denn als Schande gefürchtet und wird vor allem bei kleinen Diebstählen angewendet. Die Verurteilung geschieht auf ein bis zwei Monate und zwar darf dieser spanische Kragen oft auch bei Nacht nicht abgelegt werden. Der dazu Verurteilte kann aber damit spazieren gehen, sofern er dazu Lust hat und einen Bürgen besitzt oder Grundbesitzer ist.

väterliches Vermögen mit guten Freunden verspielt und vertrunken und war nun sehr verschuldet. Schon seinem Vater war nur wenig Macht über seine Untertanen verblieben; die chinesischen Mandarine sind jetzt noch mehr die Herrschenden geworden. Sie sammeln nun den Zehnten vom Tu se-Boden in ihre Scheunen. Ich werde später noch einmal auf die Tu jen zurückkommen, wenn mich mein Weg durch ihr Land führt. In und um die Stadt Hsi ning wohnen heute nur wenige Tu jen mehr.

Die Stadt Hsi ning fu ist jetzt fast ganz chinesisch. Selbst in der 1895 von den Chinesen zerstörten und einst sehr bedeutenden Ostvorstadt, dem Tungkwan, dürfen Mohammedaner nicht mehr mit ihren Familien wohnen; sie dürfen dort nur noch ihren Geschäften nachgehen. Seit 1896 sind den mohammedanischen Familien ganz bestimmte Plätze und Bergtäler angewiesen worden. Einzig und allein die jahrelang streng durchgeführte Verordnung, daß Mohammedaner, die das Innere der Stadt besuchen wollten, sich erst am Stadttor einen Stempel auf die Wangen drücken lassen mußten, ist heute aufgehoben.

Noch immer lebten die Bewohner in der Erinnerung an die grausigen Mohammedanerkämpfe. Hsi ning war deshalb auch eine Militärstadt. Es lagen hier fünf Ying (Bataillone) und der schönste und größte Ya men war der des Generals (Tschen tai), der ein ziemlich großes Arsenal hatte. Darin wurde jeden 1. und 15. des Monats der Retterin der Stadt, einer alten „Ko lu pu pau“ (einem Kruppgeschütz), Weihrauch angezündet, und Offiziere und Soldaten warfen sich zum Ko tou vor der längst verrosteten Kanone auf den Boden. Dieses Geschütz war die Seele der Verteidigung im Jahre 1895. Damit es mehr Hunger habe und nach recht viel Mohammedanerblut dürste, ist ihm amtlich Menschenblut um die Mündung geschmiert worden. „Es hat eine Seele wie ein Mensch,“ sagten die Eingeborenen, und zweifellos machten sie sich dabei eine bestimmtere Vorstellung, als wenn man unsere heimischen Rekruten dazu abrichtet, von einer „Seelenachse“ bei Gewehr oder Geschütz zu reden.

Auch der Tsch'eng schu ying, der Stadtkommandant, gleichzeitig Tor Schlüsselbewahrer und Befehlshaber des sogenannten mittleren Bataillons¹⁾, sodann der Hsien, der Präfekt, der Dao tai und auch der höchste Beamte in der Stadt, der Ts'ing tsch'ai da tsch'en, das ist der kaiserliche Ministerresident

¹⁾ Die chinesische Provinzialarmee bestand nur aus den grünen Bannern, den Lü ying. Von den größeren Verbänden, den Tschen piao (Brigaden), den Hsie (= Regimentern) hörte man im Frieden selten, da die chinesische Provinzialarmee (ich spreche nicht von den Truppen an der Küste) als Polizeitruppe verwendet wurde und zerstreut garnisonierte. Die erste wichtige militärische Einheit ist erst das Ying-Lager oder Bataillon, das unter einem Major (yu tshi) oder einem Hauptmann (du se oder schu be) steht.

In Hsi ning fu lag ein „mittleres“, „linkes“, „rechtes“, „vorderes“ und „hinteres ying“, das je unter einem du se, meist unter schu be stand. Die Bewaffnung war sehr schlecht. Die Truppen exerzierten so gut wie nie. Die Soldaten bekamen jeden Monat reichlich Weizen zugemessen und dazu 4 Mark Gehalt. Weitans die meisten waren verheiratet.

Außerhalb der Stadt war ein dem General direkt unterstelltes befestigtes Lager von sogenannten „bu tui“ (angeblich modern gedrillten Infanteristen), die besser uniformiert und mit Vorderladern bewaffnet waren. Solange ich in Hsi ning fu war, gaben die Offiziere, teils aus Sparsamkeitsgründen, teils der Sicherheit halber keine moderneren Gewehre aus den Arsenalen, denn sehr oft desertierten die Soldaten mit samt ihren Gewehren und verkauften diese an die geheimen Gesellschaften oder an die Mohammedaner.

oder kurzweg Amban, dem Nordosttibet unterstellt ist¹⁾, alle diese haben in Verbindung mit ihrem Ya men ein getrenntes Arsenal, so daß jeder von ihnen 1895 bei der Belagerung seine eigenen 500 Mann bewaffnen und auf die Stadtmauer schicken konnte. In der Stadt liegt außerdem noch eine ganze Reihe anderer Amtsgebäude. Große Gildenhäuser, vor allem die der Schen si-Kaufleute, und die gewöhnlichen Staatstempel und Schulen nehmen viel Platz weg. Da auch große Flächen im Stadttinneren un bebaut sind und noch so ausgedehnte Felder darin liegen, daß ich mir auf ihnen einige Male wilde Fasanen zum Mittagessen schießen konnte, so wird es verständlich sein, daß die meisten Reisenden die Bevölkerungszahl überschätzt haben. Wenn auch die Chinesen eng aufeinander wohnen, sie haben doch immer nur einstockige Gebäude mit weiten Höfen.

Hsi ning fu liegt nach meinen Beobachtungen 2300 m hoch, während Hedin nur 2265 m, Grenard 2250 m und dagegen Filchner die weitaus höchste Höhe, nämlich 2380 m dafür berechnet. Es liegt inmitten eines 2 km breiten, flachen Alluvialtales, dessen Sohle bewässerbar ist, was die relative Wohlhabenheit der Bewohner, vor allem eine große Billigkeit der Lebensmittel bedingt. Der Fleck, wo die Stadt steht, ist strategisch und wirtschaftlich natürlich wieder sehr geschickt herausgesucht, nämlich gerade unterhalb eines Punktes, von dem aus nach Norden und Süden je ein gleichfalls breitsohliges Tal, mit je einer wichtigen Straße²⁾, von dem großen, westöstlich ziehenden Hsi ning ho-Tal abzweigt. Die Berge, welche diese Täler erfassen, sind lößbedeckt und aus den roten, horizontal liegenden Sandstein- und Tonschichten gebildet, die wir heute auf so ausgedehnten Flächen Nordwestchinas unter dem Löß antreffen und die ich nun schon so oft erwähnen mußte. Diese rötlich gefärbten Berge erheben sich bis zu 300 und 400 m über die Talsohlen und sind trostlos kahl. Die Sommerregen vermögen kaum etwas an der fahlen Farbe zu verändern. Nirgends auch nur ein Baum. Selbst die Weiden und Pappeln um die Dörfer im Tale sind rar. Große alte Bäume sieht man heute in ganz Kan su nur selten, sie sind in den vielen Rebellionen, als die Bande der Vernunft und des Besitzrechtes sich gelockert hatten, umgehauen und verbrannt worden.

Der ganze Landstrich ist regenreich und besitzt viele natürliche Hilfsquellen. Er ist eine kleine Kornkammer. Nach Lan tschou und vielen anderen Plätzen wird von hier aus Getreide ausgeführt. Der Bezirk besitzt auch einen großen, noch ungehobenen Mineralreichtum. Er zählt zu den guten Pfründen. Das beste Bild des Reichtums gibt vielleicht das jährliche Einkommen des untersten Zivilmandarins, des Hsien, das zwischen 20 000 und 30 000 Tael (1 Tael über 3 Mark, die Hsi ning-Tael sind sehr groß) beträgt. Sein regelmäßiger Gehalt ist natürlich wie immer in China nur 60 Tael, der „Rest“ sind Nebeneinnahmen.

¹⁾ Der offizielle Titel dieses Beamten lautete: tsung li tsch'ing hai sche wu da tsch'en = Minister und Militärbevollmächtigter des gesamten Kuku nor-Bezirktes. Er war stets ein Mandschure und hatte eine dem Vizekönig von Lan tschou beigeordnete Stellung. Von den Tibetern und Mongolen wird er immer „amban“ bzw. Seling amban, d. h. Hsi ning-Minister betitelt. Das Amt wurde 1723 für die Mongolenbanner eingerichtet. Die Tibeter nennen Hsi ning Seling oder Siling mkar.

²⁾ Die südliche Straße führt nach dem Kloster Gum bum und der Stadt Kue de ting; die nördliche nach Dai tung und weiter nach Kan tschou fu und dem alten Yü men, dem Tor gegen Turkistan.

Zölle und — wie es scheint — früher nicht ausgemessene, jetzt aber von Chinesen urbar gemachte Ländereien, vor allem aber die Entscheidungen vieler Prozesse, machen die großen Summen aus.

Ähnlich wie in Lan tschou fu spielte auch unter den Einnahmen des Hsien von Hsi ning ein seit alter Zeit von der kaiserlichen Regierung ausgesetzter Posten zu einer Brückenreparatur eine gewisse Rolle. Hsi ning fu liegt ja ganz im Westen des eigentlichen China. Und China bedeutete für seine Bewohner wie für seine Beherrscher die Welt. Darum lag draußen vor dem Westtor von Hsi ning — wie jedes Kind in der Stadt wußte — die „Tien bien yüe ya kiao“, d. h. die Brücke, welche von Amts wegen die Erde mit dem Himmel und dem Mond verbindet. Daß nun die Inhaber der Hsien-Würde von Hsi ning die Geldsumme, mit der sie nach kaiserlichem Wunsch diese wichtige Brücke in Stand halten sollten, alle Jahre unterschlagen haben, kann ihnen niemand übelnehmen. Es wurde mir aber wenigstens ein Stein gezeigt, der einst der Anfang der Brücke gewesen sein soll. Von hier aus geht es ja auch in den Hsi tien, in den westlichen Himmel, wie Tibet von vielen Buddhisten genannt wird.

Eine andere Besonderheit der Stadt Hsi ning ist die ungeheure Zahl von Ponys, die von seinen Bewohnern gehalten werden. Es sind ihrer sicher mehrere tausend Stück. Fast jedermann hat sein Pony, und wer immer über Land reist, jeder Schuster und Handwerksbursche reitet. Das Futter ist billig, der Preis der Ponys nicht hoch. Und wenn man keine allzu großen Ansprüche macht, so kann man ziemlich rasch eine größere Anzahl davon zusammenkaufen. Insofern ist Hsi ning ein günstiger Ausgangspunkt für eine Reise nach Tibet, und deshalb hatte ich es auch diesmal wieder aufgesucht. Immerhin war ich eine ganze Woche lang damit beschäftigt, drei gute Ponys zu erhandeln. Zehn Chinesenfrauen hatte ich währenddem in meinem Gasthaus, um ein großes Dienerzelt zu nähen. Schreiner, Sattler, Schuster, Schmiede wurden angestellt, um meine Ausrüstung zu vervollständigen. Nichts war vorrätig zu haben, alles mußte erst bestellt werden. Wegen eines jeden Gegenstandes mußte eine schier endlose Zeit gemarktet werden. Für jeden Knopf oder Strick, für jede Kleinigkeit wurde dreist das Zehnfache des Wertes gefordert, mühsam mußte erst auf einen Normalpreis herabgehandelt werden, und wenn man beim selben Manne nur einen Tag später dieselbe Sache noch einmal verlangte, so begann das lästige Feilschen aufs neue. Dabei gab es so vieles nicht, was ich haben wollte. Große Mühe machte es zum Beispiel, in der großen Stadt drei Hölzer zu finden, die sich für mein Zelt als Stangen verwenden ließen. Die Umgegend ist äußerst holzarm. Als wir uns tagelang vergeblich bemüht hatten, ein zur Firststange geeignetes Stück zu finden, schenkte mir der Sohn des Generals, was ich brauchte, aus dem Arsenal.

Wer in China reisen will, der tue vor allem Geduld in seinen Beutel. Nie darf ein Chinese merken, daß man etwas rasch haben möchte. Auch in Hsi ning fu wird auf offenem Markt ebensogut wie im Laden jeder Handel innerhalb des Rockärmels abgemacht. Dazu braucht man die langen chinesischen Ärmel. Ob ich ein Pony, ob ich Butter oder Mehlvorräte einkaufte, auf die Frage, was dafür verlangt werde, streckte mir stets der betreffende Händler seinen schmierigen und eingerissenen Rockärmel hin und ich mußte mit meinem dünnen und kurzen Europäerärmel in dem seinen verschwinden. Da drinnen dreht und drückt man sich nun die Finger, ohne daß einer von den Umstehenden etwas

sehen kann. Gesprochen wird zunächst kein Wort. Gilt es ein größeres Objekt, ein Pony oder dergleichen, so schlüpfen nicht bloß die zwei Handelsparteien, sondern bald auch alle Begleiter und Bekannte, selbst die Gaffer von der Straße einander gegenseitig in die Ärmel. Es gibt ja nichts Schöneres für die Chinesen als so ein kleiner Handel. Jetzt schimpft man aufeinander, lacht einander aus. „Zu teuer!“ — „Du bist nicht bei Trost!“ — „Ich verschenke meinen Gaul nicht!“ — so hört man die Stimmen durcheinander schreien; aber von einem Preis spricht niemand. Derjenige, der einen solchen nennen will, greift immer nur in des anderen Ärmel so und so viel Finger. Der Zeigefinger allein bedeutet eins, Zeige- und Mittelfinger zusammen heißt zwei und so weiter bis fünf. Sechs ist Daumen und kleiner Finger, sieben: Daumen, Zeigefinger und Mittelfinger. Um die Acht auszudrücken, spreizt man Daumen und Zeigefinger auseinander. Bei neun streckt man dem anderen den Zeigefinger hin und krümmt ihn dabei hakenförmig. Von zehn an wiederholt sich das Verfahren, denn jeder ist so geschäftskundig, daß er weiß, ob ein Gegenstand 1, 10 oder 100 Tael wert ist. Sechzehn zum Beispiel wird ausgedrückt, indem erst der Zeigefinger und hierauf Daumen und kleiner Finger zusammen gepackt werden. Mancher kleine, leicht aufdringlich werdende Überläufer sucht sich gerne während dieser Prozedur bessere Jagdgründe; denn welcher Chinese des Inlandes hätte keine Läuse im Rockärmel?

Es sollte nun im Winter, solange es am kältesten und das Eis am dicksten ist, an den „blauen See“, den „Kuku nor“¹⁾, gehen, um diesen genau zu erforschen, vor allem auszuloten. Der See liegt schon außerhalb der Gebiete, in denen man noch zur Not mit Chinesisch auskommt; er liegt über dem anbaufähigen Land und bereits in den wilden tibetischen Steppen. Ich brauchte also hierzu geeignete, womöglich Tibetisch sprechende Begleiter. Da ich zunächst nicht sehr weit ins tibetische Hochland hinein wollte, so gingen auch meine bisherigen Diener noch mit. Zum Glück hatte ich rasch die nötigen Leute gefunden, die mir noch fehlten.

Schon am Tage nach meiner Ankunft in Hsi ning fu war durch einen schmalen Spalt in der Tür, demütig lächelnd und zweideutig grinsend, mit vielen Komplimenten der sogenannte „lange Tschang“ in mein Zimmer gekommen. „Da Tschang“ oder der „lange Tschang“ hieß dieser Mann auf unserer Hoang ho-Expedition. Er war ein intelligenter Chinese von damals 28 Jahren und trug seinen Namen, weil er 1,80 m groß war. Er war der Sohn eines kleinen Offiziers an der tibetischen Grenze, der all sein Geld verjubelt und verspielt hatte. Tschang konnte ziemlich gut lesen und schreiben und er besaß Mut, dies wußte ich sicher, auch aus eigener Erfahrung. Er war äußerst verschlagen und listig und von einer erstaunlichen Redegewandtheit. Er verstand es in hervorragender Weise, seine Nebenmenschen am Narrenseil herumzuführen, und wenn er wollte, wußte er namentlich stets diejenigen Worte zu sagen, die der andere gerne hörte. Er war ein echtes Kind seiner Rasse und seines wilden, rauhen Heimatlandes. Er war ein fauler Lump, doch auch ein interessanter Charakter. Obwohl ich

¹⁾ Der „blaue See“ von Nordosttibet ist heute durch die russischen Reisenden allgemein unter seinem mongolischen Namen Kuku nor bekannt. Kuku, oder geschrieben Küke, heißt blau. Die Chinesen nennen den See „Hsi hai“ oder Westmeer oder auch Tsch'ing hai = blaues Meer. Die Tibeter nennen ihn Ts'o sngon bo oder abgeschliffen Ts'o ngombo, was gleichfalls „blauer See“ bedeutet.

seine Fehler von früher her kannte, nahm ich ihn in meine Dienste; denn Besseres gab es nicht.

In den ersten Tagen des Januar reiste ich weiter das Hsi ning-Tal aufwärts. Mein alter Reisepaß war im Ya men anerkannt worden. Der Amban Tsching schu hatte mir sogar eine Eskorte für meine Reise an den Kuku nor versprochen. Die Geschenke, die ich ihm sandte, waren durch ein größeres Essen erwidert worden, das mir ins Haus gesandt wurde. Ich war ihm nämlich vom Fan tai in Lan tschou empfohlen worden. Der Inhaber des Ambanamtes war erst wenige Wochen in der Stadt. Sein Vorgänger Tschun leang, mit dem Filchner und ich zu tun gehabt hatten, hatte noch im darauffolgenden Winter das Amt Hals über Kopf verlassen müssen und in der Zwischenzeit hatte der Dao tai von Hsi ning die ledige Amtsstelle versehen. Der frühere Amban hatte allzu blind nur auf das Geld gesehen und sich zu Beginn des schon erwähnten Kue de-Krieges zum Schaden des chinesischen Ansehens von den Tibetern und Mohammedanern so bestechen lassen, daß er höheren Ortes Anstoß erregt hatte.

Als mir durch den Hsien von Hsi ning die Erlaubnis des Ambans für den Besuch des Kuku nor angezeigt worden war, hatte ich mich sogleich auf den Weg gemacht, um in Dan kar ting, der letzten Chinesenstadt an der Grenze, die Ausrüstung zu vollenden. Der Weg dorthin ist schon von gar manchem Europäer betreten und beschrieben worden. Es ist der Aus- und Eingang von Nordtibet. Huc, Prschewalski, Rockhill, Littledale, Grenard, Hedin, Kozlow, Holderer-Futterer sind auch dort durchgewandert.

Man verläßt die Stadt Hsi ning durch das große und schöne Westtor. 2 km davon, außerhalb zweier befestigter Soldatenlager, liegen einige turmartige Erdaufhäufungen. Von ihnen erzählen sich die Eingeborenen, sie seien, als einst ein tibetisches Heer Hsi ning belagern wollte, von einem listigen General errichtet und mit zahllosen sandgefüllten Getreidesäcken bedeckt worden. Die Tibeter hätten die List nicht gemerkt, hätten die riesigen Haufen für Getreidesäcke gehalten, hätten geglaubt, die Stadt sei allzu gut verproviantiert und seien wieder abgezogen. Noch etwas weiter draußen liegt dicht an der Straße eine etwa 25 m hohe vierseitige Erdpyramide, die wohl ein altes Fürstengrab darstellt; aber alle Erinnerung, was dies Erdwerk einst gewesen, ist heute längst entschwunden¹⁾.

¹⁾ In alter Zeit war die Stadt Hsi ning fu viel größer. Eine alte Umwallung aus gestampftem Löß ist in Resten noch heute im Süden und Osten der heutigen Stadt zu erkennen. U n t e r dieser Umwallung kommen alte, mit grauen Ziegeln tonnenförmig eingewölbte, also höchst wahrscheinlich auch schon chinesische Gräber zum Vorschein. Verglichen mit dem heutigen Hsi ning fu muß diese alte Stadt von mehr als doppelt so großer Ausdehnung gewesen sein; sie soll aus der Tang-Zeit (?) stammen, als die Stadt Schan tschou hieß.

Das Hsi ning-Land gehörte ursprünglich wie das Land um Lan tschou den „Hsi Kiang“ (westlichen Tschiang), die in viele Stämme gespalten waren. Der große Kaiser Wu ti (140–86) ließ das Tal des Hsi ning-Flusses erobern, um die wilden Völker im Schach zu halten und seine neu eröffnete Straße nach Turfan und Baktrien sicher zu stellen. Unter Kaiser Suan ti wurden hier ums Jahr 61 v. Chr. durch General Tschao die ersten Soldatenkolonien angelegt, Kanäle gegraben und eine feste Niederlassung namens Po (be) Tschiang hsien gebaut. Die Stadt blieb mit dem Reich vereinigt, bis hier 397–399 ein General eine eigene Dynastie (Nan leang) gründete. Auch nach dieser Zeit war sie stets chinesisch, bis sie 762 von den Tibetern erobert wurde und aus ihrer Hand in die des Hsi Hsia-Reiches kam. Im 12. Jahrhundert gehörte Stadt und Amt

Das obere Hsi ning-Tal ist auch weiterhin breit und steigt flach an. Es bleibt monoton. Nach etwas über 20 km kommt man zum Ort Tschien hai pu, dem gegenüber auf der nördlichen Flußseite der gleichfalls mit hohen und starken Wällen umgebene Ort To ba (spr.: Do ba) liegt. Nach den alten Chroniken hat To ba mehrfach die Stadt Hsi ning in kommerzieller Beziehung überragt. 1895 war es das Hauptquartier der Mohammedanerinsurrektion. Und als die Chinesen damals wieder die Oberhand gewannen, war dies der Ort, der noch lange Zeit mit größter Zähigkeit und dem Mut der Verzweiflung verteidigt wurde. Jetzt liegt To ba in Trümmern. Nur einige Bauern und Kleinkrämer halten an der Scholle fest. Die alte Moschee, die einst Rockhill besuchte und die von Kaiser Kang hi errichtet sein soll, ist dem Boden gleich gemacht.

Oberhalb von diesen beiden Orten verläßt man das weichgeformte Bergland des Beckens von Hsi ning. Von den baumlosen, lößbedeckten Ton- und Sandsteinbergen kommt man mit einem Male in ein hohes, ernstes und wildes Felsgebirge aus Granit und stark gefalteten Schiefnern.

Ich kam erst um 12 Uhr nachts in Dankar¹⁾ an und hatte die größten Schwierigkeiten, selbst außerhalb der Tore, in der offenen Vorstadt²⁾, ein Quartier zu finden. Alle Gasthäuser waren überfüllt von Fischhändlern, die um die Winterszeit von Lan tschou fu hergereist kommen. Nirgends war ein freies Plätzchen aufzutreiben. Darum schlugen wir, bald des Suchens müde, in einer stillen Ecke das Zelt auf und trieben die Ponys in einen leeren, herrenlosen Hof, wie seit der letzten Mohammedanerrebellion gar viele zu finden sind. Damit es nicht heiße: der Europäer legte sich auf die Straße, also wie man im Chinesischen sagt: damit das „Gesicht schön aussieht“, stellten wir das Zelt auf. Es wurde aber alle Augenblicke vom Winde umgeblasen und so war es doch die offene Straße, wo wir lagen; zu allem hin hatte es 20° Kälte.

In der ersten Morgenfrühe fanden wir dann ein Gasthaus (Tafel XXXVIII). Man mußte es sogar gut nennen, denn die Türen ließen sich mit einem Schloß schließen, nur daß dieses natürlich der jeweilige Gast selbst mitzubringen hatte. Ich gab gleich eine Liste von dem aus, was wir noch brauchten. Sogar der lange Tschang eilte Kommissionen nach, wenn man nicht besser sagen will, er geruhte, sich nach einigen umzusehen. Er übernahm stets nur diejenigen Besorgungen, die ihm den größten Profit für seine Kasse versprochen. Ein anderer Diener reparierte die Fenster meines Zimmers so gut mit Seidenpapier, daß mir vom Rauch des Holzfeuers, das auf dem Boden in der Mitte meiner Stube angeblich zum Erwärmen angezündet wurde, die hellen Tränen über die Wangen liefen. Der so seltene Vorzug eines Hotelzimmers mit verschließbarer Tür wurde dadurch ziemlich illusorisch. Es war zum Schluß doch besser, sich im offenen Hof an einem flackernden Holzfeuer die Hände zu wärmen. In Dankar gibt es weder

Hsi ning bald den Hsi Hsia, bald den Chinesen oder Tibetern, und erst durch Dschinggis Khan und die Mongolen kamen wieder ruhigere Zeiten, da durch sie das Land mit dem großen Reich vereinigt wurde und seither vereinigt blieb.

¹⁾ Vielfach sieht man auf Karten Tan kar geschrieben. Ausgesprochen wird der Name Dankar. Es ist dies die chinesifizierte Form des mongolischen Wortes Dunkur. Mit dem letzteren Namen wird der ganze Bezirk bezeichnet und Dunkur heißt auch ein kleines buddhistisches Kloster, eine Tagereise südlich von der Stadt (s. S. 280 ff.).

²⁾ Die einst blühende von Mohammedanern bewohnte Vorstadt war während der großen Rebellion von den chinesischen Stadtbewohnern hinterrücks überfallen und verwüstet worden. Viele tausend Mohammedaner fanden dabei den Tod.



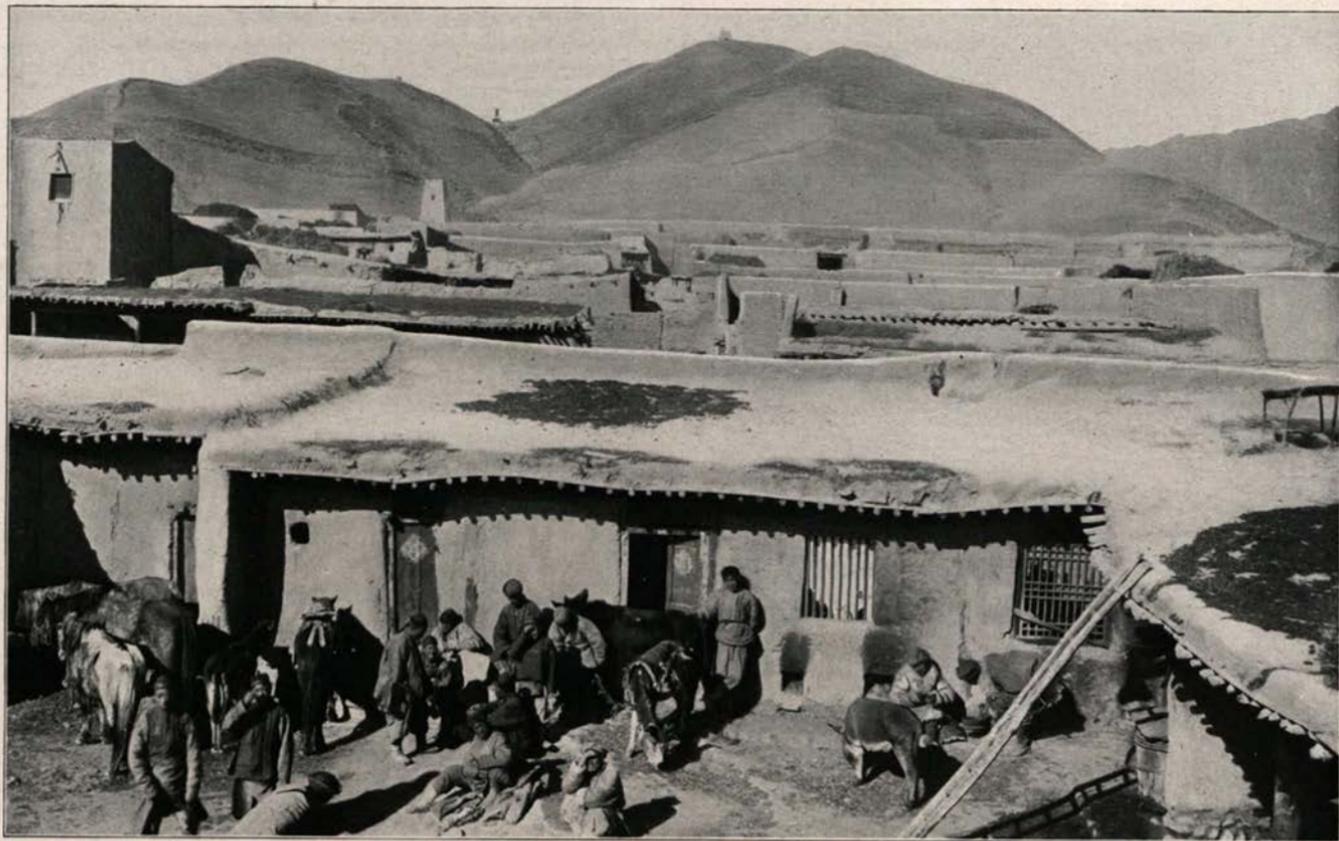
Der Hsi ning fu, sein Schwiegersohn und seine Söhne.



(Mohammedanerin als Mandschurin frisiert.)

(Mandschurin.)

Die zwei Tai tai des Hsi ning fu und die älteste verheiratete Tochter.



Gasthaus in der Westvorstadt von Dankar ting.
(Im Hintergrund ein kleiner Tiao, ein Verteidigungsturm.)



Die letzten chinesischen Meilensteine im Westen von Dankar ting.



Meine kleine Yakkarawane am Ufer des gefrorenen Kuku nor.

Stein- noch Holzkohlen, fast möchte ich sagen, ein Beweis, daß man dort nicht mehr in China lebt. Daß niemand einen Ofen zu konstruieren weiß, brauche ich wohl nicht zu versichern. Die Bevölkerung von Dankar, von Hsi ning und anderen Plätzen Hochchinas und Tibets hat im Winter die Sonne zum Erwärmen. Im Windschatten, neben einer Lehmmauer, in dem täglich strahlenden Sonnenlicht sieht man die Frauen und Kinder auch im Dezember und Januar ihrer gewohnten Beschäftigung nachgehen. Wenn schon die Luft mehrere Grade unter Null zeigt, ist die strahlende Wärme der Sonne doch so groß, daß die Haut keine Kälte empfindet. Die kleinen Kinder spielen vom frühen Morgen an im Freien und sind dabei nur mit einem kurzen Jäckchen bekleidet und haben höchstens noch sockenartige Schühchen an; aber keines hört man über Kälte klagen. Betritt man die Ya men, so sieht man in den großen Höfen die Schreiber Tisch und Stuhl aus dem Amtszimmer tragen und in der wärmenden Sonne an den Akten malen.

Um Mittag hatte ich den Besuch des Ting von Dankar, eines freundlichen, mittelalterigen Herrn aus Südchina. Der Major des Platzes hatte schon früher bei mir vorgesprochen und mir bei der Gelegenheit gleich ein sehr mageres Pony zu verkaufen gesucht. Der Ting kam im Auftrag des Ambans von Hsi ning, um mit mir nochmals über meine Reise zum Kuku nor zu verhandeln. Der Amban ließ mir sagen, ich möchte noch die wenigen Wochen bis nach dem chinesischen Neujahr warten. Der Ting unterhielt mich dann weiter mit den gruseligsten Räubergeschichten. Er war im Sommer 1905 im Auftrag des Ambans und des Vizekönigs von Lan tschou fu mit 45 Mann in dem tibetischen Hochland gewesen, um von den DenanngGolokh¹⁾, die neben dem Stamme Hantsien

¹⁾ Nordosttibet beherbergt viele voneinander ganz unabhängige Stämme von Zelttibetern. Eine viel genannte, aber heute mehr historische Einteilung der Stämme des Gebietes unterscheidet:

1. Banagkaksum, die schwarzen Zeltstämme des Kuku nor (Rockhills Panaka, es soll nach Rockhill „8 Na-Stämme“ (?) bedeuten). Baner (Banag) oder Waner nennt man alle Tibeter, die um den Kuku nor wohnen, wahrscheinlich wegen ihrer schwarzen Zelte. Sie zerfallen aber in verschiedene Stämme, die sich gegenseitig berauben und befehlen. Der mächtigste Häuptling im Banagkaksum ist der Ts'ien hu, d. h. der Vorstand der Tausendschaft aus dem Stamm der Waanschdäch'e. Neben ihm sind noch eine Reihe anderer Stammeshäuptlinge vorhanden, die sich fast gleich groß dünken, z. B. Gañ ts'a, Rengan, Tschamri, Lhardi, Tschebts'a. Wenn sie vom Hsi ning-Amban anerkannt werden, erhalten sie blaue oder rote Amtsknöpfe und — was ihnen das wichtigste ist — jährlich ein Geschenk an Getreide. Das neue republikanische Regime suchte sie durch Orden, die den europäischen gleichen, für sich zu gewinnen. Es ist möglich und wahrscheinlich, daß die Baner diejenigen Tibeter sind, die einst von den Mongolen beherrscht wurden. Sie tragen im Gegensatz zu den ngGolokh spitze Mützen mit einem Pelzbesatz, die ganz denen der Kuku nor- und Ts'aidam-Mongolen gleichen.

2. ngGolokhkaksum (Golokasum). Die dazu gehörigen Stämme, gleichfalls Nomaden, wohnen im Süden von den Baner und um den Oberlauf des Hoang ho herum. Es ist eine Reihe großer Stämme, die vollkommen unabhängig von den Chinesen sind und sich gegenseitig aufs heftigste bekriegen. Der größte Stamm der ngGolokh-Tibeter ist der von Ardschün, dessen Häuptling sich sogar dyalbo (rgyalbo) d. h. „König“ nennt (1904—1909 war es eine sehr kriegerische in den Zwanzigern stehende Frau, welche die Geschicke dieses Stammes lenkte).

3. Mah'ah'kami, (Mah'ari). Diejenigen Nomadenstämme, die südlich von Kue de ting und dem Hoang ho wohnen, werden in Hsi ning fu und am Kuku nor als Mah'ah'kami, d. h. „die jenseits des Matschü wohnenden“ zusammengefaßt. Deren Oberhaupt

Doba am oberen Hoang ho wohnen, die Zurückgabe von geraubtem Gute zu verlangen. 25 Lhasa-Leute, Händler und Bevollmächtigte der heiligsten Klöster Zentraltibets, waren in der Nähe der Hoang ho-Quellen überfallen und beraubt worden. Der Schaden war von der tibetischen Lhasa-Regierung ohne das verlangte Blutgeld auf 26 700 Tael (nach dem damaligen Silberkurs 70 000 Mark) angegeben und von den Lhasa-Tibetern bei der chinesischen Regierung eingeklagt worden¹⁾. Und deshalb hatte der Ting von Dankar nach Denañ zu den ngGolokh reisen müssen; dieser Stamm hatte den Überfall gemacht.

Der Ting berichtete mir von seinen Abenteuern im Grasland. Immer wiederholte er, wie froh er gewesen sei, als er lebendig herausgekommen war. Ein schauerliches Land sei dieses Grasland. Monatelang habe er durch kalte Steppen zu reiten gehabt. Mitten im Hochsommer sei es wie im Winter gewesen. Und diese schlechten Wege, diese stürmischen Pässe! Von Wölfen, Bären, ja von Tigern wußte er zu erzählen, und daß die Hunde der Nomaden so groß seien wie Kälber und noch viel wilder und bissiger als tollwütige Löwen. Und die Flüsse erst! Er habe sie durchreiten oder selbst durchschwimmen müssen. Als er nach Denañ gekommen, hätten Tausende von schwerbewaffneten ngGolokh ihn umlagert und ihn bedroht. „Wie die Sterne am Himmel oben, so zahlreich sind wir ngGolokhs,“ hätten sie unter Drohen gerufen, „was wollt ihr 45 Mann denn machen?“ Wie aufgestörte Hornisse hätten sie sich benommen! Die Oberhoheit des chinesischen Kaisers sei in keiner Weise anerkannt worden. Mit Reitstiefeln hätten sie auf das kaiserliche Siegel treten wollen, was doch die tiefste Mißachtung bedeute. Gar nichts habe er ausrichten können, und deshalb habe ihn die Expedition selber noch viel Geld gekostet. Sein eigenes Reitpferd und viele Dutzend Yak seien den Anstrengungen erlegen. Um die Lhasa-Tibeter, vor allem die Klöster zu befriedigen, habe die chinesische Regierung zuletzt einen Teil des Schadens bezahlt. „Früher Geborener, warte, bis dir der Amban Soldaten mitgibt. Du gehst besser im Sommer an den See,“ so meinte der freundliche Ting-Mandarin.

„Dein erlauchter Amtsbruder, der Unterpräfekt von Hsi ning, hat mir gesagt, man könne nie ein Schiff auf den See bringen, es schwimme nicht, ein

ist der Ts'ien hu von Lu tsâng. Aber auch dieser Oberhäuptling kann lange nicht alle Stämme um sich her zusammenhalten und beherrschen.

Überall ist in Tibet ein Abspplittern, ein Trennen von Stämmen und Unterstämmen, ein ewiges Sichbefehden zu bemerken, noch viel schlimmer als im Mittelalter in Deutschland. Aber gerade dies ist der Grund, daß die Chinesen noch etwas Macht dort haben; die Handel werden von den Chinesen gerne gesehen. Sie füllen die Taschen der Beamten und machen es leicht, zu herrschen. Die Politik, die Tibeter zu spalten, wird schon in einem Thronbericht des Generals Tschao vom Jahre 62 v. Chr. entwickelt und empfohlen.

¹⁾ Es lassen sich daraus gewisse Folgerungen in bezug auf die Größe des Handels zwischen Zentraltibet und Dankar ziehen. Jedes Jahr gehen zwei solcher Karawanen von Lhasa nach Dankar und umgekehrt. Der Wert derselben dürfte also zusammen höchstens 100 000 Tael betragen. Der Wert der Tiere ist teilweise miteinzurechnen, da sie selbst Handelsobjekt sind. In Dankar werden von den Lhasa- und auch von den K'am-Leuten die Lastyak größtenteils verkauft und dafür Maultiere eingehandelt, die sie wiederum zu Hause mit Gewinn losschlagen. Der Handel Dankars mit dem umliegenden Nomadenland ist ungefähr dreimal so groß, so daß wir für In- und Export von Dankar einen Gesamtwert von wenig über 1 300 000 Mark erhalten. (Rockhill in „The Land of the lamas“, S. 111 schätzte 1889 den Wert des Gesamthandels auf 150 000 Tael.)

Schiff sinke sofort unter. Das Wasser des Kuku nor habe gar nicht die Kraft, ein Schiff zu tragen," erwiderte ich.

„Wenn du allerdings auf den See hinaus mußt und die Insel besuchen willst, so kannst du nur jetzt gehen. Auch ich weiß, daß das Wasser des Westmeeres keine Tragkraft hat“¹⁾.

„Ich will sehen, daß ich während der Neujahrszeit Soldaten für dich bekomme," schloß der chinesische Herr Landrat, ergriff die ihm vorgesetzte Teetasse, schlürfte geräuschvoll ein paar Züge und empfahl sich.

Dankar ting ist eine Stadt von etwa 8000—10000 Einwohnern und ein weit vorgeschobenes Bollwerk des Chinesentums, das wie die Stadt Hsi ning und To ba aus den Militärkolonisationen der Han-Zeit stammt²⁾. Die Stadt liegt 2680 m hoch. Man baut fast nur noch Gerste, Hafer, Lein und Wicken, aber wenig Weizen mehr in der Umgebung. Bis hier herauf gibt es noch echte chinesische Bauern, wenn auch nicht mehr gar viele. Soweit der Boden Ertrag verspricht, vor allem in der Achse der größeren Täler, haben diese sich mit ihrem Fleiß und mit ihrer steten Kultur ausgebreitet. Heute noch sind aber im Hsi ning fu, d. h. in der Inspektion Hsi ning, zu der Dankar gehört, alle kleineren Seitentäler von Resten nicht chinesischer Völker bewohnt. Die Mohammedaner, seit 1895 allerdings mehr als dezimiert, sind nur an bestimmten Plätzen zahlreich anzutreffen. Es macht den Eindruck, als ob diese einst künstlich zwischen die Chinesen und Tibeter eingeschoben worden wären, und als ob die Chinesen erst jetzt weiter nachrückten. Die Chinesen in Hsi ning fu behaupten heute noch alle, sie kämen vom Unterland her, die meisten wollen aus der Nan king-Gegend³⁾ stammen. Es gilt für zu barbarisch, zu sagen, man stamme aus dem Lande selber, ganz wie in der Provinz Se tschuan, wo die Chinesen noch immer versichern, sie stammten aus der und der Provinz, aber ja nicht aus Se tschuan selbst, das doch heute 45, viele sagen sogar 68 Millionen Chinesen beherbergt⁴⁾.

Verglichen mit dem ewigen Einerlei der sonstigen chinesischen Städte und Städtebevölkerungen ist Dankar ein höchst interessanter Platz. Kein Wunder auch. Ist es doch die wichtigste Pforte von Nordosttibet! Bis hinunter nach Ta tsien lu im Süden hat keine andere Stadt solch günstige Verbindungswege nach dem Inneren Tibets sowohl wie nach den reichen Handelsquellen des der Küste zu gelegenen Tieflandes. Nach Dankar kommen nicht nur die Nomaden, die um den Kuku nor wohnen, sondern auch die Ts'aidam-Mongolen, selbst die von Täscheinär, Lhasa-Händler und Bewohner aus der tibetischen Provinz K'am. Alle diese holen sich hier vor allem eßbare Dinge. Für viele Stämme ist der Marktplatz Dankar, oder Dunkur gäsching, wie sie sagen, der fast einzige

¹⁾ Ein Aberglauben, an dem die Chinesen felsenfest hingen. Es gibt nämlich auf dem ganzen See kein Schiff.

²⁾ Wenige Li unterhalb der heutigen Stadt Dankar, am oberen Ausgang der Talenge, sind gewaltige Lehmmauern, die aus der Tang-Zeit herrühren können.

³⁾ Provinz Kiang su; entweder als Militärkolonisten oder als Verbannte.

⁴⁾ Die im Jahre 1902 vorgenommene amtliche Zählung (besser Schätzung) gibt für Se tschuan 68 724 890 Einwohner. Hosie, wohl der beste Kenner jener Provinz, schätzte die Bevölkerung auf 45 Millionen. Nach dem Zensus von 1911 hat sie vielleicht 55 Millionen. Nach amtlichen früheren Schätzungen sollte Kan su 10 Millionen Einwohner haben. Nach dem Zensus von 1910/11 hat Kan su zwischen 3 800 000 und 4 500 000 E., nämlich 711 000 selbständige und 195 639 unselbständige Familien oder Haushaltungen. Es hat deshalb meiner Berechnung nach 12 Einwohner pro Quadratkilometer.

Ort, an dem sie ihren Jahresbedarf an Mehl, an Tee und an ihren Luxusgegenständen gegen Wolle, Häute und Salz eintauschen können. Die Nordosttibeter sind von den Chinesen wirtschaftlich vollständig abhängig geworden.

Der praktische Sinn der chinesischen Beamten, der stets auf möglichste Billigkeit des Betriebs ausgeht, hat seinen Vorteil daraus gezogen und die Verwaltungsmaßregeln darnach eingerichtet. Seit alter Zeit besteht in Dankar die Einrichtung der Hsië dia (hsië kia)¹⁾, das heißt amtlich anerkannter Absteigquartiere für die Nomaden. Früher war es sogar so, daß jeder Stamm seinen bestimmten Hsië dia hatte, bei dem allein die Glieder eines Stammes wohnen durften, solange sie sich in der Stadt aufhielten. Heute ist das System insofern durchbrochen, als die Nomaden sich ihren Hsië dia frei wählen dürfen, aber noch immer wird streng daran festgehalten, daß Tibeter oder Mongolen die gewöhnlichen Gasthäuser nicht benützen, diese vielmehr nur für Chinesen offen stehen. Es gibt etwa 30 Hsië dia in Dankar. Ihre Wirte, Chinesen oder Mohammedaner, haben die Berechtigung, Tibeter oder Mongolen beherbergen zu dürfen, von der chinesischen Behörde zu erkaufen. Es sind wohlhabende Leute, die neben einem geräumigen Haus noch große Stallungen und Viehhöfe besitzen, mit Platz genug, um heute einen Tibeter beherbergen zu können, der mit 300 Yak ankommt, morgen einen Mongolen mit fast ebenso vielen Kamelen.

Die Einrichtung der Hsië dia ist schon uralte. Wir erfahren davon auch von Huc und Gabet, den beiden französischen Lazaristen, die als mongolische Lamas gekleidet im Jahre 1845 durch Dankar kamen. Huc erzählt genau, daß er als Mongole nur in einem solchen Haus Wohnung finden konnte. In den Hsië dia wird den Gästen für Logis und Futter nichts berechnet. Nach allgemeiner Landessitte macht der Quartierherr nur bei den Verkäufen seinen Profit. Er vermittelt die Wollverkäufe seiner Gäste, den Verkauf oder Tausch von Pferden; er ist Agent, Dolmetscher, er ist auch Advokat im Ya men und Mittelsmann zwischen Stamm und Mandarin in Kriminalfällen. Diese vielseitige Rolle eines Gastwirtes ist aber keine chinesische Einrichtung. Weit in Tibet drinnen und noch fern im Süden, sogar in Ta tsien lu und an vielen anderen tibetischen Grenzorten fand ich die Sitte, daß die Hotelrechnung nur durch bestimmte Prozente von den umgesetzten Werten beglichen wird. Die chinesischen Beamten haben in Dankar dem Hsië dia²⁾ noch eine gewisse Verantwortlichkeit und Anzeigepflicht auferlegt und ihn dadurch zugleich zu einer Art Vertreter des chinesischen Ya men gemacht. Deshalb muß man in Dankar stets eine Lizenz haben, um überhaupt Tibeter und Mongolen aus dem Innern beherbergen zu dürfen; diese kostet 60—100 Tael. Vermittels der Hsië dia erfahren die Beamten, wer aus und ein geht. Stämme, die sich nicht der Jurisdiktion der Chinesen unterworfen haben, dürfen den Markt von Dankar nicht besuchen. Dies wird als eine große Benachteiligung empfunden, denn weit und breit ist die Stadt wegen ihrer Billigkeit vor allem in den Lebensmitteln bekannt. Nie dürfen z. B. ngGolokh-Händler die Stadt betreten. Als einzelne Reiter können sie kommen; diese lassen sich nicht kontrollieren. Sie nächtigen in irgend einem Winkel in der Nähe. Aber mit größeren Karawanen, mit Waren können

¹⁾ hsië = rasten; kia = Haus oder Familie (im Hsi ning-Dialekt ausgespr. „dia“).

²⁾ Im Chinesischen wird Hsie dia sowohl als Bezeichnung für die Einrichtung wie für die Inhaber und Angestellten gebraucht.

sie es nicht wagen, in der Stadt zu erscheinen. Sie dürfen nicht Handel treiben. Man würde ihnen sogleich ihre Sachen wegnehmen und sie für einen Diebstahl oder Raub verantwortlich machen, den irgend ein anderer ngGolokh vor Jahren einmal an einem Chinesen oder reichen Tibeter begangen hat und den die chinesischen Mandarine wie in dem Fall der Denang bisher nicht hatten ahnden können. Die chinesische Kan su - Regierung hat keinen einzigen Militärposten in ganz Nordosttibet liegen und doch beherrschen ihre Beamten — vom ngGolokhkaksum abgesehen, das nominell zu Se tschuan zählt — ein sehr großes Stück des Landes.

Als der bekannte französische Reisende Dutreuil de Rhins im Jahre 1894 in K'am beraubt und ermordet worden war und die französische Regierung auf Bestrafung der Missetäter drang, ließen die chinesischen Beamten zuerst durch die Hsië dia in Dankar alle Leute jenes Stammes festnehmen, die zum Handel treiben nach der Stadt gekommen waren. Mittels dieser Geiseln gelang es dann rasch, die geraubten Sachen wieder zurückzubekommen und sogar die Schuldigsten ausgeliefert zu erhalten. Nur weil die französische Regierung auch auf die Auslieferung der Leiche drang, die aber in den Yang tse kiang geworfen worden war, mußten später doch noch Soldaten nach Tombumda gesandt werden, die freilich unverrichteter Dinge wieder kamen.

Während meines Aufenthaltes in Dankar war ich zu einem gemütlichen Essen beim Ting eingeladen, wobei noch die Offiziere des Ortes, der Oberst, Major, Oberleutnant und einige Unterleutnants, sowie einige chinesische Compradors von europäischen Firmen in Tien tsin anwesend waren. Unter den zahllosen Gerichten war diesmal das interessanteste der wohlschmeckende, schuppenlose, aber unglaublich grätenreiche Kuku nor-Fisch. Obwohl wir in dem kleinen Arbeitszimmer des Mandarin saßen, staken wir natürlich alle in den dicksten Pelzmänteln, die je nach der Größe des Geldbeutels aus tibetischem Luchs, aus Schneeleoparden vom Himalaya, aus mandschurischem Fuchs oder feinem Lammfell genäht waren. Es gab dies eine äußerst bunte Zusammenstellung, denn jeder trug seinen kostbaren Pelz nach außen, so daß man genau sehen konnte, was er anhatte. Obgleich ich unter meinem Gehrock einen dicken Fuchspelz trug, war ich doch entschieden etwas zu armselig gekleidet und wurde des öfteren von den voluminösen Chinesen — viele von ihnen hatten sich nicht bloß mit einem Pelze begnügt — mitleidig gefragt, ob ich denn nicht friere. Ich glaube, daß ich damals kaum die Hälfte eines Chinesenumfanges besaß, und daß ich mich wie ein Sonnenfädchen zwischen den dicken Kolossen ausnahm. Die Füße mit den mehrere Zentimeter dicken Filzstiefelsohlen hatten wir auf den Rand eines großen Kohlenbeckens aufgestellt, das die Heizung des ganzen Raumes darstellte. Es wurden Steinkohlenbriketts verwendet und diese rochen ganz entsetzlich. Lange bemerkte darum niemand, daß die Filzschuhe von zweien der Teilnehmer, die dem Feuer allzu nahe gekommen waren, langsam verkohlten. Sehr höflich fragte endlich der Ting, ob er etwas sehr Unangenehmes sagen dürfte, ob es ihm auch sicher nicht übel genommen würde. Es waren zwei Leutnants, an die er die Frage richtete. Diese saßen wie auf Kohlen, was nur der Vorgesetzte Unangenehmes wissen könnte. Der Ting, der Schalk, ließ sie aber so lange zappeln, bis sie es selbst herausfühlten, als schließlich sogar ihre dicken Strümpfe zu glimmen anfangen. Wer den Schaden hat, braucht zuletzt im Land der Mitte

für den Spott sorgen. Die steifen Wachsgesichter der chinesischen Gentlemen erhielten nun Leben. Vorher hatte nur immer einer geredet und die anderen hatten inzwischen je nach dem verfügbaren Platz, bald von links nach rechts, bald von vorn nach hinten, bald schräg in der Diagonale mit ihrem Oberkörper langsam hin und her gewackelt, wie Porzellanfiguren, immer mit verbindlichem Lächeln — mir war zuletzt ganz schwindelig geworden. Jetzt lebten sie alle auf. Der Bann war gebrochen. Trinkspiele wurden begonnen. Jeder wollte eine lustige Anekdote zum Besten geben. Scherzrätsel und witzige Sprüche tauchten auf, auch bissige Geschichtchen, wie der Mandarin Soundso seine Vorgesetzten und Untergebenen zum Narren hatte und ein golden Brünnelein auf seinen Acker leitete. Man ging auch nach dem Essen nicht gleich auseinander, wie es bei steiferen Dinern sonst immer der Fall ist, ja eigentlich zur guten Sitte gehört. Im Nebenraum wurden japanische Zigaretten und Tabakpfeifen, auch Reiswein angeboten, und in einer Ecke auf einem Kang, wo der Hausherr seiner Nachtruhe pflegte, gab es einen Platz für Opiumliebhaber. Die Pfeifen waren wie gewöhnlich schon von der Dienerschaft vorbereitet. Reihum war erst das Opium angeboten worden, mir, dem Ehrengast, zuerst. Ich dankte natürlich verbindlichst. Ich hätte schon gar nicht sicher gewußt, wie man damit umgeht, denn Opiumrauchen ist eine Kunst. Aber der zweite, der Oberst, dann der Major bis hinab zu den Leutnants mit den verbrannten Stiefelsohlen, sie alle legten sich hintereinander auf den mit einem feinen Turkistaner Knüpfteppich bedeckten und von unten mit getrocknetem Pferdederung geheizten Kang, hoben mit beiden Händen die reichgezierte Opiumpfeife empor, die anderen Gäste und den Hausherrn mit einem stummen Nicken gewissermaßen einladend, taten dann ein paar Züge, und die Pfeife ging weiter an den nächsten. Witziger und angelegter als zuvor nahmen darauf die Opiumraucher wieder an der allgemeinen Unterhaltung teil.



Abb. 13. Ein Yidam, einer der Schutzgötter mit Gebetsglocke und Dordyi in der Hand (Bronze).

Die Figur wird auf den Mund eines Kranken gesetzt und der Kranke nimmt durch den Mund des Gottes hindurch seine Arzneien ein.

V.

Zum Kuku nor.

Ich hatte mir in einem kleinen Wiesental ein paar Stunden südlich von der Stadt Dankar acht Yak von Tibetern aus Tombum da erstanden, die zum Handeltreiben nach Dankar gekommen waren. Mit diesen acht Yak und fünf berittenen und von mir bewaffneten Dienern sowie einigen Lastponys, außerdem begleitet von einem Sergeanten mit einigen Soldaten, brach ich am 11. Januar von Dankar auf, passierte 10 km weiter westlich die letzte chinesische Grenzwahe (Tafel XXXIX) und traf noch vor Abend im Kloster Gomba soma (chin.: hsin se = neues Kloster) ein. Damit, daß ich über Gomba soma reiste, war ich auf der Heerstraße zum Nordufer des Kuku nor und folgte dem Rat der chinesischen Mandarine, die mich baten, ja nicht das Südufer des Sees aufzusuchen, da dort im Winter die Räubergefahr besonders groß sei.

Gomba soma hat wie die meisten Klöster Nordtibets keinerlei Umfassungsmauer. Wirr und anscheinend ohne bestimmte Ordnung liegen seine Tempelgebäude, die Versammlungsräume und Priesterwohnungen inmitten eines ganz flachen Wiesentales. Ich war dort schon im Frühjahr 1904 gewesen, als ich von der Klosterverwaltung für unsere Hoang ho-Expedition Ponys kaufte. Der Abt war damals ein Mongole gewesen, weit vom Nordosten hinter Peking her, die Mönche ebenso Mongolen. Jetzt war ein anderer Abt da, aber wieder war es einer von der fernen mandschurischen Grenze. Chinesisch versteht fast niemand mehr in diesem Kloster, doch spricht jeder Mongole nebenbei Tibetisch. Auch hier können die Mönche natürlich die Europäer nicht leiden, die englischen Missionare, voran der rührige Mr. Polhill, der auch in Dankar schon gepredigt hatte, hatten bereits allzuvielen Bibeln und Traktate unter die Tibeter verteilt. Hinter jedem Europäer wurden „Gotteslästerer“ oder vielmehr Missionare vermutet. Ich hatte aber zum Glück ein Empfehlungsschreiben vom Dankar ting mit mir, und erhielt darum ohne weitere Schwierigkeiten einen Hof in dem hübschen Gebäude der Klosterverwaltung angewiesen. Zumal verglichen mit den schmutzigen und kahlen Räumen der gewöhnlichen chinesischen Gasthäuser war dieses Klosterzimmer mit seiner bunten Bemalung auf den Wänden, mit den bunten und unzerrissenen Papierfenstern äußerst freundlich. Und kaum war ich angekommen, da stand auch schon ein großes kupfernes Kohlenbecken vor mir, dessen getrocknete glimmende Kuhdungstücke eine angenehme Wärme ausstrahlten. Auch heißer Tee wurde gebracht und eine große Speisekiste mit drei Abteilungen für Tsamba¹⁾, Tschürra²⁾ und Butter.

¹⁾ Tsamba ist die National- und Hauptspeise der Tibeter. Sie wird aus Gerste, der Hauptfrucht der tibetischen Hochtäler, hergestellt; bekanntlich ist Gerste diejenige Getreideart, die den kürzesten Sommer zur Reife verlangt. Zur Tsamba-Bereitung werden Gerstenkörner in flachen Pfannen geröstet und sodann gemahlen. Ein derartig zubereitetes Gerstenmehl heißt auf tibetisch Tsamba, chinesisch ts'ao mien (geröstetes

Dank der freundlichen Aufnahme waren ich und meine Leute rasch versorgt. Alle paar Minuten kam einer von den jüngeren Mönchen in mein Zimmer und schob mir die Tsamba-Kiste näher hin. Im übrigen war man nicht aufdringlich. Die Klosterzucht war so gut, daß keiner von den zweihundert Mönchen in Gomba soma es wagte, in meinen Raum zu kommen, nur um mich anzugaffen, wie man es in China gewöhnt wird. Meine Tiere aber standen draußen in einem offenen Hof bei 25° Kälte, und ein eisiger Nordwestwind fegte unausgesetzt durch das breite Steppental. Zuerst gab es nicht einmal etwas zu knappern und zu beißen für sie.

12. Januar. Ich mußte die Tiere morgens etwas im Freien grasen lassen. Was ich spät abends für sie hatte kaufen können, war allzu wenig gewesen. Die Tiere die Nacht über draußen weiden zu lassen, war ganz undenkbar. Wir waren ja bereits in Tibet. Die allernächste Umgebung Dankars ist räubergefährlich. Unter dem Stadttor haben oft schon Tibeter Chinesenpferde, die zur Tränke gesandt wurden, weggenommen. Ich brach darum erst um 10 Uhr von Gomba soma auf und kam nur bis Yang kia t'a (= Fort der Familie Yang, mongol.: Bar khoto = Tigerstadt). Dies ist die Stelle einer früheren Stadt und angeblich die eines früheren Hsi Hsia- und Tu ku hun-Fürsten. Aber nur eine verwitterte tigerähnliche Figur aus Stein ist heute noch zu sehen. Die Chinesen wissen sich zu erzählen, daß in der weiten Ebene um den Ort zur Zeit der Sung-Dynastie (960—1127 n. Chr.) eine große Schlacht geschlagen worden sei. Darin soll einer der Vorfahren der jetzigen Fürsten von Dschoni¹⁾ die Tibeter besiegt haben.

Noch unterwegs holte mich heute ein über 60 Jahre alter Mann aus Dankar ein, der sich als Vertreter der chinesischen Obrigkeit vorstellte. Er führte unseren tibetischen Reisepaß für das Kuku nor-Gebiet mit sich und erzählte, der Amban und der Ting hätten die Hsië dia von Dankar für mein Wohlergehen verantwortlich gemacht. Die Hsië dia hätten nun beschlossen, ihn mit mir zu senden, da sie selbst des bevorstehenden Neujahrsfestes wegen nicht mit wollten. Der Sergeant und die Soldaten, die mich bis dahin begleitet hatten, erklärten darauf sofort, umkehren zu müssen. Sie hatten Befehl, mich nur so lange zu geleiten, als ich ohne offiziellen Dolmetscher reiste. Gegen diese strikten oblig-

Mehl). Beim Essen werfen die Tibeter in eine fast leer getrunkene Teetasse ein größeres Stück Butter, füllen die Tasse mit Tsamba-Mehl auf und kneten das Ganze in ihrer Tasse mit der Hand zu einem Teig zusammen. Auch Tsamba-Essen muß gelernt sein. Man kann es schön und häßlich machen. Es gilt bei den Tibetern für sehr unanständig, von dem Mehl etwas zu verschütten, und wenn der Teig fertig geknetet ist, so darf weder an den Fingern noch an der Tasse etwas hängen bleiben. Die Tibeter wissen deshalb genau, wieviel sie von der Butter, vom Tee und vom Mehl zusammensetzen müssen.

Diese halbtrocknete Teigmasse ersetzt in Tibet das Brot. Es ist eine Barbarenspeise, die jedenfalls an Ursprünglichkeit nichts zu wünschen übrig läßt. Prschewalski erklärte das Tsamba-Essen für ekelhaft zum Ansehen. Ich kann es nicht so gar schlimm finden und der Geschmack ist nicht übel. Um dem durch das Rösten schon etwas kräftig und würzig schmeckenden Tsamba-Mehle mehr Geschmack zu verleihen, wird oft Tschürra oder Zucker beigemischt. Tsamba ist ziemlich nahrhaft; es enthält die Kleberstoffe der Gerste. Ich fand es leicht verdaulich, wenn man einen guten Magen hat!

²⁾ Getrockneter Quarkkäse.

¹⁾ Yang Tu se, im Bezirk Tao tschou wohnhaft. Nach anderen Quellen fand hier unter den Ölöten im 18. Jahrhundert ein entscheidendes Gefecht statt, nach dem die Alaschaner, die hierherziehen wollten, wieder in ihre sandige Heimat zurückkehrten.

keitlichen Befehle war natürlich nichts zu wollen — ich schien mir auch selber in der Hand des Hsiä dia-Vertreters am sichersten. Wegen der großen Kälte hatten es die Soldaten vollends sehr eilig. Mitten auf dem Wege mußte ich ihnen ihr Geldgeschenk ausbezahlen und mitten auf der hartgefrorenen Steppe machten sie mir hierfür einen tiefen Danksagungs-Ko tou.

Wir schlugen an jenem Tag schon früh wieder Lager. Ich mußte die Tiere schonen und ihnen möglichst viel Zeit zum Weiden geben. Die Yakochsen hatten mehrere Tage nichts gefressen. Sie waren noch nie zuvor in einem Hofe oder Stall eingeschlossen gewesen. In Dankar und Gomba soma, wo es wie in allen chinesischen Gasthäusern nur leergedroschenes Stroh zu kaufen gab, hatten sie nichts berührt. Jetzt sah gelbes, dürres Wintergras nur wenige Zentimeter über die dünne Schneedecke heraus. Die armen Tiere mußten an dem halben Tage noch sehr fleißig sein, um einigermaßen satt zu werden.“

Schon bei diesem Lager I war der Charakter der Gegend gegen bisher ganz verändert. Nahe bei dem Kloster Gomba soma liegt eine enge Felsschlucht, in welcher der Hsi ning-Fluß Kaskaden bildet. Von dort an abwärts gegen Dankar zu bleibt das Tal immer nur mäßig breit, aber anbaufähig. Jetzt dagegen standen wir schon mitten in der offenen und flachen tibetischen Steppe. Nirgends gab es mehr ein Gerstenfeld, nirgends mehr ein Haus. Wir waren jedoch noch im Quellgebiet des Hsi ning-Flusses, der als winzig kleines, gewundenes Bächlein ein mehrere Kilometer breites und ganz flaches Tal durchfloß. Wasser sah man zwar augenblicklich nicht. Alles war steinhart gefroren. Die Tiere mußten sich heute wie die folgenden Tage mit Schnee begnügen und wir Menschen kochten mit Eis.

Gerade gestreckt und unabsehbar weit zog sich das Hochtal in nordwestlicher Richtung hin, eingesäumt von parallel laufenden, grünlich gefärbten Höhenzügen, die aus den Hochebenen flach anstiegen. Nirgends gab es hier mehr einen Baum oder Strauch, nichts schien den Blick in die endlose Ferne zu hemmen. Eine wundersame Klarheit herrschte hier oben. Man war erhaben über den weißlichen Duft, der bis gegen die Stadt Dankar hin, soweit der Löß reichte, heraufzog. Das kleinste glaubte man erkennen zu können, so hell war es und so deutlich alles. Man wunderte sich über seine Ungeschicklichkeit, wenn man die Ebene genauer absuchte und plötzlich bald hier, bald dort etwas Lebendiges wahrnahm. Und wie lebten erst diese nur scheinbar toten Einöden auf, wenn ich mein Zeißglas zur Hilfe nahm. Ganz nahe, hinter einer flachen Bodenwelle grasten einige Dserenantilopen¹⁾. Trotz ihres bunten Felles sah man sie nur, wenn sie sich bewegten. Am Abhang hinten tauchen jetzt plötzlich Reiter auf. Warum hatte ich sie nicht längst bemerkt? Sie heben sich ja so scharf und deutlich vom Hintergrund ab; sie sind bewaffnet. Man sieht ganz klar die langen Gabeln an den Enden ihrer Gewehrläufe. Sie haben auch eine mächtige Lanze bei sich und reiten in dem lebhaften Schrittempo, das alle Tibeter auf ihren weiten Märschen einhalten, und mit dem sie in dem wegelosen und löcherigen Gelände Tag um Tag an die 60 km zurücklegen. Bei fleißigem Absuchen ist diese tibetische Hochsteppe nie tot, nur auf Bildern und Photographien wirkt sie monoton. Noch weit hinten im Tal, es mochten gut 20 km bis dahin sein, erschienen mir jetzt lichte weiße Fleckchen, Schafe, die man auf einen Haufen zusammen-

¹⁾ Antilope picticaudata Hodgson und Antilope gutturosa.

getrieben hatte. Bald zerstreuten sie sich wieder und lösten sich auf wie ein Nebelfleck. Und wunderbar hell, in klarem, rötlichblauem Lichte begrenzte meinen Blick ein Zug von schneeigen Höhen, der schon viele Tagereisen weit entfernt lag. Viele breite Stepentäler und Steppenberge, alle NW—SO ziehend mit zahllosen Felsecken, mit Kuppen und Gipfelreihen, trennten uns davon. Von dem großartigen Panorama vor mir versuchte ich vergeblich, ein Bild als Erinnerung mitzunehmen. Umsonst stellte ich die Kamera auf. Die Photographie vermag das Unermeßliche nicht wiederzugeben. Sie liefert höchstens einen häßlichen Abklatsch, eine Karikatur. Die photographische Platte vermag uns nicht aus eigener Kraft von Tibet zu erzählen; man muß wissen, was jedes Pünktchen auf ihr in Wirklichkeit bedeutet, man muß es leben sehen.

Am Nachmittag war es windstill und die Sonne strahlte in diesen Höhen von 3000 m mit voller Kraft. Meine Leute hockten um den Teekessel und ließen bald nach dem Schafpelz Nr. 1 auch ihren Schafpelz Nr. 2 von den Schultern gleiten. Halbnaakt saßen die tiefgebräunten Gestalten da und fingen mit Brust und Rücken die Sonnenstrahlen auf. Kaum war aber am Abend, so gegen 5 Uhr, die Sonne verschwunden, so ward es bitter kalt, der Schnee knirschte und piff unter jedem Tritt. Alles Hauchen wollte nicht helfen; die Tinte in der Feder gefror schon auf dem Wege von dem Tintenzug, das ich über meiner Kerze erwärmte, bis zu dem Schreibpapier. Und doch weiß jeder, der in unwirtlichen Gegenden gereist ist, daß, was man nicht gleich am Abend ins reine geschrieben hat, später nur schwer mehr nachzuholen ist, denn neue und immer neue Eindrücke stürmen auf den Reisenden ein. Unter dem Alltäglichen, unter den Sorgen der Verwaltung, unter Kleinigkeiten, die aber am Tage selber doch wichtig sind, wird das Wesentliche, um dessentwillen man reist, nur zu leicht verdeckt und vergessen.

In meinem Zelte sitzend, erlauchte ich in dieser ersten Nacht durch die dünne Kanevaswand eine lange Beratung meiner Diener, welche mir die Stimmung solcher tibetischer Reisenächte vollenden half.

So freundlich mich die Mönche von Gomba soma bewirten, sie hatten es nicht unterlassen können, meine chinesischen Begleiter in große Unruhe und Sorge zu versetzen. Sie hatten ihnen erklärt und, wie es scheint, um ihren Worten mehr Nachdruck zu verleihen, auch durch ein rasch befragtes Orakel noch fester bewiesen, daß meine Expedition unglücklich enden würde. Das Orakel lautete: „Sieben Menschen werden Unglück haben!“ Wir waren nun sieben Menschen mit dem Hsië dia zusammen, und die Lamas hatten behauptet, wenn ich als Ungläubiger ein Loch in das Eis des Kuku nor schlüge, um die Tiefe des Sees zu ergründen, so würden die Götter darob erzürnen, das Eis mit einem Male zerrinnen lassen und nicht bloß ich, sondern auch alle meine Begleiter würden elendiglich umkommen. Es sei dann aber auch keine Möglichkeit mehr, zu den Mönchen auf die heilige Insel, die in der Mitte des Sees liegt, zu gelangen, die Pilger könnten nicht mehr ihr Ziel erreichen und die Mönche auf der heiligen Insel müßten während des kommenden Sommers langsam verhungern, weil ihnen niemand mehr Essen bringen könne. Schon das Jahr vorher sei der See um die Insel herum nicht zugegangen und niemand auf die Insel gekommen. Um also den Mönchen auf der Insel zu helfen, hatten die von Gomba soma meine Leute aufgefordert, auszureißen oder zu streiken. Dies wurde nun des langen und breiten bis in die tiefe Nacht hinein im Flüsterton am Lagerfeuer verhandelt.

Die Leute waren noch zu keinem Schluß gekommen, als ich endlich einschlief. Vorsichtig hatte ich mir alle Schlüssel zu den Schlössern der handschellenartigen Fesseln, mit denen der Diebe wegen die Pferde paarweise zusammengekettet waren, abgeben lassen. Und daß ich ein paarmal in der Nacht erwachte und Umschau hielt, dafür sorgten einige hungrige Wölfe, die mit halb winselndem Geheul die Zelte umkreisten.

13. Januar. Während der Nacht sank die Temperatur wieder auf -30° , doch in unserem Pelzsack hatten weder ich noch „Mr. Jack“, mein Terrier, die Kälte empfunden, obwohl wir nur auf dem schneebedeckten Boden des Zeltes lagen. Der Hsië dia-Mann, der am Tage zuvor mit allerlei Großtaten geprahlt und behauptet hatte, beim Schlafen nur ein kleines Antilopenfellchen zu brauchen, hatte dagegen so unter der Kälte gelitten, daß er mich mitten in der Nacht um meinen Pelzmantel bat. Mit welcher Einquartierung ich den am Morgen wieder bekam, läßt sich ja denken. Tschang und Fen, die beiden Hsi ning-Chinesen, die von Jugend auf an tibetisches Leben gewöhnt waren, hatten nicht einmal im Zelte geschlafen. Sie wußten sich wie Tibeter in den Kleidern, die sie auch am Tage trugen, zusammenzulegen und -zukrümmen. Meine beiden Schen si-Chinesen dagegen, darunter mein Koch Liu, waren in dieser ersten Nacht todunglücklich. Als wir morgens am Teekessel hockten, weinten sie bitterlich. Noch nie zuvor hatten sie außerhalb eines Hauses und in einem Zelte genächtigt. Sie baten mich inständig und unter vielen Tränen, wieder umdrehen zu dürfen, vor Kälte hätten sie die ganze Nacht kein Auge zutun können. Da sie sich nachts nie gerührt hatten, wenn die Tiere unruhig geworden waren, so hielt ihnen nun Tschang noch eine Strafpredigt dazu. Die beiden taten mir leid, aber ich konnte jetzt keinen einzigen Mann entbehren.

Auch an diesem Tage kamen wir nicht gar weit, denn ich reiste ganz nach der Landessitte und ließ Tschang und den Hsië dia die Länge der Tagesmärsche bestimmen. Im Winter eine Yakkarawane zu führen, will auch gelernt sein, und ich hatte nicht die Absicht, wegen unserer europäischen Eile das Leben meiner Tiere aufs Spiel zu setzen.

Wir trafen auf tibetische Nomadenzelte. Es waren die ersten, die wir zu Gesicht bekamen. In der Umgebung des Klosters Gomba soma und eine kleine Strecke dahinter hatten wir noch einige Mongolenfamilien in ihren runden, schmutzigweißen Filzjurten getroffen. Sie waren Untertanen des Tsch'ing hai Wang, des mongolischen Königs vom Kuku nor und anderer mongolischen Herzöge. Jetzt aber war ich bereits im Gebiet der Be fu (schu) fan tse¹⁾ (tib.: Dawu). Ihr Häuptling hatte zu jener Zeit einen Reisetag nördlich von meiner Route im Tal des Tsungkuk gol sein Lager. Dieser Tibeter gilt für ziemlich mächtig, ihm unterstehen ungefähr siebenhundert Familien, die in sieben Zeltvereinigungen geteilt sind, welche je unter Unterführern stehen und „Wa“ (chin.: tsu) genannt werden. Die Be schu fan tse sind bereits ein Stamm des S. 177 erwähnten Banagkaksum. Wir trafen zunächst auf vier Zelte, deren Bewohner arm waren. Es waren Leute, die das Vieh und die Pferde ihres Häuptlings hüteten.

Bis vor noch nicht einmal hundert Jahren gehörte das jetzt von den Banern

¹⁾ Mit „fan tse“ oder „hsi fan“ bezeichnet der Chinese die tibetischen Nomaden im allgemeinen. Fan heißt zugleich Barbar oder Fremder, also „hsi fan“ Westbarbar. Be schu ist chinesisch und bedeutet Tuja oder Zeder. Es ist ein heiliger Zedernhain in dem Gebiet dieses Häuptlings; be schu wird im Hsi ning-Dialekt als be fu ausgesprochen.

besetzte Land ausschließlich den Mongolen, die die unumstrittenen Herren des Kuku nor geworden waren. Die heutigen tibetischen Bewohner sind aus dem Südosten eingewandert. In alten tibetischen Liedern, selbst weit im Süden in K'am und an den großen Goldflüssen, ist jedoch immer viel vom Ts'o ngombo (Kuku nor) und seinen herrlichen Wiesengründen die Rede. Man besingt Könige, die einst hier Heldentaten verrichteten, und Königreiche, die da oben einst in Blüte standen, Hor ge na und Hor ge ga, die schwarzen und weißen Hor-Könige. Der Blaue See liegt auf uraltem tibetischem Grund. Die Mongolen sind nur die vorübergehenden Herrscher und Besitzer des schönsten Steppenlandes von Hochasien gewesen, wo üppigstes Gras wächst fürs Nomadenvieh und Salz in Hülle und Fülle sich findet und in jedem Winter nur ganz wenig Schnee fällt.

Wie ich in der Anmerkung über die Geschichte von Hsi ning anführte, tritt diese ganze Gegend in den ersten Jahrhunderten vor Beginn unserer Zeitrechnung als Land der „westlichen Tschiang“ (Hsi Kiang), worunter man wohl die Vorfahren der heutigen Tibeter zu verstehen hat, in die Geschichte ein. Die fetten Grasweiden um den Kuku nor und der fruchtbare Gebirgsrand in seinem Osten waren aber stets ein begehrenswertes Ziel für alle Völker, die im nördlichen Asien wohnten und durch die Eigenart jener wenig fruchtbaren Länderstrecken zum Nomadisieren gezwungen waren. Es wurde von allen das Kuku nor-Land als Paradies gepriesen. Mehrfach wurde es darum von anderen Völkern überschwemmt und die Tibeter mußten daraus weichen. Ums Jahr 318 n. Chr. haben sich die Tu ku hun des Seegebiets bemächtigt und haben dort ein Reich gegründet, das weit nach Süden reichte und zeitweise ganz Osttibet umfaßte. Bei den Tibetern war dieses Reich unter dem Namen „Hor“ und „Hor ser“ (gelbe Hor) bekannt und die Erinnerung daran ist bis heute noch lebhaft geblieben. Es wurde im Jahr 670, nachdem es die Chinesen geschwächt hatten, von den aus Süden wieder vordringenden Tibetern zerstört.

Als die Altai-Mongolen des Nordens unter ihrem Dschinggis Khan nach der Zerstörung des Hsi Hsia-Reiches die Herren Innerasiens und kurz darauf die Herren des chinesischen Reichs geworden waren, wurden sie auch die nominellen Beherrscher und Beschützer des Kuku nor-Gebiets. Keine ihrer Familien hat sich aber damals hier niedergelassen. Sie waren dazu viel zu wenig volkreich. Erst lange nach der Vertreibung der Mongolen- oder Yüan-Dynastie aus dem eigentlichen China (1368) drang im Jahre 1509 ein Altai-Mongolenstamm in das Kuku nor-Land ein, warf unter seinem Anführer Ibula die Tibeter, die hier Königreiche hatten, die chinesisch An ting, Tschü hsiên usw. hießen, vertrieb sie aus der Seegegend und machte, was nicht nach Süden entflohen, in der Chronik der Ming-Dynastie wird gesagt, daß diese Mongolen nach einer unglücklichen Schlacht, die sie mit anderen Mongolen gehabt hatten, aus dem Ordos-Land vertrieben worden seien und sich zum Kuku nor gewendet hätten. (Nach Sanan Setsen hat eine Schlacht bei Dalan Terigün ums Jahr 1509—1510 stattgefunden.) In der Ortschronik von Hsi ning werden diese Mongolen bis zum Anfang des 17. Jahrhunderts kurzweg als die Seeräuber bezeichnet. 1514 wurden sie zwar angeblich von den Chinesen besiegt, aber die Städte Hsi ning, Niem be u. a. hatten bis zum Ende des 16. Jahrhunderts immer wieder unter ihrem Übermut und ihren Einfällen zu leiden. Man rächte sich von chinesischer Seite, indem man ihnen keinen Markt für ihr Vieh und ihre Pferde zugestand. Aber nicht bloß unter den Einfällen der Ostmongolen unter Ibula hatte die Kuku nor-Gegend bis hinab nach Sung pan ting zu leiden. Im Jahre 1566 fielen auch Ostmongolen unter Setsen Gung und 1573 unter Yen ta (Altan Gegen Khan, s. S. 87, Anm. 4) in Osttibet ein. Yen ta unterwarf auch die Fürsten der Schara Uigur, der gelben, sogenannten Südmongolen (s. S. 248, Anm.). Im Jahre 1575 fiel Pin tu, Yen ta's Sohn, über die chinesische Grenze von Kan su (dem damaligen Schen si) her, und 1590 drangen die Mongolen sogar bis Ho tschou und Wei yüan, bis an die Quelle des Wei-Flusses vor. Zu dieser Zeit kamen auch noch von Norden, aus der Gegend von Hami, die Westmongolen, die Kalmüken. Diese erfolgreichen Kriegszüge der Mongolenstämme offenbarten nur zu deutlich den Verfall des Ming-Kaiserreichs und die große Macht der Mongolen und erweckten bei den Leitern der tibetischen

Gelugba-Mönchsekte den Wunsch, Yen ta (Altan Gegen Khan) für ihre besonderen Gelugba-Dogmen zu gewinnen. 1575 reiste der damalige Großabt der Gelugba-Sekte, bSodnams rgyamts'o, der erste, der den Titel Dalai Lama erhielt, an das Hoflager des Yen ta nach Kuku khoto und bekehrte ihn mit allen seinen Untertanen. Ja, als bSodnams 1586 starb, hielten es die Gelugba für das beste, die Wiedergeburt ihres Großabtes 1588 in dem neugeborenen Enkel des Yen ta zu sehen, der mit seinem kirchlichen Namen als Yontän rgyamts'o oder Yontän Dalai Lama bekannt geworden ist. (Yontän ist der einzige nichttibetische, sondern mongolische Dalai Lama.) Er wurde 1602 von Kuei hoa tsch'eng (Kuku khoto) in das Debung-Kloster bei Lhasa geführt und dort als oberste Inkarnation der Gelugba eingesetzt. (Als sein Stellvertreter in der Mongolei [s. Köppen und Grünwedel] wurde um 1604 die Inkarnation des rDschebtsun damba Taranatha [s. S. 101, Anm. 1] geschaffen.) Yontän Dalai Lama starb bereits 1616 in seinem Kloster. Nach seinem Tode scheint in Tibet eine nationale und antimongolische Strömung obenauf gekommen zu sein. Jedenfalls wurde die neue Wiedergeburt des Dalai Lama in dem Sohne eines hohen tibetischen Adligen in Tsang (Hintertibet) gefunden und es erschien zur Unterstützung der Gelugba 1619 ein Westmongolenheer unter dem Vater (?) des Guschri Khan, dem Thünger tho (s. Ch. Das, Contributions) oder Bagha Toin und Ügetai Batur (s. Sanan Setsen), die bereits mit ihren Untertanen auch Anhänger der Gelugba geworden waren, in Zentraltibet. Die Mongolen waren im Begriff, das tibetische Heer in Lhasa zu vernichten, als es noch gelang, vermittels des Pan tschen Erdeni (der jetzigen Inkarnation von Träschilumpo), der, obgleich er selbst ein Gelugba war, doch die Sache der tibetischen Adligen förderte, sie zu besänftigen und mit Geld einen Frieden zu erkaufen.

Während dieser Zeit herrschten in Zentraltibet die tibetischen Könige der (weltlichen) Pagmodu-Dynastie (1340—1635 in Lhasa). Ihre Macht war aber schon längere Zeit im Schwinden, und deshalb wohl hatten die Äbte der gelben Gelugba-Mönche, die unter ihnen groß geworden waren, bereits 1575 bei den Mongolen Anschluß gesucht. Im Hauptort von Tsang (Hintertibet), in Schigatse, residierte ein tibetischer Adliger, der gTsangba Punts'og rnamgyal (als Vizekönig). Er unterstützte die weiße Sekte der Karma(ba) und war ein geschworener Feind der gelben Gelugba. Er führte erbitterte Religionskämpfe gegen die Gelugba und gegen den König der Pagmodu von Lhasa, und vertrieb endlich den letzteren, mit Namen bSodnams, ums Jahr 1635 aus seiner Burg in Lhasa. Da aber Punts'og rnamgyal nach seinem Siege die Gelugba noch heftiger unterdrückte, griffen die westmongolischen Parteigänger der Gelugba ums Jahr 1642 abermals ein. Diese hatten jetzt am Kuku nor ein großes Reich errichtet. Torol Batur Guschri Khan¹⁾, ein Khoschot (eine Unterabteilung des westmongolischen Volks der Oirod [Ölöt], die seit alter Zeit am Altai beheimatet sind und direkte Nachkommen eines Bruders des Dschinggis Khan sein wollen), hatte in jungen Jahren schon die Hui hui geschlagen und hatte sich früh zur Gelugba-Sekte bekehrt. 1633 hatte er einen Urenkel des Dayan Großkhan (s. S. 103, Anm.), einen Khalkhka-Prinzen mit Namen Tschotor Tschogtu (s. Huth, Jigsmed . . .), der mit seinem Volk aus dem Norden an den Blauen See gekommen war und die Gelugba mit Hilfe des Fürsten von Schigatse (Punts'og) zu vernichten und die Weißmützensekte zu stützen dachte, besiegt. Hierauf war Guschri Khan 1636 in Südosttibet (K'am) eingefallen und hatte den König Beri in K'am unterworfen, angeblich weil dieser sich noch zum alten Bönbo-Glauben und nicht zur rechtgläubigen Kirche bekannt hatte. Ehe er dann ums Jahr 1642 in die Religionskämpfe zwischen Lhasa und Schigatse selbst eingriff, hatte er sich die Unterstützung des dsungarischen Kalmüken Batur Gung, des Vaters von Galdan und eines seiner Brüder gesichert. Mit 5000 Mann drang er in Zentraltibet ein, belagerte Schigatse und tötete den Punts'og rnamgyal. Er richtete in Lhasa ein mongolisch-tibetisches Reich ein, das den ganzen Kuku nor, Amdo, K'am miteinbegriff. Mit ihm hob sich das Ansehen und die Macht der Gelugba. Aber er scheint es doch nicht für zweckmäßig gehalten zu haben, selbst die Herrscherrolle zu übernehmen,

¹⁾ Siehe Huth, Jigsmed nam-mka: Guschri Khan war der dritte Sohn des Noyan Khongor und der Akhai Khatun. Noyan Khongor stammte von Khabutu Khasar, einem jüngeren Bruder des Dschinggis Khan. (Siehe weiter die Genealogie der Khoschot bei Pallas.)

denn 1645 machte er den Großabt der Gelugba, den fünften Dalai Lama Nagdban Lobzang (1616 bis etwa 1680), zum Gott und zugleich zum Beherrscher von Zentral-tibet und behielt für sich nur den Platz eines militärischen Oberbefehlshabers und Majordomus. Er, der Kuku nor-Mongole (Kalmüke), schuf damit den Grund für das bis heute währende gelbe Priesterreich Lhasa. Guschri Khan hielt es bei seinem Ende wie so viele Mongolenherrscher vor ihm; er verstand nicht, sein Reich, das er mit so großer Mühe geschaffen hatte, zusammenzuhalten. Es wurde unter seinen Söhnen geteilt. Sein ältester Sohn wurde als Dayan Khan sein Nachfolger in der Herrschaft von Lhasa (er regierte von 1656 bis 1670). Seinem Sohn bKraschis Batur gab er den Kuku nor. Die übrigen Söhne — es waren im ganzen zehn — sollen in K'am und Amdo geherrscht haben.

Die Priesterherrschaft in Lhasa hat sich erst nach jahrhundertelangen Kämpfen mit dem tibetischen Adel durchgesetzt, und die Mongolen haben dabei mehrfach die Rolle der hohenzollernschen Kaiser gespielt, die nach Rom zogen, um den Heiligen Stuhl gegen italienische Adlige zu schützen. Das mongolisch-tibetische Reich hatte in der Folge Kämpfe mit Butan, seinem südlichen Nachbar, der die alten Sekten weiter begünstigte, und kam dadurch auch mit dessen Vasallen, dem König von Ladak, Delegs namgyal (1640—1680), in Streit. Ein mongolisch-tibetisches Heer überfiel 1685 sogar Ladak und nahm 1686 unter einem Dsungaren, obwohl es vor den Truppen des Großmoguls von Delhi, die dem König von Ladak zu Hilfe kamen, zurückweichen mußte, Rudog und drei andere Provinzen Westtibets weg, und die Mongolen schufen (nach Francke, *History of western Tibet*, 1907) die Handelsgesetze, die größtenteils heute noch für den Handel zwischen Ladak und Tibet maßgebend sind. Die Mongolen des Kuku nor waren Mehrere und gute Verwalter des tibetischen Reichs.

Guschri Khan knüpfte schon um die Zeit, als er Lhasa besetzte, Beziehungen mit der eben auf den Drachenthron gestiegenen Mandschu-Dynastie an und erhielt 1653 von Peking einen hohen Ehrentitel und ein Siegel; mit Guschri Khan waren auch endlich wieder ruhigere Zeiten am Kuku nor gekommen.

Auch Guschri's nächste Nachkommen stellten sich sowohl in Lhasa als am Kuku nor mit den Mandschuren freundschaftlich. Sie unterwarfen sich seit 1697 dem Kaiser Kang hi vollkommen und erhielten dafür hohe Titel. Als Kaiser Kang hi 1719 die Kalmüken (dsungarischen Ölöt) aus Lhasa warf (s. Bd. II, S. 146), wurde er dabei von den Kuku nor-Mongolenfürsten tatkräftig unterstützt. Nur im Jahre 1723 suchte ein Enkel Guschri Khans, Lobzang Dandsin, eigene Wege zu gehen, mit den Dsungarei-Ölötten sich zu verbinden und das Kuku nor-Mongolenland wieder zu vereinigen. Zugleich beunruhigte er das chinesische Grenzland von Da tung hsien aus wie in alter Zeit durch Raubeinfälle seiner Mongolen und Tibeter. Seine Versuche wurden jedoch rasch von dem Mandschu-General Ta ai niedergeschlagen. Die Mongolen erzählen von einem gräßlichen Blutbad. Lobzang Dandsin mußte von allen verlassen, zu Tsewang Rabdan nach Ili flüchten, wo er 1755 bei der Eroberung jenes Landes von den Chinesen gefangen und zu Tode gefoltert wurde.

Nach der Erhebung des Lobzang Dandsin ließ der Kaiser durch den Tatarengeneral und ersten Amban des Kuku nor, Ta ai, alle Ölöt-Mongolen in ein Tschogolgan (Division) mit 2 Flügeln (Brigaden) und 30 Bannern (Bataillonen) umwandeln und zwar:

21 Banner Khoschot (chin.: Ho schi te), die sowohl in Ts'aidam als auch rund um den Kuku nor und im Norden bis zum Da tung ho, im Süden, im Hoang ho-Tal aufwärts, bis zur Quelle des Tao ho das Weideland besaßen.

4 Banner Torghut (chin.: Tu ör hu tu), von denen 3 links und 1 rechts des Hoang ho bis über den Tschürnong tshü und Ba tshü und an den Grenzen gegen die damaligen Arik-Tibeter (ngGolokh?) saßen. Die Torghut sind wie die Khoschoten Ölötten-Mongolen aus dem Norden. Sie kamen nach den Khoschot am Kuku nor an.

2 Banner Tschoros (chin.: Tsch'o lo se), eines im Südosten des Sees bei Tsaghan tsh'eng und eines im Nordwesten, nördlich des Bukhain gol. Auch sie sind Ölöt und von gleicher Abstammung wie die Dsungar und Turbot. Sie flohen vor Galdan um die Mitte des 17. Jahrhunderts vom Altai hierher.

1 Banner Khalkha (chin.: Ko ör ko) am Südufer des Sees. Sie sind echte Nordostmongolen, die sich im 17. Jahrhundert an die Khoschot anschlossen (s. oben).

1 Banner Khoit (chin.: Hui te) südlich des Bayan nor. Sie gehören gleichfalls zu den Ölöt.

Diese 29 Banner wurden an Adlige, Nachkommen der zehn Söhne und zweier Brüder des Guschri Khan, soweit sie sich nicht als Parteigänger Lobzang Dandsin's höheren Orts mißliebig gemacht hatten, verteilt und ihnen erblich unterstellt. Als dreißigstes Banner kam dazu noch der Stamm des Tsaghan Nomon Khan Lama westlich von Kue de ting (heute als Be schu fan tse nordöstlich von Dankar ting), so daß es insgesamt 104½ Schwadronen (mongol.: sumun, chin.: tso ling) zu je 150 Familien waren. Die Führer oder Dsassak der einzelnen Banner erhielten hohe Titel, die von 1782 an erblich wurden, und dazu jährlich ein Geschenk an Seide und Geld. Die einschneidendste Bestimmung des T'ai war, daß die Mongolen nie mehr eine Volksversammlung einberufen durften.

Die Mandschu-Dynastie erreichte damit vollkommen ihren Zweck, daß sie die Herrin blieb und ihre Untertanen mit den Mongolen in Frieden leben konnten. Die Mongolen aber verweichlichten so sehr, daß die Nordost-Tibeter, die bis dahin bescheiden nur auf dem rechten Hoang ho-Ufer ihre Herden weiden lassen durften, sich erholen konnten. Um die Mitte des 18. Jahrhunderts hörten sie langsam mit der Pferdesteuer auf, die sie den Mongolen bezahlen mußten, und bald begannen einzelne Einfälle, denen die weiter nördlich sitzenden Mongolen seit dem Anfang des 19. Jahrhunderts völlig ohnmächtig gegenüberstanden. Die Tibeter warfen die Mongolen um 1840 vollkommen über den Haufen, töteten ungezählte Massen, zerstreuten den Rest und nahmen seither Jahr um Jahr mehr vom Kuku nor-Land in ihren Besitz. Gleichzeitig ist der einst große Einfluß der Khoschoten auf die Regierung in Lhasa im Schwinden. Infolgedessen sind heute von dem stolzen Khoschoten-Reich des Kuku nor nur noch Spuren vorhanden. Statt 15 775 weaffenfähiger Männer, die Mitte des 18. Jahrhunderts gezählt wurden, und insgesamt etwa 80 000 Seelen, leben heute kaum 2032 mehr am See, so daß man, wenn der von Prschewalski in die Geographie eingeführte mongolische Name des Sees für uns Fremde nicht so viel bequemer wäre, heute richtiger statt Kuku nor nur die tibetische Bezeichnung Ts'o ngombo gebrauchen sollte.

Ich habe auf meiner Reise die folgenden Stämme in Erfahrung gebracht:

1. Wang ka oder die Horde des (chin.) Tsch'ing hai Wang (Führer: ein seit 1782 erblicher tshün wang = König II. Klasse). Einst mehrere tausend Familien stark und 8 Schwadronen groß, zählt sie heute nach den eigenen Angaben des Fürsten 350 Familien oder nach anderen Quellen 150 Familien. Die eine Hälfte derselben wohnt am Dulan gol im Westen des Sees, die andere beim Kloster Gomba soma und in der Nähe des Klosters Minia ta bei Kue de ting, da die Inkarnationen der Minia Buddha von Kue de schon 24mal in der Familie des Fürsten, des Königs vom Kuku nor, wiedergeboren wurden. Die Horde ist vermutlich das alte sogenannte westliche vordere Banner der Khoschot gewesen, das im „Meng gu yu mu dyi“, der chinesischen Chronik der mongolischen Nomaden, als erstes angeführt wird. (Weiteres s. Bd. II, S. 70 Anm. 1.)

2. Die Horde des Muri Wang (Führer: zum erstenmal von den Mandschu gefürstet 1704, seit 1782 erblicher tshün wang), früher 1400 Familien und 9 Schwadronen stark, jetzt etwa 50 Familien, weidet ihre Herden am oberen Da tung ho und ist das erste Banner des vorderen linken Flügels der Khoschot im „Meng gu yu mu dyi“.

3. Die Horde des Kukut Bei le (Khoschot), früher gleichfalls volkreich und zwei Schwadronen stark, jetzt etwa 200 Familien, die um den Serkhe nor im Nordosten von Ts'aidam nomadisieren. (Weiteres s. Bd. II, S. 63.)

4. Die Horde des Kurluk Bei tse, einst 3 Schwadronen, jetzt etwa 800 Familien Khoschot im Nordwesten, in Bagha Ts'aidam nomadisierend.

5. Die Horde des Merkhe Bei tse westlich der letzteren.

6. Die Horde des sogenannten Schui chia Bei tse im Tal oberhalb Bamba.

7. Die Horde des Gobi Gung, hat ihr Land östlich des Dabassu nor, ist aber heute in die nächste Nähe von Dankar verzogen.

8. Die Horde des Tsinkuk (Tsungkuk) Gung mit ganz wenigen Anhängern bei Kloster Gomba soma und im Tsungkuk-Tal.

9. Die Horde des Dunkur Gung, ganz wenige Familien bei Kloster Dunkur südlich Dankar, früher am Ara gol als das erste Tschoros-Banner mit 4 Schwadronen.

10. Die Horde des Tschabtscha Gung, östlich des Gungga nor, jetzt 30 Familien.

11. Die Horde des Taidschinär Dsassak (Führer: Taidchi I. Klasse), zurzeit die volkreichste mit gegen 1000 Familien. Sie wandert und weidet am Südrand, im äußersten Westen von Ts'aidam. Sie war das mittlere Banner des westlichen rechten Khoschotenflügels, das zehnte im Meng gu yu mu dyl.

12. Die Horde des Dsun Dsassak (Taidchi I. Klasse), hatte 1 Schwadron, zurzeit etwa 150 Familien. Sie wohnt am Südrand von Ts'aidam, war das hintere Banner des westlichen rechten Khoschotenflügels.

13. Die Horde des Barun Dsassak (erblicher Taidchi I. Klasse seit 1782), früher 1 Schwadron, zurzeit 250 Familien, am Südrand von Ts'aidam nomadisierend, war das hintere Banner des westlichen linken Flügels der Khoschot.

14. Die Horde des Hartschiu (Khara tschut) Dsassak, früher 5 Schwadronen und 750 Familien, jetzt nur 40 Familien, die am Nordufer des Dabassu nor nomadisieren.

15. Die Horde des Mortschi Dsassak im Tal von Lala, südwestlich von Dankar ting, heute einige Familien.

16. Die Horde des Torgho Dsassak um Schara khoto, heute etwa 120 Familien.

17. Die Horde des Gomi Dsassak um Balegun Gomi am Nordufer des Hoang ho, heute 30 Familien.

18. Die Horde des Da tung Dsassak bei Da tung tsch'eng.

19. Die Horde des Dia schir Dsassak westlich der Kurlik.

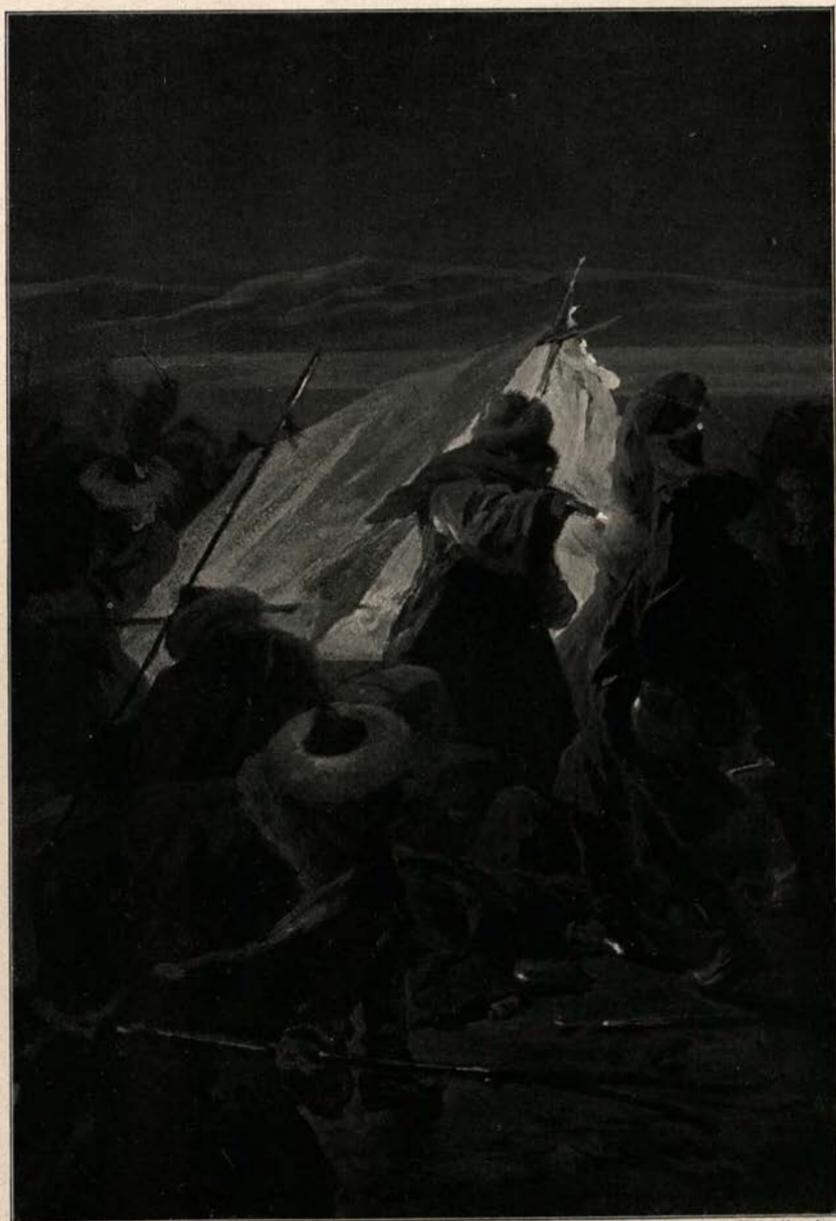
Verhältnismäßig besser haben sich die Kuku nor-Mongolen auf dem rechten Ufer des Hoang ho gehalten. Von den 5 Bannern, die nach 1723 südlich von Kue de ting eingerichtet wurden (1 Banner mit 1 Schwadron Torghut, 4 Banner mit nahezu 20 Schwadronen Khoschot), sind noch etwa 4000 übrig geblieben. Sie sind aber in Kleidung und Lebensweise fast ganz den Tibetern angepaßt. Ihr höchstehender Adliger ist als Führer (Dsassak) des vorderen ersten Banners für seine Verdienste bei der Eroberung von Zentraltibet Anno 1718/19 wenige Jahre später König I. Klasse (ts'in wang) geworden. Er hat im Kloster Labrang gomba seine Residenz und bezeichnete sich auf seiner chinesischen Visitenkarte als „Hoang ho nan tschün wang“ (= König südlich des Hoang ho) „Ba la tschü la bu da“ (mongol. Name = Baltschür Rabdan). Es ist der angesehenste mongolische Machthaber des Hsi ning-er Ambangenerals, durch den er jährlich eine Pension von 36 Yüan bau à 50 Tael und 34 Ballen Seide bezog. Die übrigen Dsassak südlich des Hoang ho sind Taidchi I. Gr. geblieben.

Es waren einst insgesamt 3 Tschün wang (Wang der II. Klasse), 2 Bei le (Prinzen III. Klasse), 2 Bei tse (Prinzen IV. Klasse), 4 Gung (Herzöge), 18 Taidchi, von denen jeder ein Bannerbataillon führte.

Wenn in dem Zensus vom Jahre 1910, dessen Resultate am 27. Februar 1911 als letzte große Tat der Mandschuren in der Peking Staatszeitung veröffentlicht wurden, die Hsi ning-Banner mit 2032 Familien angegeben werden, so bezieht sich dies auf eben diese Mongolenbanner, und die Gesamtzahl der Kuku nor-Mongolen ist danach knapp 10 000 Köpfe. Durch die Bannereinteilung und die gleichzeitige Schaffung so vieler großen „Herren“ und Hofhaltungen ist die einstige Macht und Kraft der Khoschoten zerronnen. Die Mongolen des Kuku nor sind so unkriegerische Hirten geworden, daß sie keine Waffen mehr hatten, als die Tibeter sie um 1840 überrannten.

Die Bannerführer mußten alle fünf Jahre persönlich an den mandschurischen Hof nach Peking reisen, um ihre Unterwürfigkeit zu zeigen und etwas Tribut zu bringen, wobei sie die Reise von der Grenze bei Hsi ning über Hsi ngan fu, Tai yüan fu durch die chinesischen Beamten bezahlt bekamen; sie erhielten Wagen und Pferde und jeden Tag ein fürstliches Essen. Meist schlossen sich ihnen einige mohammedanische und chinesische Kaufleute an, an denen die Mongolen-Dsassak verdienten. Die Tributfahrt wurde trotzdem von den Mongolen als drückende Pflicht angesehen. Wenn die Fürsten älter wurden, war die halbjährige Reise (zweimal 4500—5000 Li) freilich auch kein Kinderspiel. Die volkreichen Städte, die engen Wohnungen in den chinesischen Gasthäusern sind den Mongolen stets ein Greuel. Viele von ihnen lebten auf dem ganzen Wege hin und zurück von dem Tsamba und der Butter, die sie sich von Hause mitgenommen hatten, und mieden ängstlich die großen Schüsseln mit den fetten Leckerbissen, die ihnen die chinesischen Ya men-Läufer vorsetzten.

In Peking wurden die Mongolenfürsten ermahnt, treue Untertanen zu bleiben, und mit Geschenken bedacht, die den Wert ihres Tributs vielfach überstiegen. Außer-



C. v. Häberlin pinx.

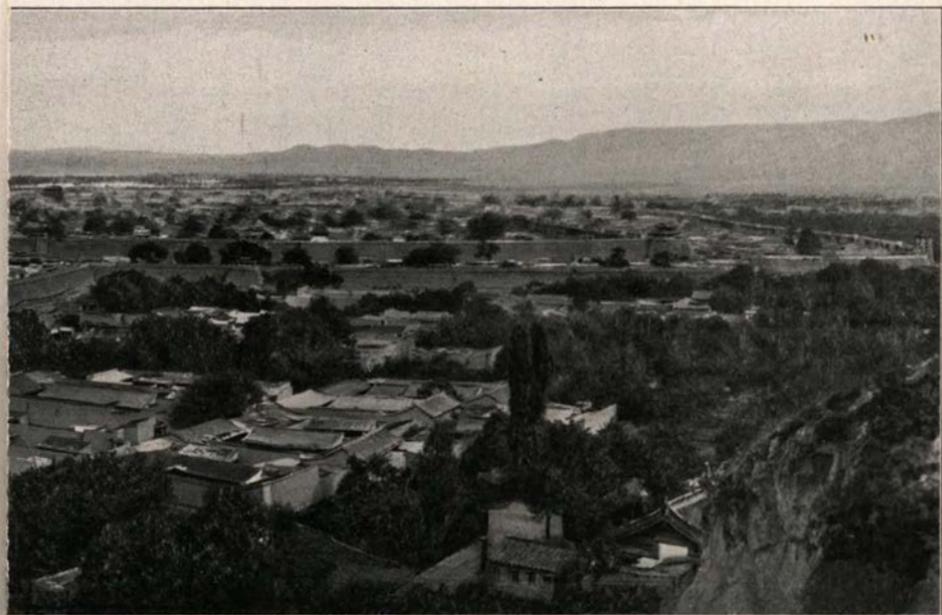
Ein Sprung und ich stand am Zelteingang. Hageldicht fielen die Hiebe
auf mich nieder . . .

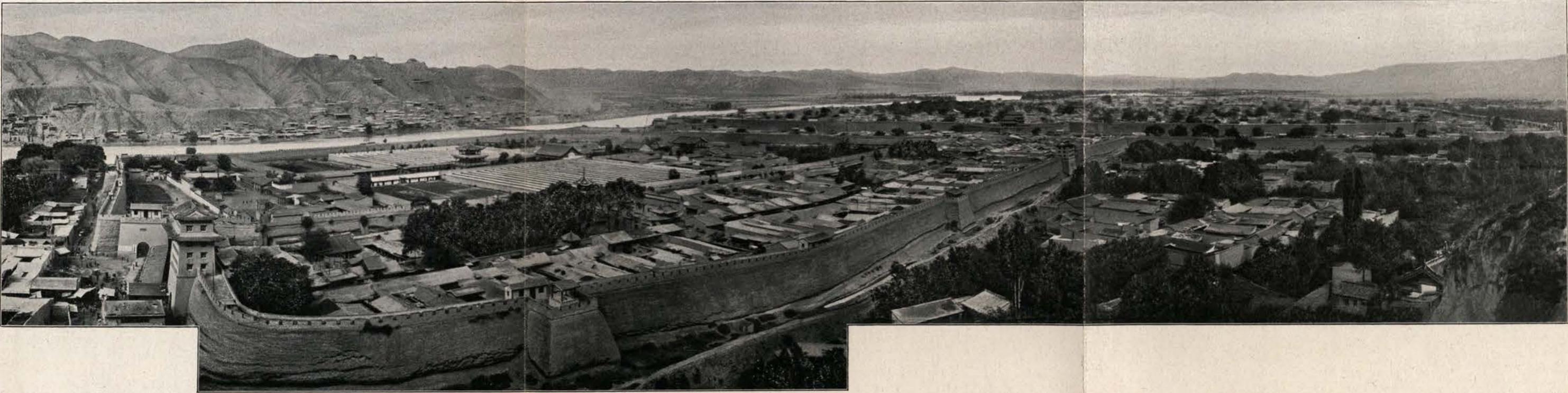
(Seite 199.)



Meine Eskorte beim Wachposten San sche li dun zwischen Sehara khoto und Dankar ting.

Tafel XLIII.





Die Provinzialhauptstadt Lantschou fu von Westen gesehen.



shan mit dem Wannental, das von Ta tsien lu heraufführt.
(Von Osten von 4300 m Höhe am Da po schan.)

dem bezogen alle Kuku nor-Häuptlinge noch ein jährliches Gehalt, das sie sich im zehnten Monat beim Dao tai in Hsi ning zu holen hatten. Die Wang bekamen 1200 bis 1800 Tael Silber und 24 (36) Ballen Seide; die Bei le 1100 Tael, 22 Stück Seide; die Bei tse 800 Tael, 16 Stück Seide; die Gung 300 Tael, 6 Stück Seide; die einfachen Dsassak 300 Tael, 6 Stück Seide, was für die einfachen Nomaden, die sie heute meist sind, ganz ansehnliche Revenuen bedeutet; nur wurden ihnen in letzter Zeit die Gehälter nicht voll ausbezahlt, sondern allerlei widerrechtliche Abzüge gemacht. Die Unkosten, die sich der mandschurische Hof wegen der Kuku nor-Mongolen machte, erregten oft die Unlust der Chinesen. Doch blieb es bei der Einrichtung und bei den kostbaren Tributreisen, bis die chinesische Revolution dazwischen kam und der ganze Nordwesten mit der Provinz Kan su einige Zeit völlig von Peking losgetrennt war.

P. K. Kozlow, in seinem „Mongolia i Kam“ (St. Petersburg 1906), hatte bisher die besten Nachrichten über die Kuku nor-Mongolen gebracht und zählte folgende Banner für den Kuku nor auf, die in zwei „edeget“ (Brigaden) verteilt sind.

A. Dsun (linkes) edeget:

1. Tsing hai Wang, einst 3000 Familien, jetzt 130 Familien (ist mein Wang Ka).
2. Kököd Beili, einst 3000 Familien, jetzt 200 Familien (mein Kukut Bei le).
3. Kurlik Beisi, einst 2000 Familien, jetzt 800 Familien (mein Kurluk Beisi).
4. Buchain Gun, einst 800 Familien, jetzt 4 Familien, bei Dankar wohnend.
5. Aroholin Gun, einst 1000 Familien, jetzt 25 Familien (mein Dunkur Gung).
6. Scham Gun, einst 600 Familien, jetzt 15 Familien, bei Dankar (vermutlich mein Gobi Gung).
7. Torgut Tsassak, einst 400 Familien, jetzt 30 Familien, bei Dankar (vermutlich mein Torgho Dsassak).
8. Tsulgen Tsassak, einst 500 Familien, jetzt 30 Familien, bei Dankar.
9. Tschonon Tsassak, einst 200 Familien, jetzt 30 Familien, am Da tung ho.
10. Haraktschut Tsassak, einst 400 Familien, jetzt 30 Familien (mein Kharatschut Dsassak).
11. Kurlik Tsassak, einst 600 Familien, jetzt 24 Familien, bei Kurlik Beisi.
12. Taidschiner Tsassak, einst 1000 Familien, jetzt 600 Familien (mein Taidschinär).

B. Barun (rechtes) edeget:

1. Muru Wang, einst 2500 Familien, jetzt 80 Familien, am Da tung ho (wie oben).
2. Erke Beili, einst 2500 Familien am Südufer des Kuku nor, jetzt 60 Familien am Da tung ho.
3. Tschun Beisi, einst 2000 Familien, jetzt 10 Familien, bei Dankar (vermutlich mein Schui chia Bei tse).
4. Hargi Beisi, einst 1000 Familien, jetzt 150 Familien, am Olun nor.
5. Dondogo Gun, einst 500 Familien, jetzt 10 Familien, bei Dankar (vermutlich mein Tschabtscha Gung).
6. Muru Tsassak, einst 300 Familien, jetzt 40 Familien, am Da tung ho (mein Da tung Dsassak).
7. Scharagoltschin Tsassak, einst 500 Familien, jetzt 4 Familien (vielleicht mein Damba Dsassak).
8. Baga nor Tsassak, einst 200 Familien, jetzt 1 Familie, am Da tung ho.
9. Khalkha Tsassak, einst 300 Familien, jetzt 3 Familien, bei Dankar.
10. Tsunkuk Tsassak, einst 700 Familien, jetzt 60 Familien, bei Dankar (mein Tsinkuk Gung?).
11. Barun Tsassak, einst 900 Familien, jetzt 280 Familien (mein Barun).
12. Tsun Tsassak, einst 900 Familien, jetzt 300 Familien (mein Dsun).

Die Hsi ning-Chinesen nennen die Kuku nor-Mongolen heute ganz allgemein „Da tse“ oder „Da da“ (Ta ta, d. h. Tataren). Die Tibeter sprechen von ihnen als Soch'o oder Soch'bu. Ihre Sprache ist dem ostmongolischen Dialekt sehr ähnlich. Sie kleiden sich jetzt ihren sonstigen Stammesbrüdern ziemlich unähnlich und mehr in tibetischer Weise. Die Kuku nor-Mongolen wie auch die Banag-Tibeter, und zwar Männer wie Frauen, tragen kleine spitze, mit weißem Lammfell rings verbrämte Filzmützen als Hauptcharakteristik. Es ist die kalmükische Kalpa.

14. Januar. Früh am Morgen überschritten wir den Ke tou ya hu (mongol.: Ketten khutul), einen niederen und nach beiden Seiten flach abfallenden Bergsattel, der das Quellgebiet des Hsi ning ho von dem abflußlosen Becken des Ts'o ngombo (Kuku nor) trennt. Zum erstenmal hatte ich von dort den Anblick der riesigen Seefläche. Der See war jedoch gefroren, sein Eis trug sogar — was eine Seltenheit in jenen Höhen ist — eine dichte Schneedecke. Ich sah darum nur eine große, weiße Ebene, die breit und nach Westen schier unabsehbar vor mir lag. Die Luft war so klar und so durchsichtig, daß man noch rings um den ovalen, etwa 100 km langen See Berge erkennen konnte. Es waren WNW nach OSO ziehende Ketten, die ganz fern im Westen konvergierend erschienen. Bloß die von allen Seiten ganz flach gegen die Mitte einfallenden Ufer verschwanden in der Ferne.

Wir hatten leider am Passe wenig Zeit, die Aussicht genauer zu studieren. Zwei Reiter begegneten uns oben, die uns gleich nach Einödensitte ins Gespräch zogen. „Wohin? Woher?“ hieß es, während sie die kleine Karawane mit prüfendem Auge an sich vorbeiziehen ließen. Sie hatten dabei so ausgesprochene Spitzbubengesichter, wie ich noch nie zuvor gesehen. Sie waren tief dunkel gebräunt und ganz ruhig in ihren Bewegungen, und doch schien nichts dem lauernden Blick ihrer rehbraunen Augen entgehen zu können. Kokett saß die spitze Lammfellmütze auf dem Ohr und das linke Ohrläppchen zog ein schwerer silberner Ohrring in die Länge. Die beiden hatten ein Schwert im Gürtel, eine Flinte auf dem Rücken und trugen je eine 4 m lange Lanze in der Hand, deren Schaft vorn zum Schutz gegen Schwerthiebe mit einem Eisenband umwickelt war. Instinktiv fühlten wir alle, daß diesen beiden nicht zu trauen sei. Sie zeigten besonderes Interesse, zu erfahren, was denn mein Diener Liu auf dem Rücken habe. Der trug in einem dicken Futteral mein großes Quecksilberbarometer. Tschang war keinen Augenblick um eine Antwort verlegen: „Es ist ein westländisches Instrument, mit dem man durch die Berge sehen und jederzeit feststellen kann, ob Räuber in der Nähe sind.“ Die beiden nickten nur und man sah es ihren Gesichtern an, daß sie nicht zu den dummen Leuten gehören wollten, die alles glauben. In der Steppe wie in China glaubt so leicht niemand etwas aufs Wort, denn wer die Wahrheit offen ausspricht, gilt für dumm und einfältig.

Um Mittag schlugen wir ganz nahe am Seeufer unser neues Lager. Die Tiere fanden dort eine gute Weide. Es ist aber nur ein kleiner Streifen Grasland, der bis an den See reicht. Der ganze Osten und Nordosten des Seeufers ist überall sonst von hohen Dünen bedeckt, die teilweise weit in den See hineinziehen. Nur die äußerste Nordostecke des Sees ist davon frei. Eine flache Bucht kann darum dort weit ins Land hineingreifen, wenn der Wasserstand hoch ist. Der ganze Osten des Sees ist seicht. Als abflußloser See ist der Kuku nor in seiner Füllung von den Regenmengen im Sommer abhängig. Sein Niveau schwankt jedes Jahr, wechselt auch zwischen den einzelnen Jahreszeiten. Und darum finden wir auch die Ausdehnung des Sees gegen Osten, sowie eine Reihe kleiner und flacher Düneninseln in jenem Teil des Sees von den wenigen Reisenden, die hierherkamen, verschieden groß angegeben.

Eine Wegstunde von unserem Lager, in einer windgeschützten Mulde am Berghang, lagen vier tibetische schwarze Zelte. Dorthin ritt ich am Nachmittag mit dem Hsië dia zusammen zu Besuch. Als wir von ihnen noch über 100 m

entfernt waren, umringte uns schon eine wütende Meute. Wir stiegen darum zeitig ab und führten die Pferde. Mit ihrer erleichterten Hinterhand wissen sie sich gut der immer von hinten anstürmenden Hunde zu erwehren. Bald kamen einige Frauen aus den Zelten herbeigelaufen und hielten mit Steinwürfen die Hunde zurück. Sie nahmen uns freundlich grüßend die Pferde ab und führten uns in eines der Zelte. Ihre Männer waren über Land geritten, nur ein Greis, ein Lamapriester und einige halbwüchsige Bürschchen waren zu Hause. Die Tibeterinnen luden uns aber doch zum Sitzen ein.

Wenn man in Tibet eines der viereckigen, wie schwarze Würfel aussehenden Zelte betritt, so findet man das Innere stets durch einen großen Herd in zwei Teile geteilt. Der Herd ist bei den Zelt- wie bei den Haustibetern weitaus das wichtigste Einrichtungsstück. Er gilt dort, wie fast überall auf der Welt, für heilig. In ihm und um ihn wohnen Götter und Geister. Seinetwegen dürfen Frauen, die nicht zur Familie gehören oder nicht eng mit ihr befreundet sind, keine fremden Zelte betreten. Eine Frau gilt auch in Tibet für ein unreines Geschöpf. Eine Frau soll während der Menstruation nicht kochen und sich nicht mit dem Feuer beschäftigen. Mit ihrer Unreinheit kann sie die Götter und Geister des Herdes in Zorn versetzen und so den Ruin einer Familie heraufbeschwören. Die Frau gilt in Tibet wie in China und bei so vielen anderen Völkern für unglückbringend. Da man ja nicht wissen kann, in welchem Zustand eine fremde Frau sich befindet, und ob sie nicht der Familie übel gesinnt ist, so haben fremde Frauen nie Zutritt zum Küchenraum oder zum Zelt.

Die tibetischen Zelte sind aus vielen schmalen, aus schwarzer schwerer Yakwolle gewobenen Tuchstreifen zusammengenäht. Das Tuch ist so grobmaschig, daß man hindurchsehen kann, und daß der Steppenwind bis ins Innerste der Behausung hineinpeift. Vom Zelteingang linker Hand fand ich stets diejenige Hälfte, die den eigentlichen Wohnraum der Familie bildet, dort halten sich auch die Frauen auf. Vom Eingang rechter Hand ist der Empfangsraum für Gäste. In der Gastabteilung, dem Herde am nächsten und gerade gegenüber der Türe, ist der Ehrenplatz. Dorthin wurde ich auch jetzt bei meinem Besuche auf ein kleines Polster zum Sitzen eingeladen, neben mir saß der Hsië dia, gleichfalls mit untergeschlagenen Beinen auf dem Boden. Der Lamapriester saß zu unterst, so daß er dem Eingang gerade den Rücken zudrehte. Er machte den Hausherrn in Abwesenheit der Männer, obwohl er kein Verwandter war. Jenseits des Herdes blieben die Frauen. Kaum hatten wir Platz genommen, so schürten sie sogleich das Feuer an, schütteten Wasser in einen großen eisernen Topf, zerstampften in einem hölzernen Mörser ein Stückchen hartgepreßten Ziegeltees zu einem feinen Pulver, schütteten dies in das Wasser, gossen noch Milch und später Salz dazu, während wir mit dem Mönch über allerlei gleichgültige Dinge, über die Kälte, das Wetter, über ein paar pikante Räubergeschichtchen uns unterhielten, wobei die Frauen aufmerksam zuhorchten, aber nur dann und wann eine neugierige Frage einwarfen. Als dann der Tee fertig gebraut war, baten uns die Frauen um unsere Teeschalen, die wir nach Landessitte im Busen geborgen trugen, wischten sie mit einem ihrer Rockzipfel aus, drückten auf den Tassenboden einen Löffel voll Tsambamehl und getrockneten Käsequark, gaben ein Stückchen Butter darauf und schenkten endlich den Tee ein. Es machte mir schon gar nichts mehr, daß in der Eile von dem Heizmaterial, dem getrockneten Schafdung, ein vorlautes Kügelchen in meine Tasse geraten war. Meine

Gastgeberin hatte es ja auch gleich wieder mit ihrem Finger gewandt herausgewischt und als Ersatz für die dabei vielleicht verloren gegangenen Butterfettaugen ein neues Bällchen Butter, natürlich gleichfalls mit dem Finger, hineingeworfen.

Jetzt war der Zeitpunkt gekommen, da wir unser Anliegen anbringen konnten. Wir wollten wissen, wo es Süßwassereis gebe, denn das Packeis vom See, aus dem wir uns zu mittag einen Tee gekocht, hatte uns allzu bitter und schlecht geschmeckt. Auch kauften wir ein Schaf. Da ich unter meinen Leuten keine Mohammedaner hatte, so machte es nichts, daß nur Tiere zu haben waren, die schon im Herbst von den Tibetern geschlachtet worden waren. Wenn nämlich im Spätherbst die Tiere am fettesten sind und es eben zu frieren anfängt, dann schlachten die Tibeter ihren ganzen Winterbedarf auf einmal, häuten die Tiere ab, nehmen sie aus und nähen zum Schluß den Kadaver wieder in sein Fell, damit er nicht so leicht und unbemerkt von den Hunden angenagt werden kann. Der ganze Fleischvorrat des Winters wird so im Zelte aufgestapelt. Es ist darin immer so kalt, daß das Fleisch nicht verdirbt.

Lange Überredung kostete es uns, einen der Hunde zu bekommen. Selbst ein Chinese in Hsi ning wird schwer dazu gebracht, seinen Hund zu verkaufen. Vielleicht wird sich ein armer Kuli dazu hergeben, der nichts besitzt und irgendwo anders beheimatet ist. Der hat aber auch keinen guten Hund. Er wird einen der vielen herrenlosen Straßenkötter zu verkaufen suchen, den er an sich gelockt hat. In ganz Nordosttibet und auch an der Grenze unter den Chinesen kann man einen Hund nur geschenkt bekommen. Mein Hsiä dia-Mann sprach darum auch gar nicht von kaufen. Sie sollten uns den Hund schenken. Wir wollten ihnen dafür silberne Ohringe geben. So kam der Handel zustande. Nachdem dann die Frauen noch einmal dem „verschenkten“ Hund zu fressen gegeben hatten, damit ihnen das Tier nichts nachtragen könne, waren wir eben im Begriff, wieder davonzureiten, als die Männer ankamen. Die waren nun gar nicht damit einverstanden, daß einer ihrer Hunde weggegeben werde. „Wir sind doch nicht hergelaufenes Gesindel!“ schalt der Mann seine Frau aus, die ihm gleich die Ohringe zeigte. „Frauen wissen doch nie, was Brauch und gute Sitte ist. Ein Hund ist ein Glied der Familie, ihn wegzugeben, ist eine große Sünde, und vollends nun eine alte Hündin zu verschenken, deren Junge schon um das Zelt Wache halten.“ Zum Glück war aber der Handel schon abgeschlossen.

15. Januar. Gleich hinter unserem Lagerplatz betraten wir das Eis. Es war in zahllose Schollen zerrissen, die wirr über- und ineinandergeschoben waren, und am Ufer entlang zog sich ein breiter und mehrere Meter hoher Packeisgürtel, über den meine Tiere nur mit Mühe hinüberklettern konnten. Überall war das Eis so dick, daß es nicht einmal leise krachte, als meine acht Yak mit ihren zentnerschweren Lasten auf dem Rücken darüber marschierten. Wie sonst drängten sich die Tiere jetzt auch auf dem See eng zusammen, und dicht hinter ihnen folgten noch die berittenen Treiber (Tafel XL). Das Eis bog sich nicht, es schien überall einen halben Meter Dicke zu haben. Da einige Zentimeter Schnee auf ihm lagen und die Yaks wie auch meine Ponys nicht beschlagen waren, so kamen wir, ohne daß auch nur einmal eines der Tiere ausglitt, rasch vorwärts. Meine Absicht war, auf dem Eis dem nördlichen Ufer entlang zu ziehen bis zu einem Punkt, wo es für meine Tiere eine gute Weide gebe, so daß ich längere Exkursionen auf den See hinaus würde ausführen können.

Wieder kamen an diesem Morgen Reiter zu uns hergeritten, die sich eine Weile mit uns unterhielten, ehe sie weiterzogen. Die Tibeter sind alle sehr schmierig und phantastisch gekleidet, jeder geht auch stets bewaffnet, und daß man in diesen menschenleeren Steppen jeden Menschen, dem man begegnet, genau betrachtet und anredet, ist eigentlich selbstverständlich; wir nahmen also keine besondere Notiz von diesen zweifelhaften Besuchern. Erst am anderen Tag wußten wir, was sie gewollt hatten.

Nach etwa 10 km kamen wir durch ein Zeltlager, das neben einer kleinen Süßwasserquelle zwischen hohen Dünen lag. Zweiundzwanzig unsäglich ärmliche Zelte drängten sich dort dicht zusammen. Die einzelnen Zelte waren nicht mannshoch und bestanden aus ein paar halbzerfetzten Laken, die nur wenig Schutz bieten und vielleicht zwei oder drei Männer aufnehmen konnten. Während mehrerer Monate und immer nur in der kältesten Zeit wohnen hier alle Jahre die Fischer, die den Fischreichtum des Sees ausnützen. Es sind dies Mohammedaner und auch Mongolen, die von weit hergereist kommen. Täglich machen sie von hier aus weite Züge auf den See hinaus, schlagen kleine Löcher in das Eis und angeln mit krummgebogenen eisernen Nähadeln. Trotz der primitiven Hilfsmittel hatten sie täglich ein Erträgnis von dreißig Yaklasten Fische, also etwa 30 Zentnern, die von hier aus auf den Markt von Dankar versandt werden. Die Tibeter selbst betrieben keinen Fischfang auf dem See, es gilt ihnen als Sünde, Fische zu fangen. Sie essen auch am Kuku nor nie Fische. Die Kuku nor-Fischer teilen sich in Unternehmer und Arbeiter; die letzteren werden von ihren Meistern im Akkord bezahlt. Beide erfreuen sich aber eines sehr wenig guten Rufes, so daß es weder der Hsië dia noch Tschang für geraten hielt, neben ihnen Lager zu schlagen. Wir zogen darum weiter nach Westen, aber nirgends fanden wir etwas Weide. Ein breiter Dünengürtel zog sich überall bis an das Eis hin und zu hohen Barchanhügeln war unabsehbar weit der Sand aufgehäuft.

Am Nachmittag begegneten wir zwei jungen Lamapriestern, die zu Fuß aus Westen kamen und uns in großer Kümmernis ihr Leid klagten. Um die heilige Insel im See zu besuchen, waren sie mit einem Bündel auf dem Rücken von Labrang gomba (dem großen Kloster südlich von Hsün hoa ting) hergereist. Sie hatten fast einen Monat gebraucht. Da aber ein breiter Streifen Wasser vor der Insel noch offen geblieben war, so hatten sie ganz nahe vor ihrem Ziel wieder unverrichteter Dinge umdrehen müssen. Sie hatten nur den Trost, daß in diesem Jahr überhaupt noch niemand auf die Insel hatte gelangen können. Sie waren aber so nahe an die Insel herangekommen, daß sie die Lamas, die dort wohnten, deutlich sehen, ja mit ihnen sprechen konnten; es sollten vier Mönche und eine „ani“, eine Nonne, sein. Sie hatten auch die Ziegen gesehen, die sich die Mönche auf der Insel halten, und ein Pferd, das — wie man allgemein behauptet — eine besondere Rasse¹⁾ darstellt, und einer Kreuzung mit den Seedracen des Kuku nor entstammt, in Wirklichkeit aber nur als Dungfabrik dient, um das nötige Brennmaterial für die Bewohner zu schaffen. Da nun auch diese beiden Pilger nirgends am Seeufer einen Weideplatz gesehen hatten, so beschloß ich, zunächst wieder umzudrehen, um die nächsten Tage nördlich von den Dünen nach Westen zu ziehen.

¹⁾ Die Chinesen erzählten, daß die Tu ku hun persische Hengste auf die Insel gebracht hatten.

Am Abend schlugen wir etwa 5 km von den Fischerzelten unser Lager. Wir waren zum Schluß etwas landeinwärts gezogen und lagerten am Ufer eines kleinen Süßwasserteiches, in dessen Umgebung die Dünen von einer mageren Grasdecke überzogen waren. Es war ein schlechter Lagerplatz, mitten im Sand, aber er war der beste, den wir zwischen den Dünen gefunden hatten. Nur der Teich bot eine Annehmlichkeit. Auf seiner spiegelglatten Eisfläche konnte ich mich noch eine halbe Stunde lang für die bevorstehenden Dauerfahrten im Schlittschuhlauf üben, bis es dann zu dunkeln anfang. Bis dahin hatten meine Diener noch immer nichts Warmes fertig gebracht. Es gab so wenig brennbares Argol an diesem Teich, daß sie zu fünf je eine halbe Stunde lang suchen mußten, bis sie eine hinreichende Menge beisammen hatten. Ein eisiger Wind setzte in der Dämmerung ein, der von Minute zu Minute stärker wurde. Die Zelte knarrten und knackten und drohten jeden Augenblick in sich zusammenzustürzen. Selbst im Inneren litten wir noch unter dem Treibsand. Er drang durch die feinsten Ritzen; im Bart, in den Augenbrauen bildeten sich ganze Sandnester und bei jeder Bewegung des Mundes knirschte es zwischen den Zähnen. Der Sturm ließ die Kälte doppelt empfinden. Ich mochte anziehen, was ich an Kleidern mit mir hatte, es fröstelte mich dennoch. Zuletzt suchte ich das Küchenzelt auf und lag dort neben dem Feuer, zwischen den Dienern in meinem Fellsack, um in mein Tagebuch zu schreiben. Über meine dicke europäische Wintermütze, die nur das Gesicht freiließ, hatte ich noch eine mongolische Pelzmütze und einen Filzhut gezogen, auf dem Körper trug ich übereinander zwei langhaarige Pelzmäntel.

Unser heutiges Essen war immer noch nicht fertig geworden. Aber es begann doch endlich leise in unserem Kessel zu kochen. Der Wind, der im Zeltinneren noch so heftig war, daß er den gesammelten Dunghaufen zu einem großen Feuer anfachen konnte, sorgte damit zugleich für eine ausgiebige Beleuchtung. Magische Lichter und Schatten huschten über die weißen Zeltwände, wenn diese bei der wechselnden Windstärke sich hoben und senkten. Wegen des Sturmwindes mußte man sehr laut sprechen, um sich zu verstehen. Aber Tschang und der Hsië dia, die auf der anderen Seite des Feuers saßen, hinderte das nicht; sie überboten sich gegenseitig in grausigen Räubergeschichten. Jeder wollte die größeren Fahrnisse erlebt, jeder mehr als der andere an Tibetern und Mohammedanern erschlagen und erschossen haben.

Später war der Hsië dia hinausgegangen. Die Pferde und Yak, die draußen zwischen den Zelten angebunden standen, waren etwas unruhig geworden. Als der Hsië dia längere Zeit nicht wieder kam, sandte ich zu seiner Unterstützung noch meinen Diener Go. Der kam gleich wieder mit der Meldung, es sei alles in bester Ordnung. Kaum saß er aber am Feuer und wärmte sich die erstarrten Glieder, da girrte und heulte es wild rings um das Zelt. Dies war nicht nur der Sturmwind. Ein ohrenzerreißendes Hi—i—i—u! Tshi—i—u—u! ein wildes Juchzen und Fluchen schallte uns in die Ohren. Das Zelt begann zu wanken und neigte sich. Schwert- und Säbelhiebe patschten und klatschten auf die dünnen Tuchwände. Ein langer Speiß fuhr mitten durch das Zelt; ich sehe noch Tschang in dem zuckenden Licht unseres Feuers darnach haschen und sich rasch zu Boden werfen, daß das Eisen ihm nicht mitten durch die Brust gehe. Zum Glück lag meine Mauserpistole schon geladen und entsichert auf meinem Kopfkissen neben mir. Ich war auch der nächste an der Zelttüre. Nur ein Griff, ein Sprung

und ich stand im Zelteingang. Hageldicht fielen zwar die Hiebe auf mich nieder, aber sie schadeten nichts. Ich war ja dick angezogen. Die große Kälte war mein Glück. Sehen konnte ich nichts. Rabenschwarze Nacht war's draußen und ich war noch geblendet von dem Feuer im Zeltinneren. Es war aber bitter ernst; es ging ums Leben, ich fühlte es. Von drei Seiten sauste es auf mich ein. Ein wuchtiger Hieb durchschlug mir meine drei Mützen. So hat es mich nie auf der Mensur ghascht! Das war Armhieb! Warm tropfte es mir jetzt über das Gesicht. Tat aber nichts, daß das Blut die Augen verklebte. Zum Greifen nahe standen ja die Gegner. Es brauchte auch nur wenige Schuß aus der Pistole und weg war die ganze grausige Erscheinung. Spurlos waren die Räuber wieder in der Finsternis verschwunden.

Meine Diener krochen jetzt eben erst langsam aus dem halbzusammengestürzten Zelte und suchten ihre Waffen. Sie hatten des Sandes wegen die Gewehre aufrecht an die Zeltstangen gebunden. Es dauerte eine Weile, bis sie diese los hatten. Der Kampf jedoch hatte nur Sekunden gedauert.

Wo mochte aber nur der Hsië dia sein? Wo die Pferde und die Yak? Da wo diese vorher angebunden gestanden hatten, war der Platz leer. Auch der am Tage zuvor gekaufte Hund war samt seiner Leine verschwunden. Dagegen stolpten wir schon vor dem Zelte, zwischen den Picketpfählen, über eine Leiche, die mit gezücktem Schwert auf dem Boden lag. Ist es am Ende der Hsië dia? Doch der Hsië dia hat keinen so schönen Pelzrock wie dieser Tote; auch ist es sein Schwert nicht.

Ich rannte weiter auf die nächste Düne zu, um nach dem Hsië dia und nach den Pferden zu suchen, da gellet aufs neue das wild lachende Kriegsgeheul. Vom See her stürmt jetzt eine lange Linie auf das Lager zu. Scharf heben sich die einzelnen Körper vom Schnee ab, zwischen 25 und 30 Mann! Wie rasend stürzten sie aufs neue auf die Zelte und hieben dort blindlings drauf los. Zum Glück war jetzt niemand mehr drinnen. Unter den Schlägen stürzte das Küchenzelt rasch vollends zusammen und der Sturmwind griff wieder frisch in das Feuer, die Silhouetten der Räuber wurden damit ganz deutlich.

Tschang war der einzige, der um mich war, von meinen anderen Dienern war nichts zu sehen. Wir beide waren nur wenige Schritte von den Zelten und gaben instinktiv Feuer auf die Räuberbande. Doch auch diesmal rasselten die beiden Pistolen nicht lange, nach wenigen Schuß schon verschwanden die Schatten hinter den nächsten Dünen in der Finsternis. Wieder war es ruhig. Nur fern vom Teich her war die Stimme meines Koches Liu zu hören, der angstvoll meinen Namen rief und stoßweise herausbrüllte, daß ein Tibeter ihm auf dem Rücken kniee und ihm sein Gewehr zu entreißen suche. Als ich dorthin gekommen war und noch diesen Angreifer verscheucht hatte, traf mich aus der Dunkelheit heraus etwas schwer auf den Kopf, daß ich in den Augen Funken zu sehen glaubte. Es war aber nur stumpf oder flach gewesen. Jedoch müde war ich daraufhin geworden, müde, meine Beine trugen nicht mehr! — — — —

Als ich wieder zu mir kam, lag ich quer über einem Sattel. Auf der einen Seite hingen meine Füße, auf der anderen meine Arme und mein Kopf hinunter, und mich fror entsetzlich. Es dauerte eine gute Weile, bis ich mich zurecht fand; ich konnte mich auch nicht bewegen, denn ich war festgebunden. In der Nähe hörte ich flüstern, ob von Freunden, ob von Feinden, war lange nicht zu entscheiden. Endlich kam jemand zu mir. Gottlob! Es war Tschang. Und der

fragte in seinem gewöhnlichen barschen Tone, ob ich denn nicht tot sei. Dann befreite er mich und ich erfuhr, daß er, nachdem die Räuber vertrieben gewesen, drei Pferde gefunden habe, die sich in ihre Fesseln verwickelt und ruhig vor den Zelten am Boden gelegen hätten; das seien die einzigen Tiere, die mir verblieben seien. Jetzt müsse man fort. Er habe schon das Nötige gepackt, und da er mich in der Eile für tot gehalten, so habe er mich verladen, und damit ich ihm nicht unterwegs verloren gehe, habe er mich auf das Pferd gebunden. Die Diener selber waren alle noch da und alle heil geblieben. Der Hsië dia war gleich nach dem Überfall hinter einer Düne hervorgekommen. Er und Tschang drangen auf eiligsten Rückzug. Sie glaubten fest, es müßten Tibeter aus der Umgebung gewesen sein, die den Raubanfall gemacht hatten, vielleicht die Männer aus den Zelten, wo wir den Tag zuvor Besuch gemacht hatten, denn der Hund hatte ja nicht Laut gegeben.

Ich wollte nun, wenn wir schon fliehen sollten, wenigstens nur in das Fischerlager hinüber. Aber auch das fand keine Zustimmung. Wir hatten mindestens zwei Räuber erschossen, einer lag ja zwischen den Zelten. Wir mußten dieser Toten wegen die Rache eines ganzen Stammes fürchten; also nur weit, weit fort, kalkulierten meine Begleiter. Vielleicht sind unter den Räubern gar einzelne Fischer gewesen! Wer von uns konnte dies bestimmt verneinen? Auf keinen Fall, meinte der Hsië dia, würden uns jene Fischer gegen einen neuen Angriff, den wohl schon der Morgen bringe, schützen und helfen. Alle Einwände halfen mir nichts. Die Leute ließen sich nicht halten. Die Denkweise ihrer Landsleute vorauszuberechnen, mußten meine Begleiter am besten verstehen, darum vor allem gab ich nach, ließ mich auf mein Pferd heben und begann den Rückzug. Außer meinem Reitpferde hatten wir noch zwei Lastpferde, die mit den Instrumenten und dem Allernötigsten beladen waren. Alle Zelte, die Decken und viele Ausrüstungsgegenstände, darunter manches Unersetzliche, blieben liegen.

Wortlos, lautlos zogen wir ab und zuerst auf den großen See hinaus. In der Finsternis und mit unseren überlegenen Feuerwaffen war dies das sicherste. Man konnte dort zeitig bemerken, wenn ein Feind in der Nähe war. Nachdem wir das Ufer des Kuku nor wieder erreicht hatten, ging es auch weiter noch direkt südlich. Wir hielten Richtung auf einen ganz fernen Berg, den Amne Sertschen, dessen Schneegipfel gerade noch in der Dunkelheit zu erkennen war. Auch den Weg nach Gompa soma, den wir hergekommen, ließ uns der Hsië dia nicht begehen. Er wollte uns zu den Tschamri-Tibetern führen, die am Südufer des Sees wohnen. Von dort sollten wir einen Tag später den Grenzort Schara khoto erreichen können. Wir hatten ja keine Ochsen mehr, sondern nur noch Pferde, mit denen es möglich war, lange Märsche auszuführen.

Bei Nacht auf dem unebenen Eis des Sees gab es gar manchen Unfall. Die vielen hohen Packeiszüge, die wir zu queren hatten, hielten auf und brachten öfters die Pferde zum Stürzen, doch kamen wir trotzdem recht rasch vorwärts. Um 9 Uhr ging der Mond hinter dem Ke tou ya hu auf. Wie bei früheren Überfällen hatten die Tibeter auch diesmal die dunkelste Nachtzeit ausgewählt. Das helle Licht, das sich lange vor dem Erscheinen des Mondes hinter dem Passe ausgebreitet hatte, hatten meine Begleiter erst für ein Feuersignal gehalten, mit dem sich die Tibeter verständigten. Sie waren noch stundenlang in Todesängsten. Der Schock, den der Überfall verursacht hatte, war auch für alle nicht gering gewesen.

16. Januar. Um 1 Uhr nachts betraten wir den Ostrand des Sees und zogen dann den dortigen Dünen entlang immer weiter nach Süden. Es sind ungeheure Sandanhäufungen, die mehrere hundert Meter hoch aus dem Niveau des Sees aufsteigen. Hinter diesen zieht sich in einigen Kilometern vom Ufer steil und hoch ein lückenlos geschlossener Bergwall hin. Gras und Weideplätze gibt es am Ostufer nur ausnahmsweise. Menschen wohnen keine dort. In dem hellen Mondlicht des tibetischen Hochlandes glaubte man bis in die weiteste Ferne jedes feinste Detail erkennen zu können; aber nur fahl, farblos, scheinbar zitternd und mosaikartig erschien jeder Gegenstand; wir mußten acht geben, daß wir uns nicht verloren.

Einmal in der Nacht standen wir ganz plötzlich und unvermutet vor einem Zelt. Am Seeufer, in einer Mulde zwischen zwei Dünen, hatte sich jemand um einen langen Spieß, der senkrecht im Boden steckte, ein kleines schirmartiges Schutzdach errichtet. „Das sind Räuber!“ schrie der Regierungsvertreter, der Hsië dia, der etwas voraus war, und wollte gleich auf wenige Schritte und ohne weiter zu fragen in das Zelt hineinschießen. Bis ich dazukam, waren die Insassen des Zeltes wach geworden. Sie wagten aber nicht herauszukommen. „Wir sind Pilger, die zur heiligen Insel im See wallfahrten, laßt uns am Leben!“ rief es ganz ängstlich und jämmerlich auf Tibetisch aus dem Zeltinnern. „Om mani padme hung! Om mani padme hung!“ begann einer zu beten. Daneben vernahmen wir aber noch das Anschlagen eines Feuerstahls. „Obacht! schießt, ehe es zu spät ist!“ rief wieder der Hsië dia. „Sie entzündn ihre Gewehrlunten.“ Es kostete große Mühe, die hitzigen, nervös gewordenen Leute ohne Blutvergießen zum Weitergehen zu bewegen. Ich glaube allerdings selbst, daß die in dem Zelte Leute waren, die nicht mit den besten Absichten herumreisten, denn Pilger sind gewöhnlich nicht bewaffnet, außerdem führt dort kein Weg am See entlang.

Bis der Morgen graute, war es windstill geworden. Kein fremder Laut war weit und breit zu hören. Nur das bißchen Schnee, das den Boden bedeckte, knirschte unter jedem unserer Tritte. In der Frühe hatte es — 35°, es war also gegen den Abend zuvor nur noch um wenige Grade kälter geworden. Wir waren während der ganzen Nacht in Bewegung gewesen; kurz nach 7 Uhr hatten wir am Abend das Unglückslager verlassen und waren ohne Aufenthalt und so rasch wie möglich weiter marschiert. Um 6 Uhr morgens, also nach 11 Stunden, hatten wir bereits das südöstliche Ufer des Sees erreicht. Wir waren nun alle sehr ermüdet. Da der Hsië dia, ohne etwas zu sagen, zurückgeblieben war, so machten wir eine längere Rast, um auf ihn zu warten, und da wir seit 24 Stunden nichts Warmes gehabt hatten, so beschlossen wir, abzukochen.

Es war ein wunderbarer Platz, wo wir uns befanden. Ganz sanft, in flachen und wenig ausgesprochenen Terrassen fiel vor uns das Ufer gegen den See ab. Lagunen, haffartige Bildungen nahmen die Seecke ein und weit, weit nach Westen zog sich dahinter die Eisfläche, die auch hier in zahllose Schollen zerrissen und später wieder zusammengepreßt war, wie wenn die Winterkälte den See gerade in seiner wildesten Erregung zum Erstarren gebracht hätte. Scheinbar nahe dem Südufer sah man von unserem Kochplatz aus noch deutlich die heilige Felsinsel im See. Es war das erste Mal, daß ich sie erblickte, in einem Tagesmarsche schien sie erreichbar zu sein, so klar und hell war die Fernsicht. Trotzdem das ganze Südufer wie auch unsere nächste Umgebung von dichten Grasweiden bedeckt war, sah man doch nirgends Menschen, nirgends einen

Reiter, eine Yak- oder Schafherde. Steil und kühn als riesige Pyramide stieg gerade uns gegenüber der Berg Amne sertschen (Amnye gser tschen)¹⁾ empor. Während sein Fuß, von dichten Matten bedeckt, ganz allmählich in die Seeebene auslief, zeigte der obere Teil die steilen Formen der tibetischen Steppengipfel und kahle Schutthalden glänzten von dort oben zu uns herab. Wir waren froh, als nach der schrecklichen Nacht endlich die ersten Sonnenstrahlen diesen Gipfel vergoldeten. Wahrlich, ich verstand an jenem Morgen, warum dieser Berg den Tibetern heilig ist und warum sie sagen, er sei von einem ihrer Stammväter bewohnt, der als Bergegeist über das Wohl und Wehe von allem Lebendigen, was auf seinen Hängen herumläuft, entscheiden kann!

Uns todmüden und vor Kälte zitternden Flüchtlingen war es an diesem Morgen nicht leicht geworden, ein kleines Dungfeuer in Gang zu bringen. Mit Hilfe des einen geretteten Blasebals verwandelte sich das bißchen Schnee in unserem Topfe langsam in Wasser und kam nur mit Mühe zum Sieden. Als aber der ersehnte Trank endlich fertig war, griff zuerst Fen nach dem großen Teeschapfe, den er vorsichtigerweise vom Unglückslager mitgenommen hatte, füllte ihn zwei-, dreimal voll Tee und sprengte seinen Inhalt hoch in die Luft. „Arro!“ rief er dazu aus vollem Halse. „A yā—ā—ā! Amne Sertschen, Amne Matschen, Amne Bayan! Heil euch und allen euren Brüdern! Dank euch allen für den Schutz, den ihr uns in dieser Nacht gewährt habt. Wir bitten euch, bringt uns auch wirklich wieder heil in die Heimat!“ Darauf warfen sich alle meine Begleiter auf die Erde in der Richtung nach Süden gegen den nächsten der großen Bergriesen zu, dessen Gipfel noch immer als der einzige von der Sonne beleuchtet dastand. Es lag ein wunderbarer Zauber in der spontanen Äußerung dieser halbwilden Menschen. Selbst mein bischöflicher Koch konnte nicht mehr an sich halten und machte mit Tränen in den Augen drei Ko tou vor den tibetischen Bergriesen.

Tibet ist ein Land voll von Sagen. Der Mensch ist dort umgeben von einer großartigen Natur. Jeder Berg und jeder See ist von der wilden Phantasie seiner intelligenten Bewohner belebt worden. Beim Hüten von Schafen und Rindern hat man Zeit, über die umgebende Natur nachzugrübeln. Man hat auch Zeit, die alten Sagen weiterzuspinnen. Darum sind über den Kuku nor und seine Entstehung gar vielerlei Geschichten in Umlauf. Die einen sagen, die Wassermassen des Sees hätten einst unter Lhasa gestanden und seien von dorthier unterirdisch nach Osten gerollt, um zuletzt wieder an die Oberfläche zu kommen und den Blauen See zu bilden. Erst seither stünden die Kathedrale von Lhasa und die vielstöckige Burg auf dem Potala auf festen Füßen. Die anderen wissen von einem alten Heiligen zu berichten, der einst zwei Wurzeln an der Stelle, wo sich der See heute befindet, ausgegraben habe. Die eine sei rot und die andere weiß gewesen. „Er zerschnitt die rote und aus der zerschnittenen Wurzel floß so viel salziges Wasser, daß die ganze große Ebene, die der See heute einnimmt, von Wasser bedeckt wurde. Hätte der Heilige die weiße Wurzel zerschnitten, so wäre Milch herausgeflossen und statt des salzigen Wassers wäre heute Milch

¹⁾ Amuni oder Amnie, nach Klaproth und Rockhill Amye, Vorfahre oder Ahn. Es sind dreizehn solcher Amne-Gipfel in Nordosttibet, von denen der Amne Matschen der höchste und heiligste ist. Amne gser tschen würde etwa „großer goldener Vorfahre“ heißen, wenn nicht etwa eine Erinnerung an „Gesar“ darin zu suchen ist.

in dem weiten Seebecken!“ — „Wäre dies besser für uns gewesen?“ fragen sich dabei die Tibeter.

Zu langsam nur kroch an jenem eisigen Wintermorgen das Licht der aufsteigenden Sonne an der hohen Berghalde des Amne Sertschen weiter herab ins Tal und brachte damit mehr und mehr Farben in die kalte und bisher düstere Landschaft. Endlich, endlich spürten auch wir die belebende Wärme. Da der Hsië dia, unser Führer und der einzige von meinen Begleitern, der die Gegend kannte, mittlerweile immer noch nicht nachgekommen war, so warteten wir über zwei Stunden. Aber es war umsonst, und wir waren zum Schluß in großer Sorge wegen des alten Mannes. Meine Diener fürchteten immer noch, wir würden verfolgt, und nahmen zuletzt an, der Hsië dia sei den Tibetern in die Hände gefallen. Später erfuhr ich jedoch, daß der Mann einen anderen, kürzeren Weg über die Berge eingeschlagen hatte, der ihn noch vor uns nach Dankar zurückbrachte; dieser Hsië dia spielte überhaupt eine sonderbare Rolle. In der langen Wartezeit hatte ich Tschang an einem Stück Leder das Nähen mit chirurgischen Nadeln gezeigt und er flickte nun meine beiden Hautlappen noch an den Ufern des Sees zu meiner vollen Zufriedenheit zusammen. Zum Glück war es ja keine schwere Verletzung, nur die Ränder der Kopfschwarte klappten etwas weit auseinander, der Knochen und die Beinhaut waren nur ganz leicht angeschlagen und geritzt worden.

Den ganzen Tag zogen wir dann weiter in südöstlicher Richtung, das Tal des Ara gol hinauf, das kaum merklich ansteigt. Dieses Tal stellt vermutlich den alten Ablauf des Kuku nor vor, als der See während einer früheren feuchteren Periode mit dem heutigen Hoang ho-Tal in Verbindung stand. Gegen Abend, erst kurz vor Einbruch der Dämmerung, erreichten wir die Wälle von Tsaghan tsch'eng¹⁾, d. i. „die weiße Stadt“, in der früher Mongolenkhane residierten, und später noch lange Zeit der chinesische Amban von Nordosttibet seinen Amtssitz und Truppen hatte. 90 oder 100 Jahre soll es erst her sein, daß der dortige Ya men abgebrochen und nach Hsi ning verlegt wurde. Vor etwa 35 Jahren wurde auch noch das letzte chinesische Militärlager Nordosttibets, das hier stationiert war, zurückgezogen. Seither verfällt Tsaghan tsch'eng mehr und mehr. Nur einmal im Jahre, am 15. Tag des 8. chinesischen Monats, wenn der Amban von Hsi ning fu im Auftrag der Regierung die Anbetung der Seegötter des Kuku nor zu besorgen hat, zieht einen Tag lang neues Leben in den Steppenort ein. Alle mongolischen und tibetischen Vasallen der Umgebung haben sich zu dieser Feier einzufinden. In Hunderten von Zelten wohnen dann die Nomadenfürsten. Eine große Filzjurte ist für den Amban in der Mitte der Stadtruine bereitgestellt. Am Nachmittag vor dem Festtag stellen sich die Fürsten dem Amban vor. Auf einem kleinen Hügel vor der Stadt, von dem aus man fern am Horizont gerade noch den Seespiegel sehen kann, wird früh am anderen Morgen die Zeremonie der Anbetung vollzogen. Der Amban und die versammelten Fürsten werfen sich auf die Knie, Weihrauchstäbchen werden entzündet, ein Stück gelber Seide mit den Worten, daß der Kaiser das Opfer bringen lasse, wird verbrannt und neunmal neigen sich alle bis zur

¹⁾ Tsaghan, mongolisch = weiß; tsch'eng, chinesisch = Stadt. Derartige Mißbildungen kommen an der chinesisch-tibetischen Grenze vielfach vor. Der Ort wird auch „ying pan ga tang“ genannt und hieß früher „tsaghan tologhä“.

Erde. Der Amban ermahnt hierauf die Fürsten, Frieden untereinander zu halten und treue Untertanen zu bleiben. Dann geht alles rasch wieder auseinander. Schon am gleichen Abend liegt die Stadt Tsaghan tsch'eng wieder so einsam und tot in der Steppe wie je zuvor.

Öde und verlassen lagen die halbverfallenen Lehmmauern und die alten dachlosen Ya men- und Tempelgebäude auch da, als wir durchkamen. Es ging bei uns nur noch langsam, im Schneckentempo vorwärts. Im Inneren der Stadt, in einem Winkel hinter einer der alten Ruinen, kochten wir noch einmal ab, ehe wir in die Nacht hinein weiterzogen. Trotz unserer Müdigkeit wollte keiner hier bleiben und nächtigen. Die Kälte, die gleich nach Sonnenuntergang aufs neue einsetzte, war zu empfindlich. Wir tappten lieber weiter über die dürre Steppe. Trotzdem wir jetzt auf einer viel begangenen Karawanenstraße marschierten, fanden wir nur mit Mühe in der Dunkelheit den Weg nach Schara khoto. Erst gegen Morgen erreichten wir diesen Ort. Wir hatten auf der Flucht 140 km zurückgelegt. Jeder von uns hatte von den hartgefrorenen Reitstiefeln wunde Füße bekommen, auch die drei geretteten Ponys waren der Erschöpfung nahe, da sie zu stark beladen waren.

Schara khoto¹⁾ ist der heute am weitesten vorgeschobene chinesische Militärposten von Kan su. Einen Schube (Oberleutnant), einen Leutnant und einige Sergeanten mit 30—40 Mann (vom grünen Banner), die mit Schwertern und Luntentfinten und einigen alten deutschen Trommeln und französischen Trompeten bewaffnet sind, hat die chinesische Regierung hier aufgestellt. Viel Einfluß hat darum das Detachement nicht. Mit Mühe nur erwehren sich die Soldaten der Übergriffe durchziehender Tibeter. Es ist eine alte Umwallung da, die aber so groß ist, daß zur Verteidigung mindestens ein Regiment nötig wäre, auch ist ein großer alter Exerzierplatz vorhanden. Zwischen diesem und der heute leeren Stadt wohnen etwa dreißig Chinesenfamilien, die in der Umgebung einige Äckerchen mit Gerste und Wildhafer bebauen. Etwas anderes gedeiht hier nicht mehr. Es ist ein unsagbar ärmlicher Flecken.

Einer der Chinesen nahm uns sofort gastlich in seiner Lehmhütte auf und überließ uns seinen großen warmen Kang. Ohne weiter ein Wort zu verlieren, machte er sogleich für uns einige Opiumpfeifen zurecht, denn die Chinesen sagten, dies sei das beste Stärkungsmittel, wenn man übermüdet sei. Ich allein rauchte nicht und ich bin erst in der nächsten Nacht wieder wach geworden, während meine Begleiter, die alle geraucht hatten, am Tage bald wieder munter umherliefen.

Zwei Tage später reiste ich zurück nach Dankar. Fünfzehn Bewaffnete von Schara khoto begleiteten mich auf dieser Strecke und halbwegs zur Stadt kam mir noch ein Sergeant mit Soldaten entgegen (Tafel XLII). Diesmal wurde mir von der Stadt Dankar der Amban gung kwan eingeräumt, d. i. das Hotel des Gouverneurs von Nordosttibet, und kaum war ich dort angekommen, so besuchten mich der Ting und der Sie tai, die sich mir gegenüber auch im Namen des Ambans vielmals wegen des Überfalls entschuldigten und sogleich alle Schuld auf die Hsiä dia schoben, die in leichtsinnigster Weise einen ganz untergeordneten Angestellten mitgesandt hätten, der gar nichts vom Verkehr mit den Tibetern verstehe.

¹⁾ Mongolischer Name, zu deutsch: „gelbe Stadt“. Die Chinesen nennen den Ort Scha la ku to und erklären diesen Namen als „Stadt der grünen Au“.

Die Hsiä dia, wurde mir versichert, würden aber sicher die Angelegenheit rasch ordnen und alles Verlorene zurückbringen. Auf meine Frage, wer denn die Räuber gewesen seien, hörte ich die allerverschiedensten Angaben. Es scheint danach wirklich noch nicht aufgeklärt gewesen zu sein.

Am 22. Januar war ich wieder in Hsi ning fu zurück. Für den Weg von Dankar nach Hsi ning fu waren mir zehn mit Gewehren bewaffnete Reiter als Eskorte mitgegeben worden. Bei meiner großen Bagage in Hsi ning fu war mittlerweile aus Europa der Ersatz für die Instrumente eingetroffen, die mir seinerzeit in Hu pe gestohlen worden waren. Diese kamen nun doppelt erwünscht, da bei dem Überfall am Kuku nor auch einige Reserveinstrumente verloren gegangen waren. Nach mancherlei Irrfahrten waren die neuen Sachen durch die gütige Vermittlung des Schanghaier Generalkonsulats bis an diesen abgelegenen Erdenwinkel dirigiert worden, an dem man damals noch keine Ahnung von Post hatte. Weniger Glück hatte ich in Hsi ning fu mit meinem Koch Liu. Einen Tag nach meiner Rückkehr, nachdem er von mir gehört hatte, ich würde noch einmal nach Tibet reisen, verschwand er bei Nacht, ohne mir ein Wort zu sagen, auch ohne um seinen rückständigen Gehalt und sein Rückreisegeld zu bitten. Noch nach Lan tschou fu — so erzählte mir später Pater van Dyk — kam er wie gehetzt von den Räubern und erzählte dort noch ganz entsetzt von der schrecklichen Kälte am Kuku nor. Der Arme war durch die Schreckensnacht und den Tibeter in seinem Nacken ganz aus dem Häuschen geraten.

Am 25. Januar begann das chinesische Neujahr, bekanntlich die einzigen chinesischen Festtage, an denen alle Geschäfte geschlossen sind. Die Tage zuvor hatte sich deshalb jedermann für eine ganze Woche zu verproviantieren. Dabei war es für mich schwer, einen meiner Hsi ning-Leute zur Unterstützung zu haben oder nur zu Gesicht zu bekommen. Wie die anderen Bewohner der Stadt waren auch sie die ganzen Tage unterwegs, ihre alten Schulden einzukassieren und andere zu bezahlen. Weitaus der größte Teil der Chinesen hat ja keinen Sparpfennig, geschweige denn ein kleines Kapital, fast jeder kommt deshalb des öfteren im Laufe eines Jahres in die Lage, daß ihm das Bargeld ausgeht und er pumpen muß. Die Frist aber, auf welche Schulden abbezahlt werden müssen, ist seit alters der letzte Tag im Jahr. Was nur eine Chinesenfamilie an halbwegs brauchbaren Gegenständen besitzen mag, muß in diesen letzten Tagen des Jahres herhalten, die alten Löcher zuzustopfen. Viele Familienväter kamen deshalb auch zu mir und boten mir irgendwelche Sachen und Kuriositäten zum Kaufe an, ja mancher brachte schon seine Gläubiger und die Gläubiger seiner Gläubiger mit, und kaum hatte ich etwas gekauft, so ging unter diesen das Abrechnen los. Tagelang waren die Pfandhäuser der Stadt bis Mitternacht von Kunden belagert. Wohl dem, der am chinesischen Neujahr Bargeld besitzt!

In der Neujahrsnacht war die Stadt auffallend ruhig. Die Stadt ist zu arm für die lärmenden Freudenszenen, die in Schanghai und anderen Küstenstädten alljährlich stattfinden. Ziemlich selten ging ein größeres Feuerwerk los. Erst gegen Morgen hörte man mehr Petarden, weil in der Neujahrsnacht alle Gespenster losgelassen sind. Nur die Pfandhäuser waren immer gleich belebt. In ihrer Umgebung sah man noch spät in der Nacht Chinesen sich herumtreiben, mancher wehrte sich mit seinen Fäusten gegen einen allzu hartnäckigen Gläubiger, der ihn zwingen wollte, in der eisigen Winterkälte sein

„Hemd am Leibe zu verkeilen“. Manche von den Pfandhauskunden wollten jetzt auch zu vorgerückter Stunde, nachdem sie ihre Schulden bezahlt oder das notwendige Bargeld einkassiert hatten, die Staatskleider für die bevorstehenden Festtage noch einlösen.

In demselben Gasthause wie ich, nur schrägüber von meiner Türe, wohnte eine vielköpfige Chinesenfamilie, bei der es die ganze Neujahrsnacht wüsten Lärm gab, so daß ich kaum ein Auge zutun konnte. Ein halbes Dutzend Gläubiger hatte sich dort allmählich zusammengefunden, die alle bezahlt sein wollten. Jedem erklärte erst der Mann in aller Ruhe, er sei leider zahlungsunfähig, er werde aber gerne in den nächsten Monaten Abzahlungen leisten. Keiner der Bedränger wollte sich damit begnügen. Jeder ließ nach den ersten beredten Vorstellungen die Augen nach etwas Brauchbarem in der Familienwohnung umherschweifen und verlangte dann plötzlich dies oder jenes als Pfand oder Ersatz. Doch keiner erhielt so leicht etwas. Stundenlang zerrten die Parteien an den Gegenständen hin und her, bis der Familienvater endlich nachgab. Am frühen Neujahrmorgen war die ganze Wohnung ausgeräumt, die Schlafdecken fehlten und der Frau hatten die Privatexekutoren ihre Jacke vom Leibe weggerissen. Es sah bei den Leuten zum Erbarmen aus. Als aber der Tag graute, als keine Gläubiger mehr zu erwarten waren, als jedermann sich mit „gung schi!“ „gung schi!“ beglückwünschte, da war auch mein Ehepaar in Samt und Seide gekleidet und alle seine Kinder hatten, wie es der Anstand verlangte, ihre neuen Schuhe. Wie ich jetzt erst erfuhr, war der Mann so vorsichtig gewesen, mit Hilfe meiner Diener einige Kisten mit seinen Habseligkeiten in meinem Höfchen unterzubringen, wo er sie nun wieder hervorgeholt hatte. Der Mann galt auch mit nichten für bankrott. Er hatte nur kein Bargeld mehr, um alle Schulden decken zu können.

Beim ersten Hahnenschrei, es war noch lange nicht Tag, kamen schon meine Diener von der Neujahrscur aus ihren Familien zurück und machten mir den Neujahrs-Ko tou, für den die Angestellten immer ein größeres Geldgeschenk bekommen. Auch die ersten offiziellen Besucher, darunter der Hsien und einige mir bekannte Offiziere der Stadt, standen um 6 Uhr früh vor meiner Türe, als eben erst die Sonne aufging. Sie kamen aus den Tempeln, wo sie den offiziellen Staatsgöttern und dem Kaiser geopfert und gratuliert hatten. In China lernte ich, was es heißt, den Bekannten Neujahrsbesuche machen und zum Neujahr Glück wünschen. Wie wir dies im alten Europa treiben, kann sicherlich keinem Chinesen imponieren. Vom ersten Tag des Jahres ab sind die Bewohner des Reiches der Mitte tagelang von früh bis spät auf den Beinen und eilen von einem zum anderen, um jedem Bekannten ihren Glückwunsch in Form einiger Ko tous auszudrücken. Jedermann wäscht sich am Neujahrmorgen das Gesicht und erscheint in möglichst neuen Festkleidern und alle Türen, alle Hausposten und Geräte sind mit glückverheißenden Worten und Sprüchen neu beklebt, das Papier dazu ist, wenn kein Trauerfall in der Familie vorliegt, von feuerroter Farbe¹⁾. Darum sieht es auch an Neujahr in ganz China hübsch und geordnet aus, vor allem aber unbeschreiblich bunt. Auch bei mir hatten die Diener in der Neujahrsnacht an die Außenseite aller Türen neue Bilder der Torgötter und über den Herd ein neues Bild des Küchen-

¹⁾ In der Farbe des „Yang“, siehe S. 21, Anm.

gottes Ts'ao ye geklebt¹⁾, und als ich erwachte, prangte auf allen meinen Kisten und auch an den Sätteln, an den Körben, Säcken, Hämmern, an meiner Kamera, ja selbst an dem Besenstiel, den ich zwei Tage vorher gekauft hatte, und an der Kutterschaufel, kurz an allem, was mir gehörte, ein kleiner Sinnspruch oder ein chinesisches Zeichen, das Glück und Reichtum bedeutete. Selbst in dem Kehrlichthausen steckte ein besonderes Papier für den so wichtigen Gott des Kehrlichs. Meine drei Pferde trugen rote Bänder in ihre Mähnen eingeflochten und vorn auf der Stirn ein breites, rotes Tuch; dies alles gehörte mit zum Neujahrsgruß der Dienerschaft. Und „Fa ts'ai ba! fa ts'ai ba! werde reich! werde reich!“ wünschte man sich gegenseitig.

Bei der Neujahrsvisite beim Amban, die ich zusammen mit Mr. Ridley machte, gelang es zum erstenmal, diesen alten Herrn zu Gesicht zu bekommen. Er begrüßte uns in seiner Vorhalle, wie es in China allgemein üblich ist, und führte uns dann unter vielen Verbeugungen und mit dem verbindlichsten Lächeln in seinen Gästeraum. Dort angekommen, sprach er vom ersten Augenblick an unausgesetzt und gab sich in unzweideutiger Weise die größte Mühe, uns ja nicht zu Wort kommen zu lassen. Er traute uns nicht. Er fürchtete einen Vorwurf, der ihn in den Augen seiner Leute herabgesetzt hätte. Kaum daß es möglich war, auch nur unsere Neujahrs Glückwünsche anzubringen. Er vermied jeglichen Dialog und wiederholte nur immer, wie leid es ihm tue, daß ich in seinem Gebiet überfallen worden sei und daß die Hsië dia nicht besser gesorgt hätten. Sie hätten die Schuld. Er werde unseren Begleiter streng bestrafen lassen. Seine Soldaten seien unterwegs und würden alle meine Sachen zurückbringen²⁾. Wenn ich ein zweites Mal in seiner Provinz reise, so solle ich ihm ja zeitig mitteilen, wann ich gehe, er lasse mich das nächste Mal nicht ohne eine Soldatenskorte ziehen. „Ich gebe dir Soldaten mit. I ding wo ba ni sung. Verlasse dich darauf, ich werde dich begleiten lassen!“ wiederholte er immer wieder, ohne daß ich noch mit einem Wort darum hätte bitten können. Sich dann plötzlich unterbrechend, ersuchte er uns höflich aber bestimmt, den Tee zu trinken, und da wir einen Augenblick tun wollten, als hörten wir nicht, so wiederholte er diese Bitte. Es blieb nichts anderes übrig, als zur Teetasse zu greifen „Tso—aa!“ Aufbruch! Abfahrt! schrien die Türsteher im nämlichen Augenblick. In ganz China ist die Einladung, Tee zu trinken, nur die Aufforderung zum Gehen, und wenn ein Gast nach der Teekanne greift, die immer bei jedem Besuch neben ihm gesetzt werden muß, so weiß jedermann, daß man nun aufbricht. Nach kaum fünf Minuten befanden

¹⁾ Auch Ts'ao wang ye genannt. Er ist der Hauptgott der Familie. Er untersteht dem Stadtgott und endlich dem allmächtigen Gott des Himmels, dem allerersten Gott der Chinesen, und natürlich auch dem Kaiser, dem Himmelssohn. Er behütet das Feuer und den häuslichen Herd. Am 23. oder 24. Tag des letzten Kalendermonats steigt er gen Himmel und berichtet dem Himmel, wie es das Jahr über in der Familie zugeht. Darum ist dieser Tag sehr wichtig und heißt das Kleine Neujahr. Süßigkeiten, Reis und andere Sachen werden ihm an jenem Tage geopfert, und während sein Bild im Feuer verbrennt, ruft ihm die gesamte Familie noch nach: „Herr Küchengott, Herr Küchengott, sagt ja nichts Schlechtes von uns aus!“ In der eigentlichen Neujahrsnacht kommt er vom Himmel zurück, wenn die Menschen sein Bild wieder frisch an die Wand kleben.

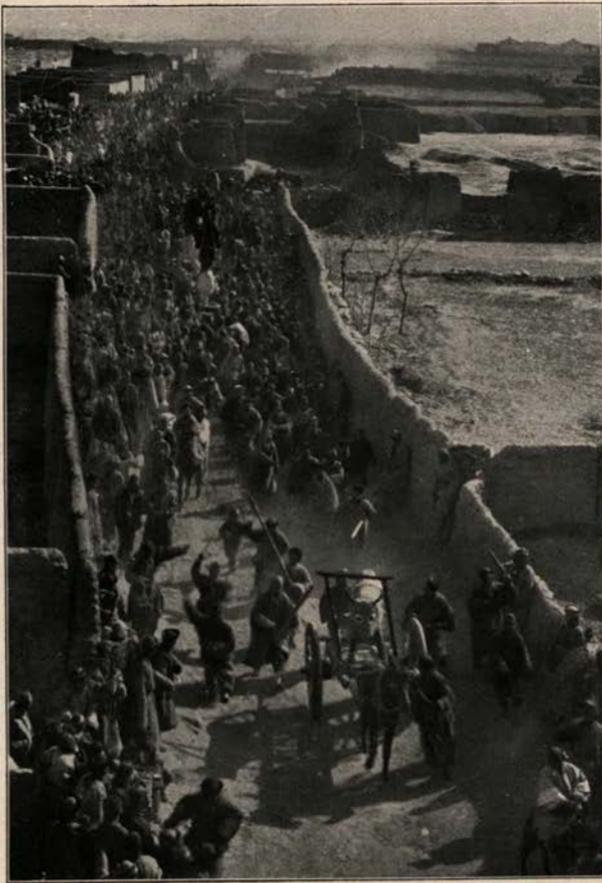
²⁾ Tatsächlich brachen sie auch drei Tage später zum Kuku nor auf und brachten mir alle meine Tiere, wenn auch leider keinen der unersetzlichen Ausrüstungsgegenstände zurück.

wir uns wieder unter der Türe. Trotz der zweifelhaften Aufnahme war ich glücklich, denn was wollte ich mehr als eine kleine Eskorte für meine weiteren Reisen. Ich vertraute damals noch den Worten der höher gestellten mandschurischen Beamten, die mich allesamt freundlich empfangen und behandelt hatten, und dachte noch das Beste von dem Amban, zumal, da er meine Neujahrs-geschenke mit einem großen und kostbaren Essen erwidert hatte, das er allerdings in meinem Gasthause hatte servieren lassen. Es ist dies aber in China eine nicht ungewöhnliche Sitte. Man verschenkt ja dort in größeren Städten auch oft „Bons“ für ein Diner zu vier oder acht Personen, die auf irgend ein Kochgeschäft ausgestellt sind. Solche Bons kann man ungeniert wieder weiter verschenken, und es mag vorkommen, daß erst die zehnte Hand, in die der Bon kommt, ein Mann, der den ersten, den bezahlenden Stifter, gar nicht kennt, sich endlich das Essen wirklich schmecken läßt.

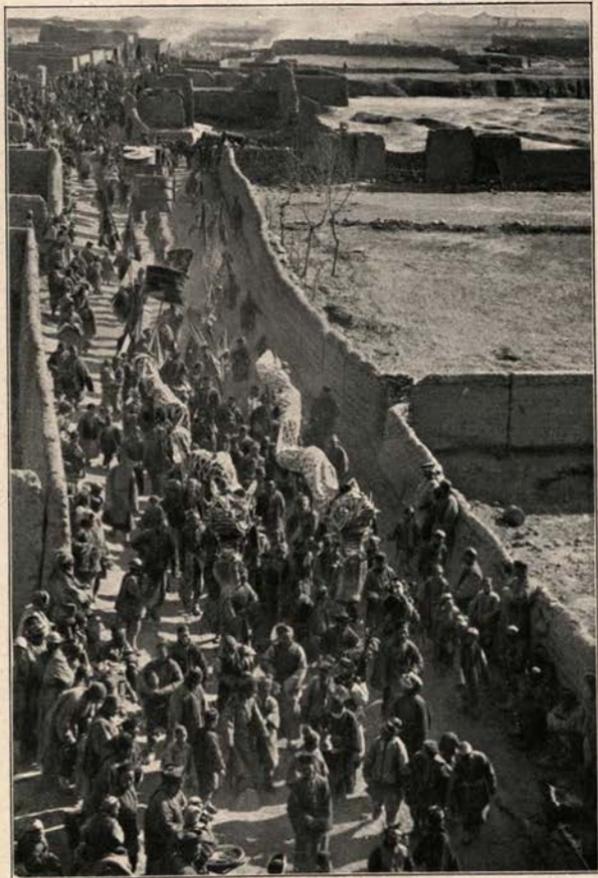
Am 5. Neujahrstage kurz nach Sonnenaufgang holte der General mit allen Offizieren der Stadt den Gott der Vergnügungen. In einem Tempel vor dem Osttor war eine Staatssänfte aufgestellt, die das Schriftzeichen „Si“ (Vergnügen) trug. Vor diesem Buchstaben, der über 1 m hoch war, fielen der General und seine Begleiter im Straßenstaub auf die Knie und machten dreimal den Ko tou. Später wurde der Buchstabe auf seiner Sänfte in feierlichem Zuge nach der Stadt gebracht und dann im Ya men des Generals aufgestellt. Dort verbleibt er das Jahr über und bürgt dafür, daß auch im beginnenden Jahre an Vergnügungen und Theateraufführungen aller Art in der Stadt kein Mangel sein werde.

Am 10. Tage des neuen Jahres wurde das sogenannte Frühlingsfest in Hsi ning fu gefeiert. Kaum war an jenem Tage die Sonne aufgegangen, so waren alle Straßen, die zum Osttor führten, dicht gedrängt voll Menschen. Von weit her strömten die chinesischen Bauern mit ihren Frauen und Kindern nach der Stadt. Alle Dächer in der Hauptstraße saßen voll von weißgeschminkten Vertreterinnen des schönen Geschlechts. Und Familienväter, die unten auf der Straße standen, boten diesen von Zeit zu Zeit Süßigkeiten und Erfrischungen hinauf. Da es in Hsi ning fu nur einstockige und dazu niedere Häuser gibt, so war dies nicht allzu schwierig. In feierlichem Zuge begaben sich gegen 8 Uhr morgens der Präfekt (fu) und der Unterpräfekt (hsien) zu einem Tempel vor dem Osttor, wo sie dem Drachen¹⁾ und dem Rind und der Göttin der Erde ihre Verehrung bezeigten. Dann ging es mit ebensoviel Pomp nach Hause. Voran marschierten ein Löwe aus buntem Papier und Stoff, und ein Mann, der mit einer Sonne (Yang) hin und her tanzte, dann folgten zwei Drachen, die mit dem Maule schnappten (Tafel XLV). Jeder der Drachenleiber war von zwölf Männern dargestellt, die hintereinander herzogen. Hinter dem Drachen ritten die Kavalleristen des Amban, ihren halbzerbrochenen und verbeulten Posaunen schauerliche Töne entlockend, die sicherlich auch Jerichos Mauern zu Fall gebracht hätten. Zwanzig Reiter trugen ungeheure bunte Fahnen, die Roß und Mann fast unter sich verschwinden ließen (Tafel XLVI). Dann kamen

¹⁾ De Groot, Fêtes annuelles d'Emoui (Paris 1886, Bd. I, S. 361): „Le dragon est le symbol de la pluie, de la fécondité et même de la dignité impériale.“ — Bei meiner Reise durch Hu pe sah ich zu Ende des I. chinesischen Monats Drachenprozessionen durch die Felder ziehen, um ein fruchtbares Jahr zu erwirken.



Das tönernerne Rind (s. S. 209) wurde von den Soldaten gegen die Bauern verteidigt.



An der Spitze des Zuges tanzten zwei Löwenmasken, dahinter wurden zwei Drachen getragen, denen die Soldaten mit den Ehrenschirmen des Hsien auf dem Fuße folgten.



Der Kambo, der Klosterabt, von Gum bum begibt sich täglich zum Gebet in den Tsogs kang.



Rückkehr der Truppen vom Frühlingsfest in Hsi ning fu.



Der Tscham-Tanz in Gum bum.



Tanzhof.

Masten für
die Butter-
bilder.

s Mamba
kang.

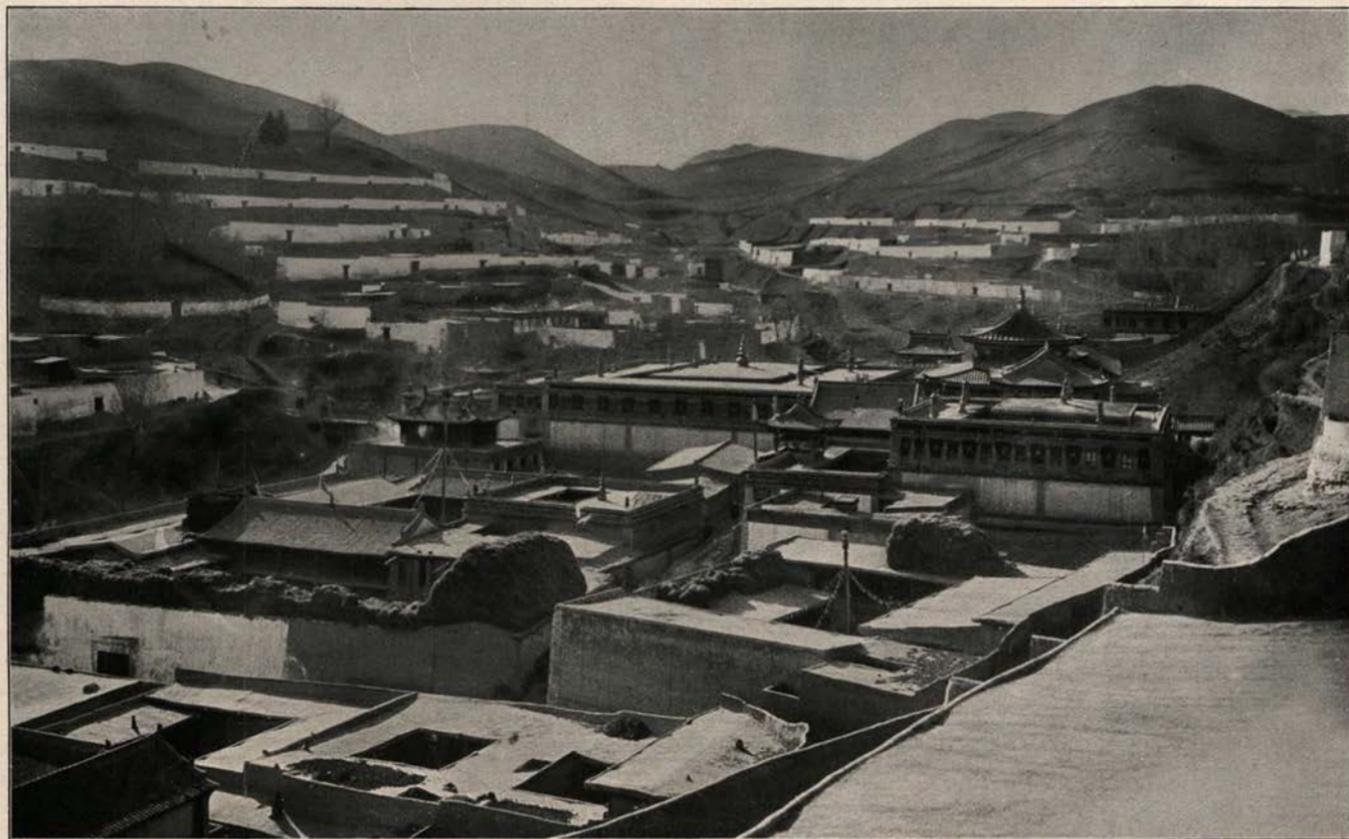
Teeküche.

Tafel XLVII.

Der Tsogs kang, das große Versammlungshaus, im Kloster Gum bum.

Privat-
wohnungen.

Große
Ökonomie.



Tafel XLVIII.

Gold-
dach-
tempel.

Tempel
der
Medizin-
buddhas.

Kloster Gum bum (südöstliche Teilansicht).

Infanteristen des Generals zu zwei und zwei, in der Hand das deutsche Gewehr Modell 71—84, Visier und Mündung festlich mit neuen roten Papierbäuschchen geschmückt, in der Mündung den bei chinesischen Gewehren nie fehlenden Stöpsel. Alle die Ya men-Schreiber folgten in ihren besten Festtagskleidern, Hellebardiere, Ya men-Knechte mit Phantasiewaffen, mit Kettenhemden, mit Dreizack und Morgensternen, nach diesen die höheren Herren Ratschreiber, die letzteren in Pelzmänteln und hoch zu Roß. Endlich der Hsien, Vater und Mutter der Stadt, in einer offenen Sänfte von acht Mann getragen, in einem großen Mantel aus Luchsfell, steif und unbeweglich wie eine Puppe oder ein Götze. Dicht hinter der Hauptperson folgten nur noch vier Soldaten, dann drängte sich gleich das Volk wirt durcheinander. In ähnlicher Weise, nur mit womöglich noch größerem Vortritt, zog auch der Hsi ning fu, der Präfekt, durch die Straßen. Dieser hatte dabei einen riesigen Zobelpelz an, der in seiner Feinheit fast eine Sehenswürdigkeit für sich bildete. Nur diese beiden Zivilbeamten haben bei dem Fest zu erscheinen. Alle Offiziere, auch der Dao tai und der Amban, lassen sich nicht blicken.

Der Gegenstand der Anbetung ist dabei wie überall im Reich ein Rind, das etwa lebensgroß aus Lehm geformt ist, neben ihm steht eine Frauengestalt aus Papier. Nachdem die Mandarine diesem Bild den Fußfall geleistet haben, wird es immer so rasch wie möglich wieder nach dem Hsien ya men zurückgefahren. Das Volk aber sucht das Rind zu zerschlagen und jeder Bauer sucht ein Stück zu erwischen; denn wer ein solches besitzt, kann sicher sein, daß seine Ernte in dem betreffenden Jahr gut ausfällt¹⁾.

Über die Bedeutung dieses uralten Brauches weiß heute das Volk von Hsi ning fu so gut wie nichts mehr, wie ja die gewöhnlichen Chinesen überhaupt nur ausnahmsweise und meist nur verworren über ihre Mythologie Bescheid geben können. Das Rind, behaupten sie in Hsi ning, sei vormalig ein Kaiser von China gewesen und das Mädchen an seiner Seite dessen jüngere Schwester. Der Kaiser habe sich hinreißen lassen, seine Schwester zu heiraten, und zur Strafe dafür sei er von den Göttern in ein Rind verwandelt worden, die Schwester aber habe ihm ihr Leben lang als Treiberin folgen müssen. Wegen des Kaisers schändlichem Betragen wolle auch das Volk das Rind zerschlagen. Da es aber einen Kaiser vorstellt, haben es die Ya men-Knechte zu schützen.

Nach diesem Feste, das indessen nicht alle Jahre am gleichen Tage gefeiert wird, öffnen die größeren Geschäfte wieder ihre Läden. Die Chinesen sehen es dabei gerne, wenn als erste Kunden möglichst reiche Leute zu ihnen kommen. Dies bringt Glück für das ganze Jahr. Am Nachmittag und Abend dieses Festtages mußte ich wieder einmal die Chinesen bewundern. Trotz allen Festtrubels war nirgends ein Exzeß, nirgends ein Fall von lärmender Trunkenheit zu bemerken. Auch der ungebildete Chinese betragt sich weitaus gesitteter, als wir gemeinhin annehmen, wenn nicht gerade eine Hungersnot oder kriegerische Wirren ihm das Dasein erschweren.

¹⁾ Siehe hierzu: De Groot, *Fêtes annuelles d'Emoui* (Bd. I, S. 90): „La réception du printemps. L'origine de la coutume de porter le boeuf du printemps aux champs se perd dans la nuit des temps.“

Für denjenigen, welcher die Verkettung der Ursachen
und Wirkungen kennt, gibt es weder Sein noch Nichts.
Sakyamuni Buddha.

VI.

Im Kloster der hunderttausend Bilder.

Am 15. Tage des I. chinesischen Monats, also am Schlusse der Neujahrsfestlichkeiten, findet im ganzen Reich der Mitte das sogenannte Laternenfest statt, bei dem ein jeder abends Haus und Hof mit möglichst vielen bunten Laternen behängt. Vom 10. ab arbeiteten alle Ya men-Knechte Hsi nings an der Beleuchtung und an den Lampenständern für die öffentlichen Gebäude. Zum Laternenfest war ich nach dem tibetischen Kloster Gum bum geritten. Die dortige Feier ist seit vielen Jahren schon in ganz Zentralasien berühmt und ist auch unlegbar eines der eigentümlichsten Volksfeste, das die Menschheit feiert. Tausende reisen alljährlich von weit her, nur um diesen Festtag, die große sMonlam tschenbo-Feier der reformierten Lamaisten¹⁾, in dem Kloster zu erleben. Im Grunde ist es ein Laternenfest wie in China. Als Brennmaterial für die Lampen dient aber Butter. Die vielen Lampen sind etwas Nebensache geworden und riesige Reliefs, ganz aus Butter gefertigt und von Butterlampen beleuchtet, spielen dabei jetzt die Hauptrolle. Da alles aus Butter ist, so ist das Fest von Europäern auch „Butterfest“ genannt worden. Im Chinesischen und Tibetischen hörte ich dieses Wort jedoch nicht anwenden. Für die Chinesen insbesondere bilden die Lampen (die „deng“) immer noch die Hauptsache. „Yang sien seng, Ta ör se kan ‚deng‘ lai leao!“ („fremder Lehrer, kommst, in Gum bum²⁾ die Lampen zu sehen!“) grüßten mich deshalb unterwegs Hunderte von Chinesen, als ich vier Tage vor dem Feste von Hsi ning fu aus in Begleitung eines offiziellen Dolmetschers, der mir vom Amban-ya men mitgegeben worden war, das breit-

¹⁾ Während dieser Festtage versammeln sich alle Gelug ba-Mönche, um zusammen ihre smonlam-Gebetsammlung zu lesen. Diese Feier wurde 1408 von Tsong ka ba eingeführt.

²⁾ Das Kloster Gum bum heißen die Chinesen Ta ör se, was etwa mit „Türmchenkloster“ übersetzt werden kann. sGum bum gomba, wobei der s-Laut nur leicht anklingt, heißen es die Tibeter. Geschrieben wird dieser Name sGum bum im Tibetischen als skuhbum; dies heißt auf deutsch: hunderttausend Heiligenbilder. Es ist das „Kloster der hunderttausend Heiligenbilder“.

Gomba oder geschrieben dgon ba ist die tibetische Bezeichnung für unser deutsches Wort Kloster. Das Wort bedeutet ursprünglich „Waldeinsamkeit“ oder -einsiedelei, und deshalb sollen auch heute noch alle Klöster von Dörfern und Städten entfernt liegen und haben möglichst mehr oder minder künstliche Wäldchen in ihrer Umgebung.

Aus diesen beiden Beispielen ist gleichzeitig zu ersehen, daß man im Tibetischen nicht genau so schreibt, wie man spricht. Die heutige nordtibetische Umgangssprache hat viele Konsonanten abgeschliffen und oft andere fast regellos eingefügt. Aus diesem Grunde ist es auch so sehr schwer, die tibetischen Ortsnamen richtig zu schreiben.

Im Gegensatz zu den vielen früheren Reisenden schreibe ich Gum bum und nicht Kum bum. Da „k“, der erste Buchstabe im tibetischen Alphabet, in ganz Osttibet nicht wie unser deutsches k, sondern wie g ausgesprochen wird, und das tibetische g, der dritte Buchstabe, sich dort einem ng im Laut nähert, scheint mir diese Schreibweise für das Deutsche zweckmäßiger oder jedenfalls ähnlicher klingend.

sohlige Seitental nach Süden ritt. Nur 25 km von der Stadt Hsi ning liegt das berühmte Kloster, und doch, wie anders als in Hsi ning und im eigentlichen China sieht es dort herum aus! Landschaftlich bietet der Weg und auch die nähere Umgebung des Klosters wenig Anziehendes. Es ist die gleiche, wirt in zahllose Täler zerrissene Hügel- und Berglandschaft aus roten, tertiären Tonen und lockeren Sandsteinen mit einem Lößmantel darauf wie um Hsi ning fu. Dazu sind die Berge in der Umgebung des Klosters fast baumlos, manchmal sogar vollkommen kahl. Aber die Menschen sind dort andere als in der Chinesenstadt. In Sprache und Sitten weichen sie von den Chinesen ab.

Je näher ich dem Kloster kam, desto mehr traten die indigoblau gekleideten Chinesen zurück und machten echten Mongolen Platz, die in phantastisch aussehenden, meist gelben langen Röcken steckten und auf hochstehenden Kamelen daherschaukelten. Tibeter, Tibeterinnen in wechselvollem, wildem Aufzug, zu Fuß, zu Pferd, in Gruppen oder allein reisend, bald fröhliche Lieder singend und lachend und scherzend, bald ernsthaft und betend, füllten die vielen Wege und Pfade, die alle zum Kloster führten. Wer von den tibetischen Umwohnern Schmuck und schöne farbige Kleider besitzt, legt diese zur Butterfestwoche an und zieht damit nach Gum bum gomba, um für die Zukunft den Segen der Götter zu erfehen und auch, um zu sehen und sich sehen zu lassen, um Freunde zu gewinnen und zu zeigen, was man besitzt und ist.

Das Kloster Gum bum liegt im Grunde eines kleinen und wenig tiefen Seitentales versteckt. Man begreift erst nicht, wie gerade hier, an einem wasserarmen Bachrinnsal, eine solch gewaltige Klosteranlage entstehen konnte. Weit bessere und geeignetere Plätze wären doch nicht weit davon zu finden gewesen. Keineswegs ist der Platz von der Natur bevorzugt. Das Kloster steht abseits vom Großverkehr. Für Wagen ist es schlecht erreichbar. Das Tälchen, in dem es liegt, hat einen schmalen, steilen Erdriß als Sohle, der den Verkehr auch noch innerhalb des Klosters erschwert. Aber weitaus die meisten tibetischen Klöster liegen fern von den großen Handelswegen in stillen weltabgeschiedenen Bergschluchten. Das blühende mönchische Leben in Tibet sucht noch immer Ruhe und Abgeschlossenheit gegen außen, es will sich vom Weltgetriebe fern halten, das sündhaft ist und Versuchungen aller Art mit sich bringt. Außerdem sind in der Regel die tibetischen Klöster aus Einsiedlerklausen entstanden, in die sich fromme Gläubige einst zurückgezogen haben. Langsam und allmählich wurden daraus die heutigen ausgedehnten, stadtähnlichen Anlagen.

Gar manches an dem lamaistischen Buddhismus Tibets erinnert, wie schon die beiden Lazaristen Huc und Gabet gefunden haben, an das Christentum des frühesten Mittelalters. Viele Tibeter führen ein asketisches Leben, das dem der alten Styliten ähnelt. Das Volk ist tief religiös veranlagt. Die europäischen Reisenden, die schon so viel Böses von tibetischen Mönchen mitzuteilen wußten, taten diesen sicherlich meist bitter unrecht. Die Tibeter sind stark in ihrem Glauben, wie der beste Christ bei uns. Freilich, es ist schwer, als Europäer in ein tibetisches Kloster im Alltagsgewand hineinzusehen. Wenn wir es zu kurzem Besuch betreten, dann geht es dort meist zu wie in einem aufgestörten Bienenschwarm. Zumal in den Klöstern, die an der nordchinesischen Grenze liegen, glaubt jeder Lama bei unserer Annäherung, sein ganzer Glaube und seine Heiligtümer seien in Gefahr, etwa wie wenn in alter Zeit eine Türkenschar gegen eines unserer abendländischen Klöster anrückte. Gerade in tibetischen Klöstern

habe ich aber schon die schönsten Stunden verlebt. Es herrscht dort eine wunderbare Ruhe und ein Friede, der scharf kontrastiert zu dem wilden Leben im offenen Lande draußen.

In Tibet nimmt das Kloster heute eine Stellung ein wie die entsprechende Einrichtung bei uns im frühesten Mittelalter. In Tibet sind es heute noch in erster Linie die Mönche, welche mit mehr oder minder Verständnis des Inhaltes — wie auch einst bei uns im Mittelalter — lesen und schreiben können. Sie stellen die Kulturträger des Landes vor. In den Klöstern werden die vielen tibetischen heiligen Schriften, der Kandyur und Tandyur¹⁾ und andere Bücher teils gedruckt, teils abgeschrieben und mit kunstvollen Buchstaben verziert; es werden Miniaturmalereien in Büchern angefertigt und die verschiedenartigsten Tempelfahnen gemalt.

Unter den Klosterbrüdern findet man Maler, Bildhauer, Buchdrucker, Spezialisten für Theatermasken und die vielen Götterbilder, und für alle die zahllosen Tempelgeräte auch Schmiede, Schreiner, Vergolder, Grundbesitzer, Kaufleute und anderes mehr, denn das Kloster gibt dem einzelnen gerade nur so viel, daß er nicht verhungert. Will er sich etwas besser kleiden und besser leben, so ist er auf privaten Nebenverdienst angewiesen²⁾. Alle arbeiten ruhig für sich und im Innern ihrer Häuschen. Es ist darum bei einem flüchtigen Besuche nicht leicht, ein richtiges Bild von der Tätigkeit und dem Leben in einem tibetischen Kloster zu erhalten. Wenn wir allerdings das, was wir in den Klöstern zu sehen bekommen, mit unseren neuzeitlichen Einrichtungen vergleichen wollen, dann erscheint Tibet roh und barbarisch. Ich hatte aber dort immer das Gefühl, als wäre ich in die graue Vorzeit der Heimat zurückversetzt, als lebte ich mit einem Male etwa in der Zeit kurz nach der Völkerwanderung oder in Attilas Tagen. Auf den, der in solche vergangene Zeiten zu sehen liebt, übt die Ursprünglichkeit einen bezaubernden Reiz aus. Ich lebte in der alten Zeit und sah zugleich als Traumbild in der Ferne all das Hasten und Erfinden in unserem modernen Europa, als wäre es erst eine Zukunft.

Das Kloster Gum bum hat, wie noch viele andere Klöster, keinerlei Umfassungsmauer. Ohne bestimmte Ordnung, dem Gelände angepaßt, stehen seine Gebäude und sind so zahlreich, daß sie das Tälchen ausfüllen. Wie bei den meisten tibetischen Klöstern ist auch in Gum bum gomba die Regel befolgt worden, daß der gegen Osten gerichtete Talhang von den Tempelgebäuden und Heiligtümern bedeckt wird. An den gegen Westen und Nordwesten abdachenden Talseiten befinden sich dagegen nur Einzelhöfe, Wohnungen, die Lamapriestern und reichen Buddhainkarnationen gehören. Krumme Wege und Straßen führen zwischen diesen vielen Gebäuden. Gum bum ist wie eine kleine Stadt. Es ist in Quartiere geteilt, damit man sich zurechtfinden kann. Und doch ist es schwer, einen bestimmten Mönch im Kloster ausfindig zu machen, denn deren Zahl ist an die 4000 oder, wenn man den tibetischen Angaben Glauben bei-

¹⁾ Kandyur (geschr.: bKah hgyur, in Osttibet ausgespr.: bGandyir) ist die hundertachtbändige heilige Schrift der Tibeter, welche die Vorschriften und Lehren Buddhas enthält. Sie stellt zum größten Teil Übersetzungen aus dem Sanskrit vor. Tandyur (bsTan hgyur) ist die zweite große Sammlung buddhistischer Werke und Lehren, die teilweise einen Kommentar zum Kandyur bildet und im ganzen 360 Bände hat. Beide Buchsammlungen gelten bei den Lamas für nicht ganz vollendet.

²⁾ Die Mönche dürfen aber nicht Schlächter und Gerber sein.

messen will, sogar 6000—7000, worunter 3400 in den Listen von Lhasa und Peking als voll ordiniert eingetragen sein sollen. Gum bum ist damit das zweitgrößte Kloster der tibetischen Provinz Amdo (d. h. des an der Grenze gegen Kan su liegenden und noch von Tibetern bewohnten Agrikulturlandes). Diese große Blüte verdankt es ganz allein der Heiligkeit des Tsong ka ba, des großen Reformators und Begründers der sogenannten Gelug ba-Lamasekte, der heute wichtigsten in Tibet¹⁾. Gum bum soll am Geburtsplatz Tsong ka ba's angelegt

¹⁾ Tsong ka ba heißt auf deutsch: „der aus dem Zwiebelland“. Er wurde angeblich um 1340 (1355?) n. Chr. in der heutigen Gegend des Klosters Gum bum geboren und erhielt seinen Namen „Zwiebelländer“ nach der in Tibet häufig vorkommenden Sitte, daß jemand nach dem Orte genannt wird, an dem er geboren ist. Der spätere große Reformator kam im Tsong kak, d. h. im Zwiebelland, in Amdo im Geschlecht der Mal auf die Welt. Als Knabe von 6 Jahren trat er in das zwei Tagereisen südlich von Gum bum am Nordufer des Hoang ho gelegene Kloster Dya tschün (Chia tschün) ein und erhielt als Novize den Namen Luwzang dschak ba (bLobzang grags ba). Später, mit 17 Jahren, reiste er nach Lhasa und lebte dort lange Jahre bis zu seinem Tode im Jahre 1417. Er war dort Abt des von ihm gegründeten Klosters Geldan (dgah ldan). Dabei wurde er der Reformator der Mönchsorden. Er verbot den Mönchen die Ehe und den Wein und führte überhaupt eine strengere Klosterzucht ein. Die Mönche haben seither die Disputationen, die gemeinsamen Gebete und Gesänge und anderes mehr. Die von ihm neu gegründete Mönchssekte wurde zuerst nach Tsong ka ba's-Kloster die „dGeldan ba“ (dgah ldan lugs ba) genannt, woraus später der Name „Gelugba“ (dge lugs ba), d. h. „die Tugendsamen“, entstanden ist. Da Tsong ka ba für Hüte und Mäntel die gelbe Farbe einfuhrte, so heißt man die Sekte auch die „gelbe“. Heute ist diese weitaus die größte und mächtigste. Einige Jahre nach Tsong ka ba's Tode schufen spätere Kirchenfürsten dieser Sekte den heute in Tibet allgemein verbreiteten Glauben der Reinkarnation von Gottheiten in neugeborenen Kindern, die man früher nur ausnahmsweise für möglich hielt. Zunächst wurde gelehrt, daß die zwei Schüler Tsong ka ba's nach jedesmaligem Ableben in neugeborenen Kindern wieder erscheinen. Zwei Generationen später wurde noch weiter gegangen und behauptet, es handle sich dabei überhaupt um die Inkarnation von bestimmten Gottheiten, die zuerst in Tsong ka ba und seinen Schülern und seither immer wieder in neuen Kinderkörpern erschienen seien. Es soll in Tsong ka ba Vajrapani verkörpert gewesen sein. Geden (geschr.: dge ldun), der Schüler und Neffe Tsong ka ba's, soll eine Fleischwerdung von Bodhisatva Avalokitesvara (sansk.) oder tibet. sbyang tship (Tschenresi) gewesen sein und sich seither in den Dalai Lama, von den Tibetern Dyáwa rémbodiyi genannt (geschr.: rgyalba rimpo tse), fortsetzen. Der zweite Lieblingsschüler Tsong ka ba's mit Namen Ke dyu rdyi oder Ke dsche brdyi (geschr.: mkas grub byams tshen tshos rdye), der gleichfalls ein Gott und zwar der Amitabha Buddha (sansk.) gewesen sein soll, lebt jetzt weiter als der Hei huo fo der Chinesen oder mit seinem tibetischen Namen Pan tshen lama vom Kloster Kraschi lhumpo oder Traschi lhumpo (geschr.: bkraschis lhumpo), im hinteren Tsang, westlich von Lhasa.

Da diese Reinkarnationslehre große Vorzüge den Laien gegenüber zeigte, wurde sie auch von den übrigen Mönchssekten angenommen und schließlich wollte jedes Kloster seine Inkarnation haben. Dadurch sind heute viele, wohl über tausend Heiligeninkarnationen entstanden, die alle vom Volke schlechthin für göttliche Wesen angesehen werden. Von den Chinesen werden sie „huo fo“ genannt, wörtl.: „lebende fo“ (fo = chin. Entstellung von Buddhó, Nom. von Buddha), mongolisch: Hutukhtu oder Khubitsen, tibetisch: Dschebigu (Dschégu) oder „sprulsku“. Sie genießen jedoch eine sehr verschiedene Verehrung. Weitaus an erster Stelle steht unter ihnen der Dalai Lama, an zweiter Stelle der Pan tshen oder Taschi lama, der aber in Osttibet weniger Ansehen hat, an dritter die Taranathainkarnation (s. oben S. 101 Anm.), die in Urga in der Mongolei ihren Sitz hat. Wieweit die Tibeter der Jetztzeit in dieser Reinkarnationslehre gekommen sind, zeigt unter anderem der Fall, daß heute gelehrt und auch geglaubt wird, der Vater Tsong ka ba's sei schon eine göttliche Inkarnation

sein. Es ist heute berühmt für sein Allerheiligstes, das segensreiche Buddha-bild, für die Zahl seiner Heiligen, für seine Tschorten, auch für seine heiligen Tsandan-Bäume und nicht am wenigsten für die große Gelehrsamkeit und das Geschick der im Kloster erzogenen Mönche.

Inmitten einer Gruppe sich neckender Tibeter reitend, kam ich endlich nach fünf Stunden von Osten her aus einem kleinen Tälchen mit magerem Kulturland zu einem mäßig hohen Bergsattel. Ein „Lab rtse“, ein Steinhäufchen mit vielen hundert Stöcken und Gebetwimpeln, mit Wollschnüren und Wollflocken daran, stand dort mitten im Wege und bezeichnete die Grenze des Klostergebietes. Meine Begleiter stiegen alle rasch von ihren Pferden und warfen sich, Männlein wie Weiblein, der ganzen Länge nach platt mit dem Gesicht nach unten in den Staub der Straße und umkreisten Ko tou machend das Lab rtse. In mäßiger Entfernung lagen jetzt vor uns die Häuser und Tempel Gum bum's und das in der Sonne hell blitzende Golddach des Allerheiligsten. „Om mani badme hung! Om mani badme hung! Om mani badme hung! Om . . . Om . . .“ murmelte es unausgesetzt um mich her. Lachen und Scherzen war mit einem Male selbst aus den lebenslustigsten Mädchengesichtern gewichen und jeder Mund wiederholte nur immer die mystische Formel: „Om mani badme hung!“ („O Kleinod im Lotus, Amen!“) Trommeln und dumpfer Hörnernton schlug an unser Ohr und süßlich brenzlicher Duft von Hunderten von brennenden Weihrauchkesseln, die mit Zedernholzweigen und mit feinstem zentraltibetischem Weihrauch gefüllt waren, drang von schwachem Westwind getragen zu uns herauf. Von dem Bergsattel stiegen wir zu Fuß, die Pferde am Zügel führend, den steilen Hang hinab zum Kloster. Die bunteste Menschenschar der Welt wimmelte und schwirrte dort ruhelos durcheinander. Von allen Seiten, von Urga, von weit hinter Peking, von Lhasa, von den Tien schan-Gegenden, von den Ländern an der Wolga waren schon zahllose Gäste zum Feste eingetroffen. Fürsten und Könige, Bettler und Viehhirten. Es war ein Hasten und Jagen, und alles erschien womöglich schon im Festgewand. Das stille Kloster, das ich von 1904, von dem zweistündigen Besuch zusammen mit Filchner, in Erinnerung hatte, war kaum mehr wieder zu erkennen, so lebhaft und geschäftig ging es zu. Auf vielköpfigen, langen Kamelkarawanen brachten Mongolen Opferteer als Peterspfennig aus Kuei hoa tsch'eng in Hunderten von Ballen. Auf struppigen Yakochsen schlepten tibetische Nomaden Butter und Salz

gewesen und diese Seele müsse immer wieder in einem Kinde erscheinen. Nach jedem Ableben suchen die Mönche von Gum bum gomba nach einer neuen Verkörperung der Seele dieses Heiligen. Ein Knabe, der gewisse Zeichen an sich hat, wird von ihnen als Tsong ka ba's Vater erklärt, in die Würden und den Besitz des Verstorbenen eingeführt und heißt dann Adya (oder Adschia) Hutukhtu; der heutige ist der fünfte. Auch die Mutter Tsong ka ba's wandelt auf diese Weise heute noch auf Erden. Ihre Seele „wechselt“ aber jetzt immer im männlichen Geschlecht. Sie scheint durch die Geburt des großen Heiligen würdig geworden zu sein, in einem Manneskörper zu leben. Ihre Reinkarnation bildet seit einigen Jahrhunderten die Hauptattraktion des Klosters Rardscha gomba am oberen Hoang ho an der Grenze des ngGolokh-Landes. Die Reinkarnation heißt Chian dsa Hutukhtu. Die Lebensgeschichte Tsong ka ba's und die Entstehung der heutigen Reinkarnationslehre ist durch sehr viele Wunder und Sagen entstellt. Die Mönche haben sich alle Mühe gegeben, ihre Lehren und Einrichtungen möglichst alt erscheinen zu lassen.

herbei. Mit einem Ränzel auf dem Rücken, von Staub bedeckt, kamen arme Amdo wa-er¹⁾, Bauern und Bäuerinnen, an.

Es schien wenig Aussicht vorhanden, noch ein halbwegs standesgemäßes Plätzchen für mich zu finden. Man verstand so schon kaum, wie alle die Besucher ein Obdach im Kloster bekommen sollten. Wir brauchten aber nur im Gebäude der Klosterverwaltung²⁾ das Empfehlungsschreiben des Amban vorzuzeigen, als sogleich ein Mönch angewiesen wurde, uns nach dem Wirtschaftsgebäude der medizinischen Fakultät zu führen. Der Gung kwan, das eigentliche Gast- und Kavalieregebäude, entschuldigte sich ein Lama, sei leider schon dicht besetzt mit fremden hohen Gästen. „Im mongolischen Gung kwan,“ erklärte er, „ist der König von Hanggin aus der Ordos, ein Fürst von Barin von der mandschurischen Grenze und der Bannerführer von Tadschinär im Ts'aidam abgestiegen, und diese Herren haben alle ein großes Gefolge und viele Kamele mitgebracht. Du kannst dort nicht mehr unterkommen. Im tibetischen Gung kwan sind Hochwürden und Goba, d. h. geistliche und weltliche Herren aus Lhasa, da ist es ganz unmöglich, dich unterzubringen. Die Lama von dort lieben euch Ungläubige nicht gar sehr. Auch sind dort noch Fürstlichkeiten aus K'am und Tschiamdo, die viel lärmendes Gefolge haben. Im chinesischen Kavalierebau ist auch schon alles belegt. Der Oberst und der Ting von Dankar, der Präfekt und Unterpräfekt von Hsi ning fu und viele kleinere Offiziere, auch Ihre Exzellenz die Gemahlin des Ambans von Hsi ning fu sind dort angesagt. Wir werden kaum alle unterbringen können. Nimm also, bitte, mit den armseligen Räumen im Gebäude der Medizinbuddhas vorlieb.“

Ganz nahe und zwar nördlich von dem Golddachtempel, dem Sanktuarium des Klosters Gum bum, liegt der Tempel der Medizinbuddhas (Tafel XLVIII). In einem getrennten Gebäude, aber dicht neben diesem Tempel, befindet sich das Wirtschaftsgebäude dieser Klosterabteilung. Jedes Heiligtum hat nämlich in den größeren tibetischen Klöstern sein eigenes Kuratorium und auch seine eigene Güterverwaltung. In diesem „sMambla dyiwa“³⁾, d. h. also bei den Kuratoren oder Rechnern der Arzneilamas, wurde ich untergebracht. Durch ein doppelflügeliges Tor betrat ich einen mäßig großen, unbedeckten Hof inmitten von zweistöckigen Gebäuden mit Holzgalerien und mit Mauern aus getrocknetem Lehm, die durch die leichte und stützenartige chinesische Balkenkonstruktion zusammengehalten wurden. In diesem Hofe wurden an einem großen kreisrunden Steintrog meine Maultiere und Ponys angebunden, während ich selbst mit meinen Leuten eine enge Holzstiege mit hohen Stufen hinaufgeführt wurde und im zweiten Stockwerk des nördlichen Seitenbaus zwei größere Räume angewiesen erhielt. Diese lagen hinter einer schmalen, gegen den Hof zu offenen Holzveranda, die gleichzeitig den Verbindungsgang zwischen den Zimmern darstellte. Die Zimmer waren ganz mit Holzbrettern verschalt, hatten einen Bretterboden und eine Bretterdecke. Im Hintergrund des einen Raumes stand eine niedrige, mit dicken matratzenartigen Kissen belegte, leider sehr unebene Holzpritsche, die als Bett gedacht war, und daneben ein tönernes Kohlenbecken in Blumentopfgröße als Ofen.

1) Amdo wa oder Amdo ba heißt „der aus Amdo“. Amdo, eigentlich nur „mdo“, bezeichnet einen „unteren Teil“, d. h. das tiefer liegende Land im Gegensatz zum hoch gelegenen eigentlichen Tibet.

2) mdsod kang.

3) Geschr.: rtis ba = Rechner, aber auch Kanzlei.

Im anderen Raum war nur in der Mitte eine sehr große eiserne Kohlenpfanne mit drei Steinen darauf. Diese hatten als Kochherd zu dienen. Auf dem wenig sauberen Boden, der Wand entlang, schlugen dort meine Begleiter, die zwei Diener und der Dolmetscher und vom nächsten Tage an noch vier Soldaten aus Tscheng hai pu, die vom Hsi ning fu beordert waren, ihr Lager auf, d. h. sie legten den Kopf auf ihren Sattel und deckten sich bei Nacht mit ihren Kleidern zu, und wer keinen Sattel hatte, so die Soldaten, der holte sich einen großen Stein von der Straße herauf und benutzte diesen als Kopfkissen, wie es in vielen nordchinesischen Familien jahraus jahrein auf dem Familienkang gehalten wird.

Ich war erst kurze Zeit in meinen Appartements¹⁾ installiert, hatte auskehren und eben meine Ning hsia-Teppiche auf dem Boden ausbreiten lassen, als der bTschang dsod²⁾, d. h. der Verwalter des Klosters, mit einigen Mönchen zu mir ins Zimmer trat, beide Hände mit den Handflächen nach oben zum Gruße ausstreckte und mich in chinesischer Sprache als Gast des Klosters willkommen hieß: „Der Weg ist weit und beschwerlich gewesen. Unsere Herberge ist ärmlich und schlecht. Wie geht es deiner erlauchten Gesundheit? Was hast du für Befehle?“ Mit solchen Worten überreichte er mir ein weißliches, spinnenwebfeines, gewobenes Seidentuch von $\frac{1}{2}$ m Länge und etwa 10 cm Breite, das landesübliche Zeremonientuch, tibetisch: „khädar“³⁾ (geschr.: kha btags), das in Tibet jede feierlichere Anrede begleiten muß und bei Besuchen eine Visitenkarte, bei einem Geschenk die Widmung zu ersetzen hat. Auf einen Wink des bTschang dsod stellten sodann die ihn begleitenden Mönche neun aus Holz gedrehte und rot bemalte Holzsteller als Gastgeschenk vor mir auf den Teppich nieder. Brot mit einigen hübschen, grünlichfleckigen Butterschnitten, wie Gorgonzola aussehend, im besten Stadium des Ranzigseins, ein Stückchen Ziegeltee, etwas bräunlichgraues Salz, Tsambamehl, Zuckerkandis, getrocknete Jujuben vom chinesischen Unterland, Rosinen aus Hami in Turkistan, geschälte Nußkerne aus Lan tschou und einige Datteln, die über Lhasa aus Indien kommen. So wurden Gäste der Buddhas und zugleich des Kaisers von China — denn Gum bum war natürlich ein kaiserliches Kloster — begrüßt.

Vom bTschang dsod wurden mir auch zwei Mönche zu meiner persönlichen Bedienung zugeteilt. Der eine wollte Tibeter sein, gab aber immer chinesische Antworten, der andere war zugestandenerweise ein Halbblut von einer tibetischen Mutter und einem chinesischen Vater. Von den Mönchen in Gum bum sprechen überhaupt viele Chinesisch. Das Kloster rekrutiert sich in der Hauptsache aus der Umgegend; sehr viele Mönche sind aus San tschuan, einigen von Mongolen bewohnten Tälern östlich von Hsün hoa ting und am nördlichen Ufer des Hoang ho. Es sind aber auch viele Kuku nor-Tibeter sowie etliche Mongolen aus den entlegensten Gegenden darunter, diese verstehen allerdings kein Wort Chinesisch.

¹⁾ Meine meteorologischen Beobachtungen in diesem Haus ließen die Meereshöhe mit 2725 m berechnen. Potanin berechnete 2708 m.

²⁾ Tibetisch geschr.: ptsch'ag mdsod; chin.: san lao ye genannt, was wörtlich übersetzt „der Herr Nr. 3“ heißt. Er ist in den Klöstern der Schatzmeister und Intendant. Er hat auch die Aufgabe, vornehmere Gäste zu begrüßen und herumzuführen. Es war derselbe Mann, der Filchner und mir 1904 die Tempel gezeigt hatte.

³⁾ Von anderen Reisenden häufig „Hata“ geschrieben. Ein großer Teil derselben wird in Se tschuan hergestellt. Das Gewebe ist mittels Reismehl gesteift.

Die Regeln der Gelug ba-Sekte werden im Kloster Gum bum noch immer sehr streng gehandhabt. Viele von den Mönchen, zumal ältere dGeslong, halten sich auch sicherlich aus eigenem inneren Antrieb genau an ihre Gelübde der Armut, Weinabstinenz, Keuschheit und Wahrhaftigkeit und die anderen 250 dGeslong-Gebote. Diejenigen aber, die sich offenkundig gegen die Gesetze verstoßen, straft der Klosterprofos mit unerbittlicher Strenge¹⁾.

Innerhalb des Klosters darf kein Mönch sich unterstehen, in unvorschriftsmäßiger Kleidung zu erscheinen. Keiner darf Strümpfe, Hut, Hemd, Hose oder eine Jacke mit Ärmel oder sonst ein Laiengewand tragen. Nur in der Güte des Materials, das zum Anzug verwendet wird, unterscheiden sich die Mönche voneinander, sonst ist der jüngste Novize wie der höchststehende Lama gleich gekleidet. Aus einem ursprünglich dunkelkrapproten, bei vielen aber schmutzig schwarzen Stoff ist das Mönchsgewand hergestellt. Nur ein Faltenrock, der beinahe bis an die Knöchel reicht, ein oder zwei kurze ärmellose Westen und der „Zan“ (gzan), die tibetische Toga, die aus einem rechteckigen Stück Tuch von 1 $\frac{1}{2}$ m Breite bei 5—7 m Länge besteht, dürfen den Körper einhüllen. Die Füße stecken in plumpen Yaklederstiefeln, die aber vor den Gebetsübungen immer abgelegt werden.

Die jüngeren Mönche zumal sind in der Regel sehr arm. Sie müssen allerlei Dienerdienste bei ihren Professoren verrichten. Sie sind auch meist sehr ärmlich gekleidet. Ungewaschen und die nackten Arme mit einer dicken schwarzen Schmutzkruste bedeckt, Toga und Rock zerrissen, erinnern sie oft mehr an Vogelscheuchen als an Geistliche.

Während der Butterfestwoche traten die Mönche in ihren gleichartigen, trübdunkelroten Gewändern vollkommen hinter den Laien zurück.

¹⁾ Der Ausdruck „Lama“ heißt wörtlich „Oberer“ und wird streng genommen nur für die höchsten Würdenträger der buddhistisch-lamaistischen Hierarchie angewandt. Die meisten Mönche werden in frühester Jugend von ihren Eltern zum geistlichen Beruf bestimmt und etwa im Alter von 6—8 Jahren einem älteren Mönche zur Erziehung übergeben. Diesem haben sie im Haushalte zu helfen, sie bezahlen ihm noch außerdem etwas Kostgeld und er lehrt sie dafür lesen. Auf dieser Stufe werden die jungen Geistlichen Ben dschung (dge sbyong), d. h. Novizen, chinesisch und mongolisch Scha bi genannt. Wenn sie nach einigen Jahren lesen und einige Gebete von etwa 100—200 Druckseiten auswendig hersagen können, dann werden sie von einem Kloostervorsteher geprüft und ihr Name wird in die Klosterliste eingetragen. Hierbei haben sie eine kleine Taxe an das Kloster zu zahlen und allen Klosterbrüdern einen Festschmaus zu geben. Im Alter von etwa 17—20 Jahren werden sie wieder geprüft. Sie müssen dann 36 Gelübde ablegen und der Abt gibt ihnen ihren Klosternamen. Damit sind sie „Getsul“ geworden (chinesisch und mongolisch: Ban ti oder Wan de). Sie zählen zwar immer noch weiter zu der Klasse der Klosterschüler (Dschraba oder Wanda), aber sie nehmen jetzt regelmäßig an den Gebetsübungen teil. Nach einigen Jahren und vor allem, wenn sie das nötige Reisegeld zusammengespart haben, reisen die Getsul nach Lhasa, d. h. sie gehen jetzt gewissermaßen auf ihre Universität. Sie studieren in irgend einem der großen Klöster in der Umgebung von Lhasa, legen dort neue Prüfungen ab und erhalten nach Absolvierung derselben einen neuen Namen, ihren Lamanamen. Damit sind sie dGeslong (ausgespr.: Gelung, gelong, geschr.: dge slong) geworden = tugendhafte Bettler (chinesisch und mongolisch: Ke lung), d. h. voll ordinierte Mönche. Diese müssen 253 Gebote einhalten. Die meisten kehren, nachdem sie den Grad eines dGeslong erhalten haben, in ihr Heimatkloster zurück. Andere studieren weiter und absolvieren noch weitere Examina, erlangen noch höhere Titel. Als die höchsten Grade gelten die „Gechi“ (dgehsis) und Rab gamba (rabh hgamsba), die etwa unserem „Doktor“ entsprechen.

Besonders die Frauen der verschiedenen Völkerschaften stellten ewig wechselnde Bilder. Die mongolischen Fürstinnen aus dem Osten erschienen mit schweren, den ganzen Kopf einhüllenden Hauben aus Gold, Silber und Korallen, mit reichgestickten Zopfbandtaschen, die breit und lang auf der Brust herabhängten, und trugen die verschiedenfarbigsten seidenen Gewänder. Die Mongolinnen der Umgebung und vom Kuku nor waren meist einfacher gekleidet. Sie trugen, wie überhaupt die Mehrzahl der ostmongolischen Frauen, ihr Haar in zwei dicken Zöpfen, die vorn vor den Ohren herabließen, und je nach der Größe des Geldbeutels, nach dem Geschmack und der Geschicklichkeit ihrer Trägerinnen waren die schmalen und langen Taschen, in welche der untere Teil der Zöpfe gesteckt wurde, mit breiten Nähereien verziert.

Die Tibeterinnen tragen das Haar in vielen kleinen Zöpfchen geflochten. Deren Enden werden bald ohne allen Schmuck zu dichten gewebartigen Polstern verarbeitet, die über den Ohren zu sitzen kommen — so bei den einfachen Bäuerinnen aus dem Süden von Gum bum — bald hängen an den Zöpfchen auf dem Rücken lange, gepolsterte, bandartige Tuchstreifen herab, die gegen unten immer breiter werden und bis zu den Waden reichen. Die Frauen aus den Tälern südlich von Dankar tragen zwei solcher Streifen, auf die Korallen, Kaurimuscheln und silbergetriebene Platten aufgenäht sind. Die Banerfrauen vom Kuku nor haben drei breite Tuchstreifen, die unten durch ein breites, versteiftes Querstück auseinandergehalten werden. Sie haben rund gedrehte Muschelstücke, Korallen, Bernsteinknollen und vor allem halbkugelige Silberschalen von 10—12 cm Durchmesser mit getriebenen Arabesken aufgenäht, je nach Reichtum zwei oder drei, ja bis zu zehn Stück. Wieder in einem anderen Tale werden massive, schwere Bronzestücke, in die Korallen eingelassen sind, oder Bernsteinstücke an die Zopfenden geknotet. In einem Tale östlich von Gum bum werden 20 cm breite und dickgepolsterte rote Tuchstreifen getragen, auf die ein bis zwei Dutzend glattgeschliffene Austernschalen genäht werden.

Jede Gemeinde, jedes Tal hat seine eigene Mode. Es ist schwer, ja vielleicht unmöglich, einen Eingeborenen zu finden, der alle die Stammesnamen kennt, die da bei dem Tempelfest in ihrer Nationaltracht zusammenströmen. Für gewöhnlich werden diese Trachten nicht angelegt. Reist man zu Alltagszeiten durch Tibet, so bekommt man nicht viel davon zu sehen. Nur bei den zeltbewohnenden Nomaden, die keinen sicheren Aufbewahrungsplatz haben, wird der Schmuck täglich getragen. Besonders bunt und voneinander verschieden sind die Trachten in den Tälern Amdo's. In einigen Tälern werden zu dem Rückenschmuck noch reichgestickte Gürtel getragen, und hier wieder mit einem anderen Muster als drüben über dem Berg.

In der einen Gegend haben die Frauen Filzhüte, in der anderen hat diese — wie mir scheint — „Neuheit“ noch nicht Eingang gefunden. Man erscheint noch barhäuptig, zeigt sein volles blauschwarzes Haar mit dem gewichtigen Behang daran, so z. B. halten es alle Nomadenweiber. Zu der Kleidung, zu den weitärmlichen Jacken und zu den langen kaftanartigen Röcken wird immer möglichst buntes Zeug, Rot, Gelb, Blau, in allen Nuancen verwendet. Kunstvoll wird jeder Saum bestickt und mit irgend einem Pelz, womöglich mit Otterfell verbrämt. Riesige Ohringe müssen die Schönheit heben, Türkisen, echte Perlen, aber dazwischen auch viele bunte Glasperlen vollenden den gewünschten Farbeffekt.

Auch die Männer zeigen manche Verschiedenheiten. An der Kleidung, und wie sie angelegt ist, ist für jeden mit leichter Mühe der Ort der Herkunft abzulesen. Auf den ersten Blick ist der Lhasa-Tibeter heraus zu erkennen, der Goba, der Herr, wie man ihn in Hsi ning kurzweg nennt, weil meist nur größere Kaufleute aus Lhasa dort durchkommen. Er trägt lange, dicke Zöpfe, die vom ganzen Kopf ausgehen. Er ist meist etwas dunkler gekleidet, hat gewöhnlich einige halblange, chinesische Jacken an und zeigt oftmals auffallend dunklen Teint, stärkere Behaarung des Körpers und — ganz besonders hervorstechende Schmutzigkeit. Die Bewohner vom oberen K'am, vom Yang tse-Tal und vom Quellgebiet des Mekong zeichnen sich durch ihre kunstvoll genähten bunten Schuhe aus. Sie tragen das Haar wild zerzaust und lang wachsend. Sie fallen jedem durch ihr ungepflegtes wildes Aussehen auf. Die Banag-Tibeter tragen sich besonders stolz und kriegerisch. Der Schafpelzmantel, den sie auf der Haut tragen, ist ihr vornehmlichstes Kleidungsstück. Nie gehen sie unbewaffnet, immer steckt ihnen das Schwert horizontal im Gürtel. Sie gefallen sich darin, den durch den Gürtel hoch gehaltenen Pelzmantel hinten unter dem Kreuz in möglichst vielen Falten und möglichst kurz zu tragen. Wunderbare Typen finden sich gerade unter den Banern, wetterharte markige Gesichter mit breiten, dicken Adlernasen. Sie sind immer bartlos und der Kopf ist bis auf eine kleine Stelle am Scheitel glatt rasiert. Oft ist die mongoloide Doppelfalte an den Augenlidern kaum mehr zu erkennen.

Männer in grellgelben, roten, grünen, blauen Baumwolle-, Wolle- und Seidemänteln, die bis an die Knie reichen und durch den Gürtel emporgehalten werden, so daß an den Hüften und am Rücken breite, weite Falten sich bauschen, auf dem Kopf riesige Fuchsfellmützen oder kleine, kokett auf der Seite sitzende Zipfelkappen aus weißem, feinem Zickchenfell, drängen sich durcheinander, dunkelbraun gegerbt die Gesichter, immer blauschwarz das Haar, oftmals die muskulösen Arme und Schultern vom Pelz entblößt. Da steht ein Kerl von 1,80 m vor mir und grinst mich an, daß aus dem kaffeebraun gebrannten Gesicht die breiten, schöngestellten Zähne wie Elfenbein hervorschimmern. Auf der Brust trägt er eine kupferne Amulettbüchse in der Größe einer kleinen Zigarrenkiste. Sie enthält seinen Schutzgott, seinen Fetisch. Dort rutscht unbekümmert um die tausendköpfige Menge ein besonders frommer Pilger vom Klostertor her, das Angesicht weiß vom Staub und Schmutz der Straße, und drückt eben aufs neue die Stirne in den Kot. Alle drei Schritt fällt er platt auf die Erde. Plump gekleidete Tibeterinnen in langem, dickem, hübsch mit Leopardenfell verbrätem Schafpelz, in mächtigen Kanonentiefeln, ziehen kichernd an mir vorbei. Es sind oft blitzsaubere — doch nein, alles nur nicht saubere — aber fescche Madeln, die auf ihren Ponys reiten können wie der Teufel, Schelmen-gesichter, wenn man sie nicht photographieren will, vor diesem Ding aber verflucht ängstlich, knusprig braun gebrannt und rotbackig, und eine Wange in solch einem breiten Mongolengesicht hat Platz.

Ich blieb beinahe zehn Tage im Kloster wohnen. An der Eigenart des lamaistischen Kultes und an dem bunten farbenfreudigen Völkergewimmel konnte ich mich nicht satt sehen. Am 14., 15. und 16. des I. chinesischen Monates war um die Klosterstadt noch eine Zeltstadt entstanden. Trotz aller anspruchslosigkeit der Festbesucher hatte das Kloster doch nicht mehr Platz genug für alle. Vom Klostertor an, das Tal hinab bis zu dem etwa zwei Kilometer entfernten

Chinesenort Luser, in dem Herr und Frau Filchner und ich gewohnt hatten, war eine Messe entstanden. Es war dort oft kaum mehr möglich, sich durch das Gedränge durchzuwinden. Mohammedaner und Chinesen waren die Händler, meist Tibeter die Käufer. Kultgeräte, Messglocken, Handtrommeln und Donnerkeile (Dordyi genannt), Türkisen und Türkisenmuttererde, echt und falsch, aber auch englische und amerikanische Baumwollstoffe, Seide, deutsche Anilinfarben, vor allem viele Eisenwaren und billige europäische und japanische Schundartikel gab es dort zu kaufen. Sarten und turkistanische Mohammedaner mit langen Bärten, mit Turban und ledernen Stulpenstiefeln, die in europäischer Weise mit Absatz versehen sind, standen hinter hohen Tischen und maßen ihre russischen Stoffe nach Arschinen vor. Die bunten Farben derselben waren von den farbenliebenden Tibetern sehr begehrt. Stolze Gobas bildeten eine Ecke für sich. Sie hatten zentraltibetischen Weihrauch zu verkaufen und Trashedilumpo-er Snambu oder P'ulo, wie die Chinesen sagen, ein dichtes, meist weinrot gefärbtes Wollgewebe, das wegen seiner Stärke und Feinheit hoch geschätzt wird, warm und wasserdicht ist und im Tribut nach Peking eine wichtige Rolle spielte. Auch Schwerter und Luntenschnitten, Pfauenfedern, deutsche Solinger Taschenmesser und Emailschnitten, die über Indien nach Lhasa gekommen waren, boten diese Gobas feil. Einige von ihnen behaupteten, schon in Kalkutta gewesen zu sein und wußten einige englische Worte.

Der dem Wert nach bedeutendste Handel wurde aber in den Wohnungen der Mönche abgeschlossen. Manches japanische und russische Gewehr hatte von den Schlachtfeldern der Mandschurei einen Weg zu Mongolen gefunden und diese brachten die modernen Feuerwaffen schon auf ihren nächsten Pilgerreisen nach Gumbum. Manches gute Repetiergewehr gelangt so zu den Tibetern, die für ein modernes weittragendes Gewehr mit dreihundert Patronen bereit sind, 300—500 Mark zu zahlen.

Das Hauptgeschäft ist bei den großen Tempelfesten der Teehandel. Der Ziegeltee, Tschuan tsch'a, der von den großen russischen Teemanufakturen in Hankow aus Teeabfall gepreßt wird, kommt durch die mongolischen Pilger in ziemlichen Quantitäten als Opfertee und damit unbeanstandet von den chinesischen Inlandzollämtern nach Gumbum. Dort wird dieser Tee mit Hilfe von Mohammedanern als Agenten, die beide Sprachen sprechen, und mit Unterstützung von Mönchen, die ihr Haus als Depot hergeben, an die tibetischen Nomaden weiterverkauft. Die Mongolen und Tibeter haben beide die Vergünstigung, daß ihre Güter keinem chinesischen Zoll unterworfen sind. Wehe aber dem Chinesen oder Mohammedaner, der sich dabei ertappen läßt, wie er mit diesem russischen Tee handelt! Nur auf dem gewissermaßen für exterritorial geltenden Klosterboden vermag ihnen der chinesische Beamte nichts anzuhaben. Trifft man außerhalb des Klosters Tschuan tsch'a in den Händen von direkten chinesischen Untertanen, so werden diese behandelt wie Salzschnuggler. Die Chinesen sollen nur Tee besitzen, der auf seiner Reise durch China keinem Zollamt entgangen ist¹).

¹) Es gibt noch eine andere Teeziegelart in der Hsi ning- und Kuku nor-Gegend, den Fu tsch'a, Buchtee, wie die Kansu-Chinesen sagen. Dieser wird von Chinesen in San yüan hsien (Schen si) gepreßt und kommt in Lan tschou in großen Quantitäten in den Handel. Es sind viel weniger hart gepreßte Stücke von 35 × 25 × 5 cm, aber es ist ein besserer Tee als der sogenannte Tschuan tsch'a (Ziegeltee), der aus den

Wenn man von dem oben genannten Messeplatz bei Luser¹⁾ das Kloster betritt, so ist man auf dem Hauptweg, der dem Talgrund aufwärts folgt. Um das Kloster gegen böse Einflüsse zu behüten, ist darum dort auch ein besonders wirksamer Schutz aufgebaut. Es hat den Mönchen nicht mehr genügt, ein „Obo“ oder „Lab rtse“ zu errichten, wie ich eines auf dem Wege fand, den ich gekommen war. Sie haben über ein freistehendes Tor noch ein großes „Tschorten“ gebaut, d. h. einen sogenannten „Reliquienschrein“ im Stile der indischen „Topen“²⁾. Folgt man hinter diesem Tore der Straße weiter talaufwärts, so steht noch ein größeres Tschorten rechts und etwas höher als die Straße. Dieses wird vom Volk ganz besonders verehrt und zählt zu den großen Heiligtümern des Klosters. Nachdem man an einem alten Befestigungsturm vorbeigekommen ist, findet man auf einem großen freien Platz unten im Talgrund acht solcher Tschorten in einer scharf ausgerichteten Linie dastehen, eines so groß wie das andere und eines dicht neben dem anderen. Alle sind weiß getüncht und aus Backstein und Lehm gebaut³⁾.

An diesen Platz mit den acht Tschorten grenzen im Westen die Gung kwan-Gebäude der chinesischen Beamten. Ihnen gegenüber liegt ein Gebäude, in dem für arme Pilger auf Klosterkosten Tee und Suppe gekocht wird, und dahinter folgt ein kleiner, hübsch mit grünglasierten Ziegeln ummauerter Garten mit großen Sträuchern. Das Tor zu diesem Garten steht den ganzen Tag offen. Betritt man ihn, so erblickt man hinter dem Eingang einen großen Stein, der mit Butter über und über beschmiert und von frommen Pilgerhänden mit Kupfergeldstücken beklebt ist. Auf diesem Stein soll die Mutter Tsong ka ba's ihren Sohn geboren haben. Hinter dem Stein, vor einem kleinen Tempel voll mäßig großer Buddhabilder, steht ein üppiger großer Busch, der sich nach allen Seiten ausbreiten konnte. Er war natürlich um diese Jahreszeit blätterlos. Die Rinde des Stammes hing in Fetzen herab. Das ist der heilige Tsandan-Baum, der sogenannte

russischen Manufakturen stammt und den die Mongolen von Kalgan und Kuei hoa tsch'eng herbeischleppen. Jener hat den Zoll in Hsi ning und Lan tshou zu passieren und ist deshalb viel teurer als der Tschuan tsch'a. Die Stücke sind alle 5 Cättie schwer und in acht verschiedenen Sorten vorhanden, die im Preise zwischen 1,4 und 1,8 Tael schwanken.

¹⁾ In diesem Ort wohnen neben einigen kleinen chinesischen Beamten und Offizieren chinesische Kaufleute und die Schlächter für das Kloster.

²⁾ Sanskr.: stupa, tibetisch geschr.: mtsch'od rten. Sie sind oft Reliquienschreine, oft aber auch nur zur Erinnerung an irgend einen Heiligen errichtet und dann mit Tausenden von aus Ton gestempelten Buddhabildern oder auch mit „Ts'a ts'a gefüllt, d. h. mit Tonfigürchen, die selber wieder die Form von Stupas zeigen und je ein oder drei Gerstenkörner enthalten. Die Tschorten sind in ganz Tibet und in der Mongolei fast gleich. Ein würfelförmiger Sockel von quadratischer Grundfläche verjüngt sich nach oben zu in Stufen und wird von einer blasenartigen, oben abgeflachten Kuppel überragt. Aus dieser steigt ein langer und dünner Hals mit 13 Segmenten empor. Ein manchmal vergoldetes kronenartiges Gebilde gibt den Abschluß. Diese Krönung zeigt noch allerlei Symbole, darunter solche, die an Sonne oder Mond erinnern. Die Tschorten entsprechen auch vielfach den Pagodentürmen der Chinesen in ihrem Zweck, böse Einflüsse und Gespenster von einem Ort fernzuhalten.

Ursprünglich sind wohl alle Tschorten Grabmonumente gewesen. In manchen Gegenden Tibets, so in Kin tsch'uan, aber auch bei Dankar ting werden auch ganz gewöhnliche Laiengräber in einer Form gebaut, die an die Tschorten erinnert.

³⁾ Östlich von diesem Platz liegt ein kleiner künstlicher Teich, denn jedes Kloster soll einen Hain und einen See in seiner Nähe haben.

Sandelholzbaum, der aber in Wirklichkeit einer Syringenart angehört. Auf seinen Blättern sollen, wie ja an Bäumen vieler anderer Wallfahrtsorte der ganzen Welt, bald Heiligenbilder, bald heilige Schriftzeichen entstehen. „Wer gläubig ist, der sieht das Wunder,“ sagten mir einige Mönche. „Da du nicht unserer Religion angehörst, wirst du es wohl nie sehen.“ Ich habe viele Blätter zu Gesicht bekommen, alte getrocknete, die mir die Mönche um teures Geld als Arznei verkauften, und ein anderes Mal auch junge frische Blätter am Baume selbst, aber das Wunder habe ich nie gesehen. Andere Mönche sagten mir, es sei auf den Blättern seit Jahren nichts mehr zu sehen, die Welt werde eben immer schlechter. Nur Abbé Huc will im Jahre 1845 ein Gebet darauf gelesen haben.

Neben dem kleinen „Tsandan-Baumtempel“, mit dem Rücken gegen den Platz mit den acht Tschorten, mit einem geräumigen Vorhof und gleichfalls in einem Garten, steht der Gung kang Tschüs dyong¹⁾, in den die Mönche nur widerwillig einen, der nicht ihresgleichen ist, und den sie nicht genau kennen, hineinlassen²⁾, denn es ist der Tempel des Tschüs dyong, des Hüters der Moral und des Glaubens³⁾, des schrecklichen Gottes, „der nur zu leicht in Zorn gerät und dann in blinder Wut Krankheiten und fürchterliche Leiden auf die Menschen hetzt, der vor allem die Frauen nicht leiden und nicht riechen mag“. Nie und nimmer darf deshalb eine Frau einen Tempel dieses Gottes betreten. Laien, Männern, die mit einer Frau zusammen waren, riecht es der schreckliche Gott sogleich an, was sie taten. Er wird diese sicher mit den schlimmsten Krankheiten plagen, wenn sie versuchen, sein Heiligtum zu besuchen, und es dadurch entheiligen. Für die Laien ist deshalb ein Vorhof da, in dem sie ihren Ko tou machen und auch Geschenke darbringen können, ohne dem Gotte zu nahe zu kommen.

Ein eigenes Heiligtum der Klasse der Tschüs dyong-Götter hat jedes größere Kloster in Tibet. Der Kult derselben ist einer der wichtigsten im lamaistischen Buddhismus geworden. Das Gung kang-Gebäude ist in Gum bum nach Westen gerichtet — in vielen Klöstern hat es eine andere Orientierung als die der eigentlichen Buddhatempel — es enthält einen großen, durch zwei Stockwerke gehenden Raum, der nur wenig Sonnenlicht durch die Türe und durch einige kleine offene Luken erhält. Bei Tag und Nacht müssen deshalb Butterlampen, Dochte, die auf riesigen, mit Butter gefüllten Becken schwimmen, im Inneren des Tempels brennen, die düstere, magische Stimmung erhöhend. An die schwere kupfergetriebene Türe, an die Mauern und an alle Dachsparren sind außen grausige Bilder gemalt, Tausende von menschlichen Totenköpfen darstellend, blutrünstige Menschenhäute, Gehirnmassen und was nur die wildeste und barbarischste Phantasie an Torturen und Höllenqualen erfinden kann. Im Inneren sind überall mit Stroh ausgestopfte Tierhäute, Tiger, Bären, Wildyak, Hirsche, Wölfe und viele Hunde, aufgestellt. Aus allen Ecken glotzen die unförmlichsten

¹⁾ Go kang tschos skyong; wörtlich: „Arsenal des Hüters der Religion“.

²⁾ Filchner, Das Kloster Kum bum, sog. Bd. 1 der wissenschaftlichen Ergebnisse, Berlin 1906, nennt dieses Gebäude unverständlicherweise den „Blumentempel“.

³⁾ Hu hoa (= Beschützer der Lehre) nennen die Hsi ning-Chinesen diese Götterklasse und danach heißt auch der Gung kang chinesisch Hu hoa miao oder Tempel der Beschützer der Lehre. Schon in Sanskrit heißen sie Dharma pala = Beschützer der Lehre.

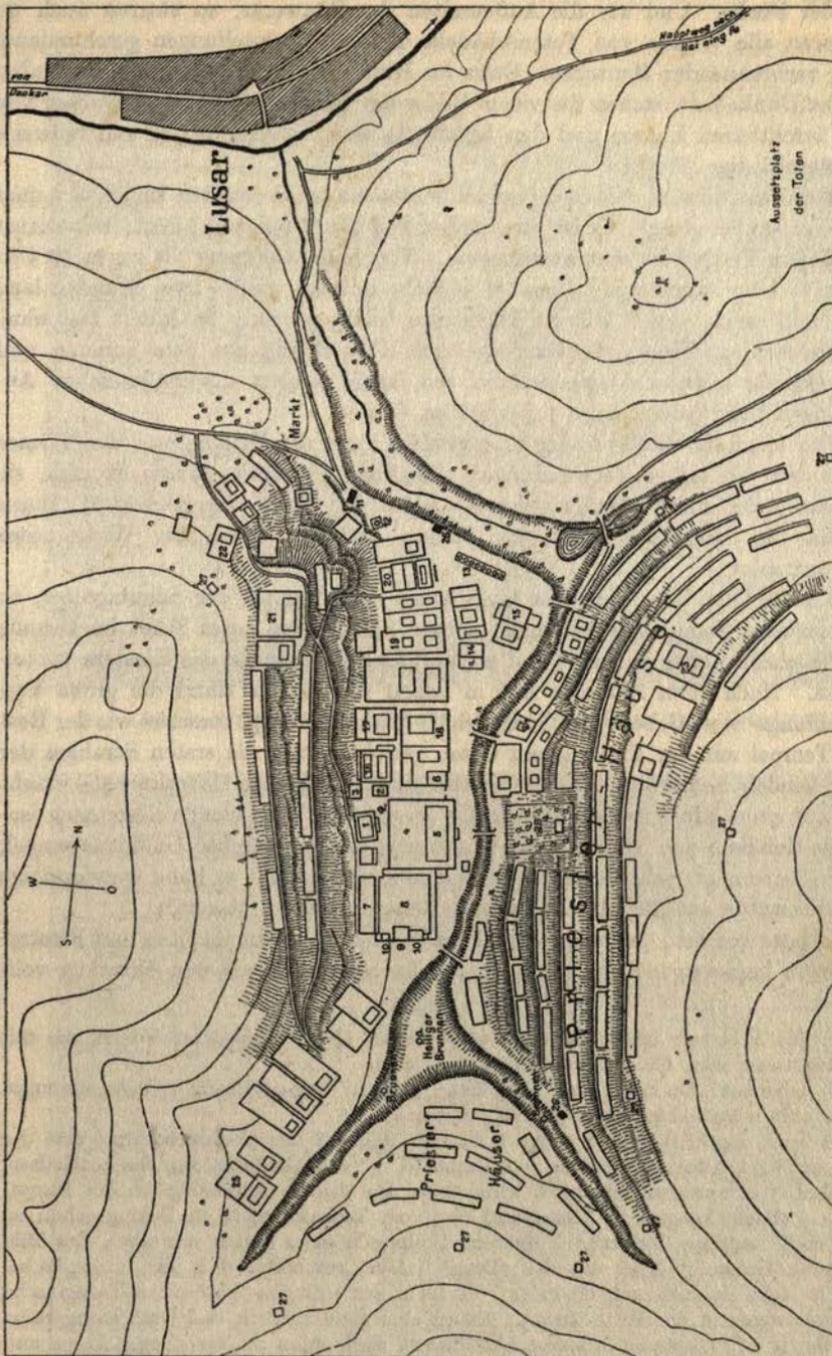


Abb. 14. sgum bum gom ba = das Kloster der hunderttausend Heiligenbilder.

1. Goldschrein, Allerheiligstes. — 2. Tempel mit Tsong ka ba. — 3. Tempel mit Gebetsmühlen und Schutzgöttern. — 4. Dukang oder große Gebetshalle. — 5. Vorhalle des Dukang. — 6. Treppentempel des Lu kang. — 7. Lusaer Tempel mit verschiedenen Göttern. — 8. Großer Tanz- und Disputationshof. — 9. Theaterterrasse. — 10. Häuser mit großen Gebetsmühlen. — 11. Haupttempel der Schutzgötter. — 12. Großes Tschorten, Heiligengrab. — 13. Acht Tschorten, Gräber der getöteten Heiligeninkarnationen. — 14. Tempel mit heiligem Baum. — 15. Gung kang oder Haupttempel der Schutzgötter (und Gott des Todes). — 16. Tempel der Medizinbuddhas. — 17. Ökonomiegebäude der Klosterverwaltung. — 18. Hauptgebäude der Klosterverwaltung. — 19. Dugarwa. — 20. Kavalleriebau der chinesischen Mandarins. — 21. Amtsgebäude des Klosterabtes. 1906, 1907 und 1909 Wohnung des Dalai Lama. — 22. Privathaus des Minka fo Heiligeninkarnation. — 23. Privathaus des Adya fo (Heiligeninkarnation). — 24. Privathaus des sMamba fo (Heiligeninkarnation). — 25. Tzu ba (Guschi-Kloster). — 26. Alte Befestigungsanlage. — 27. Häuser mit Gebetsmühlen. — 28. Heiliger Haub. Auch auf den vier umgebenen Hügeln, dem sogenannten Nord-, Ost-, Süd-, Westberg, befinden sich heilig gehaltene Haube.

Bälge. Von der Decke herab baumeln ausgestopfte Eberhäute, Schlangen, Schildkröten, Adler und Geier. Und viele, viele Schwerter und Gewehre, zahllose Speere, Bogen und Pfeile, die Waffen des Gottes, hängen an den Wänden und

an der Decke. Und wie die Außenseiten des Bauwerks, so starren auch im Inneren alle Wände von Totenschädeln und von Darstellungen geschundener und verbrennender Menschen. Ganz im Hintergrunde, kaum mehr erkennbar in der Dunkelheit, stehen die vielen Bilder des Tschüs dyong und vor allem von der furchtbaren Lhamo und den Lhamayin einige goldgleißende und teilweise schwarzhäutige Statuen.

Der Tempelraum, insbesondere der Fußboden, wird von den Mönchen immer peinlich sauber gefegt. Er ist zum großen Teil mit Teppichen belegt. Der Dienst in diesem Tempel ist sehr anstrengend. Von Sonnenaufgang bis gegen 10 Uhr oder 11 Uhr vormittags dauert er täglich, mittags wieder zwei Stunden lang und schließlich von 3 Uhr an bis in die Nacht hinein. So klingt fast ohne Unterbrechung Trommel-, Glocken- und Hörnerklang aus dem Inneren und die Mönche lesen und singen dabei die ihnen zumeist unverständlichen Anrufungen und Gebete ihres gefürchteten Gottes.

Die zornigen Tschüs dyong sind vielfach auch die Kriegsgötter der Tibeter geworden, sie sollen Verwundungen abwehren und herbeiführen können, sie machen Krieg und Frieden, sie sind die Hüter und Richter des Klosters¹⁾. Ihnen opfern die Mönche heute noch Fleisch und vor allem als Wirksamstes Schweineblut.

Um in Gum bum von dem Gung kang, dem Tempel der Schutzgötter, zu den anderen Tempeln zu gelangen, müssen wir erst ein gutes Stück im Grunde des Tälichens weiter aufwärts und an Verwaltungsgebäuden des Klosters vorbeigehen. Nach etwa 200 oder 300 m haben wir rechter Hand die große Versammlungs- oder Gebetlesehalle erreicht²⁾ (Tafel XLVII). Diese ist wie der Rest der Tempel mit der Front gegen Osten gerichtet, um die ersten Strahlen der aufgehenden Sonne aufzufangen. Genau hinter der großen Gebetlesehalle erhebt sich auf einer höher gelegenen Terrasse als ein vom Tsoq kang vollkommen isoliertes Gebäude das Allerheiligste Gumbums, der sogenannte Golddachtempel, der in seinem schlecht beleuchteten Inneren eine etwa 2 m hohe wundertätige Buddhastatue enthält, die auf einem Reliquienschrein thront³⁾.

In oder vor dem Golddachtempel wird außer einfachen Gebeten und Prostrationen keine eigentliche gottesdienstliche Handlung von den Mönchen voll-

1) Die Vertreter dieser Götterklasse sind die alten Lokalgötter Tibets, die mit Hindugöttern vom Çivakult identifiziert wurden.

2) Tibetisch: Du kang oder Tsoq kang, geschr.: tshogs khang = Versammlungshaus; chin.: Da tschung tang = großer Betsaal.

3) Nach Rockhill, Land of the lamas, S. 105, soll der Golddachtempel eine der drei angeblich ältesten Statuen von Dscho (d. h. von Gautama Buddha) enthalten, ein Bild, von welchem behauptet wird, es sei wie das im Allerheiligsten des Haupttempels (Dscho kang) von Lhasa und das vom Tshan tang se in Peking schon zu Lebzeiten Buddhas verfertigt. Mehrere Geslong-Mönche sagten mir aber, das Bild in ihrem Goldtempel sei das des rDsche (rDye) rembodyi d. h. des Tsong ka ba. Dies ist sehr einleuchtend, da in den Tempeln der Gelugba-Sekte meist Tsong ka ba als Hauptfigur in der Mitte thront. Es ist aber auch möglich, daß jetzt Tsong ka ba von ihnen mit Gautama Buddha identifiziert wird, denn die tibetischen Laien und auch die Mönche nehmen es nie sehr genau mit der Bestimmung ihrer Götterbilder. Auch für sie ist das buddhistische Pantheon schon viel zu verwirrend geworden. Bei meinen wiederholten Besuchen des Allerheiligsten war es mir nicht möglich, das Bild mit Sicherheit zu erkennen, denn es war immer über und über bedeckt von riesigen seidenen Khádar-Tüchern, die ich nicht hochzuheben wagte.



Der Golddachtempel, das Allerheiligste von Gum bum (Rückseite).



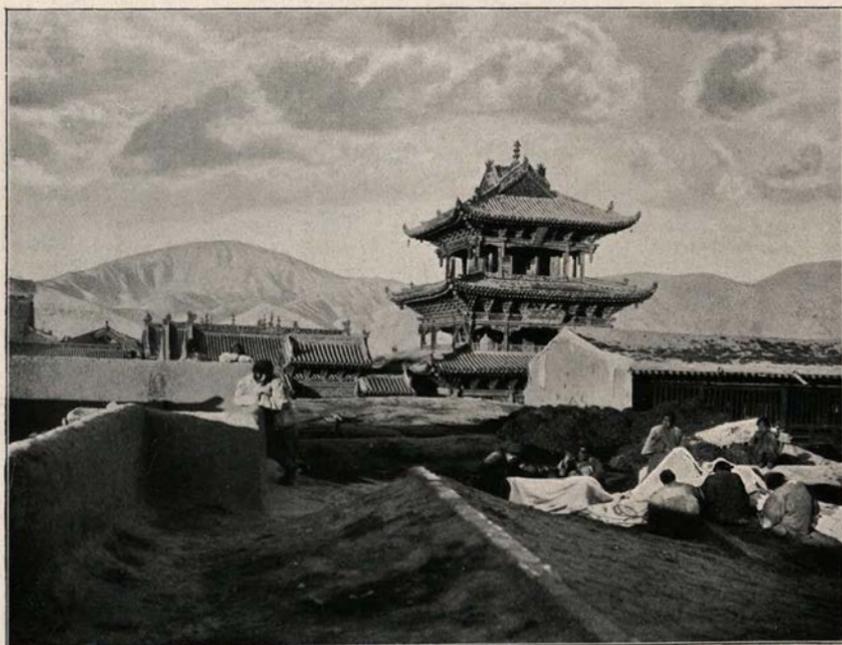
Tschos skor, Umkreisung des Allerheiligsten in Gum bum.

(Auf dem Boden ein Amdo-Bauer, in der Mitte die Fürstin von Hanggin aus der Ordos, rechts Mönchsnovizen, sogenannte Dschraba.)



Tempelruine in der Stadt Hsi ning fu.

(Wurde einst von den Tu ren errichtet; in seinem Innern befindet sich ein tönernes
Buddhabild von 12 m Höhe.)



Im Winter auf dem Dache meines Hauses in Hsi ning fu.

(Um mehr Sonnenwärme zu haben, sitzen die Frauen, die an meinem neuen Zelt nähen,
auf dem Dache.)



Phot. Schoede.

Scenen vom tibetischen Neujahrsfest im Yung ho gung, dem tibetischen Kloster in Peking.
 Ein gTorma (s. S. 310) wird von zwei Mönchen
 zum Verbrennungsplatz getragen.



Phot. Schoede.

Der Schwarzschutzauberer, der an Neujahr alle
 bösen Geister zu beschwören hat.

(Unter dem dreieckigen Kasten liegt der Purbu, der
 Zauberdolch, mit dem Kopfe des Schutzgottes Haya-
 griva, der bei dieser Beschwörung mithelfen muß.)



Phot. Schoede.

Tänzer mit Hirschkopfmäsk.



Tu ren-Frauen auf der Messe von Wei yān bu.
(Junge Bäuerinnen aus dem Südosten der Stadt.)

zogen. Der Du kang, die schon erwähnte riesige Gebetleshalle, die plump und massig in nur 4—5 m Abstand quer vor dem Golddachtempel liegt, ist das Zentrum für den Kult des ganzen Klosters. Alle tibetischen Klöster haben einen solchen Du kang und in allen ist der Du kang das Hauptgebäude. Er ist der Ort, wo die Mönche sich täglich zum Gottesdienst versammeln, wo die Messen zur Ehre des Hauptbuddhas gelesen werden. Er entspricht dem großen Kirchensaal in unseren Klöstern, mit dem wichtigen Unterschied, daß er für Laien so gut wie nicht zugänglich ist.

Vor der Lesehalle führt eine Holzbrücke über die schluchtartig eingeschnittene Sohle des Klostertälchens. Auf ihr kommen die Mönche von ihren Wohnungen¹⁾ auf der anderen Talseite zu den Gebetsübungen herüber. Betritt man von dort aus das Gebäude der großen Halle, so gelangt man zuerst in einen nur etwa 10 m tiefen, aber sehr breiten, offenen Vorhof, um den ringsherum ein gedeckter, kreuzgangartiger Umgang läuft, der nach innen zu Säulen hat und dessen Wände mit Fresken bemalt sind. Nur dieser Hof ist — wie bei den ältesten christlichen Kirchen — für das allgemeine Laienpublikum zugänglich. Eine breite kupferbeschlagene Türe, an der allerlei mythische Zeichen und viele Hakenkreuze zu sehen sind, führt von dort weiter in den Hauptraum. Über dieser Tür, hoch oben auf dem flachen Dache, ragt ein großes goldenes Rad in der Form eines Steuerrades, das Symbol der Lehre Buddhas, links und rechts flankiert von zwei goldenen Gazellen, dem Symbol der Predigt Buddhas im Gazellenwalde zu Benares. Im Inneren dieses Hauses wird das Rad der Religion gedreht, d. h. die wahre Lehre gelehrt.

Durch die kupferbeschlagene Türe gehen Abt und Mönche ein und aus. Tritt man durch diese Pforte in den großen Kirchenraum ein, so sieht man vom Eingang aus einen breiten freigelassenen Gang, der nach hinten zu den an der Rückwand aufgestellten Altären und Götterbildern führt. Dieser Gang ist gewissermaßen das Kirchenschiff. Links und rechts von ihm, vom Eingang bis nach hinten, liegen lange Kissenreihen am Boden, auf denen die Mönche bei den gemeinschaftlichen Gebeten und Messen Mann an Mann mit untergeschlagenen Beinen sitzen und im Chorus aus den Gebetbüchern vorlesen.

Der ganze Innenraum hat gedämpftes Licht, und als ich ihn zum erstenmal betrat, war ich gar sehr davon enttäuscht. Nach den großen äußeren Ausmessungen des zwei Stockwerke hohen Gebäudes hatte ich einen wunderbaren Saal erwartet. Es war mir ja auch gesagt worden, daß über 2000 Mönche darinnen die Litaneien lesen. Was ist nur aus all dem Raum geworden?²⁾

Hinter, d. h. vom Eingang gesehen links und rechts von den ersten Polsterreihen des Mittelganges zieht eine Reihe Holzsäulen den Sitzen parallel nach hinten. Sie schließen gewissermaßen das Schiff nach den Seiten ab. In einem mäßig großen Abstand von dieser ersten Säulenreihe folgt eine zweite, die gleichfalls von vorn nach hinten läuft, dann eine dritte und so fort; kurzum, der ganze Kirchenraum ist wie die meisten nordtibetischen Häuser nach chinesischen Baugesetzen konstruiert und in lauter Travées, in Abteilungen (chin. tch'ien oder kien), die durch die Länge der Deckenbalken bestimmt werden, aufgeteilt. Entsprechend der holzarmen Gegend sind die Deckenbalken hier

¹⁾ Dschraschak genannt, geschr.: grwa tchang = Quartier einer Mönchsabteilung.

²⁾ Der Raum hat 108 Säulen und weit über 2000 qm Bodenfläche.

nie sehr groß und lang und somit die „tsch'ien“ klein, und so ist in dem Betsaal ein dichter Wald von Pfeilern entstanden, der die Großartigkeit der Anlage nicht mehr erkennen läßt.

Der ganze Boden des Raumes ist von den langen Sitzpolsterreihen bedeckt. Alle die vielen Pfeiler sind mit Teppichen und farbigen Wolltüchern bekleidet und von der Decke hängen tief in den Raum herab zahllose (100 000?!) Heiligenbilder, „Tangga“ genannt, die alle auf Seide gemalt sind und in der Form den japanischen Kakemonos gleichen. Die Bilder stellen Götter, Heiligenlegenden, himmlische und höllische Szenen dar. Ganz im Hintergrund und auf den Seiten sind große Regale, in denen kostbare alte Bücher, auch die 108 Bände des Kloster-Kandyur aufbewahrt werden, und auf einer Galerie auf der Seite und in halber Höhe des Raums sind allerlei Kultgeräte für besondere Zwecke aufgestapelt.

Den erhöhten Altar an der Rückwand zieren lebensgroße feuervergoldete Buddhabilder mit Tsong ka ba in der Mitte. Allerlei Tempelschätze, Reliquien, alte Bronzen, kleine Tschorten, Gold- und Silbervasen, mit heiligen Gräsern und indischen Pfauenfedern, kostbare, mit Edelsteinen bedeckte Weihwasserbecken und Opferschalen mit Getreide prangen auf Teppichen.

In der ersten Sitzreihe des Mittelganges, am nächsten den Buddhabildern und vom Eingang gesehen auf der rechten Seite, befindet sich der erhöhte Sitz des Kam bo, des Klosterabtes, der in Gum bum immer eine Inkarnation eines Gottes ist. In seiner Nähe haben die anderen Heiligeninkarnationen zu sitzen, die niederen in den vom Mittelgang entfernteren Reihen. Dem Abt gegenüber, gleichfalls am Mittelgang und nahe von den Altären, sitzt etwas erhöht, aber nicht so hoch wie die Inkarnationen, der T'sche ba¹⁾, der die Messen mit Handglocke, Dordyi und kleiner Handtrommel leitet und das Weihwasser zu spritzen hat. Neben ihm sitzt der Om dsad²⁾, der erste große Deckelschläger, der gleichzeitig die mächtigste Baßstimme im ganzen Kloster besitzt. Im Hintergrund des Saales, links, ist der Platz der Dung ba, der Hornbläser, die aus zwei je 5 m langen Kupferposaunen langsam an- und abschwellende Baßtöne schmettern. Auch die Flötenbläser (neben dem Om dsad), die großen und kleinen Trommelschläger und minder wichtigen Deckelpatscher haben ganz bestimmt verteilte Plätze.

Vorne, zunächst dem Eingang, ist der Platz der beiden Gesku³⁾, welche für

1) Geschr. in Das, Tibetan-English Diction.: Khri ba; wörtl.: der Mann auf dem hohen Stuhl; er gehört zur höchsten Klasse der slob dpon (Professoren).

2) Om mdsad. Er ist derjenige, der die Gebete im Baß mit einem tremolierenden „Om“ beginnt und dann zum silbernen kleinen Becken greift.

3) rGesku. Er ist Aufsichtsrat des Klosters. Ihm unterstehen die hei ho schang, die schwarzen Mönche als Polizeisoldaten. Jedes Kloster hat einen rGesku, in größeren Klöstern sind deren zwei. Der rGesku ist die wichtigste Person in den Klöstern, er ist der von allen Mönchen gefürchtete Herr. Er bestimmt, wann die Mönche sich zu versammeln haben. Wenn Laien zu irgend einer heiligen Handlung, sei es wegen einer Krankheit, sei es bei einem Todesfall zur Seelenbesorgung, einen Geistlichen haben wollen, so bestimmt der rGesku, wer zu gehen hat. Er erteilt auch Urlaub, denn keinem Mönch ist es gestattet, ohne seine Erlaubnis das Klostergebiet zu verlassen. Kein Mönch darf z. B. ohne Erlaubnis das nahe Dorf Luser betreten. Diejenigen, die es heimlich tun, setzen sich Geld- und Körperstrafen aus.

Im Hsi ning-Gebiet hießen die rGesku der größeren Klöster chinesisch Seng kwan oder Seng kang und mußten durch den Amban bestätigt sein, die der kleineren hießen tu kang. In der Ming-Dynastie und vor 1728 hießen sie guo sche bzw. Tsch'an sche

die Klosterzucht aufzukommen haben und deren Abzeichen in einem gegen 1 m langen und vierkantigen eisernen Zepter¹⁾ besteht, dem Symbol, daß sie über Leben und Tod der Mönche zu entscheiden haben. Noch wären viele Mönche zu nennen, die ganz bestimmte Aufgaben haben, der Sakristan, die Wassergeber und viele andere, doch ich habe schon mit der bisherigen Aufzählung meine Leser nicht bloß ermüdet, sondern auch verwirrt, wie ja auch jeder, der zum erstenmal einen größeren lamaistischen Betsaal betritt, von dem farbenprächtigen Bild, von den unzählbar vielen Göttern und der fremdartigen Musik verwirrt wird, und mit dem Schüler des Faust ausrufen möchte: „Mir wird von alledem so dumm, als ging' mir ein Mühlrad im Kopf herum.“

Es wird in den tibetischen Klöstern täglich fleißig in den Gebetbüchern gelesen. Ehe noch die Sonne erscheint, ruft der mystisch-rauhe Ton aus den Meer- muschelhörnern zu den Versammlungshallen (Tafel XLVI). Nachdem dort die Hunderte und Tausende von Mönchen in aller Stille ihre Schuhe vor der Tür abgelegt haben, betreten sie in feierlichem Zug, den Hut über die linke Schulter geworfen, mit dem rGesku an der Spitze, barfuß den Betsaal und begeben sich an ihre durch Wissen und Anciennität bestimmten Plätze. Still legen sie, dort angekommen, ihre langen und schmalen Gebetbücher vor sich zurecht. Vor dem strafenden Blick des rGesku wagt keiner etwas nicht Hergehöriges zu sagen und nur im Flüsterton raunen sie sich die vom T'scheba angegebene Seitenzahl zu. Tiefe Stille herrscht in dem weiten Raum. Man möchte nicht glauben, daß nahezu 2000 Männer hier versammelt sind. Barhäptig, Schulter an Schulter und regungslos sitzen sie da und blicken vor sich hin. Jeder hat beim Sitzen acht gegeben, daß nirgends die Füße unschicklich vorstehen, daß die Toga nicht unordentlich herunterhängt. Lauter Buddhafiguren glaubt man vor sich zu haben. In tiefstem Baß ertönt jetzt ein rauhes, langanhaltendes tremuliertes Ooooo . . . aaaa . . . aus dem Munde des Om dsad. Die lamaistische Messe hat angefangen. Mit bewundernswerter Geschicklichkeit läßt der Om dsad nach seinem ersten tiefen Oooo . . . die Ränder seiner großen Metaldeckel aneinander schwirren. Mit einem Schlage fallen die anderen Deckelpatscher ein. Heller, silberner Glockenklang, tiefer, langsam sich verstärkender Brummbaß aus den langen Kupferhörnern. Flöten, Klarinetten ertönen und die großen und kleinen Trommeln geben den Takt an. Aus den hintersten Ecken fallen die großen Pauken ein — von diesen sind zwei so groß, daß zwei bis drei Ochsenhäute zum Bespannen nötig sind. Bald folgen die Worte aus dem Munde der Mönche immer rascher. Jetzt tief im Baß, jetzt im Diskant schnurren die zungenbrecherischsten Laute von den Lippen der Mönchgemeinde und die Pauken geben weiter den Takt dazu und unterstreichen die wichtigsten Stellen der heiligen Texte. Jetzt schweigen alle Instrumente, nur die Lippen der Mönche reden weiter mit rasender Geschwindigkeit, jetzt wird in die Hände geklatscht, jetzt mit den Fingern geschnalzt. Dann greifen die nackten Arme des T'scheba und

und waren zugleich die Herrscher und Steuereinnahmer für die umwohnenden Tibeter. Jetzt unterstehen diese Tibeter den chinesischen Bezirksbeamten.

¹⁾ Diese Zepter (Itschag tsan = eiserne Peitsche genannt) sind oft wahre Kunstwerke der Eisen- und Goldschmiedekunst. Die schönsten werden in der tibetischen Provinz Dergi hergestellt. Sie haben meist etwa 1,20 m Länge bei 7–8 cm Breite einer der vier Flächen. Sie werden bei allen feierlichen Anlässen den rGesku vorangetragen.

die aller ordinierten Lamas zu dem Donnerkeil (Dordyi) und halten diesen in mystischer, symbolischer, unverständlicher Weise vor sich hin. Jetzt schnellt der T'scheba mit den Fingerspitzen Weihwasser in die Luft. Und weiter, immer weiter rauschen dabei die Worte des unausgesetzt Gebete plappernden Mönchchores, die Tausende von Lippen bewegen sich im Takte der Trommeln und Zimbeln, bis nach vielleicht zwei Stunden eine kleine Pause eintritt und Tee aus der nebenan gelegenen Klosterküche serviert wird, den aber die Mönche an ihrem Platze zu sich zu nehmen haben. Nach einiger Zeit geht der Gottesdienst wieder weiter. Wieder dröhnen die Trommeln, die Pauken und die Hörner und rauschen die Worte der heiligen Texte zu den Göttern empor, schwellen die Töne bald an, bald wieder ab, fällt und steigt die Tonhöhe im gesamten Chor.

Kein Wunder schrieb Abbé Huc schon im Jahre 1846, man glaube den Kult des Satans vor sich zu sehen. Daß allerdings keine „kirchliche“ Erbauung in unserem Sinn damit erzielt wird, möchte ich gerne zugeben, für unser Ohr ist es eben ein „Heidenlärm“. Aber der Betsaal in Gum bum mit seinen Tausenden von rotgekleideten Lamas, mit den Tausenden von angerauchten Bildern über den Köpfen, mit dem stimmungsvollen Halblicht, mit der schwülen, dunstigen, weihrauchgeschwängerten Luft, mit den Butterlichtern vor den Goldstatuen, mit dem monotonen Rauschen der Gebete wird mir doch stets eine wunderbare Erinnerung bleiben.

Geht man vom großen Betsaal nach dem dahinter gelegenen Golddachtempel, so kommt man an der großen Teeküche vorbei, worin drei riesige, außen kunstvoll gearbeitete Kupferkessel von 3—5 m Durchmesser aufgestellt sind, die zum Teekochen dienen. Auf großen Regalen stehen dahinter mächtige Holzkrüge, die je 3 bis 5 Liter fassen können. In diesen wird in den Pausen zwischen den Gebetsübungen den Mönchen im Du kang der Tee serviert und zwar dreimal am Tag auf Kosten der chinesischen Machthaber.

Von der Teeküche aus nach hinten weitergehend, steigt man einige Stufen an und steht dann auf der schon oben erwähnten Terrasse, in deren Mitte sich das Allerheiligste, der Golddachtempel (Nr. 1 im Plan), befindet. Rechter Hand treffen wir auf einen kleinen Tempel (Nr. 2) mit einem Bild, das aussieht, wie das Tsong ka ba's. Hinter diesen in einer Ecke ist ein Haus mit Gebetsmühlen (Nr. 3) für die Laien, die selber keine Gebete hersagen können, auch ist dort ein Schutzgott des Glaubens untergebracht.

Der in der Mitte der Terrasse und direkt hinter dem Du kang befindliche Golddachtempel¹⁾ ist ein rechteckiger, massiv und regelmäßig aus grünglasierten Ziegeln errichteter Backsteinbau von etwa 27 m Breite und 8 m Tiefe bei 6 m Höhe²⁾. Nach oben ist er nicht flach wie die Gebetshalle, sondern durch eine schwere zweistöckige chinesische Dachkonstruktion aus Holz mit zwei über-

¹⁾ Chin.: Kin (Tschin) wa se = Goldziegeltempel; tibet.: Ser lha kang = Goldenes Gotteshaus. Die Umgebung des Golddachtempels allein soll in den 1860er Wirren von den Mönchen vor der Zerstörungswut der Mohammedaner bewahrt worden sein.

²⁾ In der Mitte der Mauer ist auf jeder Seite ein gleichfalls grünglasiertes Relief. Das an der Rückseite des Tempels befindliche stellt einen beinahe nackten, sehr beleibten und traumtrunkenen Mann vor, welchen Knaben am Ohr zupfen und dem sie die Schuhe ausziehen. Es ist der dickbauchige Maitreya-Buddha, den Koboide in seiner Meditation stören wollen.

einander liegenden und jedesmal weit vorspringenden schiefen Dächern abgeschlossen. Die Dächer sind an den Ecken aufgebogen wie an den chinesischen Tempeln. Auch sind allenthalben allegorische Schnitzereien und andere Zierate angebracht und alles ist bunt bemalt. Statt mit Ziegeln sind die beiden Dächer mit schwer im Feuer vergoldeten Metallplatten belegt, daher der Name „Golddachtempel“ oder „goldenes Gotteshaus“ (Tafel XLIX).

Der Boden ringsumher ist gepflastert. In der Umgebung dieses Tempels nimmt jedermann seine Mütze ab, und während der Festtage sah ich dort immer einige Tibeter und Tibeterinnen in ihren Pelzmänteln um das Allerheiligste betend und Ko tou machend herumrutschen. Sie nahmen es dabei sehr genau und bezeichneten es jedesmal, um ja nicht falsch zu messen, noch im Liegen mit einem weißen Strich auf den Steinplatten, wie viel Boden sie bei der einzelnen Prostration mit ihrer Körperlänge abgemessen und abgerutscht hatten (Tafel XLIX).

An der nach Osten gerichteten Front hat der Golddachtempel seinen Eingang. Er besteht aus drei großen Toren, die hinter einem Portikus mit sechs von bunten Tüchern umwickelten Säulen liegen. Der Boden des Portikus ist mit Zedernholzplatten belegt und dort sieht man täglich vom frühen Morgen bis zum späten Abend junge Mönche und vor allem viele Laien, die sich vor den verschlossenen Türen immer wieder platt auf den Boden werfen. Die Mönche ziehen, wenn sie vor ihren Gott treten, ihre Schuhe aus und stellen sich auf ganz bestimmten Plätzen zwischen den Tempelsäulen auf, halten erst die Hände, mit den Handflächen gegeneinander in Stirnhöhe, sagen dazu ein kurzes Gebet, lassen sich auf die Knie nieder und schleifen hernach auf ihren Händen über die glatten Holzdielen so weit nach vorwärts, daß sie zuletzt platt auf dem Brette ausgestreckt und mit ihrem Kopfe dicht vor der Tempeltüre liegen. Kaum haben sie sich dann wieder erhoben, so fallen sie abermals nieder und so fort und fort, dabei mit dem Rosenkranz die Zahl ihrer Ko tou zählend. Von diesen fortgesetzten gymnastischen Übungen der eifrigen Gläubigen sind allmählich die Holzplanken nicht bloß glatt poliert, sondern da, wo die großen Zehen sich anstemmen, wo die Knie, die Ellbogen, die Stirnen angedrückt werden, tiefe Höhlungen aus dem harten Holz herausgearbeitet. Manche halten auch, um sich nicht wund zu scheuern, ein kleines Wollkissen in Händen, auf dem sie sich jedesmal nach vorne gleiten lassen und mit dem sie die Planken abschleifen.

Am 1. und 15. jeden Monates, d. h. bei Voll- und Neumond, sowie an den Tagen der großen Feste stehen in den tibetischen Klöstern alle Tempel dem Publikum offen. Deshalb hatte ich auch bei diesem Besuch keinerlei Schwierigkeiten, überall hineinzukommen. Nur bei größerem Andrang schlossen die Sakristane der einzelnen Tempel für eine Weile die Türe, um der Überfüllung zu steuern und um etwaige Diebereien durch Besucher besser verhindern zu können.

Betritt man den Goldtempel, so erkennt man in dem Halbdunkel seines schlecht erleuchteten Inneren zuerst nur eine ungeheure Masse von weißlichen Zeremonientüchern (Khádar), die eine große goldene Buddhafigur über und über bedecken. Hat man sich einmal an das Dunkel gewöhnt, so erblickt man zahllose Votivgegenstände, Geschenke, Kuriosa aller Art, sehr viele kleine Tschorten, Weihwassergefäße aus dem verschiedensten Material, aus Silber und Gold und mit Türkisen bedeckt; aber auch Bücher und viele Butterlampen stehen auf dem breiten Altartische davor, genug, um damit ein Museum zu füllen.

Alles dies sind Geschenke, die fromme Pilger gestiftet haben. Einmal war ich im Inneren des Goldtempels, als eben die Königin von Hanggin ihre Morgenandacht verrichtete, zahllose Butterlampen stiftete und hierauf Gebete murmelnd wieder und wieder um die unter Seideschärpen und Seidemänteln fast begrabene Buddhasstatue in der Mitte herum lief.

Der dritte Tempel auf der Terrasse steht direkt neben und südlich vom Goldtempel, er hat gleichfalls ein Doppeldach, ist aber nur mit grünen Ziegeln bedeckt. Er enthält das dritte Bild der Dreieinigkeit der Gelug ba-Sekte.

Vor diesem Tempel sieht man nur wenige Gläubige auf die Knie fallen. Der Goldtempel mit seinem Inhalt gilt bei Laien und Mönchen als weitaus das wichtigste Heiligtum des ganzen Klosters.

Auf der gleichen Terrasse, etwas auf der Seite vor dem Eingang zum Goldtempel, steht noch ein zweiter heiliger Syringenstrauch, der von einer hohen Holzzäunung geschützt ist, damit ihn die Pilger nicht beschädigen können. Auch dieser soll wie derjenige, der sich nahe vom Klostereingang befindet, das oft beschriebene Wunder auf seinen Blättern zeigen können. An diesem Baume vor dem Goldtempel — so berichtete mir ein sehr alter Mönch — ist das Wunder zum letztenmal zu sehen gewesen und zwar nach Schluß der großen Mohamedanerwirren, als ein chinesischer General mit Namen Liu den Tempel besuchte. Ganz plötzlich sei damals auf einem der Blätter ein farbiges Buddhabild erschienen. Es sei dann dem General vom Abte in einer goldenen Amulettenbüchse geschenkt worden. Übrigens habe ich gefunden, daß sowohl die Mönche wie die Laien wenig Glauben an den Wunderbaum besitzen. Er wird viel in Liedern besungen, spielt aber lange nicht die Rolle, die man nach der feurigen Schilderung des Abbé Huc erwartet¹⁾.

Der dem Raume nach größte Tempel Gum bums schließt im Süden an die Dreitempelterrasse an und bildet den Hintergrund eines großen gepflasterten Hofes, des sogenannten Radyien, des Tanz- und Examinationshofes. Dieser Tempel ist sehr lang, durch dünne Zwischenwände in verschiedene Säle geteilt und enthält eine ganze Reihe von Kolossalfiguren, darunter nochmals einen rDye rembodyi (= Tsong ka ba) mit seinen zwei Lieblingsjüngern, auch einen Hsa k'ya teb ba (= Buddha Sakyamuni), Dam tschen tschos rgyal, nDyambal (geschr.: hjam dpal), viele andere Statuen sowie eine Menge Darstellungen der phantastischsten Schutzgötter. Unter den letzteren spielt wieder die schreckliche dreiäugige „Lhamo“ die Hauptrolle (s. Abb. 16). Sie reitet einmal auf einem blauschwarzen, ein andermal auf einem gelben Maultier, das über Menschenleiber hinschreitet. Als Sattelkissen dient ihr die Haut eines Menschen, an der noch der Kopf hängt. Sie hat zwei Würfel, um das Leben der Menschen zu bestimmen, auf dem Nabel trägt sie eine Sonne und am Hals einen Mond. In den Händen hält das großköpfige schwarzhäutige Scheusal einen aufgeschlagenen Menschenschädel und eine donnerkeilartige Keule. Und ihr ganzer Körper ist bedeckt mit Hals- und Armbändern und Diademen von lauter Menschenschädeln.

Auch dieser große Tempel hat von seiten der Mehrzahl der Pilger wenig Zuspruch. Es sind dort gewissermaßen nur Abbildungen von Göttern, der

¹⁾ Daß Huc statt von Buddhabildern — wie Rockhill und ich hörten — nur von Schriftzeichen zu berichten weiß, rührt wohl daher, daß Huc erst viele Jahre nachher und wohl aus der Erinnerung seine Erfahrungen niederschrieb.

Fetischglaube hat sich noch nicht an sie geheftet. Nur ein großer Stein, der in einem der hellen und hohen museumartigen Säle aufgestellt ist, findet eine besondere Beachtung, weil auf ihm eine Fußspur des zentralasiatischen Nationalheros „Gesar“¹⁾ zu sehen sein soll. Der Stein, etwa 1 m hoch, ist über und über mit Butter beschmiert und mit Kupfergeldstücken beklebt. Hat man genügend Phantasie, so kann man darauf einen unförmigen Eindruck eines Fußes wahrnehmen. Als ich das Tempelinnere besuchte, sah ich einige wild aussehende Nomaden hereinkommen und nur vor diesem einen großen Stein einen Ko tou machen. Dann packten sie aus einem Ziegenmagen ein Stück Butter und strichen dieses mit ihren schmutzigen Fingern auf den Stein.

Außerhalb dieses zusammenhängenden Tempelkomplexes liegen, eine Strecke aufwärts in dem Tale, noch einige weitere Bethäuser von Göttern und Göttinnen, die aber meist im Privatbesitz von reichen Lamas, von Gechis und Inkarnationen sind²⁾.

Am weitesten oben liegt das Dschu kang oder chinesisch Gu schu-Kloster, die Abteilung, die sich vor allem mit Mystik und mit tantrischen Göttern beschäftigt. Alle diese Gebäude bestehen je aus einem Bethaus, in dessen Hintergrund einige Götterbilder aufgestellt sind. Alle sind im Äußeren und Inneren dem großen Du kang ähnlich. Alle haben auch einen Vorhof mit einem säulengeschmückten, kreuzgangartigen Umgang.

Vor diesen Gebäuden, unten in der schluchtartig eingerissenen Sohle des Tales, sind zwei Hauptbrunnen, die das Kloster mit Wasser zu versorgen haben. Der eine ist heilig und deshalb dürfen dort nur Mönche Wasser holen, denn — so geht die Fama — als im ganzen Tale noch kein einziges Haus stand, hat einst die Mutter Tsong ka ba's in den Brunnen hinabgeschaut und im Spiegel des Wassers das Bild Tsong ka ba's als eines wunderschönen Knaben gesehen. Kurze Zeit darauf hat sie dann Tsong ka ba geboren.

Wie nicht anders zu erwarten, dreht sich in Gum bum als dem Geburtsplatz Tsong ka ba's alles um den Namen dieses Heiligen. Seine Geburt, seine Erziehung, kurz sein ganzes Leben ist heute mit einer solchen Glorie von Wundern umgeben, daß es schwer ist, den wahren Kern herauszufinden. Ein alter Dyiwa (rtsi ba), der Rechner vom Medizintempel, der im gleichen Hause wie ich wohnte und der Abend für Abend bei mir im Zimmer saß und sich gerne und lange mit mir, dem „interessanten Exoten“, unterhielt, hat mir gar manche von den Sagen, so wie sie sich die Mönche erzählen, mitgeteilt.

1) In Gum bum und Umgebung Ami oder Am ye Gäserr ausgesprochen; von den Hsi ning-Chinesen „Ör lang ye“ genannt, soweit er nicht mit Kwan ti, dem großen Kriegsgott, identifiziert wird.

2) Die Zahl der Heiligen- oder Buddhainkarnationen (Hutukhtu), welche in Gum bum ein mehr oder minder großes Haus besitzen, wurde mir sehr verschieden angegeben. Meist hieß es, es seien 48. Die meisten residieren nicht ständig in Gum bum. Einer von ihnen wird immer für 3 Jahre Abt im Kloster. Es gibt unter diesen Gottheiten reiche und arme. Die bedeutendsten haben die folgenden (chinesischen) Namen: Adya fo (1906—1908 in Peking), An dya se fo (1906 Abt des Klosters), Ser to fo, Mam ba fo, Mo hu fo, Mina fo (von dem letzteren gibt es drei verschiedene, die ihr Stammkloster in Kue de ting haben, der mittelaltrige war 1906 Abt in einem Kloster der Ostmongolei). Nach Mayers, The chinese government, Shanghai 1877, gibt es in den Kuku nor-Gegenden nur 35 Hutukhtu, die in den kaiserlichen Listen geführt werden. Es soll deren nur 160 für ganz Tibet und die Mongolei geben. Tatsächlich sind es viel mehr.

„Vor vielen, vielen Jahren,“ begann der Alte eines Abends, „als rings auf den Höhen um Gum bum noch dichte Wälder standen, als noch die ngGolokh in dieser Gegend wohnten, kam einmal ein frommer Priester, der aus Lhasa stammte, in dieses Tal. Da er der rNingma-Sekte angehörte, so hatte er eine Frau genommen, ein Mädchen aus der Umgegend, und bewohnte mit ihr ein schwarzes Yakhaarzelt im Talgrund. Eines Tags träumte die Frau, ein goldener Donnerkeil (Dordyi) falle vom Himmel und direkt in ihren Schoß hinein. Einige Monate darauf gebar sie einen wundervollen Knaben, der gleich nach der Geburt sprechen konnte. Dies war der rDye rembodyi, den die Chinesen Bau be fo, d. h. den kostbaren Buddha nennen. An der Stelle, wo die Placenta vergraben wurde, wuchs sogleich der heilige Tsandan-Strauch hervor, der jetzt noch an derselben Stelle steht. Ein Ableger davon ist später vor den Goldtempel gepflanzt worden. Auf den Blättern waren damals lauter kleine Buddhabilder zu sehen.

Im Alter von 15 Jahren brachten die Eltern den jungen Tsong ka ba nach dem nächsten Kloster, nach Hsia tschün (s. oben Dya oder Chia tschün) gomba, das damals noch sehr klein und unbedeutend war. (Es ist mittlerweile längst zur Gelugba-Lehre übergegangen.) Da der Junge sich so besonders klug in allem zeigte, so sollte er Priester werden. Als er im Kloster einst seine Gebete nicht lesen konnte, gab ihm sein „slobon“, sein Mönchlehrer, Fußtritte und Prügel, worauf plötzlich sämtliche Holzstücke des Hauses davonflogen. Nur ein kleines Stück Holz fing der Bau be fo und dieses eine ist noch heute im Kloster Hsia tschün gomba zu sehen. Als das Haus weggefliegen war, kamen von allen Seiten eine Menge Blumen zum Bau be fo, aber niemand verstand, woher sie kamen. Der Lehrer aber erkannte jetzt den Bau be fo als Gott, machte ihm einen Ko tou und ließ sich von ihm segnen.

Kurz darauf ging Bau be fo nach Lhasa. Auf der Reise dorthin hatte er allerlei Fährlichkeiten zu bestehen, denn er reiste wie ein gewöhnlicher Student der lamaistischen Theologie zu Fuß und als Bettler. Er verrichtete auch unterwegs Wunder. So war er eines Tags sehr hungrig. Die Leute wollten ihm kaum etwas Mehl schenken, höhnten ihn vielmehr, er solle nur das Innere seines irdenen Eßnapfes nach außen kehren, wenn ihn so sehr hungere. Der Bau be fo krepelte daraufhin seinen irdenen Eßnapf um, woran die Leute merkten, daß er ein Gott war.

Als der Bau be fo nach Lhasa kam, zeigte er sich ganz besonders tüchtig im Predigen und Auslegen der heiligen Bücher. Er bekämpfte die Lehren der roten, der rNingma-Lamasekte, denn diese mißfielen ihm, weil sie zu weltlich waren. Anfangs fand er aber nur wenige Anhänger. Er wurde viel verhöhnt und allgemein nannte man ihn in Lhasa den ‚Amdo nawodyi‘, den ‚Amdo-er mit der langen Nase‘¹⁾. Einmal warfen die Bewohner von Lhasa sogar Steine auf ihn,

¹⁾ Daraus ist wohl die von verschiedenen europäischen Reisenden aufgebrachte Vermutung entstanden, daß ein europäischer Katholik, ein Mann mit einer langen Nase, den Tsong ka ba in Am do unterrichtet habe, und daß dadurch viele dem Katholizismus ähnliche Gebräuche in den Lamakult aufgenommen worden seien. Ich möchte dagegen vor allem anführen, daß, wenn sich überhaupt in jener Zeit europäische Missionare in solch abgelegenen Gegenden aufhielten, Tsong ka ba wohl schwerlich von einem solchen unterrichtet werden konnte, weil er allem Anscheine nach schon in sehr jungen Jahren nach Lhasa kam. Außerdem werden die Europäer jetzt um Gum bum und am Kuku nor immer nur „Ni gar“, d. h. „Hellauge“, genannt. Unter „Langnasigen“ versteht man allenfalls die Katschi, die Turkistanleute.

da rief er den Berg an und aus diesem trat eine Menge steinerner Männer heraus.

Selbst zwei Schüler, die er gewonnen hatte, lebten anfangs lange Zeit in der Furcht, sie könnten vom Himmel bestraft werden, weil sie vom Glauben der Alten abgefallen waren. Als er mit diesen beiden über Land reiste, sandte der Donnergott einen Blitz. Bau be fo wußte aber davon und hielt seine Hände über die beiden, so daß ihnen kein Leid geschah.

Bau be fo (Tsong ka ba) ist in Lhasa in dem von ihm gegründeten Kloster dGaldan geblieben und auch daselbst gestorben. Da er als junger Bettelmönch auf seiner Reise nach Lhasa die Worte seines Klosterlehrers in Hsia tschün vergessen hatte und nicht zurücksah, als er unterwegs beim Gebetehersagen an die Stelle „schér me yung, schér me do' kam, so konnte er nie mehr nach Amdo zurückkehren. Er starb 70 oder 80 Jahre alt und ist seither nie mehr wieder geboren worden.

Schon zu Lebzeiten des Bau be fo ist aber seine Schule so berühmt geworden, daß der Kaiser Yung lo¹⁾ ihn zu sich nach Peking einlud. Bau be fo selbst aber ging nicht hin, sondern sandte seinen ersten Jünger, den Hsien kia dschü-dya²⁾. Dieser erhielt in der Folge den Auftrag, mit seinen Begleitern für den Kaiser die Gebete zu lesen, und dazu hatten sie wie kaiserliche Leibdiener in Kleidung und Hut die kaiserliche gelbe Farbe zu benutzen. Seither tragen die Gelugba-Mönche die gelbe Farbe. Wir Gelugba-Lama sind alle des Kaisers Priester.

Als dann nach einigen Jahren Hsien kia dschü dya von Peking heimkehrte, zog er sich nach dem Kloster Hung hoa zurück, das zwei Tagereisen östlich von Hsi ning fu liegt³⁾. Bei seiner Abreise erhielt er eine Menge Geschenke vom Kaiser. Eine Gemahlin des Kaisers gab dem Scheidenden 108 mächtige Kisten voll Gebete mit, die nicht mit schwarzer Tusche, sondern mit Gold geschrieben waren. Sie machten 25 Yaklasten aus, die von Peking nach dem Kloster Hung hoa se gebracht wurden⁴⁾.

In Hung hoa se hatte auf Befehl des Kaisers immer ein hoher chinesischer Mandarin zu wohnen, der nach Hsien kia dschü dya zu sehen hatte. Dieser Mandarin erkundigte sich dreimal am Tage nach dem Befinden seines Schutzbefohlenen. Eines Tages aber fand er den Hsien kia dschü dya ohnmächtig. Dieser hatte nämlich gehört, daß Bau be fo sterben wolle, und ging deshalb, seinen Körper in Hung hoa se lassend, mit seiner Seele nach Lhasa, um seinen Herrn, den Bau be fo, noch einmal zu sehen.

Hsien kia dschü dya ist gleichfalls ein Fo ye (Buddha). Er und Dia ya dyo dyi⁵⁾ sind die beiden Jünger, die Bau be fo einst vor dem Blitz behütet hat. Hsien kia-dschü dya und Ke diu rdyi ist derselbe. Dia ya dyo dyi und Ke diu rdyi kamen zweimal zu uns auf die Erde, dann nicht mehr⁶⁾. Bau be fo aber kam sicher nur einmal auf unsere Erde.

1) Regierte von 1403 bis 1425.

2) Dies ist die chinesifizierte Form von mKas grub byams tschen tschos rdye.

3) Vermutlich ist damit Potanins Kloster Orgolin im Osten von Wei yüan bu gemeint.

4) Kloster Orgolin besitzt noch heute einen besonders schönen Kandyur mit Goldlettern; ein ganz ähnlicher gehört zu den Schätzen der Berliner Staatsbibliothek.

5) Ist die chinesifizierte Form des rgyal tsab rdyi.

6) Ke diu rdyi = mkas grub rdye. Meist wird freilich gelehrt, daß die beiden im Dalai Lama und im Pan tschen lama weiterleben (s. S. 213 Anm.).

Als allmählich die vom Bau be fo gegründete Schule die alte „rote“ Schule ganz überflügelt hatte, wurde, lange nach dem Tode des Bau be fo, von heiligen Männern ein Kloster an der Stelle errichtet¹⁾, wo der Bau be fo geboren worden war und wo die Wunderbäume wuchsen. Dies ist das Kloster der hunderttausend Heiligenbilder, Amdo sGumbum gomba.

Adya fo ist die immer wiederkehrende Seele des Vaters vom Bau be fo, er gehorcht zur Zeit dem Befehl des Kaisers, in Peking die Gebete zu lesen. Er wurde letztes Jahr dort von zwei japanischen Priestern besucht, die ihn in ihre Heimat einluden und wirklich auch nach Japan geleiteten. Die Japaner wollten ihm viel Gold und Silber schenken. Unser Adya fo nahm aber nur die Blätter eines Wunderbaumes mit, der im Lande der aufgehenden Sonne wächst.“

„Hätte doch Bau be fo“ — schloß mein alter Freund — „auf seinem Weg nach Lhasa, wie ihm geheißsen worden war, an den Pässen nach hinten gesehen, dann wäre nicht alles Geld und Glück nach Lhasa gegangen. Hier in sGumbum ist das Glück nicht mehr.“

Am 14. des I. chinesischen Monats wurde ich nachmittags eingeladen, Theaterfestlichkeiten im Kloster mitanzusehen. Begleitet vom Ambandolmetscher, von den beiden zu mir kommandierten Mönchen, meinen Dienern und vier chinesischen Soldaten ging ich zum Festplatze. Auf der erhöhten Terrasse vor dem langen Tempel (auf dem Plan: Nr. 7) waren für mich und die mongolischen Fürstlichkeiten Bänke hergerichtet, von denen aus wir den ganzen Radyien-Hof übersehen konnten. Auf drei Seiten von einer Säulenhalle umgeben, wird der Hof auf der vierten, der Südseite, von einigen Häusern mit 3 m hohen und 2 m dicken Gebetsmühlen und einem kioskartigen Tempelchen abgeschlossen, das in chinesischem Stil gebaut ist und einen säulengeschmückten Umgang hat. Auf dem erhöhten Vorplatz unter den Säulen dieses Tempelchens saßen würdig aussehende Mönche ernsten Gesichts in fester und gereckter Haltung. Sie hielten Musikinstrumente, meist eine Trommel, die am Ende eines langen, vertikal gehaltenen Stieles befestigt ist und die mit einem großen, sichelförmig gebogenen Schlegel angeschlagen wird. Vor allem aber saßen dort die Oberdeckelpatscher und Zimbelschläger. Das zweistöckige Tempelchen ist der Requisiten- und Ankleideraum der Schauspieler, d. h. der Mönche.

In Osttibet sind die Theateraufführungen noch ganz in den Händen des Klerus. Laien dürfen nicht mitspielen, sondern nur zusehen. Es wird deshalb nur gegeben, was den Mönchen behagt. Eine Handlung ist so gut wie nicht vorhanden. Die Aufführungen sollen nur belehren und vorzeigen, was es für Wesen auf der Welt gibt. Sie bringen zur Anschauung, vor was für Scheusalen die Gebete der Priester den gläubigen Laien bewahren können. Zur Ergötzung des Publikums treten dazwischen einige Spaßmacher auf.

Als ich meinen Platz einnahm, waren schon Tausende von Zuschauern versammelt. Ringsherum um den Platz drängten sich Männer wie Frauen und noch die Hälfte des offenen Hofes wurde von den Schaulustigen weggenommen. In den ersten Reihen hockten die Leute am Boden, hinten stand man. Selbst auf den flachen Dächern der Säulenhallen saßen noch viele. Die

¹⁾ Es soll 1575 bei Gelegenheit der Reise des Dalai Lama bSodnams rgyamts'o zum Hof des Altan Gegen Khan nach Kuei hoa tsch'eng gegründet worden sein (s. S. 189). Es gehörte nach 1610 den weißen Sekten von Tsang, bis es 1633 von Guschri Khan erobert und den Gelugba zurückgegeben wurde.

Zuschauer waren gut aufgelegt, überall sah man vergnügte, lachende Gesichter. Selten gab es einmal einige Rippenstöße wegen eines besseren Platzes. Eintrittsgeld wurde, wie auch bei den meisten Theatern im Inneren Chinas, nicht verlangt. Es waren in der Hauptsache Tibeter und Mongolen da. Chinesen ließen sich nur vereinzelt blicken. So war es wohl das farbenprächtigste Publikum, das man je irgendwo treffen mag. Mit verächtlichen Mienen sah ich einige in Seide zwar, aber doch weniger farbig gekleidete Tientsin-er Großkaufleute eine japanische Zigarette rauchend durch die Menge stolzieren. Sie fühlten sich sichtlich hoch erhaben über all die Barbaren, die sich so phantastisch bunt anzogen.

Plötzlich ertönten aus der Höhe im Crescendo dumpfe Hornsignale aus langen Kupferposaunen. Man hatte die Hörnerbläser auf dem flachen Dach des im Norden an den Radyien-Hof anstoßenden Du kang untergebracht. Der Kambo, der Klosterabt¹⁾, die Inkarnation Andya se fo, erschien auf dem Festplatz. Dem Zug voraus ging ein Dutzend Polizeimönche, hei ho schang (d. i. schwarze Priester) von den Chinesen genannt. Lange Peitschen schwingend schlugen sie mit wichtigtuersischen Mienen rücksichtslos auf die Zuschauer, die ihnen im Wege standen, so daß ihnen jedermann gerne Platz machte. Auch meine feinen Tientsin-er Herren, die Agenten von europäischen Wollfirmen, die sich kindisch neugierig vorgedrängt und wohl eine besondere Behandlung erwartet hatten, erwischten einige kräftige Hiebe. Hinter den Polizeimönchen schritten mit langen Stöcken zwei Mönche, die in gelben Mänteln steckten und auf dem Kopf hohe gelbe Raupenhüte trugen, wie sie die Mönche innerhalb des Klosters bei feierlichen Aufzügen stets anzuziehen haben. Hinter ihnen folgten in den gleichen Raupenhüten zwei Mönche mit (tibetisch: dug) langen, oben mit einem Haken versehenen Stangen, an denen sie als eine Art Fahne kleine gelbseidene, ineinander gesteckte Tütchen oder besser Schirmchen trugen; zwei Weihrauchträger, deren $\frac{1}{2}$ m lange und dünne Weihrauchstäbchen wie ein römisches Faszienbündel aussahen; zwei Mann mit den kunstvollen Zeptern der rGesku-Lama und zwei Mann, die Weihrauchkessel schwangen. Jetzt kamen die beiden rGesku-Lama selbst, und hinter diesen allen schritt unter einem großen, dreifachen, gelben Schirm der Kambo, der Abt, ein Mann von etwa 30—35 Jahren mit einem gelben Spitzhut auf dem Kopf und ganz in Gelb gekleidet. Es war ein wirklich schöner und würdevoller Anblick. Dem Abte schlossen sich noch andere gelbgekleidete Lama mit hohen Raupenhüten auf dem Kopf an, endlich noch Diener, die massiv silberne und goldene Gefäße, Weihwasserkannen, Tassen und Gebetsmühlen ihrem Heiligen nachtrugen. Alles erhob sich still und feierlich, als der Kambo den Hof betrat (Tafel LVI). Viele Tibeter stürzten aus der Menge heraus und warfen sich ein über das andere Mal auf

¹⁾ Von den Hsi ning-Chinesen „fa tai“ genannt. Er ist in Gum bum stets eine Inkarnation, wechselt alle 3 Jahre und wurde jedesmal vom Kaiser bzw. vom Pekingener Kolonialamt bestätigt. Nicht jedes Kloster in Tibet hat aber einen Kambo. Der Kambo entspricht deshalb noch mehr dem Bischof unserer kath. Kirche. Er hat stets ein ganzes Gebiet unter sich und beherrscht mehrere Klöster. Der Kambo von Gum bum ist zugleich Herr über 21 Amdo-Klöster.

Die eigentliche Klosterabtwürde ist geteilt. Jedes Kloster hat — wie ich oben sagte — seinen T'scheba, Vorsteher für alle Kulthandlungen, seinen rGesku, Ordner und auch Zensor, der deshalb fast höher als der T'scheba steht, seinen Om dsad, Vorsänger und Musikmeister, seinen bTschang dsod, Intendant, unter dem die Nirba (gnyerba) = Schlüsselverwalter, die Rechner usw. folgen.

das Pflaster des Hofes. Der Abt nahm davon keine Notiz, voll Würde und Gelassenheit bestieg er seinen etwa 1 $\frac{1}{2}$ m hohen steinernen, piedestalartigen Sitzplatz, der mit gelben Kissen und Teppichen bedeckt war und der sich in der an den Du kang anstoßenden Säulenhalle gegenüber dem Theaterhaus befand. Als er sich endlich mit viel Umstand und mit Hilfe seiner Umgebung niedergelassen und wie ein Buddhabild zurechtgesetzt, auch noch etwas Weihwasser mit seinen Fingern verspritzt hatte, begann sogleich die Vorstellung. Wieder schmetterten die langen Kupferhörner von dem Dach des Du kang ihre schauerlichen Baßtöne herab. Diesmal klangen sie in einen schrillen Ton aus, den eine aus einem menschlichen Schenkelknochen verfertigte Trompete von sich gab. Die breite, doppelflüglige Tür des Theaterpavillons öffnete sich, die Zimbeln und Trommeln setzten langsam und feierlich ein und in den Hof sprangen im Takte der Zimbeln vier Totenmasken (Dur tschod)¹⁾, mit Bändern und Tüchern wild geschmückte Totengerippe, die von etwa 15jährigen Mönchs- zöglingen dargestellt wurden. Sie tanzten und sprangen zum Zimbelklang auf dem großen freigelassenen Platz paarweise und kunstvoll; bald sich sammelnd, bald sich wieder zerstreuend, schnellten sie sich in die Höhe, drehten sich auf einem Fuß, schlangen die Arme und hoben die Füße, während die alten Mönche alle ernst und starr ihre Bewegungen, diese Uranfänge unseres Balletts, verfolgten. Endlich verschwanden die Skelettmasken und die langen Hörner dröhnten aufs neue aus der Höhe herab. Ein paar „Dummer August“-Masken, die eine mit einem riesigen grünen, die andere mit einem ebenso großen roten Kopf sprangen jetzt aus dem Tempel heraus. Auch diese hüpfen erst lange bald auf dem einen, bald auf dem anderen Bein, wiegten sich nach links und rechts und schlugen dazwischen plötzlich mit ihrem Kopfe rücklings auf den Boden. Nach einer Weile führten sie einen alten Mann mit einem riesigen Rosenkranz aus dem Theatertempel heraus, der noch sechs Knaben bei sich hatte. Der alte Mann sah genau aus wie der Dicke, der hinten am Golddachtempel abkonterfeit war. Er stellte den „Dickbauchbuddha“ vor. Er wie seine sechs Kinder hatten viel zu große Köpfe und sahen deshalb wirklich originell und spaßhaft aus. Der Dickbauchbuddha mit seinen sechs Kindern tanzte nicht, er schritt nur langsam und gemessen durch den Hof und blieb fortan auf der Ostseite in der ersten Reihe der Zuschauer sitzen. Von den beiden „Dummen Augusten“ wurden sodann noch ein großes Servierbrett mit einem aus Teig geformten kindlichen Körper sowie drei Sitzteppiche in die Mitte des Platzes gelegt. Zum großen Vergnügen des Publikums konnten sich die beiden Spaßmacher unter vielen anderen albernen Possen auch lange nicht darüber klar werden, was die Ober- und was die Unterseite der Teppiche war.

Endlich dröhnten wieder die Riesenposaunen und zwei Hirschkopf- (Tafel LI) sowie zwei Yakkopftänzer erschienen auf dem Tanzhof. Nach endlosen, wilden Verbeugungen, Sprüngen und Verrenkungen machten sie einem besonders kostbar gekleideten riesigen Stierkopf Platz, dem Tschüs dyal²⁾, dem Hüter der Moral, dem Gott der Toten. Langsam und feierlich kam der hereingetanzt und blieb in der Mitte des Hofes stehen. Sein Kopf war schwarz, nahezu ein Meter hoch, hatte drei Augen, wild aussehende Haurähne, eine Krone aus

¹⁾ Dur krod.

²⁾ Tschos rgyal, sanskr.: Dharmarâja oder Yama.

Totenköpfen und war mit viel Silber und Gold geschmückt. An seinem Hinterkopfe flatterten lange farbige Seidenschärpen, von den Spitzen seiner Hörner züngelten goldene Flammen. Die Mongolenfürsten, ich und der Kambo ließen ihm einen großen Khádar und etwas Silber überreichen. Die beiden Dummen Auguste befestigten die überreichten Schärpen an seinen Hörnern, während viele Tibeter ihm einen Ko tou machten. Dann, in der linken Hand eine große Seemuscheltrompete mit einem Khádar und einer Fangschnur (Schleuder), in der rechten eine Keule mit einem Totenkopf schwingend, hopste und sprang auch dieser Götze, der gefürchtete Herr der Toten, in dem Hofe herum, nicht viel besser als ein verummter Südseeinsulaner. Bald folgten ihm noch achtzehn ähnlich aussehende Scheusale, die in der linken Hand meist das Schädeldach eines Menschen hielten, in der rechten einen dreikantigen Dolch, Purbu, schlangen. Nach langem Umhertanzen, Drehen und Schaukeln im Takte der Zimbeln, wobei die über und über seidegestickten Brokatgewänder gleißend in der Sonne schillerten, setzte sich endlich der Totengott auf den kleinen Teppich in der Mitte des Platzes, nahm ein langes Messer zur Hand, stach der aus Tsamba-teig geformten menschlichen Figur ins Herz und zerschnitt sie darauf in lauter kleine Stücke. Währenddem hatten sich alle die achtzehn anderen Teufelsmasken, die Hirschköpfe, Yakköpfe, Tiger-, Löwen-, Affen-, Geiermasken im Kreise um den König und Herrn des Totenreiches gelagert. Langsam im Takte sich drehend verschwanden nach dieser Zeremonie und nach einem neuen Reigen um den ganzen Hof die wilden Gestalten im Theatertempel. Drei neue Hirschköpfige tanzten nochmals, immer rasender, immer wilder mit ihren Geweihschlagern, endlich waren auch sie verschwunden. Die reichen Gewänder, die glitzernden Masken, die sonderbaren Bewegungen gaben inmitten der bunten Zuschauermenge bei dem in den Augen beißenden Weihrauch ein ganz einzigartiges Bild. Hätte die Aufführung nicht über zwei Stunden gedauert, so hätte man an irgend einen Spuk glauben können (Tafel XLVI).

Still, ohne Beifall, ohne besondere Bewegung hatte das Volk zugesehen. Die einzelnen Tänze dauerten sehr lange, wollten schier nicht enden. Als der Abt den Festplatz verlassen hatte, zerstreute sich das Volk wieder. Die Mönche aber mit dem Abt an der Spitze versammelten sich noch zu stundenlangen Gebeten in der Du kang-Halle.

Frägt man nach dem Sinn dieser Aufführung, so können die wenigsten eine Erklärung geben. Einige Lama, die ich aushorchte, sagten mir nur: „Die menschliche Figur auf dem großen Holzteller stellt den Herzog Mien vor, der zu Kaiser Yung Tscheng's Zeit¹⁾ hierher kam und Nordosttibet eroberte, während gleichzeitig Herzog Yo über Se tschuan nach Lhasa zog. Mien gung ye war ein sehr grausamer Eroberer. Er hat die acht damals in Gum bum wohnenden Hutukhtu zu sich kommen lassen und zu ihnen gesagt: ‚Da ihr ja Götter sein wollt und als Götter alles zu wissen vorgebt, so sagt mir, wann ihr sterben werdet.‘ ‚Morgen,‘ antworteten die Hutukhtu. ‚Nein, heute,‘ schrie sogleich der Herzog und ließ ihnen alsbald vor seinen Augen den Kopf abschlagen. Und der böse mandschurische Herzog lachte dazu aus vollem Halse und sagte: ‚Götter müssen wissen, wann sie sterben, das kann man von den Göttern ver-

¹⁾ 1722—1735. Es scheint die Rebellion des S. 190 erwähnten Lobzang Dandsin gemeint zu sein, doch ist die Eroberung von Tibet von 1719 damit verquickt.

langen. Es sind eben keine Götter.¹⁾ Unten auf dem Platzeingang hat man nach dieser Tat zum ewigen Andenken den acht toten Hutukhtu acht Tschorten errichtet, und jedes Jahr im Laufe des ersten Monats zerhackt Tschüs dyal beim Tanzfest den Körper des grausamen und gottlosen Mien gung ye zur Strafe für seine Verruchtheit“¹⁾).

Am Tage darauf, am 15. ihres I. Monats, stellten die Mönche auf einem freien Platz, draußen vor der Mauer des Tanzhofes, in großen Vierecken hohe Masten auf, die mit farbigen Ehrenschildern und mit vielen Wimpeln und Gebetflaggen geschmückt waren. In den Tempeln sah ich an diesem Tage auf einigen Altären kleine, aus Butter geknetete Buddhabilder und farbige Butterblumen, die auf dreieckige Bretter aufgeklebt waren. Auch an diesem Tage erhob sich wie an den Tagen zuvor am Vormittag ein stärkerer Westwind, darum trompeteten die Mönche den ganzen Tag unausgesetzt von den flachen Dächern ihrer Bethäuser, um den Windgöttern zu melden, daß sie dies Wehen heute unterlassen müßten. Am Abend war es auch wirklich windstill. Es mochten mittlerweile 20 000 Zuschauer zusammengeströmt sein, auch viele Chinesen hatten sich nun eingefunden, zahlreiche Offiziere aus der Stadt; auch die Frau des Ambans war erschienen, sowie der Kommissar der Lhasaregierung, ein Tibeter, der für gewöhnlich in Dänkar seinen Sitz hat.

Um 9 Uhr nachts wurde ich feierlich von den hei ho schang, den Polizeimönchen des Klosters, abgeholt. Voran einige Laternenträger, ging es von meinem Haus aus einige Schritte aufwärts am Tempel der Medizinbuddha vorbei. An der Wand des Du kang, gegenüber der großen Teeküche, fand ich schon das erste Butterbild. Ein großer breiter Altar von Tischhöhe war dort aufgestellt. Wie etwa ein Altarbild in unseren Kirchen erhob sich darauf hinten eine 4 m hohe, dreieckige Holzwand. Auf dieser war in der Mitte als Hochrelief ein fast lebensgroßes Buddhabild aus Butter zu sehen, und zwar an dieser Stelle der kommende Buddha (sanskrit.: Maitreya). Um die Figur her waren Blumen angebracht, die alle wie der Buddha selbst aus Butter modelliert waren, nirgends war auch nur ein Fleckchen von Butter frei geblieben. Alles war bunt bemalt, vielfach vergoldet, und gab im Scheine der Hunderte von Butterlampen, die auf dem Altar davor brannten, ein farbenprächtiges Bild. Die Feinheit der Ausführung war erstaunlich. Schon dieses eine Bild hatte weitaus meine Erwartungen übertroffen.

Weiter ging es von dort an zwei ähnlichen Butterbildern vorbei, die an der Wand links und rechts vom Eingang des Du kang-Vorhofes standen. Schon

¹⁾ Der geschichtliche Untergrund dieser Erzählung ist mir unerfindlich, denn die Mandchuren haben sich stets sehr wohlwollend den Gelugba gegenüber gezeigt. Derselbe oder ein ähnlicher Tanz wird noch an vielen anderen Plätzen in Tibet um die Jahreswende aufgeführt und er ist natürlich viel älteren Datums als 1723. Es enthält das Fest Erinnerungen an vorbuddhistische Zeiten, als noch Menschenopfer den tibetischen Göttern dargebracht wurden, um ein gutes neues Jahr zu bekommen (s. Tafel LI). Namentlich in Sagen finden sich noch viele Züge, die auf früheren Kannibalismus oder mindestens auf Menschenopfer bei den Tibetern hindeuten und die sich in dieser symbolischen Zerstückelung eines Feindes des Buddhismus bis in die jüngsten Sekten erhalten haben. Meist wird angenommen, daß die zerhackte Menschenfigur gLangdarma, der letzte Großkönig von Tibet, (914 [908]—917) sei, der, weil er den Buddhismus wieder austilgen wollte, von einem Mönch Lha lung pal, der sich tanzend ihm näherte, erschossen wurde.

dort staute sich die Menge, und je näher wir zu den Hauptbildern kamen, desto dichter wurde sie. Hier zogen die Polizeimönche ihre Peitschen heraus und teilten rücksichtslos nach links und rechts wuchtige Hiebe aus. Wir kamen aber trotzdem kaum vorwärts, auf den tibetischen Pelzmänteln fruchteten die Schläge nicht gar viel. Trotz der herrschenden 15° Kälte stand darum den Polizeimännern vor lauter Draufschlagen der Schweiß auf der Stirne, denn sie hatten vor mir schon einige lebende Buddha durch die Menge geleiten müssen, wobei sie wahrscheinlich noch viel kräftiger „gearbeitet“ hatten.

Endlich standen wir aber doch innerhalb der hohen Masten, welche die Mönche schon am Tage aufgestellt hatten. Große Seidendecken mit gestickten Buddhabil dern, Teppiche und schön gemalte chinesische Laternen sowie eine riesige, einen Baldachin bildende Goldweberei aus Kaschmir hingen dort über unseren Köpfen, vor mir aber baute sich ein Riesenrelief auf, das bei einer Breite von 8—10 m etwa 9 m Höhe hatte. Auf einem nach vorn treppenartig abfallenden Altar brannten viele Hunderte von Butterlampen, kleine Messingschalen voll Butter mit einem Docht in der Mitte, und beleuchteten ein verwirrendes Bild mit zahllosen Figuren, die alle aus Butter modelliert und angemalt waren. Reiter, Kamele, Elefanten waren darauf abgebildet. Es war wie eine der großen, Tangga genannten Tempelfahnen gemacht, nur eben alles in Hochrelief und aus Butter. In der Mitte in zweimal Lebensgröße thronte das Bild der Göttin Dschoma in wirklich künstlerischer Vollendung. Unten und auf den Seiten waren Tempel und Häuser dargestellt, die goldene Dächer hatten. Zu diesen bewegte sich ein Festzug, und Yak und andere Lasttiere schleppten allerlei Schätze herbei. Auf den Veranden der höheren Stockwerke saßen viele Frauen im Festschmuck. Das Bild stellte Srong btsan sgambo's Hochzeit mit der chinesischen Prinzessin Wen tscheng (der weißen Dschoma) vor¹).

Das zweite große Butterbild hatte etwa die gleichen Maße. In seiner Mitte saß eine Buddhakolossalfigur, auf den Seiten und unten war mit etwa fünfhundert je 20 cm großen Figuren der Empfang des Pan tschen-Lama beim Kaiser Kien lung in Peking im Jahre 1780 dargestellt. Die Prinzen und Prinzessinnen auf den Veranden, die Reiter und Sänften auf den Wegen waren alle sehr säuberlich modelliert. Über dem Buddhabil d befand sich ein großer Tempel, in dem von Zeit zu Zeit als bewegliche Marionette der rGesku-Lama mit seinem Stock erschien, worauf jedesmal viele Mönchlein, alle gleichfalls Buttermarionetten, in ihre Gebetbücher sahen. Kaum war die Puppe wieder verschwunden, so schauten sie ebenso flink wieder heraus. Hinter diesem Bilde war eine Musikbande aufgestellt, die bei meinem Erscheinen ein großes Getöse anhub, und jedesmal, wenn die rGesku-Butterpuppe erschien und mit ihrem Stock fuchtelte, machten die Musiker hinter dem Bild aufs neue einen Höllenlärm, und alle Zuschauer, Mönche und Volk, lachten und jubelten vor Freude.

¹) Srong btsan sgampo ist der größte tibetische König oder Kaiser. Er regierte in der ersten Hälfte des 7. Jahrhunderts, heiratete u. a. eine chinesische und eine nepalesische Prinzessin, führte in Tibet die Kursivschrift ein, die heute noch gebraucht wird, und machte seine Untertanen zu Buddhisten. Es gelang ihm, ganz Tibet unter seinem Zepter zu vereinigen und noch große Teile der Nachbarländer unter seine Gewalt zu bringen. Er residierte in Lhasa und ist der Erbauer des Schlosses auf dem Potala, das später die Residenz des Dalai Lama wurde.

sGrolma, allgemein Dschoma ausgesprochen, chinesisch meist Kwan yin pu sa genannt, ist identisch mit der indischen weißen Tara.

Nachdem ich die Bilder mit aller Muße betrachtet hatte, wurde ich in ein großes Prunkzelt geladen, das nebenan im Tanzhof aufgeschlagen worden war. Dort wurden Tee, Jujuben, Tsamba und Zucker angeboten und dort konnte man auch zum Dank einige Silberstücke anbringen. Damit hatte ich aber noch nicht alle Butterbilder gesehen. Im ganzen waren es zwölf Stück. Alle waren zwar um den Tsog la kang herum, d. h. in der Umgebung, aber doch außerhalb der den Golddachtempel einschließenden heiligen Hauptgebäude des Klosters aufgestellt. Alle hatten Buddhabilder in der Mitte, deren Namen aber meine Führer mir nie nennen konnten. Bei dem Rest der Bilder, die alle nur Mittelgröße hatten, waren oben an der Spitze Früchte und Blumen, auf den Seiten meist Szenen aus den Sagen von König Gesar¹⁾ und von Tang sen²⁾, wie z. B. Tang sen mit dem Steinaffen und allen seinen Freunden über den Yang tse setzt, dargestellt.

Rührend war es anzusehen, wie tibetische Pilger große Butterballen herbeischleppten und den Priestern gewissermaßen als Bezahlung für das Gesehene übergaben. Die Butterbilder dienen rein zur Schau. Nur ganz ausnahmsweise konnte man einen Tibeter sehen, der sich vor den Bildern zum Ko tou niederwarf. Es waren dies dann Leute, die kein Götterbildnis sehen können, ohne sich sogleich davor niederzuwerfen. Deren gibt es freilich in Tibet nicht wenige.

Schon bei Sonnenaufgang hatte ich mich am anderen Morgen mit meiner Kamera auf den Weg gemacht, um die Butterbilder auf die Platte zu bringen, aber ich fand den Platz bereits geräumt. Bloß die leeren Masten und Gerüste standen noch da. Nur eine Nacht lang, von etwa 7 Uhr abends bis 4 Uhr morgens, sind die Bilder zu sehen, an denen viele Dutzend Mönche monatelang gearbeitet haben und deren Herstellung jedesmal das Kloster ein kleines Vermögen kostet. Mit Mühe erhielt ich an diesem Morgen von dem San lao ye einen butternen Reiter aus dem Gefolge des Srong tsang sgambo. Die Bilder waren alle schon zerstört und in eine Grube geworfen worden, in welcher die verwendete Buttermasse bis zum nächsten Jahre aufbewahrt wird. Der Reiter, welchen mir der San lao ye „geschenkt“ hatte, zeigte dünn mit Stroh überzogene Eisenstifte, die in die den Hintergrund bildende Holzwand eingetrieben waren. Die eigentliche Formmasse bestand aus einem mit der Zeit schwärzlich gewordenen Butterstück, das einen stark ranzigen Geruch verbreitete. Jedes Jahr machen sich neue Künstler mit neuen Einfällen ans Werk, sowie im Anfang des Winters die Kälte anhält. Da die Leute ständig mit kaltem Wasser zu arbeiten haben, so soll es kein beneidenswertes Geschäft sein³⁾.

Zwei Tage nach dieser Festnacht hatte das Kloster wieder ganz sein gewöhnliches Aussehen. Die wohltuende, wunderbare Ruhe wurde nur manchmal durch die Baßtöne der Hörner unterbrochen. Auch nachts klang oft Hörner- und Flötenklang an mein Ohr; Gebete, die irgend ein Mönch auf seinem Hausdach in monoton dahinrauschendem Basse sang, tönnten durch das Tal und ließen mich selbst in Träumen die fremdartige Umgebung mit dem einzig in der Welt dastehenden Kult und Gepränge nicht vergessen.

¹⁾ s. Bd. II, S. 158 u. 159.

²⁾ Hsüen Tsang, s. Bd. II, S. 23—27.

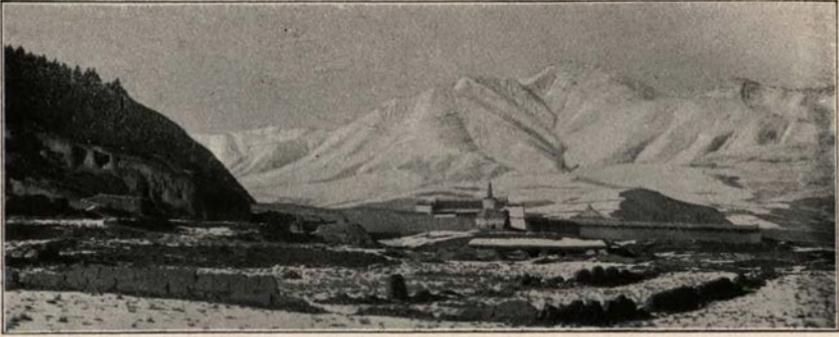
³⁾ Der japanische Mönch Kawagutschi teilte mit, daß auch in Lhasa am 15. des I. Monats Butterbilder gemacht werden. Die Darstellungen scheinen dort aber lange nicht so groß zu sein. Er spricht nur von 120 Figuren. Sie sind dort nur für eine kleine auserwählte Schar bestimmt (s. Ekai Kawaguchi, *Three years in Tibet*).



Frauen der Turen auf der Messe von Wei yün bu.
(Bäuerinnen aus den Tälern im Nordwesten.)



Bäuerinnen auf der Messe von Wei yün bu.



Der „Daban schan“ und im Vordergrund das Kloster Gomangse.



Die Messe in Wei yün bu.



Die Gläubigen verbeugen sich vor dem Kambo von Gum bum.

VII.

Weiyüan bu und seine Tu ren.

Nach Hsi ning fu zurückgekehrt, war ich vollauf beschäftigt, meine photographischen Platten zu entwickeln. Auch gab es verschiedene Einladungen bei Beamten und Offizieren. Dabei entpuppte sich der Hsi ning hsien (Tafel XXXVI) als ein bewunderungswürdiger Mogler im Trinken, der immerfort anderen zu-trank, aber als vorsichtiger Mann und Diplomat selber keinen Tropfen berührte. Interessant war die raffinierte Art, wie dieser Hu pe-Chinese seine Kunst ausübte. Bei einer Einladung, die ich in einem Tempel¹⁾ gab, hatte er meine Diener bestochen, ihm nie etwas einzuschenken, aber doch das Eingießen des Schnapses in die Porzellanschälchen, aus denen die Chinesen trinken, zu simulieren.

Da in Hsi ning niemand außer mir photographierte, so hatte ich in dieser Zeit auch vollauf zu tun, die Beamten, ihre Gemahlinnen und Töchter aufzunehmen. Tagtäglich wurde ich dazu aufgefordert. Die Frauen wurden dabei als eine zwar kostbare, aber doch als eine Art Ware behandelt. In meiner Gegenwart redeten die betreffenden Ehemänner und Väter nie zu ihren Frauen und Töchtern, auch mir war es natürlich nicht erlaubt, in Gegenwart der Männer die Frauen anzusprechen. Unter den Hsi ning- und Dankar-Chinesen gilt es sogar für unschicklich, wenn ein Mann mit den Frauen seiner Brüder spricht. Die Schwägerinnen haben für den Schwager vollkommen Luft zu sein, auch wenn der Familienbesitz nicht geteilt ist und alle zusammen in einem Haushalte leben²⁾. Dagegen ist es, zumal unter den Mohammedanern, der Brauch, daß, wenn ein Bruder stirbt, der nächstälteste der Familie die Witwe als Ehegattin mit übernimmt; er „erbt“ sie gleichsam, denn sie hat ja die Familie bares Geld gekostet.

Die Stellung der Frau drückt sich am deutlichsten wohl darin aus, daß jede Frau, die geboren hat, vierzig Tage lang für unrein gilt. Zehn Tage lang darf sie ihre Hütte nicht verlassen und nicht einmal in ihren Hof sitzen, denn sie ist unwürdig, daß die Sonne sie anscheint. In den ersten zehn Tagen nach der Geburt gilt sogar der Mann für unrein und darf mit niemand verkehren. Ist er Kaufmann, so ist er durch die Sitte gezwungen, über diese Zeit seinen Laden zu schließen oder, wenn er das nicht will, so lange einen Stellvertreter anzu-

¹⁾ Im Ehrentempel des berühmten Tung fu hsiang, den ihm die dankbare Stadt für die Befreiung von den Dunganen 1899 setzte und in dem ihm schon bei Lebzeiten Weihrauch geopfert wurde. Der Tempel war der schönste der Stadt, denn er war noch neu. Da man aber in Hsi ning einer vielfach in China verbreiteten Sitte huldigt, daß man lieber einmal einen ganz neuen Tempel stiftet, als jährlich etwas Geld zur Erhaltung der alten, so wird wohl auch das neue Gebäude in wenigen Jahrzehnten als halberfallene Ruine dastehen wie die anderen Tempel der Stadt.

²⁾ Schon in den ältesten klassischen Sittenlehren steht, daß Schwager und Schwägerin sich nicht berühren sollen. Wenn er ihr etwas, z. B. Geld, zu geben hat, so legt er es vor ihr auf den Tisch oder den Boden.

stellen, er darf aber seinen Laden und sein Geschäft nicht betreten. Viele chinesische Ehemänner verreisen deshalb rasch, wenn eine Geburt in ihrer Familie bevorsteht, um so den Verdacht der Unreinheit von sich abzuschütteln.

Nur wenige Tage nach meiner Rückkehr vom Kloster Gum bum starb mein Hausherr, in dessen umfangreichem Gebäude ich den dritten und hintersten Hof mit den daran liegenden Häuschen gemietet hatte. Gerade vor meinem separaten Hoftore wurde der Tote in den folgenden Tagen aufgebahrt, und dort gingen auch die verschiedenen Leichenzeremonien vor sich, so daß ich die ganze Feierlichkeit mit aller Muße überschauen konnte. Die Familie des Verstorbenen war nur leider erst vor wenigen Generationen aus Schen si eingewandert, sie galt noch als fremd, war eine von „unten“, wie man in Hsi ning sagt. So waren nicht sehr viele Verwandte da, die Familie war auch nicht reich, alles ging deshalb relativ einfach zu und man beilte sich so viel wie möglich. Immerhin waren die Umständlichkeiten nach unseren Begriffen ganz enorm.

Der Mann war sehr alt geworden und dann rasch gestorben. Es war aber den Angehörigen gerade noch geglückt, der guten Sitte zu genügen und dem Sterbenden bei Lebzeiten die langen seidenen und wattierten Sterbekleider anzuziehen, auch ihn von seinem Ofenbett weg auf eine kleine Pritsche zu legen und in dem Mittelraum des Haupthauses aufzubahren, damit die Seele leichter ihren Weg ins Freie finde. Die Söhne hatten sich also noch im letzten Augenblick als pietätvolle Kinder gezeigt. Dem Toten legte man gleich nach Eintritt des Endes Geld in den Mund, damit er nicht stumm sei, wenn er wiedergeboren werde, aber er wurde weder gewaschen, noch wurden ihm die Augen zugeedrückt. Wie vergessen lag er in den ersten Tagen in dem Sterbezimmer, dessen Türen und Fenster weit offen standen. Tagsüber hörte ich nur öfter den Namen des Mannes, sowie „Vater“, „Großvater“ rufen, und am ersten Abend bewegte sich vom Sterbehaus aus ein langer Zug von taoistischen Priestern mit vielen Laternen, mit Gong, Triangeln und Trommeln durch die Straßen der Stadt und machte einen Höllenspektakel. Hinter diesen Priestern wurde eine große Sänfte getragen, in der sich auf dem Sitz ein Brett mit dem Namen des Verstorbenen befand. Nach dieser Sänfte kam noch ein Tisch mit allerlei Opfern und dahinter wankten in gebückter Haltung, in den weißen, rohen Trauerkleidern aus Hanf, von Freunden und Lohndienern gestützt, der Sohn und der Enkel. Sie hatten noch immer nach dem „Gui“, d. h. nach der Seele des Verstorbenen, zu suchen. An allen Ecken und Kreuzwegen blieben sie dazu stehen, riefen seinen Namen und suchten eifrig am Boden. Denn es ist chinesische Vorstellung, daß der Tod eingetreten ist, weil die Seele den Körper verlassen hat, und daß der Körper weiterzuleben vermöchte, wenn nur die Seele, der „Gui“, in ihn zurückkehren wollte oder zurückfinden könnte. Der Gui wird höflichst eingeladen, wiederzukommen¹⁾.

¹⁾ Ob allerdings „gui“ (kwei) mit unserem Wort „Seele“ zu übersetzen ist, dürfte sich fragen, denn die gewöhnliche Volksphilosophie in Kan su lehrt, ein Mensch habe drei „gui“ und sieben „schen“ (Geister). Von den drei „gui“, die substantiell gedacht werden und zum Yin-Prinzip (s. S. 21, Anm. 1) gezählt werden, während die sieben „schen“ immateriell sind und zum Yang-Prinzip gehören, bleibt der eine nach dem Tode bei den Knochen, der zweite haftet mit Hilfe der taoistischen Priester an dem Totentablette, das den Namen des Abgeschiedenen trägt. Diese beiden erlösen mit

Am dritten Tag wurde die Leiche in den Sarg gelegt, der über 2 m lang und aus 2¹/₂ Zoll dicken Bohlen gefertigt war. Der Sarg war wie das Sterbegewand des Alten schon viele Jahre zuvor gekauft und in einem Winkel des Hauses aufbewahrt worden. Die Füße wurden dem Toten zusammengebunden, sein Kopf auf einen Ziegelstein gelegt. Jeden Tag versammelten sich jetzt nach Sonnenaufgang alle Angehörigen der Familie mit ihren Frauen für eine halbe Stunde in dem Sterbezimmer um den Sarg und heulten laut, so daß es die ganze Nachbarschaft hören mußte. Dabei wurden auf einem mit einem weißen Tuch bedeckten Tisch vor dem Sarg Tee und Süßigkeiten bereitgestellt, Schnaps ausgeschüttet und Kerzen und Weihrauch angezündet. Am Ende der halben Stunde brach man ebenso plötzlich, wie man begonnen hatte, mit dem Heulen und Wehklagen ab, die Tränen trockneten und man ging wieder an sein Geschäft oder ans Essen, um erst 24 Stunden später weiterzuheulen.

Am sechsten Tag kamen aufs neue die taoistischen Priester in das Haus und schlugen Zelte und Baldachine im Hofe vor meiner Türe auf¹). Musiker erschienen und auch Köche, die für die vielen, ihr Beileid bezeugenden Verwandten und Gäste zu kochen hatten. Von den Priestern war mittlerweile ein Reisepaß für das Totenreich, eine schriftliche Lobrede auf grauem Papier, ausgestellt worden, und dieser wurde nun dem Verstorbenen in die Geisterwelt nachgesandt, d. h. er wurde unter mancherlei Anrufungen verbrannt. Auch wurden einige halblebensgroße Diener aus Papier, dazu große, aus Papier verfertigte Silberstücke und viel Kupfergeld, das gleichfalls aus Papier herausgestanzt war, verbrannt, so daß der Tote eine ganz gute Aussteuer mitbekam²).

Drei Tage lang dauerte das Rezitieren und monotone Hersingen von Gebeten und Anrufungen, wobei der leitende Priester, der in einem gelben, mit blauen Drachen bestickten Gewande erschien, bei jedem Wort auf einen „Fischkopf“, eine hohle, mit einem Schlitz versehene Holzkugel schlug und seine Begleiter mit Gong, Glocken und Trommeln einen ohrenbetäubenden Lärm

der Zeit. Der dritte „gui“ soll allein unsterblich sein. Er wird auch von den Chinesen buddhistisch verwendet, hat die Hölle zu passieren und wird später unter Umständen wiedergeboren. Da aber viele Chinesen nichts von der buddhistischen Lehre der Wiedergeburt wissen, so wird oft behauptet, diese dritte Seele lebe unsichtbar mit der Familie weiter; sie „spukt“, sie kann den Lebenden schaden oder auch nützen.

¹) Buddhistische Priester sah ich die Chinesen Nordwestchinas hierzu nicht verwenden. Lamapriester werden höchstens an Orten gebraucht, wo die Chinesen mit Tibetern untermischt wohnen. Die Stadt Hsi ning fu ist aber eine chinesische Stadt, in der außer Chinesen nur einige wenige Mandschuren und Tu ren leben.

²) De Groot, *The religious system of China*, Bd. I, S. 80, berichtet von der überwiegend buddhistischen Provinz Fu kien in Südchina, daß dort die Chinesen annehmen, durch jede Geburt werde eine arme Seele aus dem Hades befreit. Die Seelen hätten dort immer erst ein großes Lösegeld an den Totengott und dessen Schergen zu bezahlen, ehe sie loskommen könnten. Um diese Summe bezahlen zu können, müßten die Seelen bei anderen Seelen Geld pumpen, und deshalb würde die Seele eines jeden Abgeschiedenen, sowie sie wieder in den Hades zurückkehre, von ihren alten Gläubigern gedrängt, die alten Schulden einzulösen, denn diese seien auch bestrebt, das Lösegeld zusammenzubringen, um wieder so rasch wie möglich auf die Erde zurückkehren zu können. Auch herrscht die Vorstellung, daß es besonders nützlich sei, gleich Kupfergeld mitzusenden, weil ja natürlich eine eben von der Erde zurückkehrende arme Seele den Kurs des Hadeskupfergeldes nicht wisse und deshalb von den dortigen Wechslern erst betrogen werde und nur mit großem Verlust gewechselt bekomme! Das gibt tiefe Einblicke in das chinesische Volksempfinden.

machten, der weit unter der lamaistischen Musik der tibetischen Klöster rangierte und am ehesten mit einer „Katzenmusik“ oder dem Lärm eines oberbayrischen Haberfeldtreibens zu vergleichen wäre. Vor dem Sarge, der immer unter der offenen Haustüre stand, wurden unter der Aufsicht der Priester von dem Sohne aufs neue die Opfertaben und das Essen für den Toten auf einen Tisch gestellt, ein ganzes geschlachtetes Schwein, ein Hahn, ein Schnapskrug, Brote mit Gemüsefüllung und Süßigkeiten. Der Tee und der Schnaps wurden auf ihre Anweisung später auf den Boden ausgegossen.

Es würde zu weit führen, wollte ich an dieser Stelle den genauen Hergang der dreitägigen und umständlichen Totenfeier erzählen. Die Bestattungen sind sich ja in den verschiedenen Teilen des Chinareichs in ihren Hauptzügen sehr ähnlich. Die eine der Seelen des Verstorbenen wurde von dem Priester in ein etwa $\frac{1}{2}$ m langes und ganz schmales Holzstück gebannt und dann der Sarg geschlossen. Eine Menge Leute, Bekannte und Unbekannte, erschienen und machten vor dem Sarg ihren Ko tou, währenddessen Laienmusiker mit einsaitigen Fiedeln und kleinen Trompeten einen anderen, womöglich noch kläglicheren Spektakel verursachten. Beim Ko tou eines jeden Kondolierenden mußten die Familienangehörigen, welche die ganze Zeit über barfuß in Sandalen und in ihren weißen und rohen, aus Sackleinwand gefertigten Trauerkleidern und Trauerhüten links und rechts vom Sarge knieten, mit einem Ko tou danken und mit ihrer Stirne den Boden berühren. Jeder, der sein Beileid durch den Ko tou und durch eine kleine Weihgabe bezeigt hatte, bekam sodann ein Essen mit Schnaps von den Hinterbliebenen gereicht, und Gottes- oder vielmehr Geisterdienst, Ko tou, Laienmusik und Abpeisung, alles spielte sich in demselben Hof vor meiner Zimmertüre ab. Alle Bettler der Straße, selbst die Sträflinge aus dem Ya men mit ihren schweren eisernen Ketten und Stangen und breitem, kragenartigem Holzkang kamen dazu in den Hof, machten ihren Ko tou und bekamen zum Dank ihr Essen gereicht.

Die Leichenfeier kostete dadurch die Familie viel mehr, als sie an Bargeld besaß. Es nahm mich darum auch nicht wunder, daß mich der Sohn des Toten gleich am ersten Tag nach dem Ableben seines Vaters um ein kleines Darlehen und um Vorschuß auf die Hausmiete anpumpte.

Als dann eben der Sarg unter Abbrennen von vielem Feuerwerk durch das Hoftor hinausgetragen wurde, kamen die fünfundzwanzig Soldaten des Amban, die zwölf Tage zuvor nach dem Kuku nor zur Verfolgung der tibetischen Räuber aufgebrochen waren, und trieben die mir geraubten Pferde und Yak in meinen Hof herein. Selbst die alte Hündin, die ich zwei Tage vor dem Überfall gekauft hatte, war wieder zurückgebracht worden. Von der Ausrüstung aber wurden nur einige zerbrochene Sättel, sowie ein zerhauener Teekessel und ein halber Schlittschuh abgeliefert, das übrige hatte andere Herren gefunden. Wer die Räuber gewesen waren, war von den Soldaten nicht herauszubringen. Sie sagten nur, „wilde Tibeter vom Süden“ seien die Übeltäter. Eine auf etwa dreißig bis vierzig Mann geschätzte Räuberschar habe drei Tage vor dem Überfall auf mich einen tibetischen Stamm im Norden des Kuku nor überfallen und 150 Pferde geraubt, sei aber von dem betreffenden Stamm mit Übermacht verfolgt worden und habe bei dieser Verfolgung den ganzen Raub und noch drei Tote verloren. „Dieser Räuberschar bist du in die Arme gelaufen, Herr; zwei Tage lang haben sie dich ausspioniert, ehe sie dich angriffen. Eure Ver-

teidigung hat aber einen solchen Eindruck auf sie gemacht, daß sie die bereits gestohlenen Tiere später wieder losgelassen haben. Wir trafen die Ponys etwa zehn Kilometer von dem Überfallplatz entfernt ruhig in einem Tale grasend. Dort fanden wir noch drei Tote, die alle unbekleidet und steif gefroren dalagen.“

Am selben Abend ließ mir der Amban noch sagen, es hätte sich gezeigt, daß die Räuber nicht aus seinem Gebiet stammten, daß diesen Winter besonders viele Räuber aus dem Süden an den See gekommen seien, daß er also die Sache nicht weiter verfolgen könne.

Acht Yak in einer großen Chinesenstadt zu haben, ist keine Kleinigkeit. Und jeder, der China kennt, wird mich verstehen, daß ich nicht wenig erschrak, als man mir die Tiere ins Haus trieb. Viele von den Stadtbewohnern hatten die plumpen schwarzen Wiederkäuer noch nie vorher gesehen und belagerten den ganzen Tag mein Gasthaus. Die Yak in der Stadt zu lassen, war ausgeschlossen, und als ich sie verkaufen wollte, boten mir die Metzger 1 Tael (3 Mark) pro Stück, da sie glaubten, ich müsse die Tiere unter allen Umständen los werden. Darum mietete ich einen Mann, der die Tiere im Süden, eine gute Tagereise von Hsi ning fu, auf den Bergen zu weiden hatte. Die Ponys aber ließ ich nicht aus den Augen und nahm sie alle auf meine nächsten Ausflüge mit mir.

Zunächst reiste ich auf eine große Messe, die alle Jahre in den ersten zehn Tagen des zweiten chinesischen Monats in der Umgebung von Wei yüan bu gefeiert wird. Schon ein eintägiger Ritt brachte mich dorthin¹⁾.

Dieses Wei yüan bu ist ein Marktflecken, liegt in 90 Li Entfernung im Nordnordosten von der Stadt Hsi ning und sitzt, geologisch gesprochen, noch in demselben roten tertiären Tonbecken wie die Präfekturstadt Hsi ning und das Kloster Gum bum. Erst wenn man von dort noch etwa 10 km weiter nach Norden oder Osten geht, ist man am Rande des Beckens angelangt und trifft wieder Granite und Schiefergesteine, die aus dem lößbedeckten Tertiärland herausragen. Von Nord nach Süd gemessen ist deshalb die Breitenausdehnung der roten Tone des Beckens von Hsi ning fu 50—60 km. In der Neuzeit wurden diese roten Schichten so mannigfaltig in Täler und Schluchten zerlegt, daß heute auch aus diesem Tertiärgebiet ein bizarres Bergland geworden ist. Das Material ist so weich, daß die Talsohlen der größeren Bachläufe bereits breit ausgewaschen sind. An der Stelle, wo Wei yüan bu liegt, ist durch den Zusammenfluß von zwei solchen breitsohligen und zugleich fruchtbaren Tälern eine größere Ebene von mehreren Quadratkilometern Fläche entstanden. Diese Erbreiterung ist jedenfalls auch die Ursache für die Anlage und Bedeutung des Platzes.

Wei yüan bu ist nämlich ein wichtiger Platz. Man kann es geradezu ein Städtchen nennen. Es hat einen Zivilbeamten, der heute dem Hsien von Hsi ning untersteht, ist Sitz eines Hauptmanns und Unterleutnants, besitzt eine Stadtmauer, ein ganzes halbes Dutzend Pfandhäuser, allerlei Handwerker. Vor allem sind unter seinen Bewohnern bedeutende Schnapsbrenner, die ihr Fabrikat bis nach Lan tschou und weit hinein nach Tibet exportieren, und

¹⁾ Prschewalskis Yjam bu. In Prschewalski, Reisen in Tibet, übersetzt von Stein, werden die im folgenden besprochenen Tu ren als Daldy, Doldy und Tunschen angeführt, und Prschewalski meint, sie stammen aus Samarkand und seien eine Mischung der arischen und mongolischen Rasse.

viele Mühlenbesitzer, deren Mühlen wie überall in Osttibet, wo es Mühlen gibt, durch ihre vertikalen Radachsen und das horizontal gestellte Schaufelrad auffallen. Beim Zensus von 1895 hatte es 820 Familien. Für mich aber war Wei yüan bu wichtig als heutiger Haupt- und Marktort der Tu ren, die der Verwaltung des Hsien von Hsi ning unterstellt sind.

Wörtlich übersetzt heißt Tu ren (tu jen) Erdmensch. Es ist ein chinesisches Wort und hat die Bedeutung von Eingesessener. Gemeint sind damit diejenigen Leute, die vor der letzten chinesischen Überflutung schon im Lande waren. Dieses letzte zahlreichere Eindringen der Chinesen begann in der Mongolendynastie (1260—1368) und hält seither an. Die Tu ren von Wei yüan bu sind ein ganz eigenartiges Völkchen. Viele sagen, sie hätten nur einen einzigen Gott, an den sie glaubten. Aber sie sind, wie die Chinesen, auch Buddhisten. Sie haben nur daneben den Bönbo gleichzustellende Schamanenpriester, die sich in erster Linie mit Wettermachen und Hagelbeschwören abgeben. Auf dem Wege von Hsi ning nach Wei yüan bu stößt man überall auf Lehmtürmchen und zahlreiche kleine Steinhaufen, die die Hagelbeschwörer zum Schutze der Felder errichtet haben.

Die Tu ren-Männer kleiden sich meist wie Chinesen, manche haben aber auch halblange kaftanartige, wollene Röcke wie Tibeter an und sie wickeln sich wie die ärmere Bevölkerung Nordchinas die Waden bis zum Knie herauf mit grauen oder blauen Binden ein. Sehr schwierig, ja unmöglich ist es, aus dem Gesichtsschnitt und der Körperbildung einen Tu ren von einem Chinesen zu unterscheiden (Tafel LIV). Sie sind vielleicht im Durchschnitt kleiner und haben breitere Gesichter als die Chinesen. Aber wie man unter uns Europäern nur aus gewissen Äußerlichkeiten und nach der Sprache mit Bestimmtheit einen Vertreter dieser oder jener Nationalität erkennt, so geht es mit allen mongoloiden Völkern am anderen Ende Eurasiens. Ein wirklich prägnanter Unterschied der Körperbildung, der eine Täuschung und Verwechslung ausschließt, besteht nicht.

Die Männer trugen — wie es sich für treue Untertanen des Kaisers von selbst verstand — den mandschurisch-mongolischen Zopf und rasierten sich im übrigen ebensoviel außen um diesen Zopf herum wie die Chinesen. Es gibt ihrer heute noch viele Tausende (angeblich 20 000 Familien). Die Zahl ihrer Fürsten (tu se) ist allein in der Hsi ning-Präfektur mehr als 12, früher 16 oder 18. Diese erhalten von ihren Untertanen Geschenke und Grundsteuern, sprechen Recht und vertreten sie den chinesischen Beamten gegenüber. Sie unterwarfen sich schon 1372, im vierten Regierungsjahr des ersten Ming-Kaisers (Hung wu), und erhielten dafür ihren alten Adel bestätigt. Sie haben alle neben mongolischen Namen chinesische Geschlechtsnamen, und zwar heißen drei Tu se Li, zwei Tsch'i, weitere Yi, Tschen, Wang, Na, Tschao, Tschu usw., und alle sind seit der Yüan-Dynastie immer treu geblieben, als ob sie echte Chinesen wären. Sie hatten während der Mohammedaneraufstände auch wie Chinesen zu leiden.

Auch an der alten Hauptstraße zwischen Lan tschou und Hsi ning fu in der Gegend des Zusammenflusses von Da tung ho und Hsi ning ho wohnen Tu ren in einzelnen Dörfern zwischen Chinesen und Mohammedaner eingestreut. Es sind Untertanen des Lu Tu se, der am unteren Da tung-Fluß in Lien tschen residiert. Kommt man durch solch ein Tu ren-Dorf, so zeigt sich am Alltag wenig Besonderes. Es sind die gleichen Häuser aus gestampftem Lehm mit einem flachen Lehmdach, wie sie auch die Kan su-Chinesen bauen. Höchstens

fällt auf, daß die Frauen in den betreffenden Orten natürlich gelassene oder nur mäßig zusammengeschnürte Füße zeigen.

Die Tu ren sprechen heute größtenteils Chinesisch, haben sich jedoch daneben noch eine eigene Sprache erhalten, die nur sie verstehen. Diese wird nicht geschrieben und ist in viele Dialekte gespalten. Wie mir mehrfach versichert wurde, kennt fast niemand die mongolische Schrift. Die Tu ren-Sprache aus der Umgebung von Wei yüan bu ist zu sieben Zehnteln aus mongolischen Worten zusammengesetzt, die übrigen drei Zehntel haben viel Eigenartiges, wahrscheinlich Türkisches, enthalten aber auch tibetische und chinesische Worte¹⁾.

Die Tu ren von Wei yüan bu sagten mir, sie seien Mongolen. In ihrer eigenen Sprache nennen sie sich „mongrolken“, und während sie die anderen und eigentlichen Mongolen der Umgebung „h'ara monggo“, also schwarze Mongolen nennen, sprechen sie von sich als den „weißen“ oder „gelben“. Die meisten sind heute Bauern wie die später in das Land eingewanderten Chinesen. Viele von ihnen sind sehr stolz und selbstbewußt und halten sich für etwas ganz Besonderes und etwas weit Besseres und Vornehmeres als die Chinesen und Tibeter. Sie lieben auch die eigentlichen Mongolen nicht. Es geht dies schon deutlich aus deren Beinamen „h'ara“ = schwarz hervor, es bedeutet dies natürlich zugleich böse, während sie selbst die tsah'an, die weißen, guten Schafe sind. Im Chinesischen nennen sie sich selbst „Tu ren“. In einem Tal im Westen von Wei yüan bu sagten sie zu mir: „Wir hier sind ‚Tu gu h'u ren‘ und wir sind diejenigen, die zuallererst da waren.“ Diejenigen freilich, die sich als Tu gu h'u ren (oft auch Tu gu h'ung ausgesprochen) bezeichneten, fand ich nicht sehr zahlreich, höchstens noch 2000 Köpfe, sie hatten keine eigenen Fürsten, sondern unterstanden dem Hsien von Hsi ning und Niem be direkt. Sie erzählten mir: „Wir haben hier Ackerbau getrieben, als alle anderen noch wild und un-zivilisiert waren“²⁾.

¹⁾ Bereits diese kleine Probe hier dürfte den Zusammenhang mit dem Mongolischen zeigen:

1 = nigä	90 = yeren	lebender Buddha = Yerech'tuch'te
2 = hor	100 = negadyon	Tee = dya
3 = horän	ich = bu (wu)	Teetasse = aira
4 = deren	du = tschi	Himmel = tingere
5 = t'awen	er = tie	Tempel = larang
6 = dyurgon		Pferd = more
7 = dölön	Kein Pluralpronomen	Maultier = lossa
8 = nimen	Mann = de dyeken	Pflug = radschar fulin (diasse mongolisch am Kuku nor [=chines. das Handwerkzeug])
9 = schetsin	Frau = wereken	Haus = ger
10 = háran	Kind = mola beli	Zelt = re (die schwarzen, mongu bau [chines.] die mongolischen)
11 = haran nigä	Mohammedaner = h'ui h'ui	reiten = moru h'anä
20 = horun	Chinesen = h'ara tschitad	gehen = so wade
30 = h'otschin	Gumbum = sgumbun	ich bin gekommen = tschüre wu
40 = tetschinn	Kopfputz der Frauen = nudar	ich bin gegangen = tschisch
50 = t'a yin	Kamel = temien	tschöwu
60 = tscheran	ich esse = wu tschilarä	
70 = dalan	Brot = borzordeno	
80 = wayen	Buddha = skopyo renbodye	

²⁾ Wieger, S. J., *Textes historiques*, Bd. 2, S. 1070 zitiert aus den chinesischen Chroniken: T'ou kou hounn (oder deutsch T'ugu hun) war der älteste Sohn von „Chée koei“, dem Khan der Sien pi (Hsien be = Tungusen?), stammte aber von einer Nebenfrau. Sein Vater gab ihm eine Horde, das eigentliche Erbe erhielt dessen legitimer Sohn „Mou joung hoi“. Nach des Vaters Tode (um 308 n. Chr.) hatten die Brüder einen Wortwechsel, weil sich ihre Pferde gegenseitig geschlagen hatten. „T'ou kou hounn“ verließ mit seiner Horde seine Heimat in der heutigen Mandchurei und überschritt den Liao-Fluß. Um jene Zeit war das chinesische Reich in viele kleine Fürstentümer gespalten und im heutigen Schen si herrschten Hunnen. Die Horde des „T'ou kou hounn“ zog weiter und weiter nach Südwesten, bis sie in der Gegend des Kuku nor gute Weideplätze fand. In der Kuku nor-Gegend wurden die T'ou kou hounn in der Folgezeit des öfteren von chinesischen Chronisten erwähnt.

Einige Tu ren-Lehrer von Wei yüan bu behaupteten, daß ihre Vorfahren in der Zeit der Tang-Kaiser (620—907) noch im Norden der heutigen Provinz Schan si wohnten. Ihr damaliger Fürst sei Li ts'in wang (König Li) gewesen, dieser habe dreizehn Söhne gehabt und sei dem Tang-Kaiser in dessen großer Not beigestanden, indem er den „Hoang ts'ao“ besiegt habe. Sie seien immer frei gewesen und erst in der Ming-Zeit seien sie unter die Chinesenherrschaft gekommen. In der Zwischenzeit habe sie ein Fürst mit dem Titel „Nan ding wang“ beherrscht und dieser soll den Kaiser gegen die Einfälle der Tibeter unterstützt haben, d. h. er war eine Art Grenzwächter für die Chinesen¹⁾.

¹⁾ An verschiedenen Stellen ihres Reiches haben die Chinesen fremde Völker übrig gelassen. Sie drängten sich immer, wie wir es im Hsi ning-er Tal deutlich sehen können, den Handelsstraßen entlang in ihre Nachbarländer ein und ließen die früheren Einwohner, wenn sie nicht ganz energisch von ihnen gereizt wurden, in den Gebirgen neben sich. In den Bergen von Süd-Hu nan haben sich so bis heute „die wilden Yao“ erhalten, und im Südwesten Chinas leben zwischen die Chinesen eingesprengt die Stämme der Miao tse, der unabhängigen Lolo u. a. m. Im Nordwesten, bei Hsi ning, begannen die Chinesen — wie oben S. 175 und 188 erwähnt — schon vor über 2000 Jahren vorzudringen. Sie wurden aber durch immer neue Störungen von Nomaden aufgehalten, nachdem 177 v. Chr. die Hsiung nu (die Hunnen) die heutige Zentralmongolei erobert hatten. Mit Beginn des 4. Jahrhunderts tauchen die Tu ku hun (früher wahrscheinlich immer Tu yü hun ausgesprochen) mit 1100 Familien in Kan su und am Kuku nor auf. Sie sollen — wie vorhin gesagt — eine östliche Abzweigung der Hsiung nu vorstellen und turko-mongolischen Stammes sein. Im Jahre 445 eroberte einer ihrer Khane die reiche Stadt Khotan in Turkistan und tötete den dortigen König. 556 bestanden sie mit Türken, die von Norden kamen, schwere Kämpfe. Um 590 zählten sie 15 000 Familien und im Lauf der Jahre machten sie wiederholte Einfälle tief in chinesisches Gebiet hinein, bis schließlich 635 (nach über 300 Jahren) die Chinesen ihnen eine empfindliche Schlappe beibrachten. Kurz darauf (663) wurden sie von den Tibetern, die im Süden saßen, und deren Stämme damals gerade der größte tibetische Herrscher Srong btsan sgam bo unter seinem Zepter vereinigt hatte, aufs Haupt geschlagen. Die Tibeter (die Tu fan der chinesischen Chroniken) vertrieben sie von den saftigen Weiden des Kuku nor und jagten sie in das Nan schan-Gebirge, und ihr letzter König soll mit Resten seines Volkes vom Nan schan nach Ning hsia geflüchtet sein, wo die Nation angeblich ums Jahr 672 verschwand. Sie werden aber in der Folge noch einige Male im „Tang schu“ erwähnt. Reste von ihnen müssen sich noch in Kan su haben erhalten können.

Das Volk der Tu ren sitzt nun nicht bloß um Wei yüan bu (mit etwa 3000 Familien), sondern mit einigen hundert Familien bereits südlich des Hoang ho bei Bau ngan zwischen Tibetern und Salaren eingeklemmt, weitere 2000—3000 Familien sitzen in San tschuan, an den unzugänglichsten Stellen des Hoang ho unterhalb Hsün hoa ting, endlich 2000 Familien am Da tung ho, und ganz im Norden gehören die sogenannten Hoang fan oder „gelben Barbaren“ in den Tälern der Richthofenkette des Nan schan, am Oberlauf des Edsingol, dazu. Es sind große Volksreste, die es für jeden sehr wahrscheinlich machen, daß sie einst zu etwas Besserem und Größerem gehört haben, und da in den chinesischen Chroniken von keinem anderen Volk als später den Khoschoten-Mongolen erzählt wird, daß es hier ein bedeutenderes Reich gründete, so „müssen“ fast schon deshalb die Tu ren die letzten Reste der Tu ku hun sein. Sie werden auch späterhin einen Teil der Bevölkerung im Hsi Hsia-Reich ausgemacht haben, das um den Besitz von Hsi ning, Niem be hsien und deren Nachbarschaft lange Kämpfe mit den Chinesen und Tibetern geführt hat. Ob sie aber im Hsi Hsia-Reich die herrschende Rolle gespielt haben — wie ein Li Tu se, ein Fürst der Tu ren, mir sagte — erscheint mir zweifelhaft. Ihre Wohnsitze scheinen mir hierfür zu weit nach Süden gerückt. Die Zerstörung des Hsi Hsia-Reiches, wie die Eroberung des chinesischen Sung-Reiches durch Dschinggis Khan und seine Nachfolger rief kein Ausrotten und Vertreiben der Völker hervor, weil der Ansturm der Mongolen vom Altai mit seiner relativ geringen

Was einem Fremden, der heute nach Wei yüan bu und zu diesen Tu ren kommt, zuerst und am meisten in die Augen fällt, das sind die Kleider und die Hüte des weiblichen Teiles der Bevölkerung. Selbst in diesen Gegenden, in denen das Auge wahrlich an viele gewagte Farbenzusammenstellungen gewöhnt ist, sticht die Frauenmode von Wei yüan bu noch durch besondere Buntheit heraus (Tafel LII). Zu ein bis zwei Baumwolltuchjacken, die auf dem Leibe getragen werden und wie auch bei den Chinesen unser Hemd vertreten, ziehen sich die Tu ren-Frauen zwei Paar Hosen an, die unten ziemlich weit und offen, nicht wie bei den Männern zugebunden sind; die eine dieser Hosen ist hellrot, die andere indigoblau. Darüber kommt ein Frauenrock von rosaroter Farbe, der aber mehr wie eine lange Schürze gemacht und in der Mitte von oben bis unten gespalten ist; also ein Kleidungsstück, dessen Zweckmäßigkeit in keiner Weise ersichtlich ist. Hierüber und als Hauptbekleidungsstück wird ein tibetischer Kaftan angezogen, der auf der Seite geschlossen wird und bis etwa an die Waden

Menschenzahl nur Dynastien stürzen und Städte plündern, aber nicht ganze Völker ersetzen und vernichten konnte.

Sanan Setsen, in seiner Geschichte der Ostmongolen, berichtet uns, daß Yen ta (Altan Gegen Khan) bei seinem Zug nach Osttibet zu Ende des 16. Jahrhunderts die „Schara Uigur“, die hier saßen, bekriegte und mehrere ihrer Adligen gefangen nahm. Diese Schara oder gelben Uigur (Igh'or) sind aber nichts anderes als die „Hor“ der tibetischen Geschichte und die alten „Tu ku hun“ (Tu yü hun).

Was das oben genannte Nan ding wang-Reich betrifft, von dem die Tu ren sprachen, so ist es jedenfalls das Königreich An ting oder Ngan ting, das zwischen Kan tschou und Hsi ning gewesen sein soll. Buyin Timur, ein kaiserlicher Prinz, war dort als König während der Yüan-Dynastie eingesetzt worden. Seine Nachkommen konnten sich nach der Vertreibung der Mongolen aus China noch eine Weile als erbliche und von den Ming-Kaisern anerkannte Fürsten halten. Die Untertanen scheinen allerdings größtenteils Tibeter gewesen zu sein. Als der Nordostmongole Ibula kam, flüchtete ein Teil der An ting-Leute nach Scha tang tschuan im Osten von Wei yüan bu. In der Ming-Zeit gehörten die Militärdistrikte An ting wei (Ngan ting), A duan wei, Tsch'ühsien wei, Han tung wei zu Hsi ning, Tsch'edschin wei und Scha tschou zu Sütschou. Unter „Nan ding wang“ soll die Stadt Wei yüan bu noch nicht gestanden haben.

Damit, daß die Tu ren behaupteten, ihr Nationalheros habe den Hoang tsch'ao bezwungen, könnte man bei dieser Persönlichkeit an den großen „Scha-to-Türken“ (?) Li denken (schato = die Steppe im NW von Kalgan). Nach Wieger, *Textes historiques*, Bd. 3, war Hoang tsch'ao einer der schlimmsten Wäteriche in der mit so viel Blut geschriebenen Geschichte Chinas. Er verwüstete 879 Canton und brandschatzte die Reichshauptstadt Tschang ngan (Hsi ngan fu), so daß dem Kaiser Hi tsung nur noch Setschuan verblieb. In seiner Not wandte er sich an den bei den Historikern bald als Türken, bald als Tibeter aufgeführten Fürsten To pa se kung aus Hsia tschou. Dieser hatte sich vorher selbst gegen den Kaiser erhoben, gehorchte aber mit Rücksicht auf die zu erwartende Beute dem kaiserlichen Ruf und vernichtete im Jahre 884 den Rebellen Hoang tsch'ao. Er wurde zum Dank in die kaiserliche Familie aufgenommen. Die Tang-Kaiser entstammten einer Familie Li und deshalb hieß der Helfer in der Not fortan ebenfalls Li bzw. Li ko yung (bei Wieger Li K'eueyoung), außerdem erhielt er auch noch den Titel Herzog vom Lande Hsia. Die Nachkommen dieses Li wurden später Herren des Königreichs Tsinn in Schan si und machten sich nach Wieger und de Mailla zu Kaisern von China mit dem Dynastietitel Hou Tang (spätere Tang, 923—936) und mit der Residenz in Lao yang (Ho nan).

Deveria, *L'écriture du royaume de Sibia ou Tangout (Hsi Hsia)*, hält — da nach chinesischen Quellen der Tang hiang-Fürst mit Namen To pa Sse kong von Hia tschou 881—884 den Chinesen geholfen hatte — die Könige des Hsi Hsia-Reiches, die von diesem Manne abstammen sollen — unter Klaproths Annahme, daß die Tang hiang-Leute Tibeter seien — auch für Tibeter. Er sagt aber selbst weiterhin, daß nach anderen chinesischen Quellen der Titel To pa, den die Hsi Hsia-Könige führten, eine Abstammung von den Sien pi bedeute. Die Sien pi, welche im Jahre 386 n. Chr. die Wei-Dynastie gründeten, habe man bisher für Tataren gehalten.

Tu ren von Wei yüan bu und ihr heutiger Li Tuse sagten mir, sie seien Abkömmlinge dieses To pa Li ko yung und der Hsi Hsia-Könige. Sie sind nun sicher keine Tibeter, sondern Mongolen und ethnographisch zeigen sie beiden gegenüber mehrere Besonderheiten. Deshalb kann ich es für nicht unmöglich ansehen, daß sie von den Hsien be (Sien pi) abstammen. Danach könnte dann auch das Hsi Hsia-Reich eine Hsien be-Herrschaft gewesen sein und die sonderbare, bisher noch nicht entzifferte Schrift, welche sich von diesem Reiche erhalten hat, müßte mongolisch oder tungusisch sein. Da bei den Chinesen noch heute vieles „ts'a bu do“, d. h. „ungefähr“, gemacht wird, so sehe ich die alte chinesische Angabe, daß Hsi Hsia ein „Tanggut-Reich“, und tibetisch, gewesen sei, für nicht ausschlaggebend an. (Mit dem Wort „Tanggut“ bezeichnen heute allerdings die Mongolen vom Kuku nor nur die Tibeter, aber seit welcher Zeit weiß man nicht.)

herabreichet. Dieser Kaftan ist von blauem Baumwollstoff genäht und im Winter bei großer Kälte wattiert; er wird an den Hüften durch einen roten, wollenen Gürtel zusammengehalten, an dem drei Handtücher herabhängen, ein grünes, ein weißes und ein rotes. Doch damit ist der Kleiderbedarf und zumal die Farbenfreude der Tu ren-Frauen keineswegs befriedigt. Den Oberkörper bedeckt noch eine blaue Baumwolljacke mit weiten Ärmeln, die quer der Breite nach aus grünen, roten und blauen Tuchstreifen zusammengenäht sind, und auf denen schwarze, gelbe usw. Streifen und Bänder aufgesetzt sind. Die Füße stecken in über und über buntbenähten Tuchstiefeln, deren Schäfte bis an die Waden reichen, und auf dem Kopfe sitzt noch ein Modebauwerk von den allgrottesten Formen und Ausmaßen. Je nach dem Stamm und dem Tal um Wei yüan bu sind es mehr oder minder große Hauben mit riesigen orangeroten Quasten daran, mit einem Mittelstück wie ein Sattel, von dem nach den Seiten zu sich erweiternde Messingspangen laufen (Tafel LV). Es werden im ganzen 13 Variationen unterschieden. Als Laie in Hutmoden fielen mir besonders drei Arten in die Augen, die ich sammelte und photographierte. Bei den Tu gu h'ung-Frauen besteht der Kopfputz aus einem metallenen Dreizack, der senkrecht aus dem blauschwarzen Haar emporsieht, und den Rücken hinab werden die Haare auf einem Brettchen aufgespannt, das mit einem horizontal vom Körper abstehenden runden, mit bunten Perlen und Kaurimuscheln bedeckten Teller endigt (Tafel LIII). Dieser Teller hat 20—25 cm Durchmesser. Um sich selbst dann noch schöner und farbiger zu machen, malen die jungen Bäuerinnen auf ihre breiten, von der kräftigen Gebirgssonne tief dunkel gebräunten Mongolenwangen eine kreisrunde rote Scheibe. So stehen die Bilder, die sich auf den Messen von Wei yüan bu dem Auge bieten, an Buntheit und Farbenpracht denen vom Tempelfest in Gum bum nicht nach.

Das Hauptfest der Tu ren ist zu Anfang des zweiten chinesischen Monats jeden Jahres und fällt in die Tage, wenn die während der kältesten Jahreszeit erstarrten Flüsse eben wieder aufzugehen anfangen, aber ehe die Feldarbeit beginnt; es ist zugleich das Jahresfest der Mutter Erde. Während 8—10 Tagen kommen die Tu ren, aber auch noch viele andere Bewohner der Umgegend hier mit ihren Frauen und Kindern zusammen, um zu trinken, zu singen und zu spielen. Man versammelt sich auf einer Festwiese im Süden vor den Mauern des Städtchens neben alten chinesischen Gräbern. Ein großer Tempel in rein chinesischem Stil steht dort mit zwei hintereinanderliegenden Höfen, neben ihm noch ein zweiter, kleinerer Chinesentempel, errichtet für die Manen von Chinesen, die in der letzten Rebellionszeit gefallen sind. Mehrere hundert Mann waren 1896 vor Wei yüan bu in einen Hinterhalt gefallen und ohne Ausnahme von den Dunganen im Nahkampf — es war ja fast immer Nahkampf — erschlagen worden. Jetzt sind ihre Namen, Mann für Mann, auf kleine hölzerne Täfelchen geschrieben, die auf einem langen, tischartigen Lehmaufbau an der Rückseite des Tempels aufgestellt sind. Ein junger Mann hatte mit mir zusammen diesen Tempel betreten. Er steckte vor einem der schmalen Holztäfelchen zwei dünne Weihrauchstäbchen in Brand und machte dreimal einen Ko tou davor. Es waren die Manen eines nahen Verwandten, die er damit ehrte. Noch vor vielen anderen Täfelchen brannten Weihrauchkerzchen.

Das Fest von Wei yüan bu selbst macht auf den Beschauer einen sehr weltlichen Eindruck. Um die Opfergaben, um die Kuchen aus Weizenmehl, die

Brote¹⁾, Eier, Mehl, die Köpfe der geschlachteten Schweine, die nach alter Sitte von der Gemeinde vor dem Götterbilde in dem Haupttempel des Messeplatzes aufgestellt werden, kümmern sich nur wenige, aber auf dem Platz, wo die Garküchen, die Verkaufsbuden für allerhand bunte Stoffe und Bänder errichtet sind und die Schnapsverkäufer und Tabakspfeifenvermieter sich aufhalten, und gar auf dem mehrere Morgen großen Wiesenplan, wo die Hasardspieler zusammenkommen, drängt sich das Volk in dichten Scharen (Tafel LVI). Zehn Tage lang wird auf einer chinesischen Bühne von einer gleichfalls chinesischen Schauspielertruppe vom frühen Morgen an bis spät in die Nachmittage hinein gespielt. Wie bei chinesischen Festlichkeiten sorgt die Tu ren-Gemeinde durch eine Umlage und durch größere, halbfreiwillige Beiträge der Wohlhabenderen für das Zustandekommen dieser Aufführungen, und der einzelne Zuschauer hat kein besonderes Eintrittsgeld mehr zu entrichten. Der Zuschauerraum ist auch gar nicht weiter abgetrennt von dem übrigen Meßplatz. Jeder kann kommen und gehen, wann und wie es ihm beliebt, kann ein Zelt, das ihn gegen die Sonnenstrahlen schützt, aufstellen, kann sich Stühle und Tische mitbringen; die Frauen der Bessersituierten, zumal die Chinesinnen, die zum Feste kommen, sehen von ihren Privatwagen aus zu, deren große Sonnendächer noch viel mehr von der Aussicht versperren als die größten Damenhüte auf einem europäischen Rennplatz. Die Bühne ist aus Ziegeln mit einem geschwungenen Dache gebaut, auf drei Seiten geschlossen und — alles ganz wie im eigentlichen China — in der unmittelbaren Nachbarschaft des Haupttempels gelegen, gleichsam ein Stück desselben. Die Bühne ist mit der Front gegen den Tempeleingang gerichtet, denn der Ostasiate ist der Ansicht, daß Theateraufführungen ganz besonders verdienstlich und den Göttern lieb seien, und daß darum die Bühne so zu legen sei, daß auch die Götter zusehen können. Denn wie in Tibet noch heute die Theateraufführungen einen Teil des Kultes bilden — wir sahen das im letzten Kapitel — so war es einst in China. Heute ist hier freilich die Zusammengehörigkeit mehr äußerlich. Das chinesische Theater kennt jetzt längst auch weltliche Stücke, hat Possen und Liebesspiele und begnügt sich keineswegs mehr bloß, wie die heutigen tibetischen Schauspiele, mit dem Vorführen scheußlicher Göttergestalten, die nach den Aussagen der Priesterschaft die Menschheit heimsuchen, wenn man sie nicht durch Geschenke und Abgaben aller Art besänftigt.

Eine tibetische Inkarnation, eine alte, behäbig aussehende Heiligkeit mit einem runden Schmerbäuchlein aus einem unweit von Wei yüan bu gelegenen Kloster, fand gar nichts dahinter, tagelang vor dem Theater auf der offenen Festwiese zu sitzen. Kindlich lächelnd sah sie den lärmenden Aufführungen zu, schlürfte dazu eine Unmenge gesalzenen Tees aus massiv silbernen Gefäßen und empfing tibetische Messebesucher, die während der Vorstellung demütig auf den Knien und mit dem Hut unter dem Arm zu ihr herangerutscht kamen, ihr den Mantelsaum küßten und dafür ihren Segen durch Handauflegen empfangen.

¹⁾ Die Tu ren backen, wie die Mohammedaner von Lan tschou und Ho tschou, ein angesäuertes Brot in kleinen, runden kupfernen Formen. Sie mengen die Asche irgend einer Grasart, die sich bei Tsing yüan und bis hinauf nach Di dao findet und im Herbst in einer Art Meiler verbrannt wird, in den Brotteig. In ganz Westchina ißt man sonst nur gedämpftes und ungesäuertes Brot.

Um die Mittagszeit fanden sich während der Festwoche Tag für Tag auf einer etwas abseits gelegenen Wiese die Besitzer und Liebhaber von Pferden zusammen und veranstalteten dort Pferderennen, d. h. jeder der Konkurrenten wollte den raschesten Paßgänger haben. Harttraber zeigten sich nie dabei, sie wären nur verlacht worden. Auch Galoppieren galt allgemein wie bei allen ostasiatischen Reitervölkern als ein großer Fehler. Nur wenn eines der stämmigen Ponys auf der kurzen Strecke zwischen der schaulustigen Menge unter jauchzendem und gellendem Rufen und Schreien des Reiters, angetrieben von dessen kurzer, gerade vorgestreckter Peitsche, im Paß- oder Schaukeltrab, dieser für unser Gefühl so unschönen Gangart (immer gleichzeitig links vorn — links hinten, rechts vorn — rechts hinten), seine Rivalen schlug, dann nur war der Beifall allgemein. Alles schrie dann vor Freude und Begeisterung mit und die Bekannten und Freunde empfingen den glücklichen Besitzer des sieghaften Rosses mit hochgehaltenen Daumen und erhoben das Pferd und die Klugheit seines Reiters in den Himmel. Wieder und wieder mußte er sich zeigen und die nur etwa 400—500 m lange Strecke zwischen den meist auch berittenen Zuschauern in fliegendem Paß abreiten und sich mit Neuangekommenen messen. Fiel das Pferd nur einmal in Galopp, so wurde gleich getadelt und die vorher weniger glücklichen Pferdebesitzer hatten die Lacher und Schreier wieder auf ihrer Seite. Die Reiter, Tu ren, aber auch Tibeter und Mohammedaner hatten wie alle zentralasiatischen Reitervölker ganz kurz geschnallte Bügelriemen, so daß der Unterschenkel fast horizontal am Leibe des Pferdes anliegt.

Auch Steinwerfen und Ringen um die Wette gab es, ganz wie bei den alten Mongolenfesten, von denen uns schon Marco Polo berichtet. Aber auch der berühmte Schnaps von Wei yüan bu kam zu seiner Geltung und Würdigung. Rings um den Festplatz sammelten sich Gruppen von Frauen und Männern, vor allem die Jugend. In Landsmann- und Talschaften scharten sie sich je um ein Krüglein mit Gerstenschnaps zusammen (Tafel LIII). Mädels und Buben hockten bunt durcheinander auf der Erde. Wieder und wieder machte das Krüglein die Runde unter ihnen und dabei sangen sie uralte Volkslieder von der Liebe, von den alten Königen und Kämpen und ihren Heldentaten. Auch noch bei Nacht war wenig Ruhe in und um den Ort. Jeder Raum meines Gasthauses war gefüllt und zwar meist von junger Mannschaft. Bei einem der landesüblichen, schwelenden Öllämpchen drängten sie sich in ihren dicken Schafspelzen dutzendweise um die vom Wirt aufgestellten Kohlenbecken, sangen bis in den Morgen hinein mehrstimmig mit schwermütig ausklingenden Trillern und Jodlern, und kicherten und lachten und verspotteten den, der es nicht gut konnte. Sie waren alle fröhlich wie die gutmütigsten und besterzogenen Kinder. Es war immer lange nach Mitternacht, wenn allmählich ein Sänger nach dem anderen verstummte. Mädels und Buben lehnten dann schlaftrunken aneinander und blieben so, bis die Sonne sie wieder zu neuen Scherzworten aufweckte.

Es war aber sehr schwierig für mich, den Tu ren näher zu treten. Sie hielten sich scheu vor mir zurück, wichen mir aus, wo immer sie mir begegneten, und viele bekundeten mir offenkundig die größte Verachtung. Wie den Tibetern, so war auch ihnen der Fremde unheimlich und erschien ihnen als ein äußerst gefährliches Wesen, das mit Tod und Teufel in naher Beziehung steht. Sie hatten bis damals erst ganz wenige, ja viele oder die meisten überhaupt noch keinen Weißen gesehen und vollends keinen in unserer westländischen Kleidung.

Dagegen war viel chinesisches Kuligeschwätz bis zu ihren Ohren durchgedrungen. Sie wußten ganz genau und bestimmt, daß unsere Arzneien aus Menschenherzen und Kleinkinderknochen hergestellt seien. Um einige ihrer Sagen und Lieder zu bekommen, brauchte es tagelanges Zureden und viel Bakschisch, und die allergrößte Mühe hatte ich, einige der Männer zu bewegen, daß sie anthropologische Messungen an sich vornehmen und Photographien von sich machen ließen. Es war besonders schwierig, da die Tu ren zumeist gutsituierte und intelligente Bauern sind und es in den vorausgegangenen Jahren immer gute Ernten gegeben hatte. „Wozu du dies haben willst,“ sagten die Leute, „verstehen wir nicht, ein solcher Vorschlag ist noch nie zuvor gemacht worden und dein Geld und deine Geschenke haben wir nicht nötig.“ Die wenigen Männer, die ich messen konnte, waren äußerst ängstlich und zuckten bei jeder einzelnen Messung zusammen. Mehr als ein Dutzend lief nach der ersten Berührung mit dem Meßinstrument in größter Aufregung, als gälte es das Leben, auf und davon. Tu ren-Frauen zu messen, blieb für mich ein frommer Wunsch. (Ihre Größe hielt sich immer um 1,5 m). Sie fürchteten alle, dadurch unfruchtbar fürs Leben zu werden. In einigen Jahren, wenn der Europäer bei ihnen besser bekannt sein wird, mag es ein leichtes sein, was mir nicht gelungen ist, nachzuholen.

Man hört oft die Behauptung, die mongoloiden Völker und insbesondere die Bewohner Chinas seien viel ruhiger, stoischer, beherrschter als wir Europäer. Ich habe gerade das Gegenteil gefunden. Die Chinesen geraten sehr leicht in unbändige Zornausbrüche, während deren sie zu allem fähig sind. Bekannt ist ja auch, daß unverhältnismäßig wenige Chinesen gewissen Versuchungen widerstehen können, daß sie leicht zu Mißbrauch von Reizmitteln zu verleiten sind. Ungezählte Millionen Chinesen waren dem Opiumgenuß verfallen, und jedem Chinabesucher, auch dem, der nur ein paar Küstenplätze besucht hat, fällt auf, daß erstaunlich viel Hasardspiel getrieben wird. Allerorten gibt es zahllose berufsmäßige Hasardspieler und in den meisten Städten finden sich besondere Plätze, wo sich die Spieler treffen. In Wei yüan bu war hierzu ein großer freier Garten vorgesehen. Dieser wurde vor allem von zahllosen Chinesen aus Hsi ning fu und von Mohammedanern aus der Umgegend aufgesucht. Fast ständig waren mehr als hundert Spielergruppen darin zu zählen. Im Kreise hockten sie auf ihren Hacken am Boden, knieten oder saßen mit untergeschlagenen Beinen da. Es wurde „go pai“ gespielt, das zwischen unseren Karten und unserem Domino steht und bei dem im Spiel selber gewettet wird. Unter anderem wurde auch ein unserem „Kopf oder Wappen“ entsprechendes Geldspiel sehr häufig getrieben.

Der Umsatz war, zumal wenn man den dortigen Wert des Geldes in Rechnung zieht, ein ungeheurer. Mancher Bauer und Lohnarbeiter, der mit seinem ganzen Jahresgewinn in der Tasche den Festplatz betrat, hat ihn als Bettler wieder verlassen, nachdem er noch seine Festkleider verspielt. Was Wunder, daß es da heiße Köpfe und vor Aufregung zitternde Hände gab.

Als ich an einem der ersten Tage den Spielplatz besuchte, hatte eben ein Mohammedaner, der den Sommer zuvor weit in Tibet drinnen den gefährlichen Beruf eines Goldwäschers betrieben hatte, seinen ganzen Gewinn im Betrag von 40 Tael verloren. Kaum war sein Geld alle, so fing er an, lästerlich zu schimpfen. Anfänglich hatten seine Worte noch Sinn, bald aber hatte er sich

so in Wut geredet, daß er sinnlos auf alle Umstehenden einhieb. Nach den ersten Schlägen schon riefen die Chinesen: „Er ist verrückt geworden!“ und ehe er wirklichen Schaden anrichten konnte, lag er gefesselt am Boden. Die Diagnose, die von den Chinesen überraschend schnell gestellt worden war, erwies sich als richtig. Ich sandte nach meiner Apotheke, um dem Mann ein Brommittel zu geben. Doch ehe sie gebracht wurde — einen halben Tag nach dem Ausbruch — starb er in den Armen des Ahun und seines Vaters, der sich vor Gram das Gesicht blutig kratzte. Es kamen noch zwei ähnliche Fälle auf der Messe vor. Sie erinnerten mich an das bekannte Amoklaufen der Malaien. Mr. Ridley teilte mir später mit, daß derartige Erkrankungen in und um Hsi ning unter Dunganen wie unter Chinesen auffallend häufig seien. Er wollte der großen Höhe die Schuld daran geben.

Schon am 11. des II. chinesischen Monats (am 5. März) hatten sich die Messebesucher größtenteils wieder verlaufen, und Wei yüan bu zeigte für ein weiteres Jahr das Bild eines toten Landstädtchens. Ich reiste nun auf einem schlechten Karrenweg weiter nach Westen, nach Da tung hsien (dä dung hsien hier ausgesprochen). Der erste Marschtag brachte mich an Tschobtsen gomba vorüber, einem Lamakloster, in dem 400 Priester und 3 Inkarnationen wohnen. Es liegt in einer Seitenschlucht versteckt und war von der Straße aus kaum sichtbar. Am gleichen Abend war ich noch nach Ya men tschwan gekommen, einem von Chinesen bewohnten Handelsplatz. Dicht dabei liegt das Lamakloster Gomang se (chin.) oder Serkok gomba (tibet.). Es steht gerade noch im Hsi ninger Becken, am Rande der pliozänen, halbhohen Tonberge. Im Talhintergrund, im Norden davon, steigt aber nicht fern in prächtig geschwungener Linie der zur Zeit meines Besuches weit herab in Schnee gehüllte Dabanschan (Tafel LVI), eine gewaltige Gebirgsrippe, auf, die in der bekannten NW—SO-Richtung aus dem tibetischen Hochplateau sich herauszieht.

Das Kloster Gomang se ist wie andere Klöster mit der Front seiner Baulichkeiten nach Osten, der aufgehenden Sonne zu, gerichtet. Es zeigt die gewöhnliche Trennung der Gelugba-Klöster in Tempel des Dscho, der Buddhaemanationen, des Tsongkaba, und in Tempel der Schutzgötter, in Gebetslesehallen, in Priesterhäuser und last not least in Heiligenwohnungen, Häusern des Abts, des Klostersrichters, des einen oder anderen reichen und frommen Mannes. Es sollen hier 18 Huo fo ye (Inkarnationen) ein Haus besitzen¹⁾. Priester aber soll es 800 geben. Unter den Amdo-Klöstern zeigt Gomang se jedoch eine große Besonderheit, es ist von einer auffallend starken Erd- und Pfahlmauer umgeben, die vorspringende Bastionen und ein nur enges Tor aufweist. In seiner Umgebung sind alle nach Norden abdachenden Bergschluchten mit hohen und dichtstehenden Fichtenwäldern bestockt, die nicht bloß dem großen Kloster, sondern auch dem über 50 km fernen Hsi ning fu das Bauholz liefern müssen. Im Gegensatz zu den Chinesenhäusern von dem nicht weit davon entfernten Ya men tschwan, dem Markttort, sind die Gebäude im Kloster sehr säuberlich gehalten. Der Haupttempel ist auffallend hübsch, zeigt eine zierliche Holzkonstruktion und ein großes Doppeldach mit feuervergoldeten

¹⁾ Ich erfuhr die chinesischen Namen: Wu mer han fo (= ? tsaghan Nomon khan) als größten, Dsumbu fo, Kuambu fo, Sei dsche fo, Lung wang fo, Mao niu fo usw., die alle mindestens zum sechsten Mal wiedergeboren und „wiedergefunden“ worden sind.

Dachziegeln. Die Häuser sind nicht alt, sie sind erst nach der großen Mohammedanerrevolution der sechziger Jahre, in der das Kloster niederbrannte, gebaut worden.

Am Abend des zweiten Reisetages hinter Wei yüan bu war ich bereits in Da tung hsien. Nachdem ich auf meinem Wege nur Dunganen- und Tibeterdörfer angetroffen hatte, war ich wieder in eine reine Chinesenstadt gekommen. Da tung hsien ist einer der äußersten Posten der Chinesenkolonisation, Sitz eines Landratsamtes — 1762 wurde hier erst das Hsien errichtet — und hat eine sehr große Garnison. Neben den chinesischen Soldaten und Beamten liegt hier noch ein tibetischer Fürst mit einer Miliztruppe, und nicht unfern vor den Mauern weiden Mongolen ihre Herden.

Die Stadt wird vom Volk meist Mo bai tschen genannt, was auf den alten Marktort hinweist, der hier den Nomaden zugestanden war. Sie ist klein, da nur Chinesen in ihr wohnen dürfen. In ihrem Westen schließt sich aber ein hübscher und verkehrsreicher Vorort an, wo viele Mohammedaner Geschäfte betreiben. Die Stadt hat im Jahre 1895 böse Zeiten durchgemacht. Die Moham-

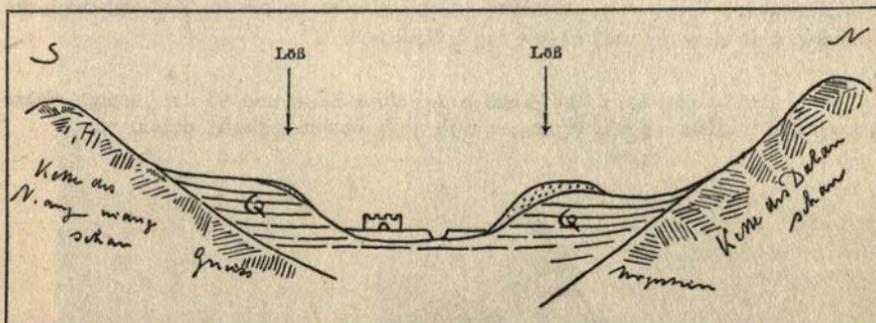


Abb. 15. Schematischer Querschnitt durch das Tal von Da tung hsien.
Q = Loczy's Que tã-Tone und -Sande = Hung tu-Formation.

medaner suchten sich mit allen Mitteln, durch Unterminierung der elenden Mauern und durch Sturmläufe in ihren Besitz zu setzen. Es ist erstaunlich, daß sie sich trotzdem vier Monate lang halten konnte.

Der folgende Tag brachte mich durch ein unbewohntes hohes Bergland und durch fußtiefen Schnee noch weiter nach Westen bis zu dem Mohammedanerort Bamba. Statt einer einst von vielen tausend Familien bewohnten Ansiedlung fand ich dort nur wenige ärmliche Hütten. Aber zahllose Mauerreste, schier dem Boden gleich, ließen alte Gassen erkennen und erzählten nur zu beredt von unsäglichem Elend, von der Vernichtung eines begabten Volkes, das unbedacht, in blindem Religionseifer, sich in einen hoffnungslosen Kampf mit dem chinesischen Riesen eingelassen hatte. Bamba und das 25 km lange, überaus fruchtbare Tal Schang wu tschuan bis Do ba hinab, bis an die Mündung in das Hsi ning-er Tal war ein Zentrum der letzten mohammedanischen Insurrektion. Mit der Einnahme von Do ba war auch die Empörung niedergeworfen. Das ganze Tal hat jetzt zusammen nur 800 Familien Hui hui. Einst (bis 1895) war Bamba ein großer Konkurrent von Dankar, heute ist es tot. Seine Karawanenstraße, die dem engen Tal nach Nordwesten in die Kuku nor-Steppen hinauf folgt, ist verödet, weil aller Handel von hier aus von der Regierung untersagt ist. Die Mohammedaner, deren Familien hier

nach dem Siege der Chinesen zwangsweise angesiedelt wurden¹⁾, müssen in Dankar und Hsi ning Handel treiben. Dort aber dürfen sie sich nur vorübergehend zur Erledigung ihrer Geschäfte und nur in den Vorstädten aufhalten, ihre Familien haben in Bamba zu bleiben.

Ich hielt mich einen Tag in dem Orte auf und kaufte Maultiere und Pferde für meinen baldigen neuen Aufbruch. Ich wurde von einer Reihe von Leuten geradezu bestürmt, sie als Diener mitzunehmen. Da tüchtige Männer darunter waren, die die Steppe kannten, die Chinesisch, Tibetisch und Mongolisch sprachen, so nahm ich hier mehrere in meinen Dienst. Als der Kontrakt von beiden Parteien und von Bürgen unterzeichnet war, erbaten die Leute den üblichen Vorschuß.

„Wir wollen für die Reise in die kalte Steppe sogleich unsere warmen Kleider und Filzmäntel holen. Die sind im Leihhaus in der Stadt Mo bai tschen,“ sagten sie.

„Aber habt ihr denn so viele Schulden,“ fragte ich, „daß ihr selbst eure Kleider noch verpfänden mußtet?“

„Bewahre! Wir haben aber Weiber und Kinder zu Hause, da sind doch die Kleider weit sicherer und besser im Leihhaus.“

¹⁾ In Bamba sind etwa 100 Familien der alten Sekte und 60 der „neuen“ Sekte angesiedelt worden. Beide vertragen sich noch immer schlecht miteinander.

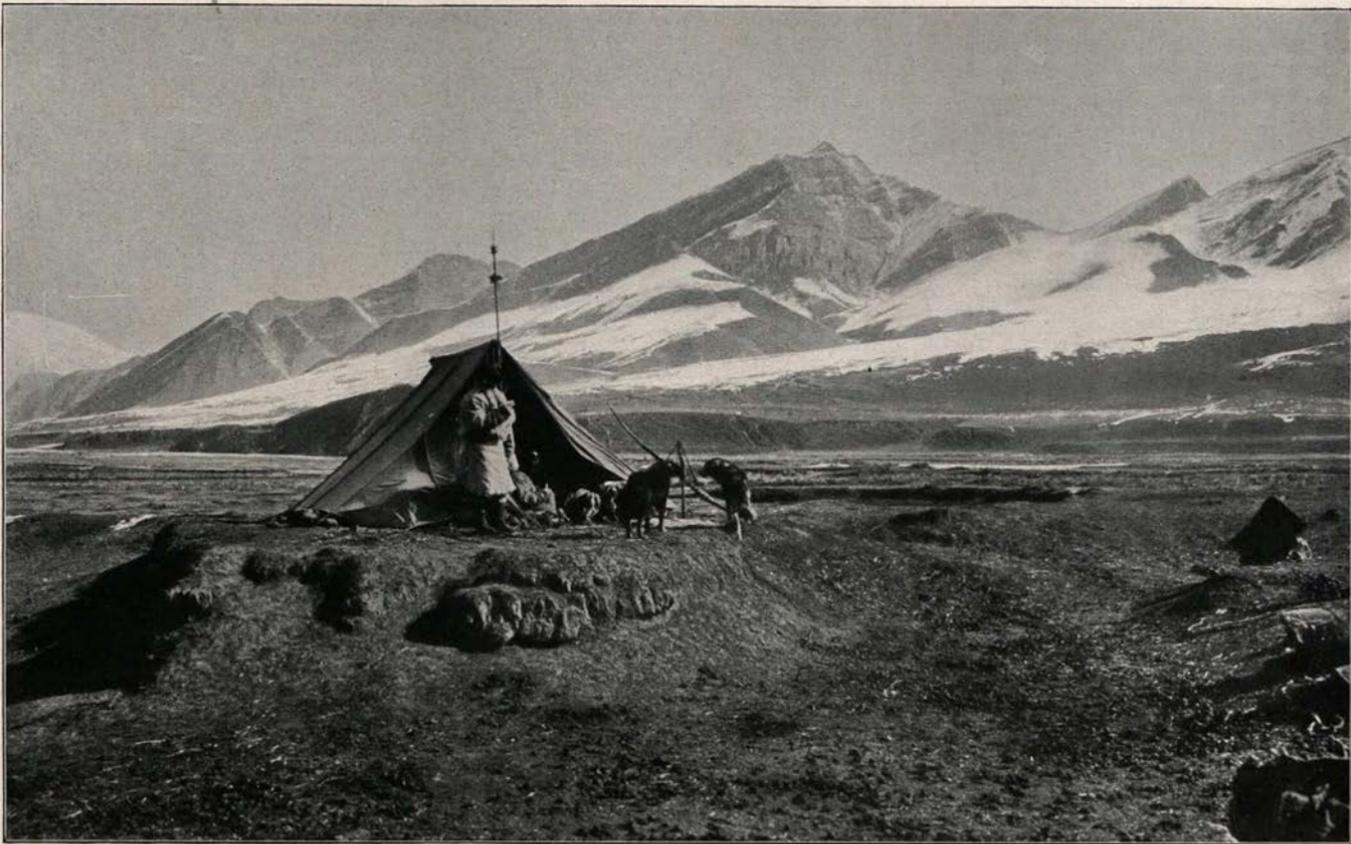


Abb. 16. Die Schutzgöttin Lhamo, die Frau des Totengottes Yama.

(Da sich ihr Sohn nicht zum Buddhismus bekehrte, zog sie ihm die Haut ab, sattelte damit ein Maultier, setzte sich darauf und trank beim Reiten das Blut ihres Sohnes aus einem Menschenhädel. Sie wird noch alle Feinde des Buddhismus töten.)



Shara khoto
(von Osten gesehen).



Lager im Schara khoto-Tal, Blick nach Norden.



Yakochse aus der Kuku nor-Gegend mit Lastsattel.



Bastard zwischen Yakrind und farbigem Rind
(chin.: Pien niu, tibet.: ntso).



Lager in der Remo yung (Aragol-Talebene).

VIII.

Aufbruch ins Ts'ao ti.

Wenn's im zentralen Hochasien Winter ist, dann ist es dort nicht bloß bitter und beißend kalt, sondern es saust und braust auch ein unwirscher, alles erstarrender und tötender Sturmwind über das Land, so daß die Menschen, die da droben wohnen, die frommen und ewig betenden Lamaisten, nicht bloß von einer glühenden, sondern auch von einer kalten und eiserfüllten Hölle zu sprechen gelernt haben, in die die armen Sünder blutt und bloß hineingestoßen werden, um durch Frieren gezüchtigt und in einer Hölle geläutert zu werden, wo Eispalten sie verschlingen, Eisnadeln sie durchstechen, Eisberge auf sie niederstürzen und ihre Glieder mit brennend kalten Eisblöcken zerschmettern. Außer durch seine Kälte macht sich aber der zentralasiatische Winter noch sehr unangenehm durch seine Trockenheit und durch seinen Staub. Schnee, das Wahrzeichen unseres europäischen Winters, ist ein seltenes Phänomen. In strahlender Bläue wölbt sich Woche um Woche, Monat um Monat ein wolkenloser Himmel über einer ausgedörrten, ausgemergelten Erde. Ein weißer Schleier, eine staubgeschwängerte Atmosphäre, die uns in der Kehle kratzt, hüllt alle Lebewesen ein. In einer blassen, grauweißen Dunstmasse versinkt der Sonnenball im Westen, lange, ehe er den Horizont erreicht. Und gelb nur, zitronenfarben und fahl färbt sich jeden Abend und jeden Morgen der Himmel, ohne violetten und roten Tönen auch nur ein Eckchen am ganzen Firmamente zu gönnen; so trocken und jeder Feuchtigkeit bar ist die Winterluft da droben. Erst wenn mit dem ersten Beginn des Frühjahrs die Monsunwinde vom chinesischen Tiefland, von den feuchten, weil meernahen Randgebieten des südlichen Asiens in die zentral gelegenen Höhen des Kontinents hinaufjagen und die feuchtwarme Luft des Tieflandes sich nach diesem Aufstieg in der Höhe abgekühlt hat, gibt es die Schneedecke, die wir Europäer im Winter zu sehen wünschen. Wo China und Tibet aneinandergrenzen, da, wo schon die Talböden mit ihren menschlichen Siedlungen sich so hoch erheben, daß selbst in diesen ziemlich südlichen Breiten kaum mehr Ackerbau getrieben werden kann, wo die Gebirgsmassen mit einem Male Himmelshöhe anzustreben scheinen, da ist dann in der Monsunregenzeit der Niederschlag am reichsten, dort hat die Luft im Darüberhinstreichen am meisten von ihrem Wasserballast auszuwerfen.

So war es am Morgen des 9. März in dem elenden chinesischen Mohammedanerdörfchen Bamba, wo ich meine neue Karawane zusammenzustellen begann, zu einem Niederschlag gekommen. Die letzten kümmerlichen Gerstenfelder grenzen dort, 2700 m hoch, im engen Tale an die Winterweiden tibetischer Nomaden, und dicht dabei ragen Bergriesen bis über 4000 m Höhe empor. Als ich um zehn Uhr in den Sattel stieg, lag von der vorausgegangenen Nacht noch eine dichte, 10 cm tiefe Schneedecke; es war dies die erste des ganzen Winters.

Wir verließen darauf rasch das enge felsige Tal, wandten uns von den busch-

bedeckten Randbergen Tibets hinweg in die kahlen, gelben Lößhügel Chinas zurück, und nach einem nur einstündigen Ritte über Lößschluchten und Lößbergsättel war schon nirgends mehr ein Fleckchen Schnee zu entdecken. Nur wo die Luft steil aufsteigen mußte, war es zu einem Niederschlag gekommen. Das Lößhügelland vor der tibetischen Hochlandschwelle wartete noch immer vergeblich seit vielen Monaten auf Schnee und Regen. Da wir eilig ritten, damit uns nicht zu guter Letzt das schwere, eisenbeschlagene Stadttor der chinesischen Grenzfeste Hsi ning fu vor der Nase zugeschlagen werde, so steckten wir den ganzen Tag in einer dicken Staubwolke, die von den hurtigen Füßchen unserer Ponys emporgewirbelt wurde. Nur sterile, niedere Hügel aus lößbedeckten, rötlichen Schotterschichten (100, 200 m höher als die Talböden) umgaben uns. Staubfarben, gelb, graugelb und blendend schimmerte in der grellen Gebirgssonne unsere Umgebung. Ich haßte diese Lößlandschaften und ich atmete auf, als endlich am Abend das klotzige Bollwerk mit den mächtig langen Zinnenreihen, als die Stadt Hsi ning fu, dieser jahrtausendalte Stützpunkt chinesischer Macht an der Grenze der ewig unruhigen tibetischen Bergvölker, vor mir auftauchte.

Gerade als ich an der Spitze meiner stattlichen Dienerschar mit allen meinen Maultieren, Pferden und Hunden durch das riesenhafte Westtor und die engen kotigen Gassen der Stadt trabte, hatten sich noch andere Gäste, die aber fern aus dem Tiefland Chinas heraufgekommen waren, daselbst eingestellt, eine Schar, die schneller gereist war als wir und die trotzdem nicht müde vom weiten Wege aus Freude an dem herrlich strahlenden Sonnenuntergang zum Schlusse ihrer Fahrt weitausgreifende Bögen über der Chinesenstadt beschrieb. Hunderte von mächtigen braunen Milanen waren angekommen, die jetzt in stolzen Kreisen durcheinanderschwebten. Sie riefen den Menschen das Nahen des Frühlings mit heiserem Pfeifen zu.

Jetzt war es wirklich Zeit, ernstlich die Sommerkampagne vorzubereiten. Jetzt mußte doch auch bald droben auf den kalten Hochsteppen Tibets das ersehnte Grün erscheinen, das mir zum Gelingen meiner Reisepläne so notwendig war, das mir die fernen großen Probleme lösen helfen sollte.

Früh am anderen Morgen begann ich mit den neuen Vorbereitungen. Jetzt fing eigentlich erst meine große Reise an, jetzt sollte es für lange Zeit ins „Ts'ao ti“ gehen, in das große „Grasland“, wie man in Hsi ning allgemein Tibet und seine unendlichen Hochsteppen nennt. Wieder gab es für mich zunächst ein tagelanges Feilschen mit Getreide- und Erbsenhändlern, mit Müllern und Makkaronibäckern. Ich kaufte Lebensmittel, Tauschartikel, Geräte und Werkzeuge ein, die mir und zehn Begleitern ein ganzes Jahr ausreichen sollten.

Was die Ausrüstung unendlich erschwerte, war die Kleinlichkeit des chinesischen Handels. In Hsi ning fu sind gar keine großen Kaufleute ansässig. Es ist eine Beamten- und keine Handelsstadt. Niemand konnte eine größere Bestellung ausführen. Es mußte alles kleinweise von mir zusammengekauft und mit einer ganzen Anzahl von Lieferanten abgeschlossen werden, und allen diesen fehlte natürlich gänzlich der Begriff, daß Zeit Geld ist. Keiner zeigte etwas von dem großzügigen spekulativen Sinn, den wir an den Küstenchinesen gewohnt sind. Es ist ein schwerfälliges Bauernvolk droben in der reichen Kornkammer des Hsi ning-Tales. Mit plumper Bauernschläue, mit tausend kleintlichen Künsten und Kniffen suchten sie so viel wie möglich für sich herauszu-

schlagen. Bald fand sich Kleie, bald sogar Sand in dem bestellten Mehl oder im Reis. Die Kan su-Leute sind gewohnt, im kleinsten kontrolliert zu werden; bei mir, hofften sie, werde das nicht der Fall sein. Nie traut ein Chinese dem anderen. Bei den Handwerkern wie bei den Händlern in Hsi ning fehlte es an jeder Verlässlichkeit.

Vollends bei der Bezahlung wurde meine Geduld aufs äußerste angespannt. Bald schien einem die verwendete Silberwage ungenügend und ungenau, bald das Silber und das Kupfergeld zu schlecht. So verlangte einmal ein Filzmacher, daß ich ihn in drei verschiedene Läden begleite, um die Silberbrocken, auf die er als Bezahlung Anspruch hatte, nachwiegen und auf ihre Güte untersuchen zu lassen — in allen drei Läden war natürlich das Gewicht etwas verschieden — und als ich ihm das höchste Gewicht gegeben hatte, war der Mann noch nicht überzeugt, daß er wirklich nicht zu kurz komme, denn er wollte plötzlich alles in Kupfergeld, also in einzelnen Cashstücken bezahlt haben. Er war erst zufrieden, als er an meinen Kupfercashstücken, die ich von der nächsten Bank eingewechselt hatte, nach langem Zählen 8 pro Mille weniger als bei der ortsüblichen Bezahlung herausgefunden und nachgefordert hatte.

Als ich wegen dieser zeitraubenden Handelsusancen nur noch durch meine chinesische Bank bezahlen wollte, gab es erst recht viele Nörgler, weil das Silber, das die Bank auf meine Anweisungen auszahlte, nicht gleich gut und rein war wie mein Silber, das ich von Lan tschou und von der Küste mitgebracht und an die Bank abgegeben hatte. Zahlte ich aber direkt, so erschien mein Silber dem einen zu weiß und blank, dem anderen zu gelb oder zu grau. Wie oft ging ich doch in jenen Tagen zum Schmied, um einen Silberbrocken im Wert von nur 3 oder 4 Mark zu zerhauen, um wieder und wieder zu zeigen, daß mein Silber wirklich rein war und daß sich kein Blei in seinem Innern befand.

Mein Hof, in dem die Maultiere und Pferde angepflockt standen, glich in diesen Tagen einem kleinen Feldlager. Sattler und Zeltmacher, Schuster, Schreiner und Schmiede hatten um mich her ihre Werkstatt aufgeschlagen. Meine ganze Karawane wurde so ausgestattet, daß sie sich in nichts von einer gewöhnlichen Tibetkarawane unterschied. Nirgends durfte ein Fleckchen Europa heraussehen. Dem mißtrauischsten Tibeterauge sollte auch nicht das kleinste Fremdartige daran auffallen.

Ich hatte hauptsächlich der Kosten wegen beschlossen, als Tragtiere für die Lebensmittel Yakochsen zu verwenden (Tafel LIX). Diese tragen wohl sehr wenig, gehen sehr langsam und machen nur kleine Märsche pro Tag, aber ihr Anschaffungspreis ist geringer und sie verlangen viel weniger Pflege und Bedienung als Pferde. Und wollte ich denn nicht die Gegenden langsam durchreisen, um sie genau kennen zu lernen? Die Yak sind die ureigensten Transporttiere Tibets. Sie sind an seine mageren, nur kurz stehenden Weiden gewöhnt, und jeder Eingeborene, der auf größere Strecken Lasten durch Tibet zu befördern hat, bedient sich ihrer.

Von meiner verunglückten Winterreise an den Kuku nor her hatte ich schon acht Yak, die meinen Stamm bildeten. Mein Diener Tschang erhielt jetzt den einträglichen Auftrag, mit einem Mohammedaner zusammen bei einem mir bekannten Lama oben auf der Steppe am Kuku nor noch einige vierzig Yakochsen herauszusuchen und für meine Rechnung aufzukaufen. Er wurde von den anderen Dienern nicht wenig darum beneidet. Für diese vierzig Yak und

auch für alle später noch von mir zu kaufenden mußten die Sättel in meinem Hauptquartier in Hsi ning fu erst gezimmert und dann gepolstert werden. 50 und 60 km weit im Umkreis mußte ich schließlich meine Agenten ausschicken, um die notwendigen Riemen und Wollstricke zusammenzubekommen, und alle Ledersäcke in der weitesten Umgebung wurden aufgekauft und mit Weizen-, geröstetem Gerstenmehl, Reis oder chinesischen Makkaroni gefüllt.

Es war das dritte Mal, daß ich eine Reise nach Tibet vorbereitete. Ich hatte im Juni 1904 in der Stadt Dan kar ting die Karawane von Leutnant Filchner vor unserer gemeinsamen Tibetreise ausgerüstet, und ich war ja erst wenige Monate vor meiner jetzigen Reise nach dem See aufgebrochen. Nach den auf diesen beiden Reisen gemachten Erfahrungen war es mir klar, daß im östlichen Tibet vor allem eine gute chinesische Empfehlung nottat. In vielen Gebieten wirkt ein Paß der chinesischen Behörden Wunder. In anderen, mehr abgelegenen, bürgt eine nicht zu schwache und gutbewaffnete Soldateneskorte für ein sicheres Durchkommen. Ich richtete deshalb bei meinen Reisevorbereitungen noch ein Hauptaugenmerk auf die Verhandlungen mit den chinesischen Regierungsvertretern, hatte aber hierbei ganz besondere Schwierigkeiten zu überwinden. Wie ich schon in früheren Kapiteln erwähnt habe, glaubte unser deutscher Gesandter in Peking, er könnte mir nicht die allergeringste Hilfe zuteil werden lassen. So half ich mir selber weiter, so gut ich konnte, aber dies kostete natürlich viel Geld. Zu meinem großen Glück war ich „in things Chinese“ kein Neuling mehr. Da ich nur einen abgelaufenen Paß von meiner Gesandtschaft vorweisen konnte, so wollte allerdings der Amban, d. h. gerade der Gouverneur desjenigen Gebietes, durch das ich zu reisen gedachte, mir nicht mehr die Ehre geben, mich persönlich zu empfangen. Er fürchtete, dadurch seinem Ruf zu schaden, denn der alte Herr Tsching schu konnte sich nicht klar darüber werden, wie ich zu behandeln sei. Hsi ning fu ist vor mir von so manchem Europäer besucht worden, aber alle hatten bisher eine Empfehlung ihrer Regierung vorzuzeigen gehabt. Er gab mir aber schließlich doch ein gestempeltes Schreiben, in dem in chinesischer, mongolischer und tibetischer Sprache alle Häuptlinge, Äbte und Priester Tibets vom Amban aufgefordert wurden, mich und meine Leute in keiner Weise zu belästigen und ungehindert überall durchziehen zu lassen. Selbst der Weg nach Lhasa stand mir dadurch offen. Allein vom ersten Augenblick an war ich auch in Sorge, mein Schatz, der Paß, könnte mir weggenommen, könnte widerrufen werden oder er könnte gar eine Fälschung sein.

Ich drängte jetzt zum baldigen Abmarsch, und ich brach auf, als mir noch die Mitteilung zugegangen war, daß die Soldateneskorte, die mir der Amban an Chinesisch-Neujahr versprochen hatte, an die Grenze nachgeschickt werde.

Jetzt galt es für mich, die Erforschung des Hoang ho innerhalb Tibets zu Ende zu führen und dann immer weiter durch unerforschte Gebiete, durch die breiten weißen Flecke, die unsere Karten in Tibet zierten, nach Südosten vorzudringen, bis mir durch die Unduldsamkeit der Lhasaregierung halt geboten würde oder bis ich das Tal des Brahmaputra erreicht hätte.

Zu diesem Zwecke zog ich von Hsi ning fu das südlichste von den drei Tälern, die dicht vor dem Westtor der Stadt zusammenlaufen, aufwärts und nächtigte am ersten Abend in Schang hsin tschuan (zu deutsch etwa Oberneudorf), einem kleinen Lößort mit einem Bu tse, d. h. einem Fort aus Lehm gebaut, und einer

kleinen Garnison. Es ist zur Hälfte noch von Chinesen, zur anderen Hälfte bereits von Tu fan, d. h. ackerbautreibenden Tibetern, bewohnt und liegt wenige Kilometer südlich von dem meinen Lesern schon aus Kapitel VI bekannten Kloster Gum bum. Hier endet der Löß und hier endet auch der chinesische Karrenweg. Von hier an kommt man nur mit Tragtieren weiter.

Gleich hinter diesem Ort passierten wir bei Sonnenaufgang am folgenden Tage einen niederen Wall und ein kleines Wachhaus mit einigen zerlumpten Soldaten, und überschritten damit die Landesgrenze der fleißigsten Ackerbauern unseres Planeten, die Grenze des Landes der Mitte, und zogen in das Reich der Steppen und Gebirge ein. Hier beginnt also Tibet.

Schon hinter dem Mäuerchen schien alles Land unbaut, wild und herrenlos zu sein. Bald ging es steil in einer engen Felsschlucht aufwärts und vielfach recht mühsam über glatte Eismassen, die gletscherartig den ganzen Talboden ausfüllten. Oft mußten Leute vorausgeschickt werden, um für die Tiere Tritte ins Eis zu schlagen und mit Erde und Sand zu streuen. Trotzdem stürzten viele der Tiere, rutschten hilflos auf ihren Knien die Eishänge hinab, zerbrachen ihre Sättel an den Felsblöcken und Felsecken an den Talseiten, mußten mühsam ab- und wieder aufgeladen werden. Schon hier blieb ein Yakochse mit verrenkter Schulter liegen und mußte geschlachtet werden. Der kleine Bach, der jene Talschlucht durchfließt, hatte uns dieses Hindernis in den langen Wintermonaten in den Weg gelegt. Er hatte sich nicht geduldig durch die Winterkälte in Fesseln schlagen lassen, sondern, ein gewalttätiger Geselle, wieder und wieder, bald hier bald dort, die Eismassen, die sich gebildet, durchbrochen, überschwemmt, verdickt und erhöht, bis sein Werk so groß wie ein Gletscher aussah.

Und dennoch kletterte meine Karawane schon um die Mittagszeit an dem steilen und schmalen Paßweg des La tsche-Gebirges, des Lao ye schan, wie die Chinesen sagen, in einer Höhe von über 3800 m.

Der Gebirgszug, den ich damit überschritt, gehört der langen Kette an, die sich aus der hochplateauartig verebneten Gebirgsmasse am Kuku nor herauschält und die in der Gegend von Lan tschou fu unter den pliozänen Tonen und dem Löß von Nordchina endigt. Ich habe diese Kette im ganzen an sechs verschiedenen Stellen überschritten. Sie zeigt, wie noch einige andere Ketten, die aus dem nördlichen Teil des Hochlandes von Osttibet heraustreten, gegen Osten ein allmähliches Abnehmen der Höhe. Sie verneint wie alle anderen Züge, die nördlich des 32. Grades n. Br. liegen, die Richthofensche Theorie eines scharfen Abbrechens des tibetischen Hochlandes, einer Landstaffel, gegen China. Unterhalb von Hsün hoa ting schan wird die Kette des Lao ye vom Hoang ho durchbrochen. Weiter oben bildet sie die Wasserscheide zwischen dem Hsi ning-Fluß und dem Hoang ho.

Der Weg über diesen Paß war schlecht. Die Tiere keuchten jammerwürdig unter ihren Lasten und wir kamen nur ganz langsam vom Fleck. Jeden Augenblick stockten die Armen, um nach Atem zu ringen. Ruckweise nur war der Fortschritt.

Ich hatte für die ersten Marschtage noch beinahe drei Dutzend Maultiere zu meinen eigenen Tieren dazugemietet; so bot sich meinem Auge eine imponierende Linie, die den Steilhang emporkletterte. Wie ein riesiger Wurm, der sich mühselig windet und verzweifelt bald nach rechts, bald nach links krümmt,

der sich zusammenzieht und wieder ausdehnt, der aber doch vorwärts kommt und unentwegt einem Ziele zustrebt, so schob sich die Karawane gegen den Paß zu. Mit viel Geschrei, unter dem nicht endenwollenden „āoāoāo“ der chinesischen Treiber kamen wir endlich durch eine enge Felsscharte am schmalen Felsgrat oben an und im Süden ging's von dort gleich wieder, aber nur noch viel steiler als am Nordhang, in Serpentinaen hinab in ein enges Felstal.

Wir kamen unweit von einer chinesischen Umwallung (Ts'ien hu tsch'eng) vorbei, in der ein Leutnant mit einer kleinen Mannschaft einen vorgeschobenen Posten der Grenzwacht hält. Kurz darauf sahen wir wieder einzelne Felder, trafen tibetische Bauernhäuser, sahen Garang, den Sitz eines tibetischen Fürsten von Ts'ien hu = Rang. An hohen Masten flatterten lange weiße Fahnen, die über und über mit Gebeten bedruckt waren. Wir ritten durch ein kleines tibetisches Kloster, in dem einige Dutzend Lamas bei unserem Erscheinen zusammenliefen, um den Fremden anzustarren und über ihn unflätige Witze zu reißen. Gerade als es zu dämmern anfang, kamen wir müde und hungrig in I ts'a sche an.

Dies ist ein weiterer vorgeschobener chinesischer Unteroffiziersposten, unter dessen Schutz Mohammedaner ansässig geworden sind. Im ganzen wohnen hier etwa siebzig Familien. Von I ts'a sche aus zieht sich ein vielbenützter Yakweg hoch über dem linken Hoang ho-Ufer nach Westen in die tibetische Steppe hinein. Um den Ort finden sich noch ein paar an Steinen überreiche Felder. Weiter aber nach Westen ritzt nie und nimmer ein Pflug den Boden. Der Mensch lebt weiter draußen losgelöst von der Scholle und zieht unstet mit seinen Herden von Ort zu Ort. Alles Land ist dort zu hoch gelegen und infolgedessen zu kalt, um den Ackerbau zu ermöglichen. In I ts'a sche wollte ich von den Annehmlichkeiten und großen Vorzügen Chinas, von der „Kultur“, endgültig Abschied nehmen, hier wollte ich in das „Land der Räuber“ eintreten.

Während vor mir schon zwei europäische Reisende über den Lao ye schan gezogen waren, nach I ts'a sche und über dieses kleine Nest hinaus war noch keiner gekommen.

Krethi und Plethi von I ts'a sche liefen zusammen, während die Tiere in dem hoch ummauerten Hof eines Wollehändlers abgeladen und bei dem unsicheren Licht der chinesischen Papierlaternen in langen Reihen angepflockt wurden. Jeder, der mich begrüßte, kam freudig lächelnd — wie immer in Ostasien, wenn einem etwas besonders Unangenehmes gesagt wird — und machte mir die Mitteilung, daß es auf dem Wege nach Westen zurzeit von Räufern ganz besonders wimmle und daß dort keine Yak zu haben seien, weil die Nomaden diese Gegend verlassen hätten, nachdem eine Rinderseuche unter ihren Herden ausgebrochen sei.

Eine noch unangenehmere Nachricht war kaum zu denken. Hungrig mußten meine armen Ochsen die Nacht verbringen und vor Sonnenaufgang sandte ich sie, noch ehe sie einen Grasbüschel in den Mund bekamen, zurück zum Lao ye schan, um sie dort einstweilen grasen zu lassen. Ich selbst aber trabte eilig in die Tibetersteppe, um mich persönlich vom Stand der Dinge zu überzeugen. Und die traurige Wahrheit lag dort nur allzu offen am Wege. Ich war noch keine Stunde weit geritten, da gab es links und rechts von Geiern abgenagte und angefaulte Rinderkadaver und nirgends, so weit ich auch ritt, tauchten die schwarzen Zelte der tibetischen Nomaden auf. Nur verlassene Kochherde,

mächtige Dunghaufen, welche alte Weideplätze bezeichneten, und Hunderte von Tierleichen ließen erkennen, daß das Land ein nicht immer völlig ungenutztes Gut darstellte.

Mittlerweile war noch ein Schreiben aus dem Amban-Ya men angekommen, worin die alte Exzellenz mir mitteilen ließ, daß sie mich angelegentlich dem Örfu ting von Kue de empfohlen hätte. Man riet mir, von jener Stadt aus meine große Reise anzutreten. Wenn man weiß, daß die Stadt Kue de und ihr großes Verwaltungsgebiet, das sich zehn Tagereisen weit nach Süden erstreckt, nicht dem Amban-Ya men unterstellt ist, daß also nach landläufiger Chinesenlogik die Verantwortung, falls mir dort etwas zugestoßen wäre, nicht den Amban, sondern den Örfu von Kue de getroffen hätte, so war die liebenswürdige Empfehlung nur allzu durchsichtig. Aber ich war ja noch durch die anderen Umstände genötigt, von dort aus meine Hoang ho-Reise anzutreten.

Ein langer Marsch durch eine enge und geröllgefüllte, wüstenhafte, menschenleere Schlucht brachte mich mit meinen Maultieren und Pferden von Its'a sche nach dem Ufer des Hoang ho. Es galt zunächst auszukundschaften, ob der Weg über Kue de möglich sei, deshalb blieben die Ochsen am Lao ye schan zurück. Kahl und steinig wie die Schlucht war auch das Tal des großen Flusses selbst, das wir noch einige Stunden lang aufwärts zogen. Die nächstgelegenen Berge bestanden alle aus lockeren, rotgefärbten Konglomeraten, die den Sommerregen nur wenig Widerstand bieten, und die darum so wild und steil zerfurcht und tausendfach zerrissen sind, daß keine Geiß an den Hängen klettern kann. Blutrote Orgeln und Säulen aus Ton und Sand starren allenthalben gen Himmel und selten nur sah man einen Strauch, noch seltener einen Baum, ein Haus, vielleicht einmal in der Ferne eine tibetische Tempelanlage, ein grotesk und fremd dreinschauendes Tschorten, ein Heiligengrab. Die Straße war menschenleer. Ich begegnete wenigen Reitern, alle mit Gewehren und Lanzen und mit kriegerischen Mienen. Auch die rechte Flußseite ist wüstenhaft. Ein Kloster in dieser Wüste ist berühmt, weil sein Buddhabild beständig größer wird. Tsch'ang fo se, das Kloster des wachsenden Buddha, nennen es die gläubigen Umwohner. Gegen Abend tauchte drüben auf dem rechten Hoang ho-Ufer eine dichtstehende Baumgruppe auf. Von Süden her mündeten da einige größere Täler, die am Ufer eine grüne Oase hervorzauberten. Aber von dort trennte uns noch ein langwieriges Ein- und Ausbooten und die Fahrt über den 200 m, im Sommer bis zu 600 m breiten Hoang ho. Weit hinab reißt der Strom jedesmal das schwere, ungefüge Fährboot. Es war darum wiederum spät geworden, bis ich die schützenden Mauern der Stadt Kue de erreichte.

Diese Stadt ist der zurzeit am weitesten nach Nordtibet hineingeschobene Chinesenposten, der letzte von Chinesen bewohnte Ort am Hoang ho, ja überhaupt der letzte Ort an diesem Fluß, und ist besonders stark von der Regierung befestigt worden. Ringsherum wohnen Tibeter, teils solche, die Ackerbau treiben, teils, und zwar im Süden und Westen, Nomaden. Die Stadt Kue de liegt nur 2310 m hoch. Sie ist unter all den Grenzstädten des ganzen Fu, d. h. der Präfektur von Hsi ning, zu der sie gehört, die wärmste; aber gleich westlich der Stadt, oberhalb einiger Inseln, durchströmt der Hoang ho eine enge Schlucht, die sich der Fluß mit steilen Ufern in eine um 250 m höhere Terrasse eingerissen hat. Auf dieser Terrasse ist nirgends mehr ein kleines Feld, nirgends ein Haus. So ist Kue de eine Oase inmitten von wilden kahlen Bergen. Beim

Verlassen des Hsi ning-Tales lag noch kaum ein grünlicher Hauch auf den zahlreichen Weiden und Pappeln, in Kue de hoben sich kokette Pfirsichblüten aus dem knospenden Grün der Birnbaumgärten und der keimenden Weizenfelder¹⁾.

Ein 10 m hoher Erdwall mit rechteckigem Grundriß, mit ganz wenigen Toren, durch die ein Reiter gerade noch — d. h. wenn er sich bückt — durchreiten kann, zeigt uns hier ganz das Bild eines der alten römischen Grenzlager am einstigen Limes germanicus. Der Wall umschließt die Amtsgebäude und die hauptsächlichsten Heiligtümer der chinesischen Schutzpatrone, daneben noch einige Dutzend elende Chinesenschuppen, in denen die Soldaten und Beamten mit ihren Familien wohnen. Auf dem Stadtwalle sah ich große Haufen faustgroßer Steine, die zur Verteidigung herbeigeschleppt worden waren. Das eigentliche Leben und Treiben der Stadt, Kauf und Verkauf, vollzieht sich vor dem Südtor. Dort sind mehrere Straßenzüge, an denen Tibeter, Mongolen, Mohammedaner und auch chinesische Handelsleute ihre Geschäftsräume und ihre Wohnungen haben. Man trifft dort äußerst malerische Bilder. Zahlreiche Lamas lungern tagsüber in ihrer kleidsamen Tracht um die offenen Buden herum, den Oberrock ihrer Gewandung wie die Toga eines alten Römers über die Schulter geschlagen und gelangweilt an ihren Rosenkränzen nestelnd. Trotzig aussehende tibetische Reiter, die lange Flinte mit der meterlangen Aufleggabel auf dem Rücken, durchziehen auf stämmigen Ponys die Straßen, oft vom Sattel aus und herrisch mit den Ladenbesitzern feilschend. Auch diese äußere oder Vorstadt ist von einer Erdmauer mit Toren umgeben, denn die Sicherheit ist in Kue de gar nicht groß. Ein kleiner Raub oder ein Diebstahlchen gehört trotz der Kleinheit des Ortes — es sind im ganzen nur etwa 400 Familien (2000 bis 3000 Einwohner) ansässig — zur Tagesordnung. Die Verhältnisse zeigt wohl am besten ein Fall, der sich gerade während meines dortigen Aufenthaltes zutrug. Ein tibetischer Junker, ein Häuptlingssohn, von einem der Lutsäng-

¹⁾ Auch diese Gegend gehörte einst den Hsi Kiang und später den Tu kuhun, vom Ende des 7. Jahrhunderts an den Tu fan (Tibetern). Während der Yuan-Dynastie bildete die Stadt Ho tschou den äußersten chinesischen Regierungssitz an der Grenze. Dort wurde ein Amt für die Tu fan errichtet, dessen Einfluß bis Kue de reichte. Später ging der Platz Kue de aber der Dynastie wieder verloren und erst 1371 unter Hung wu wurde er von den Chinesen wieder gewonnen. 1376 kam er unter den Militärbezirk Ho tschou wei und den Tibetern wurde hier wie in Mo bai tschen ein Pferde- und Teemarkt zugestanden. Die Stadtmauer von Kue de wurde 1380 angelegt. Man siedelte damals 48 Soldatenfamilien von Ho tschou hier an, die für sich und ihre Nachkommen steuerfreie Felder angewiesen erhielten und dafür als Miliz Soldatendienste leisten mußten. Tibeter und andere Chinesen ließen sich hierauf in der Umgebung nieder. 1723 wurde die Stadt von den Mongolen unter Lobzang Dandsin, dessen Hauptquartier bei Mo bailschen stand, hart bedrängt, aber mit Erfolg verteidigt. 1739 kam der Platz unter die Verwaltung des Hsi ning hsien. 1762 wurde Kue de ein eigenes Hsien unter Hsi ning fu und später ein Ting.

Zu dem Bezirk Kue de gehören nur wenige Chinesenhöfe, dagegen 54 steuerzahlende Stämme Tibeter (meist Bauern) und 19 halbfreie Stämme Tibeter (Nomaden). Es unterstehen mehr oder minder nominell alle Tibeter auf dem rechten Hoang ho-Ufer bis 180 km (Luftlinie) = 8—10 Tagereisen weit südlich von der Stadt dem Ting. Im Osten grenzt an dieses Gebiet die Einflußzone des Hsün hoating und weiter südlich die des Taotschou. Der größte Tibeterfürst ist der Ts'ien hu von Lutsäng, Lubungko, der ein jährliches Gehalt bezieht, wenn er sich nichts Größeres zuschulden kommen läßt. Nach dem letzten Krieg, in dem er am Schluß den Vermittler spielte, erhielt er den roten Knopf und bekam 600 große Scheffel Getreide jedes Jahr zugemessen. Nach dem Lutsäng ist der Dantschie Ts'ien hu mit den beiden Stämmen Wanschgoro und Tschoehr'u (zusammen 1000 Familien) der mächtigste Häuptling. Weitere Nomadenstämme sind: im Westen von Kue de die Ts'aner, Tschebs'a und Rengan, südlich und südöstlich zwischen der Stadt und Lutsäng die Wulang, Ats'o, Dschesa, Nerta, Kamba, Bara, Baa-Mongra (800 Familien) und Gonts'a. Viele Nomadenstämme bezahlen eine jährliche Steuer in Lammfellen als Ablösung für den in der Ming-Zeit eingeführten Pferdetribut. Jede Nomadenfamilie soll ein Tschülin-(Lamm-)Fellchen im Wert von 0,5—0,6 Tael abliefern. Auf diese Art kommen jedes Jahr 8000—10000 Stück zusammen. Die Bauern um Kue de aber besteuert der Ting nach jeder Ernte um den Betrag des Saatgutes, das im Frühjahr auf den Feldern verwendet wurde. Der Ting hat seinerseits die Verpflichtung, 24 Klöster, die in seinem Bezirk liegen, zu beschenken.

Stämme im Süden der Stadt, hatte einem chinesischen Kaufmann ein Pferd verkauft. Kaum aber war der Handel abgeschlossen, so wurde ruchbar, daß der Tibeter das Pferd bei einem Nachbarstamm gestohlen hatte. Um nun nicht als gemeiner Dieb, sondern als Grandseigneur dazustehen, der einen solch fatalen Vorwurf nicht auf sich sitzen läßt, auch damit er nicht politische Schwierigkeiten für den ganzen Stamm heraufbeschwöre, war unser Tibeter gezwungen, das gestohlene Pferd dem früheren Eigentümer, einem Tibeter, zurückzubringen. Denn wie schon bei uns in der Raubritterzeit, so hält man auch überall in Tibet auf gute Sitte und guten Ruf. Der junge Mann geht also zum Chinesen, um das Tier zurückzukaufen. In seiner Not bietet er jenem sogar etwas mehr, als er bekommen. Der Chineser aber ist unerbittlich. Er will den Handel unter keinen Umständen rückgängig machen. Allzuviel freilich kann ihm der Tibeter auch nicht bieten, denn dieser hatte das Pferd nur geraubt, um seine Finanzen etwas auf den Damm zu kitzeln. Wie hilft sich in solcher Not ein Tibeter? Als der Chineser am Tag darauf sein Pferd aus dem Stall führt, rennt ihn der Tibeter über den Haufen, schwingt sich auf das Tier und verschwindet auf Nimmerwiedersehen in die Steppe. Seine Freunde bringen das Tier dem Besitzer, dem es zuerst geraubt war. Die Ehre ist gerettet. Ein Chineser zählt hier nicht.

Mein erster Gang am Morgen nach unserer Ankunft galt dem Örfu, dem Ting, im Innern der Stadt. Am Tor seines Yamens wurde ich mit Böllerschüssen empfangen. Eine große Ehrung in China, die ich der Empfehlung des Ambans und dem Wunsche, daß ich nicht von hier aus ins Ts'ao ti gehe, zu danken hatte.

Das Yamengebäude war in einem auffallend verwahrlosten Zustand; der Platz ist sehr unbeliebt bei der Beamtschaft. Keiner bleibt länger als ein Jahr und so läßt keiner die Amts- und Wohnräume herrichten. Bei Regenwetter halten nur ganz wenige Zimmer dicht. Selbst im Gästeraum hingen große Stücke des Papierplafonds von der Decke herab. Man sah durch die Löcher bis zu den Ziegeln des Dachfirstes hinauf und zwischen den Ziegeln lugte die Sonne herein. Zum Glück hatte ich das Gemach bei schönem Wetter aufzusuchen.

Ich wurde in denselben Raum geführt, in dem das Jahr zuvor der „Krieg von Kue de“ begonnen hatte. Auf derselben breiten Bank, auf demselben, mit einem schäbigen roten Baumwollstoff überzogenen Kissen wie ich saß damals Seine buddhistische Heiligkeit, der gefürchtete tibetische Lama, die Inkarnation vom sogenannten schwarzen Kloster, süße falsche Worte mit dem damaligen Ting von Kue de wechselnd. Er war auf die Bitte des Chinesen gekommen, um sich vor einer größeren Reise, die er anzutreten im Begriff war, als Freund zu verabschieden und hatte eben einen großen Yüanbau, ein etwa zwei Kilogramm schweres Silberstück, aus den Händen des Ting erhalten, um für ihn in Lhasa Weihrauch und indische Datteln kaufen zu lassen. Seine Begleiter, etwa 300 Bewaffnete, erwarteten ihn draußen in der Ebene vor der Stadt. Stundenlang redeten die beiden hin und her. Der Chineser wollte den Tibeter auch zum Essen da behalten. Das Kaufgeschäft, die süßen Worte, die Einladung, all das war aber nur Schein und Trug.

Der heilige Lama war bekannt als das Haupt eines Räuberstammes, der den armen Städtern das Leben verleidete. Unterhalb von Kue de, rechts vom Hoang ho, hinter hohen steilen Bergen, in Schluchten, wohin man nur auf

schmalen Pfaden, nur im Gänsemarsch gelangen kann, hatten seine Leute ihr Stammland. Von dort aus hielten sie einen weiten Umkreis in eitel Schrecken. Niemand konnte mehr friedlich über Land reisen. Die größten Karawanen wurden ausgeraubt. Die Stadt war nahe daran, von ihren Bewohnern aufgegeben zu werden. Der Handel, der ganze Wert der Stadt, war vernichtet. Dicht vor den Toren wurden den Chinesen vom Pfluge weg die Ochsen und Esel fortgetrieben. Wer Miene machte, Widerstand zu leisten, wurde erschossen. Da hatte endlich 1905 ein junger, neu eingetroffener Ting den Mut, die Interessen seiner Untergebenen zu verteidigen. Er erlangte auf seine Berichte von der Zentralregierung die Vollmacht, die Inkarnation zur Verantwortung zu ziehen. Er lud den hohen Lama in sein Haus. Und als jener schon ein paar Tage vorher sein Erscheinen angesagt hatte, da galoppierte eine Estafette nach der anderen nach Hsi ning mit der Bitte um weitere Vollmachten. Der Ting bat, den Lama festnehmen zu dürfen. Er bat um Truppen. Aber tagelang blieb die Antwort aus. Dem Amban fehlte der Mut, die Verantwortung zu übernehmen. Er neigte eher noch auf die Seite der Tibeter. Der Ting sandte nach Lan tschou fu, er telegraphierte von dort aus nach Peking um genaueste Instruktionen. Auf dem erbärmlichen Pfad nach Lan tschou braucht aber ein Reiter, auch wenn er zehnmal frische Pferde nehmen kann, immerhin zwei Tage. Da konnte der Ting also lange warten. Mittlerweile war alles vorbereitet. Ingeheim waren seine Leute bewaffnet, die Tore besetzt. Es wäre aber wohl trotzdem nicht zum Losschlagen gekommen, hätte nicht der Bruder des Lama, der im Ya men-Hofe wartete, Verdacht geschöpft, wäre es diesem nicht gelungen, in den Gästeraum zu gelangen und seinem Bruder zuzurufen, er sei in eine Falle gelockt worden, er solle fliehen. Blitzschnell hatte die Inkarnation die Situation erfaßt. Mit dem großen Silberstück, das er noch in Händen hielt, schlug er den Ting nieder und suchte seinem Bruder nach den Eingang zu gewinnen. Nun ist es in China allgemein Sitte, daß bei Besuchen die Ya men-Aufwärter an der Türe stehen. Diese, zehn Mann hoch, verlegten dem Heiligen den Weg und suchten ihn zu knebeln. Es war ein Riesenmann, prächtig, muskulös, göttergleich gewachsen — so sagten mir alle meine Gewährsmänner. Nur mit dem Silberstück bewaffnet, warf er die von Opium und Nichtstun kraftlosen Knechte auf die Seite, und sicherlich wäre er auch entkommen, hätte nicht der Ting einen kleinen Revolver in seinen Kleidern verborgen gehabt und damit, außer sich über die erlittene Schmach, auf den heiligen Lama geschossen. Am gleichen Abend noch starb die Inkarnation im Hofe des Ya men an der Verwundung.

In der allgemeinen Verwirrung war es dem Bruder gelungen, aus der Stadt hinauszukommen und seinem Stamm Kunde von den Vorgängen im Ya men zu bringen. Wie ein Bienenvolk, dem man die Königin nimmt, so wütend führen die Leute auf, hatte man ihnen doch ihr Höchstes, ihre Heiligininkarnation, ihren Gott getötet. An einen Sturm auf die Stadt konnten sie freilich nicht denken. Eine chinesische Lehmurg zu nehmen, war noch immer eine mißliche Sache für einen Reiterstamm. So zogen sie sich nach einigen wilden Demonstrationen in ihre Berge zurück, um dort erst recht den Krieg vorzubereiten, Pulver zu reiben, Kugeln zu gießen. Weithin waren die Büchsenmacher dieses Stammes berühmt. Selbst an Imitationen unserer modernen Gewehre hatten sich einzelne Meister gewagt. Ein Glück war es für die Chinesen, daß jene nur ganz wenig Stahl einhandeln konnten.

Der Krieg hat im Anfang ziemlich viel Blut gekostet. Kurz nach der Ermordung des Lama fiel eine chinesische Soldatenabteilung, die von Hsi ning fu über den Lao ye schan nach Kue de marschierte, in einen Hinterhalt und verlor dreißig Tote. Zu einer großen Schlacht freilich ist es nie gekommen. Den Ausgang des Krieges, daß die Kanonen von Lan tschou geholt wurden und daß schließlich die Tibeter wenige Monate vor meinem Besuch ohne größeres Blutvergießen von den chinesischen Unterhändlern niederdebattiert wurden, habe ich in einem früheren Kapitel schon kurz erwähnt.

Man verfuhr in diesem Krieg, wie man es in China seit Jahrtausenden gemacht hatte. Man zog von Lan tschou fu aus ohne irgend einen Plan in den Krieg und suchte unter Vermeidung eines offenen Kampfes durch endlose Verhandlungen, durch Befehle und Gegenbefehle vom weit entfernten Thron, lediglich durch die Anwesenheit eines Heerkörpers nach irgend einer Lösung der Schwierigkeit.

Der gute, tatkräftige Ting aber wurde natürlich sofort abberufen, verlor sein Amt und auch seine Würden, weil er nicht den ganzen Krieg zahlen konnte. Ich sah den jungen, frischen und intelligenten Mann nach einigen Jahren noch in Lan tschou immer geduldig, aber nicht sehr hoffnungsvoll wartend, daß er den langen Zivilprozeß gegen seine Vorgesetzten gewinnen werde. Wenn Ru dalao ye aber wieder einen Posten kriegen sollte, hilft er sicher nicht ein zweites Mal dem unterdrückten Volke! Was für mich das Typische bei der ganzen Sache war, in Kue de sprachen Ladenbesitzer, mein Wirt und viele Bauern mit den höchsten Lobeserhebungen von dem Ting Ru als ihrem Retter, aber keiner rührte für den Entehrten eine Hand. Wenn man in Altchina nicht sehr viel Geld hatte, durfte man nicht tatkräftig sein. Man mußte streng auf das „Wuwei“ achten, d. h. sich nicht rührig zeigen und mußte die Dinge an sich heranreten lassen.

Der augenblickliche Ting von Kue de entpuppte sich als ein großer und sehr gebildeter Literat und Archäolog. Er hatte viel Sinn für die ältesten chinesischen Schriftzeichen. Sein Rang war nicht gekauft. In den sechziger Jahren schon hatte er sein Staatsexamen mit Glanz gemacht und auch später noch war er für seine klassischen Gedichte und die Zahl seiner klassischen Zitate bekannt geworden, so daß es eigentlich wundernimmt, daß er keine höheren Staatsexamen machte und kein höheres Amt erlangt hat. Es war eben auch kein Sohn reicher Eltern.

Eine Stunde nach meiner Visite im Ya men sprach der Ting in meinem Gasthaus vor. Er brachte mir als Geschenk ein über quadratmetergroßes, von ihm selbst verfaßtes und von seiner Hand geschriebenes Gedicht mit, das sogar teilweise in altchinesischen Zeichen die Gefahren des Ts'ao ti, also Tibets, in den denkbar schwärzesten Farben schilderte. Kein Entrinnen weissagte er mir, sollte ich es wagen, dort einzudringen. Es wollte mir fast so vorkommen, daß mir der Amban nur geraten hatte, nach Kue de zu gehen, um noch diesen Mann zu sprechen. „Lasciate ogni speranza, voi ch'entrate“, klang wieder und wieder der Refrain, als hätte der alte Mandarin mit seinen hageren, vom Opium gebräunten Fingern in Dantes Göttlicher Komödie geblättert und der auf alles Fremde hochmütig herabsehende Chinese dem großen Dichter seine grausigsten Stellen gestohlen.

Länger als zwei Stunden studierten wir gemeinsam und mit Hilfe seiner

Sekretäre und meines Lexikons das komplizierte Gedicht mit allen seinen Finessen. Der alte Herr war dabei ordentlich ins Feuer gekommen, schnalzte und schmatzte vor Entzücken, wenn Zitate vorgelesen wurden, die ihm besonders geistreich und gelungen schienen. Es tat mir aufrichtig leid, daß ich ihm nach all der aufgewendeten Mühe erklären mußte, jetzt ziehe es mich erst recht mit aller Gewalt nach Tibet hinein; denn wer diese tausendfachen Gefahren bestehe, sei sicher ein ganzer Mann und ein Held. „Als Deutscher habe ich nun sogar die Pflicht, hineinzugehen,“ verkündigte ich. Der Ting vergoß auf meine Worte hin Tränen, so traurig zeigte er sich über den mißglückten Versuch. Er erbot sich, mich, seinen Freund, der doch für seine Dichtung so großes Verständnis zeigte, mit seiner ganzen Besatzung ins Innere zu begleiten. Dabei hatte er natürlich noch nie eine Reise in seinen Bezirk gemacht. Er hatte nicht die leiseste Ahnung, wie groß sein Land war, wie viele Stämme es beherbergte und wie viele Klöster darin lagen. Für die allereinfachsten Fragen hatte er sich an seine Sekretäre zu wenden.

Nach einer kleinen Pause besann sich plötzlich der Ting wieder eines anderen, er wollte jetzt, ich solle ihm ein Schreiben geben, daß er mich gewarnt habe und daß ihn keine Verantwortung treffe, wenn ich umkomme. Ich versprach, dies zu tun, wenn man mir eine Eskorte gebe, die ich selbstverständlich bezahlen wollte, und wenn diese ihr möglichstes tue, mich zu schützen. Der Ting meinte hierauf, er hätte keine zuverlässigen Leute, er hätte überhaupt keine Soldaten. Jetzt gab ich die Komödie auf. Ich bat ihn, Tee zu trinken! Höflich lächelnd hoben wir die Teeschalen, uns gegenseitig zutrinkend schlürftten wir mit viel Geräusch ein paar Züge und verabschiedeten uns unter endlosen Bücklingen mit „Ko tou!“ — „Ko tou!“

Die Sonne war am Tage darauf noch nicht aufgegangen, da ritt ich mit zwei in Kue de neu engagierten Dienern zum Tore hinaus. In Kue de selbst gibt es keine Yakochsen zu kaufen. In der nächsten Umgebung der Stadt wächst kein Gras; was fruchtbar ist und von Kanälen aus berieselt werden kann, wird als Acker ausgenützt. Da meine besten Leute teils am Lao ye schan und in Its'a sche drüben über dem Hoang ho beim Kern meiner Karawane geblieben waren, teils noch am Kuku nor beim Yakkauf sich befanden, so zog ich selber mit hinaus, um meine Karawane vollzählig zu machen.

Wir waren alle drei gut beritten und hatten noch ein kleines lebhaftes Maultier mit, das ein paar Decken, einen Teekessel, einen Blasebalg, etwas Tsambamehl und Reis und vor allem Erbsen als Futter für die Pferde zu tragen hatte. Der eine meiner zwei Begleiter sprach nur Tibetisch. Er hatte sich aber den Chinesennamen Me zugelegt. Im Tibetischen hieß er Tschaschi. Er war früher viele Jahre lang Lama gewesen, hatte aber dann das Eheleben mit einem streitsüchtigen Weibe der klösterlichen Beschaulichkeit vorgezogen. Den Rest der Summe von 80 Tael, die er für seine Untreue dem Kloster als Entschädigung oder Strafe — wie man dies nennen mag — zu bezahlen hatte, hoffte er in meinen Diensten sich zu ersparen. Der zweite hieß Tsch'eng. Er war aus Dankar gebürtig, sein Vater war Vollblutchinese, seine Mutter Tibeterin. Er war Schuster seines Zeichens und von Jugend auf erst als Lehrjunge, dann als selbständiger Meister kreuz und quer bei den tibetischen Nomaden herumgekommen und zwar auf einem Umkreis wie Basel, Berlin und Wien. Jetzt war er, ein guter Dreißiger, verlobt und gedachte den Rest des Kaufpreises, den er

seinem Schwiegervater für seine Braut zu zahlen hatte, durch den Gehalt, den ich ihm gab, wettzumachen.

Wir ritten von der Stadt aus nach Westen, querten erst ein breites Flußbett, das von Süden herkommt, und bogen dann bei einem zerstörten Blockhaus, einem „Ba ka“, wie man hierzulande sagt, in eine große wilde Schlucht ein. Es war ein köstliches Reiten. Seit vielen Monaten war es das erste Mal, daß ich nicht ständig die Schritte meines Reittieres zählte, nicht fortwährend die Kompaßrichtung aufschrieb, die Berggipfel anpeilte, Aneroidablesungen machte. Heute ritten wir dazu viel zu rasch.

Mit dem Yakkauf wollte ich noch eine wichtige Probe verbinden: ich wollte wissen, wie sich mein Inkognito mache. Ich trug jetzt tibetisches Kostüm, war glattrasiert, hatte Gesicht und Hals braun gefärbt und auf dem Haupt eine Perücke mit einem Zopf, den ich nach Landessitte um den Kopf gewickelt und halb von einer mächtigen Fuchspelzmitze verdeckt trug. Es war diese Verkleidung eine Bedingung meiner Begleiter, denn, sagten sie, wenn wir Chinesen in die Steppen ziehen, kleiden wir uns ja auch immer wie die Fan tse.

Bei einem alten Klosterabte, der an der Spitze einer etwa dreißigköpfigen Klostersgemeinde stand, machten wir eine Frühstückspause. Ein klug aussehender rundlicher Herr, in dunkelrotem Gewand wie die übrigen Priester, empfing uns und nahm mit herablassender Gebärde ein Geschenk an, bestehend aus einem Khádar und zwei Messern, gab uns dafür seinen Segen durch Handauflegen und ließ uns Tee reichen.

Mit diesem Klosterabte hatte es seine ganz besondere Bewandnis. Er galt landauf landab für eine Heiligeninkarnation, und zwar war er auf folgende Weise dazugekommen. Als sein Vorgänger im Amte, ein frommer und gelehrter Theologe, vor etwa dreißig Jahren starb, war er ein jung ordinierter Mönch, der von dem Kloster in eine kleine Filiale als erster Seelenbesorger — er hatte sich schon durch seine Kenntnisse einen gewissen Namen gemacht — zu einer Bestattungsfeierlichkeit, der Beruhigung der Seele eines Abgeschiedenen, abgesandt worden war. Mitten in den Gebetsübungen brach der junge Mönch plötzlich bewußtlos zusammen, und als er wieder zu sich kam, redete er viel klüger wie zuvor, wußte um die intimsten Klosterangelegenheiten und erklärte, er sei nicht mehr der frühere Mönch, sondern in seinen Körper sei jetzt die Seele des alten Abtes gefahren. Kurz darauf kam die Nachricht, der frühere Klosterabt sei eines plötzlichen Todes gestorben. Da gab es keinen Zweifel mehr, die übrigen Mönche und das Volk fielen vor ihm nieder und begrüßten ihn als Wiedergeborenen, als Heiligen, und seither sitzt der Schlaukopf als Gott in seinem Tempel und besucht jedes Frühjahr, wenn es warm wird, die umliegenden Tibeterhorden in ihren Zelten und läßt sich seinen klugen Einfall reichlich mit „bu se“, mit Zehnten, mit Schafen und Ochsen, bezahlen. Und nicht bloß er, sondern auch das ganze Kloster Dschomo gomba (Dia mo se) erfreut sich seither großen Zulaufes und Reichtums. Nur ein Kloster mit einer Inkarnation rentiert sich eben in Tibet.

Nach dem Frühstück bei dem Abte ging es steil den kahlen Talhang hinauf, und nachdem wir noch eine zweite Schlucht gequert hatten, waren wir bald, nach Westen reitend, auf eine wellige Terrassenoberfläche gekommen. Nicht 10 km von unserem Wege floß der Hoang ho. Man konnte den Lauf seiner

Schlucht aber nur ganz ungefähr erkennen, so steil und eng ist der große Fluß in die Terrasse eingeschnitten.

In diesem grasbedeckten Hochland, in flachen Mulden trafen wir am Nachmittag die Zeltlager der Ts'aner-Tibeter. Mein Schuhmachermeister hatte hier vor vielen Jahren ein Paar seiner vierschötigen Kunstwerke geschaffen und war darum mit den Leuten einigermaßen bekannt. Wir fragten also gleich nach dem Namen eines der Häuptlinge und wurden nach einigen Irrfahrten und nach umständlichen: Wer seid ihr? Woher des Wegs und wohin? Warum und wieso? schließlich auf eine kleine Bodenwelle aufmerksam gemacht, hinter der vier der schwarzen Zelte im Windschutz an einem flach nach Süden geböschten Hange standen. In respektvoller Entfernung davon stiegen wir ab, führten die Pferde hinter uns, damit diese mit ihrer erleichterten Hinterhand uns den Rücken gegen die wilde, auf uns anstürmende Meute decken sollten. Nach vorne machten wir die landesüblichen Schwertdeckungen, ohne die wir die sich wie rasend gebärdenden Hunde kaum hätten vom Leibe halten können. Endlich hatte man uns bemerkt und befreite uns. Man nahm uns sogleich freundlich auf und führte uns in das schönste der vier Zelte, das etwa ein Ausmaß von 6 auf 10 m hatte. Die Frauen schürten das Herdfeuer, machten uns Buttertee mit Salz und mit einer Handvoll Tschürra (dem getrockneten Käsequark). Wir sprachen lange vom Wetter und Wind und daß es nun bald Frühling würde, schließlich fragten wir, ob sie vielleicht Pferde und Schafe zu verkaufen hätten, und als die Herden am Abend zwischen die Zelte getrieben wurden, fragten wir auch nach den Preisen für Yakochsen.

Der Tibeter ist kein Freund von rasch abgewickelten Handelsgeschäften. Hat er mal einen Händler bei sich in seinem Zelt, so will er auch sonst noch etwas von ihm haben. Er soll ihm Zeitung bringen von der Welt draußen. Der Tibeter, vor allem der Nomade, ist in seiner Art ein kluger und heller Kopf, liebt über alles Scherzworte und Gesang, sucht alles ihm Neue zu ergründen. Er ist wohl infolge seiner Pilgerfahrten und des nomadisierenden Lebens mit nichten so abgestumpft und dumm, wie ihn viele Reisende hinstellen wollen. Er ist nicht so schwerfällig wie der chinesische Bauer. Vom ersten Augenblick an war auch ich den Leuten ein interessantes und anziehendes Objekt.

„Wer ist denn der mit der sonderbar dünnen und langen Nase, den ihr da mit euch habt?“ meinte einer zu meinem Me.

„O, der ist von ganz weit hinter Peking her, dort sehen unsere Leute alle so aus,“ log Me ohne Zögern und seiner Instruktion gemäß.

„Komisch und abschreckend häßlich sind doch diese Leute von dort hinten!“

Ich wurde hierauf aufgefordert, von Peking zu erzählen und von den Klöstern und Heiligen hinter Peking, von unseren heiligen Bäumen und Quellen, die die Kranken gesund machen. Kam die Rede auf Nichtchinesen, so sprach man von ihnen immer so, als ob sie auf irgend einer kleinen Insel hinten, wo die Welt aufhört, wohnten — so hörten die Tibeter eben von den Chinesen — und ich tat so, als hätte ich kaum einen von Angesicht zu Angesicht gesehen.

Wir blieben zwei Nächte in dem Zelt des Häuptlings der Ts'aner-Tibeter. Am ersten Abend war es sehr lustig. Da der Häuptling nach einem reichlichen Mahle, bestehend aus gesottenen breiten Nudeln und einem gleichfalls gesottenen Hammel, noch etwas Schnaps herumreichen ließ, so klangen bald allerhand

Gesänge in die Nacht hinaus, Liebeslieder und Erinnerungen an die Kämpfe zwischen Tibetern und Mongolen.

Es war eine kalte Frühlingsnacht. Man drängte sich gerne eng um den Herd und um einen von einem kleinen Lehmwällen eingefassten Fleck auf der Erde, auf dem glühender Schafdung ausgebreitet wurde, um die Wärme möglichst vielen von uns zugut kommen zu lassen. Die Tibeter hockten mit nacktem Oberkörper herum, sie hatten ihren Pelzrock, ihr einziges Gewand, von den Schultern gleiten lassen, um so recht intensiv die Glut auf ihre Haut wirken zu lassen. Auf der Seite des Feuers war es mollig, den Rücken aber erkältete uns ein steifer Steppenwind, der durch die groben Maschen des schwarzen Yakhaarzeltes beinahe ungehindert hindurchpiff. Langsam wogten die Zeltwände auf und ab. Auf dem Boden lagen ringsumher Pferde- und Ochsensättel, Ledersäcke und Pelze. Dort im Zelhintergrund hingen verrußte Gebetwimpel und schmierige Haare von Herdentieren. Man will dadurch den Schutz der Götter auch für die Tiere herabflehen. In dieser Umgebung die dünnen Glieder der halbnackten, tiefgebräunten Männer mit den großen, silbernen Ohringen im linken Ohrläppchen, ihren langen, dünnen, schwarzen Mongolenzöpfen, die vielen großen Amulettbüchsen am Hals, und über dem Herd drüben die stämmigen Schultern und kräftigen Arme der Nomadenfrauen mit schweren und klappernden Rückenbehängen, die mit tassengroßen, massiv silbernen Schalen, mit faustgroßen Bernsteinstücken und Meermuscheln benäht waren, das wilde Gastmahl, bei dem jeder die größten Fleischstücke sich in den Mund schob und das Allzuviel dicht vor seiner platten Nase mit einem langen Messer abschnitt, und all dies nur beleuchtet von einem bald bloß düster züngelnden, bald plötzlich hell aufflackernden Herdfeuer: dies gab ein Bild, um das mich mancher Leser beneiden wird. Ich glaubte mich in die Urzeit Deutschlands, in die schlimmsten Zeiten der Hunnen- und Mongoleneinfälle zurückversetzt. Kein Wunder, zitterten unsere Urväter beim Anblick der unwirschen Barbaren, die so plötzlich auf sie losstürmten. Was für eine starke Hand brauchte es doch, was für lockende Raubideen, daß solche Kerls zu einem gemeinsamen Zuge vereinigt werden konnten und die unwiderstehlichen Heeresmassen zusammenkamen, deren Pfeilregen unseren Rittern die Sonne zu verdunkeln drohte. Es ist ein Glück für die Welt, daß die Tibeter nur wenige große Herrscher hervorgebracht haben und daß sie seit mehr denn tausend Jahren politisch völlig zersplittert sind. Solange in Tibet ein tibetischer Staat existiert hat, im 8. und bis in das 9. Jahrhundert hinein, waren die Tibeter die furchtbarste Geißel für die ganze Nachbarschaft. Haben sie doch sogar 763 die Residenzstadt Hsi ngan fu überrumpelt und ausgeplündert. Dank der chinesischen Diplomatie sind jetzt die einzelnen Stämme getrennt und machen darum wenig Schaden. Ihre Häuptlinge haben heute nur geringen Einfluß. Sie haben die größte Mühe, die vielen zentrifugalen Kräfte zusammenzuhalten. Die zunehmende Zersplitterung in winzige Gemeinden hält immer noch an. Jede Zeltvereinigung lebt in fortwährender Angst und Kriegsbereitschaft, denkt jederzeit an die Möglichkeit eines räuberischen Überfalls. Auch mitten in unserem Schmause entstand für einige Augenblicke wildeste Aufregung, als plötzlich die Hunde — die vier Zelte hatten im ganzen etwa 15—20 Stück — wütend anschlugen und in die Finsternis hinausstürmten. Ohne ein Wort zu verlieren, griff jedermann zu den Waffen, die langen Lanzen wurden vom Zelteingang genommen, einige entzündeten die Luntten ihrer

Flinten. Zum Glück waren es aber nur Nachbarn von einigen Zelten in etwa 3 km Entfernung, die uns störten und sich noch um diese ungewohnte Stunde nach dem Begehrt der fremden Händler erkundigen wollten.

Bis wir an jenem Abend zur Ruhe kamen, war es spät geworden. Die Gastabteilung, vom Eingang gesehen rechter Hand vom Herd, wurde uns und einem Akka¹⁾ für die Nacht überlassen. Dort breitete uns noch der Hausherr einige Filzdecken auf den Boden und überzeugte sich hierbei, daß wir nicht etwa die Füße gegen die Zeltrückwand streckten, wo die Götterbilder standen und Gebetbücher in einer Kiste verpackt lagen. Es wäre dies eine schwere Beleidigung für die Götter gewesen, die diese sicher nicht ungerächt an der Familie hätten vorbeigehen lassen. Bei chinesischen Gästen passen die Tibeter immer genau auf solche Sachen auf, denn die Chinesen sind ihnen bekannt für ihre Laxheit in religiösen Dingen.

Der Akka sagte mittlerweile noch die lange Bitte an die Dschoma (sgrolma, die Göttin der Barmherzigkeit) als Abendgebet her und die übrigen Zeltbewohner wiederholten tausendmal: „Om mani padme hung“. All das große und kleine Unrecht, das sie den Tag über bewußt oder unbewußt getan hatten, sollte damit wieder gutgemacht werden und ihre Seelen sollten vor und nach dem Tode nicht für diese Sünden büßen müssen. Eine halbe Stunde dauerte diese Abendandacht, dann krümmten und kauerten wir uns eng zusammen, um möglichst warm zu bleiben. Das Herdfeuer verlöschte und zu dem weit geöffneten Zelteingang, zu dem breiten Schlitz des Rauchfangs oben im wagrechten Zeltdach und zu den vielen, vielen Maschen und Löchern des Zeltstoffes strich eine eiskalte Luft herein und machte uns die Glieder steif.

Nach Mitternacht begann es zu schneien und das Schneetreiben hielt bis weit in den Morgen hinein an, so daß die Herden am Morgen nicht ausgetrieben werden konnten und sich alle Männer mit hochgezogenen Filzmänteln um die Herdfeuer herumdrückten. Wir benutzten diesen Tag, um mehrere Zeltgruppen, die alle 1—2 km auseinanderlagen, aufzusuchen. Jedesmal mußten wir endlose Teevisiten absitzen und über viele nebensächliche Dinge reden. Der Aufenthalt in den Zelten war sehr ungemütlich. Wenn wir kamen und die gastfreundlichen Hausfrauen uns Tee kochten, schmolz bei der dadurch entwickelten Wärme der Schnee auf dem horizontalen Zeltdach und lief an allen Ecken und Kanten ins Zeltinnere herein. Um solche Kleinigkeiten schert sich aber kein Tibeter. Er kennt es von Jugend auf nicht anders.

Unser Ochsenhandel gestaltete sich nichts weniger als einfach und erfreulich. Selbstredend versuchten die Leute immer erst, ihre ältesten Tiere uns aufzuschwatzen oder wenigstens solche, die das Jahr zuvor mit einem Teil des Stammes die Pilgerfahrt nach Lhasa überstanden hatten. Die Ts'aner waren auch leider nicht reich. Es gab keine große Auswahl. Der Häuptling jammerte, sie hätten während des Winters bei einem Überfall durch Räuber aus dem Süden hundert Tiere verloren. Auf die Familie kamen im Mittel 15—20 Rinder, 70 Schafe und kleine Ziegen und 3—4 Pferde. Dabei hatten sie nicht einmal bloß Yakrinder. Wie alle Osttibeter, die Weiden von nur etwa 3000 m Meereshöhe haben, hielten sie noch das kurzhaarige farbige Rind und züchteten mit ihm „ntso“ (chin.: „Pien niu“), das durch die Kreuzung der beiden Rassen

¹⁾ Die gebräuchlichste Bezeichnung für einen lamaistischen Priester in Nordtibet.



Meine Karawane unterwegs im Süd-Kukunor-Gebirge.

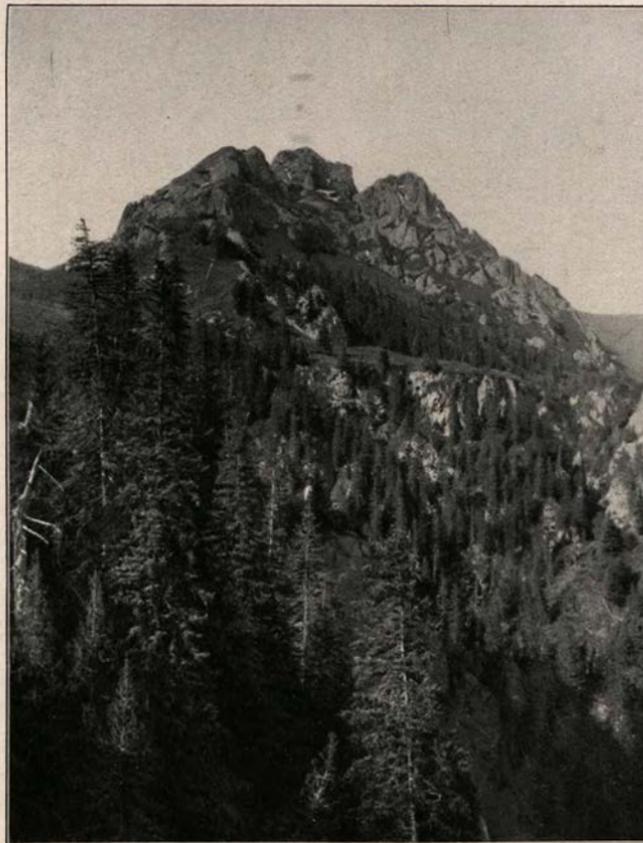


Ankunft im neuen Lager.

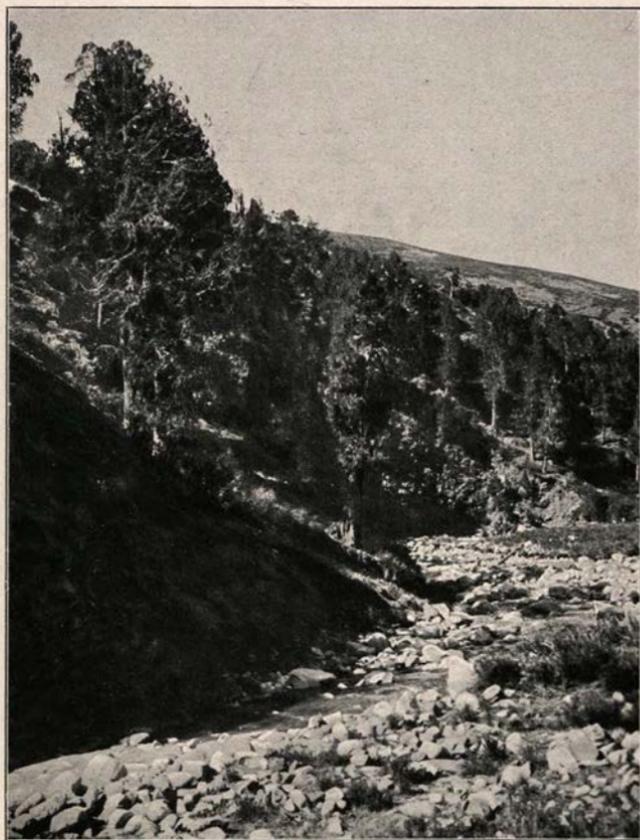


Die von tiefen Schluchten zerrissene Steppe des Da ho ba.

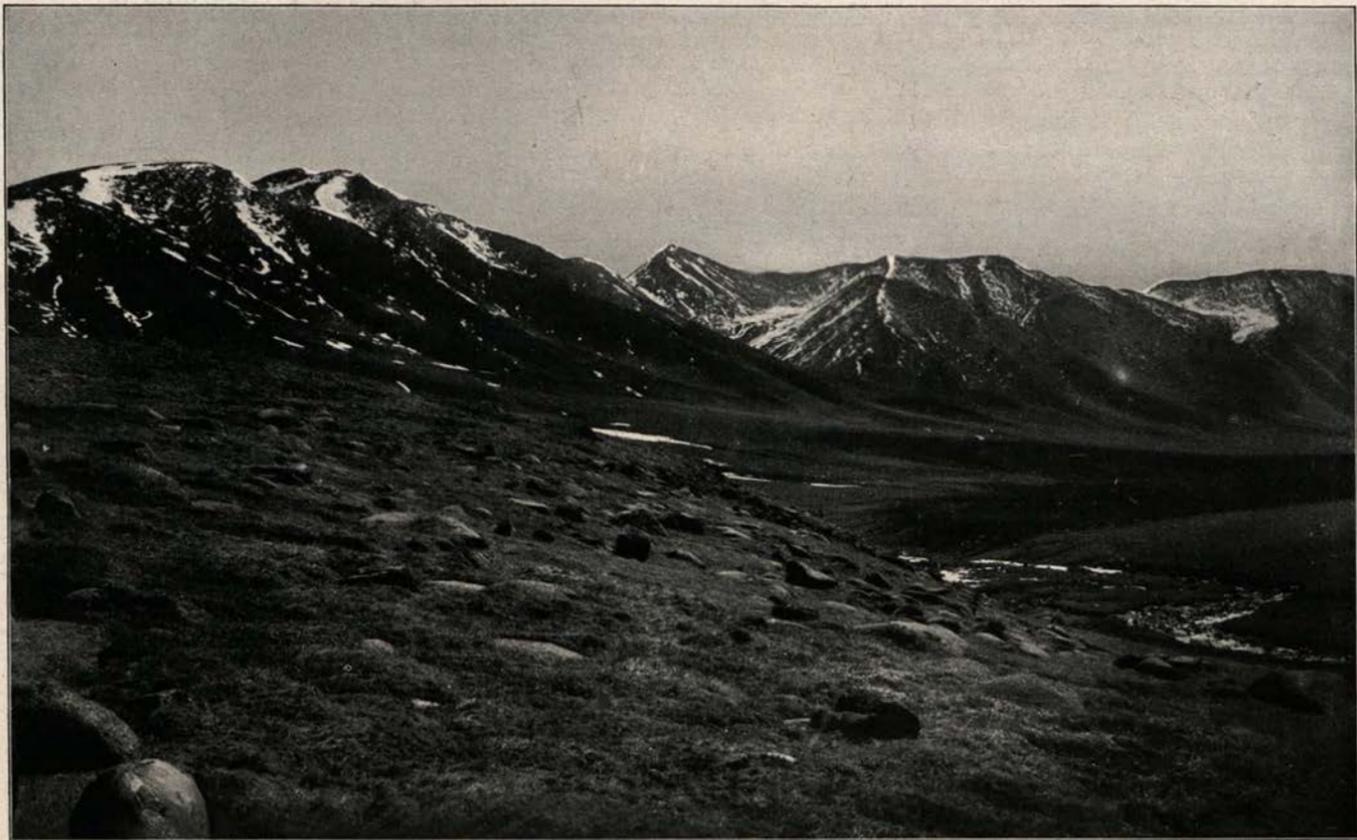
(Im Vordergrund verlassene Zeltherde; am Horizont, im Norden, die Semenowkette mit der Einsattelung Siansibeï.)



Kalkklippen bei Tschégr fising.



Hochwald in der Tscheger rdjibtsen-Kette
in 3700 m Höhe.



Tscheger rdyibtsen-Berge.

(Sandsteine des Permokarbon, in der Mitte des Bildes die für diese Sandsteinberge typische Form eines alten Kares.)

entstehende Rind, das viel brauchbarer ist als seine beiden Stammväter. Für dieses wurde hier der zweieinhalbfache Preis eines gewöhnlichen Yakrindes verlangt (Tafel LIX).

Ich hatte bis zum Abend in manche tibetische Häuslichkeit intime Blicke werfen können. Die Kinder werden sehr selten gescholten und ohne Scheu küßten sich die Eheleute bei meiner Anwesenheit. Die Ts'aner hatten auffallend viele Tschülin, kleine graushaarige Zickchen. Aber es war mir nur möglich gewesen, acht Yakochsen zu kaufen und die gekauften hatte ich nicht einmal mitnehmen dürfen. Nach dem tibetischen Kalender hatten wir den 13. des II. Monats. Dieser ist eine Art Sonntag und darum zugleich Unglückstag in dieser Gegend, an dem ein jeder vermeidet, etwas Wichtiges zu unternehmen und etwas zu verkaufen, weil sonst die Götter und Geister es übelnehmen und der Familie Unglück senden. Auch bei meinem Überfall am Kuku nor, so hörte ich später, waren die Tibeter mir einen ganzen Tag lang nachgezogen, nur um mich nicht an einem solchen Sonntag angreifen zu müssen¹⁾.

Sonntagsruhe ist aber nicht bekannt. Zum Glück konnte ich wenigstens an diesem Tage das Bezahlen, d. h. das zeitraubende Silberabwiegen, für die acht Ochsen erledigen. Auch hier war dies keine kleine Arbeit. In Tibet wird nie chinesisches Kupfergeld in Zahlung genommen. Ich konnte nur mit Silberstücken bezahlen und das Gewicht mußte immer aufgehen. Da außerdem nie zwei Ochsen, die ich in einem und demselben Zelte kaufte, einem Besitzer gehörten, vielmehr öfters die eine Hälfte eines Ochsen im Besitze der Hausfrau und die andere Hälfte in dem ihres Sohnes war, und da immer alle Teile auf getrennte Bezahlung drangen, so war die Mühe doppelt groß. Es war ein gar zeitraubendes Geduldspiel.

Ich habe die Eigentümlichkeit des scharf getrennten Besitzstandes innerhalb einer Familie noch bei anderen Nomaden Tibets gefunden. Ich glaube, dies hängt mit dem geringen Familiensinn der Leute zusammen. Die Ehen gehen sehr leicht wieder auseinander, und um endlosen Zwistigkeiten vorzubeugen, ist man übereingekommen, von Anfang an eine getrennte Wirtschaft für die einzelnen Familienglieder einzuführen. Frühzeitig erhalten die Kinder einige Schafe geschenkt. Oft hörte ich einen Tibeter sagen: „Dies Tier kann ich nicht verkaufen, es gehört meiner Tochter.“ Dabei war seine Tochter erst einjährig. Oder: „Dies kann ich nicht verkaufen, ich habe es meinem Gott geschenkt.“ Der Mann wird das betreffende Tier später einer Heiligeninkarnation geben, aber es nicht schlachten, und er fürchtet sich, es an andere wegzugeben.

Als die zweite Nacht anbrach, änderte sich plötzlich das Benehmen unserer Gastgeber. Sie waren alle damit einverstanden gewesen, daß ich die Silberpäckchen nach dem Abwiegen einwickeln und versiegeln ließ, um sie am Tage darauf, wenn die Ochsen gebracht würden, auszuhändigen. Alle schienen damit zufrieden. Allein mit einem Male erfuhren wir jetzt, daß in einem Nebenzelt eine große Männerversammlung tage. Im Flüsterton wurde dort verhandelt.

Wie ich sofort vermutete, drehte es sich um meine Wenigkeit.

¹⁾ Am 1., am 3., 6., 9., 13., 15., 19., 23., 26. und 29. jeden Monats gibt der Fan tse nichts aus dem Haus. Am 1. und 15. jeden Monats wird aus abergläubischer Furcht auch nicht geschlachtet, weil an diesen Tagen in den Gelugba-Klöstern religiöse Zeremonien stattfinden. Oft zählt man einige der Unglückstage gar nicht und zählt dafür den folgenden Tag doppelt.

Ich hatte mein Silber in Papierpaketen von bestimmtem Gewicht mitgebracht und unvorsichtigerweise war in das Einwickelpapier ein kleines Stück einer englischen Zeitung gekommen. Das Unglück wollte es weiter, daß hier von ein Fetzen, nur so groß wie ein Fingernagel, auf den Boden fiel und dem Akka des Häuptlingszeltes unter die Augen kam. Dieser begriff, daß es weder tibetische, noch chinesische, noch auch mongolische Schriftzeichen waren. Um die gleiche Zeit etwa war mein Karabiner verdächtig geworden. Dieser kam einigen bekannt vor. Auch meine dünne Nase fiel wieder auf. Kurz, mein Inkognito wurde gelüftet. Man hatte mich als Europäer erkannt.

„Was tut dies denn,“ sagte ich zu meinen zwei betrübt dreinschauenden Dienern, „die Tibeter haben ja jetzt gesehen, daß wir Europäer keine Bösewichter sind, daß ich ihre Sitten und Gebräuche achte?“

„Herr,“ fiel mir mein Schuhmachermeister ins Wort, „als wir heute in einem Zelte Tee tranken, hörte Me zwei junge Burschen sich darüber aufhalten, daß ein Ni gar (zu deutsch: Helläugiger, also ein Europäer), den sie im letzten Winter am Kuku nor droben überfallen hätten, dasselbe Gewehr und dieselbe Nase gehabt hätte wie du.“

Meine Spannung verbergend, fragte ich möglichst ruhig: „Und woher stammten jene zwei Tibeter?“

„Es waren Tschebts'a-Tibeter, die gleich hinter jenem Hügel dort im Süden wohnen und mit den Ts'anern befreundet sind.“

„Hast du noch Näheres von dem Überfall erfahren?“

„Jener Helläugige vom Kuku nor hat dreißig Tschebts'a-Leute mit einem Verlust von vier Toten heimgeschickt. Drei Mann waren so schwer verwundet, daß sie, zu Hause angekommen, ihren Wunden erlegen sind. Zu allem Unglück ist es noch den Amban-Dolmetschern zu Ohren gekommen, wer den Europäer überfallen hat. Die Familien der Tschebts'a mußten noch obendrein für den mißglückten Überfall mehrere hundert Tael Silber an den Dolmetscher bezahlen, um wieder nach Kue de auf den Markt gehen zu dürfen.“

Die Tschebts'a und die Ts'aner haben zusammen zwei- bis dreihundert Zelte und beide Stämme haben geschworen, jeden Europäer, dem sie in der Steppe begegnen, ihren Verlust büßen zu lassen. Darum dürfen wir nicht zugeben, daß du ein Europäer bist, sonst schlagen sie dich und uns tot. Es ist ein großes Glück, daß du in Kue de deinen Bart abrasiert hast und jetzt tibetische Kleider trägst, denn die Tibeter sagen, der Mann am Kuku nor habe einen langen, gelben Bart und gelbe Haare gehabt. Seine Kleider waren ganz sonderbar und verschieden von den deinen. Sie haben ihn am Tage vor dem Überfall ganz genau angesehen.“

Ich wagte nicht, meinen Leuten zu gestehen, daß ich sogar der nämliche Mann sei, der diesen Angriff abgeschlagen hatte. Ich wollte sie nicht noch mehr ängstigen. Ich fürchtete, daß sie mich verraten könnten, um ihre eigene Haut zu retten. War ich aber wirklich erkannt, so galt es, keine Minute zu verlieren. Wir benutzten die Abwesenheit der Männer. Zu den Frauen, die bei uns im Zelt geblieben waren, sagten wir, wir wollten der Kälte wegen unsere Pferde satteln. Einmal im Sattel, wußten wir uns gerettet. Ich trug ja dieselbe Mauserpistole, die am Kuku nor die Bande verscheucht hatte, auch heute unter meinen Kleidern versteckt.

Als wir aber vor das Zelt traten, stürzten wütend die Hunde auf uns los und machten einen solchen Höllenlärm, daß die Männer ihre Beratung unter-

brachen und uns den Weg zu unseren Pferden abschnitten. Es war unmöglich, zu unseren Tieren zu gelangen und auf und davon zu reiten. Es schien auch zunächst nicht mehr dringend nötig zu sein. Unter Lachen erzählte der Häuptling, was sie beredet hätten.

„Dumme Dächse sind die Tschebts'a. Sie wollten uns Angst machen. Sie gönnten uns nicht den Handel mit dir. Wie Mäuse sind sie. Du hast solch einen schönen schwarzen Zopf. Das sieht ja jeder, du kannst nicht vom selben Volk sein wie der gelbhaarige Fremdling, der uns unsere Brüder getötet hat.“

In der zweiten Nacht bei den Ts'anern haben wir drei nicht viel geschlafen. Wir fühlten uns wie gefangen in einer Falle. Jedesmal, wenn die Hunde anschlügen, zuckten wir zusammen, und fester umfingen unsere Hände die Waffen, mit denen im Arm wir uns zur Ruhe gelegt hatten. Stundenlang stritten Tsch'eng und ich, ob ein Tibeter jemand im eigenen Zelt bei Nacht und meuchlings ermorden würde. Ich sagte nein. Tsch'eng aber traute es den Tibetern zu. Wie alle Chinesen, so hielt auch er die Tibeter für jeder Unritterlichkeit und Schandtat fähig.

Kaum daß es im Osten etwas dämmerte, als wir uns eben von unseren Gastgebern verabschieden wollten, da stellten sich zu unserem immer größer werdenden Erstaunen und Schrecken mehr und mehr Tibeter beim Häuptling ein mit Ochsen und Pferden, und alle boten mir ihre Tiere zum Kaufe an. Um uns möglichst harmlos zu stellen, kauften wir rasch noch einige. Bald aber erklärte ich, mein Silbervorrat sei zu Ende. Eine Ausrede, die mir fast gefährlich wurde. Einige Tibeter versuchten meine Kleider zu betasten, um festzustellen, ob es wahr sei. Wenn sie hierbei meine Pistole entdeckt hätten!

Mit Silberabwiegen beschäftigt, saß ich zuletzt auf dem Wiesenplan draußen. Der Hunde wegen waren wir fern von den Zelten. Etwa zwanzig Männer umringten mich, alle in fettigen, schmierigen Pelzmänteln, alle mit tiefbraunen, von tausend Falten durchfurchten Gesichtern, durch Winterstürme und die stechende Gebirgssonne unsäglich verwetternete Gesellen, alle mit dem kurzen Schwert quer in ihrem Gürtel. Im Boden unweit von mir steckten ihre langen, dünnen Lanzen. Auf der Erde lagen die stets geladenen Gabelgewehre. Ringsherum standen die Reitpferde angepflöckt. Da fuhr plötzlich eine rauhe schwarze Faust mir über das ganze Gesicht und höhnisch klang es mir in die Ohren: „Du hast mal viele Bartstoppeln! Und was für feine gelbe Haare an deiner Stirne wachsen!“

Ein auch in Tibet auffallender Kerl war es gewesen, der so sprach. Eine breite und schlecht vernarbte Schmarre zog ihm über das ganze Gesicht. Durch einen Schwerthieb war ihm seine Nase gespalten worden und sein linkes Auge erblindet. Eine Bulldognase hatte das Gesicht dadurch erhalten und wie bei so vielen Zelttibetern schauten noch obendrein zwei breite Zahnschaukeln zwischen den Lippen hervor. Ich hatte eine ähnlich häßliche Schwertspur nur noch in Hsiang yang fu am früheren Generalissimus von Hu pe gesehen. Der Chinese hatte sie von der Tai ping-Rebellion im Dienste seines Kaisers. Der Tibeter aber hatte die seine sicherlich nicht auf einem Felde der Ehre geholt. Es lag etwas Teuflisches in dem Gesicht. Noch heute, wenn ich einen schweren Traum habe, erscheint mir manchmal diese Fratze. Damals war es aber kein Traumgesicht, das mich angrinste. Es war ein banger Moment. Doch hielt ich mich zurück und blieb äußerlich so ruhig, wie ich konnte.

Tsch'eng dagegen rief ihn an: „Bist du vielleicht schöner, du Einäugiger?“ und lachend gab er ihm eine Backpfeife als Belohnung für seine Frechheit. Er hatte den richtigen Ton getroffen. Alle Umstehenden lachten mit. Noch einmal war es gelungen, die Lacher auf unsere Seite zu bekommen. Zumal bei den älteren Familienvätern der Ts'aner war sichtlich Interesse am Zustandekommen des Yakhandels vorhanden. Sie standen nicht auf der Seite dieses Raufbolds und schoben ihn unwirsch auf die Seite.

Diesen Zwischenfall benutzten wir, um endlich loszukommen. Ich streckte dem Häuptling meinen leeren Silberbeutel hin. Mißmutig durchsuchte er ihn.

„Wenn ich gut und ungeschoren nach Hause komme,“ schwor ich bei allen Heiligen, „so kehre ich in wenigen Tagen zurück und kaufe noch weitere Yak.“

Tsch'eng und Me kreisten unterdessen rasch die gekauften Tiere ein und trieben sie auf den Weg, den wir gekommen waren. Jeder Tibeter, der mir ein Tier verkauft hatte, sprach noch einen Segen aus und riß sich einige Haare aus der Mähne aus, um sie im Hintergrund seines Zeltes aufzubewahren. Der Häuptling und ein anderer Sprecher riefen uns noch nach, ja nicht ungeduldig zu werden und nicht zu rasch zu treiben. „Traben ist schlecht für die Yak; vergeßt nicht, es sind keine Pferde!“

Mir brannte der Boden unter den Füßen. Ich ritt bald voraus, um auszukundschaften, bald half ich die Yak antreiben.

Die Tiere schienen mit ihren früheren Besitzern im Bunde zu sein. Wie verhext waren die pechschwarzen Biester. Wie die Schnecken krochen sie vorwärts. Um meine Leute anzuspornen, erzählte ich jetzt, daß ich nicht bloß Europäer, sondern sogar derselbe Mann sei, den die Tschebts'a am Kuku nor überfallen hätten und daß die Amban-Dolmetscher mir mit keinem Wort gestanden hätten, daß meine Angreifer so nahe von Kue de wohnten. Im Amban-Ya men fürchteten sie offenbar, mit dem erhaltenen Strafgeld meinen am Kuku nor erlittenen Schaden ersetzen zu müssen und so bei dem ganzen Handel leer auszugehen. Mein Verlust betrug ungefähr ebensoviel, wie sie von den Tschebts'a erhalten hatten.

Gegen zwei Uhr nachmittags kamen wir an den Rand einer mehrere hundert Meter tiefen Schlucht, in die unser Weg hinabführte. Ich war zur Vorsicht vorausgeritten und suchte von einem Versteck aus mit meinem Triöder bewaffnet jeden Fels und jede Runse nach etwas Verdächtigem ab.

Kein Mensch bewohnte die Gegend. Mitten durch das Tal wand sich der Pfad, breit und staubig. Man sah viele Kilometer weit. Alles kahl. Nur vereinzelte zwerghafte Büsche zeigten sich an den Hängen und auch nur wenig Gras, und dies winterlich gelb und tot. In Felsen, in herabgestürzten Blöcken, in zahllosen Spalten und trockenen Bachrissen verloren sich meine Blicke.

Schon wollte ich meine Leute herbeiwinken, schon glaubte ich, ruhig in dieses Tal hinabsteigen zu können, da entdeckte ich in der Ferne, in einer Seitenschlucht, einige gesattelte Pferde, und als ich eine nahe Anhöhe erstiegen hatte und etwas mehr von der Seite in das Tal hineinsah, konnte ich in einem kleinen trockenen Wasserriß und hinter Felsblöcken viele Dutzende Bewaffneter erkennen. Waren uns die Tschebts'a zuvorgekommen? Lauerten sie uns auf?

Auf jeden Fall war da äußerste Vorsicht geboten.

„Es können keine guten Menschen sein,“ so kalkulierte mein Tsch'eng,

„denn die Leute rasten, ohne Tee zu kochen, und sie lagern abseits von der Straße und hocken ohne Waren und Ochsen hinter Deckungen.“

Es wurde viel geräubert in diesem menschenleeren Tal, das wußte schon Tsch'eng, aber nie hatte er von solchen Massen Wegelagerer gehört.

Und nur durch diese hohle Gasse ging der Weg nach Kue de. Mein Tsch'eng und mein Me wußten keinen anderen. Sie kannten auch keinen Schleichpfad nach Hause. Sie waren noch nie in den Bergen herumgeklettert, obwohl diese doch nur wenige Stunden von ihrer Heimatstadt entfernt lagen.

Auf gut Glück ritten wir ein Stück zurück und folgten dann eilig einem kleinen Seitentälchen, das gegen Norden lief. Es war eng und gewunden und in seinem Grunde keine Wegspur zu erkennen. Vielleicht, so hofften wir, behält es seine Richtung bei und mündet schließlich in den Hoang ho, den wir in der äußersten Not mit den Pferden durchschwimmen können. Vielleicht geraten wir aber dadurch erst recht in die Falle.

Wir hatten jetzt aufgehört, die Ochsen zu schonen. Lang hingen die schwarzen Yakzungen zu den Mäulern heraus. Es sah zum Erbarmen aus, aber wir dachten nur noch an uns und unsere Rettung.

Um etwas die Gesinnung meiner Begleiter zu erkunden, stellte ich die Frage, ob es nicht ratsamer sei, die Ochsen laufen zu lassen und noch beizeiten mit den Pferden allein ein Durchkommen zu versuchen. Davon wollte jedoch keiner der beiden etwas wissen. Wie damals auf der Filchnerschen Tibetreise, als bei Ngaba die Tibeter in hellen Haufen zu Fuß und zu Pferd auf uns anrückten und Leutnant Filchner, um dem drohenden Gefecht auszuweichen, Befehl gab, die Ochsenkarawane preiszugeben und mit den Pferden nach der chinesischen Grenze durchzubrechen, so deuteten auch jetzt meine Begleiter verächtlich nach ihrer Wange und gerieten sogar gewaltig in Harnisch über solch eine Zumutung. Man spricht so oft wegwerfend von dem Mut der Chinesen, aber Kan su-Chinesen wie Tibeter reißen auch erst aus, wenn die Gefahr wirklich überwältigend erscheint und die Gegner sich ins Auge gesehen haben. Das aber trat diesmal nicht ein.

Mit der Wahl des Tälchens hatten wir das größte Glück. Zwar blieben wir noch stundenlang in Atem, erwarteten jeden Augenblick einen Schuß aus nächster Nähe. Allmählich wurden wir aber sicherer und schließlich abgestumpft, so daß wir keinen der vielen Felsvorsprünge mehr argwöhnisch ins Auge faßten, daß wir die Gewehre wegsteckten und die Tiere ganz langsam vor uns hertrieben. Und ehe es zu dämmern anfang, trällerte Me ein Liedchen dazu. Bei Nacht erst gelangten wir wieder auf die große Straße zurück. Dort stießen wir eine Stunde nach Sonnenuntergang auf zwei berittene Fan tse, die uns erkannten und mit schlecht verhaltenem Erstaunen fragten, welchen Weg wir gemacht hätten.

„Die Hauptstraße,“ erwiderte Tsch'eng.

„Habt ihr nicht unterwegs einen Reiter gesehen?“

„Viele, viele, aber diese sahen uns nicht und sprachen nicht mit uns.“

Ich bin überzeugt, die beiden glaubten, daß übernatürliche Kräfte bei uns mit im Spiele waren. Mehrere Fan tse hatten — wie wir später hörten — den ganzen Tag über am Ende des Tales gewartet und jede Annäherung Dritter war zurückgemeldet worden. Man hätte uns spurlos verschwinden lassen können, wenn wir in die Falle gegangen wären.

Nachts um elf Uhr waren wir im Gasthaus in Kue de eingetroffen. Die neu-

gekauften Yakochsen hatte der Tag tüchtig mitgenommen. Sie waren alle überanstrengt, zwei gingen huflahm.

Die geplante Reise von Kue de aus nach Süden durch das Gebiet der Ts'aner und dann durch das der Lutsäng-Tibeter, weiter nach dem Kloster Aru Rardscha und dort über den Hoang ho war also wenig ratsam. Der abenteuerreiche Yakkauf hatte mir die Gewißheit gebracht, daß ich mich nur in blutigen Kämpfen durchschlagen könne. Ich hätte als einzelner Europäer mit meinen wenigen eingeborenen Begleitern die kostbare und eben erst neu ausgerüstete Karawane allzu großen Gefahren ausgesetzt. Der Gewinn schien den Einsatz nicht wert. Dazuhin war es äußerst fraglich, ob die Tibeter mich überhaupt auf der Fähre von Aru Rardscha gomba über den großen Fluß lassen würden.

Es blieb also keine andere Wahl, als den alten Weg wieder zurückzureiten. Ich setzte am nächsten Tage auf das linke Ufer des Hoang ho und vereinigte am Südfuß des Lao ye schan bei dem chinesischen Militärposten Ts'ien hu tsch'eng meine gesamte Karawane. Die große Yakherde hatte dort mittlerweile ruhig grasen dürfen. Die Tiere hatten in dieser Zeit viel Übermut aufgespeichert.

Wie früher erzählt, haben die Chinesen die Straße von Hsi ning fu nach der Oasenstadt Kue de in ihrem tibetischen Teil durch zwei Militärposten, Ts'ien hu tsch'eng und I ts'a sche, geschützt. West- und nordwärts von dem Ts'ien hu tsch'eng genannten Posten dehnt sich ein unbewohntes Gebirgsland mit Gipfeln von 4000—4500 m aus. Nur auf der Südseite von diesen Bergen, d. h. westlich des von mir zuallererst aufgesuchten Postens I ts'a sche, liegen von Nomaden zeitweilig besuchte Weiden. Von Ts'ien hu tsch'eng aber zieht sich eine Längsfurche mit alten Moränenresten in nordwestlicher Richtung in die Berge hinein und dieser folgt eine „Karawanenstraße“, die allerdings nur selten begangen wird, denn die Gegend ist wegen ihrer Unsicherheit verrufen, und so zeigen lange Strecken dieser „Straße“ nicht die Spur eines Weges. Es ist jedoch eine bequeme Verbindung mit Schara khoto, jenem wichtigen Militärposten, der mir nach meiner Niederlage am Kuku nor im Januar zuvor als Zuflucht gedient hatte. 1904 waren Leutnant Filchner und ich auch von dort aus aufgebrochen. Prschewalski, Rockhill, Kozlow kamen schon dort durch. Nach all dem vielen Hin und Her hatte ich mich entschließen müssen, durch ein und dasselbe Tor zu ziehen. Es blieb mir nur noch ein Trost, die Straße, auf der ich diesmal den Ort erreichte, hatte vor mir kein Europäer betreten und aufgenommen.

Drei Tage brauchten wir durch die Berge von Ts'ien hu tsch'eng nach Schara khoto. Wir machten freilich nur kurze Märsche. Es waren die ersten Marschtage mit der großen Karawane und es wollte noch lange nicht alles klappen. Bald war hier, bald dort ein Sattel oder eine Last in Unordnung geraten, mußte neu gerichtet, neu verteilt werden, und da die Zahl der Lasttiere noch nicht voll war, so mußten die vorhandenen schwerer beladen werden und wir kamen nur langsam vom Fleck.

Das Wetter war während des ganzen Übergangs miserabel. Ein naßkaltes Frühlingswetter hatte eingesetzt. Täglich hatten wir bei heftigstem Wind ein dichtes Schneegestöber, das die Augen blendete, die Berge verhüllte und mir die Finger an den Instrumenten erstarren ließ. Die höchste erreichte Höhe betrug jedoch nur 3680 m.

In der ersten Nacht brannte mein chinesischer Koch durch. Er hatte die

Wache zwischen elf und ein Uhr, und es scheint, daß er vom Heimweh nach seinen städtischen Kochtöpfen und nach der „Kultur“ übermannt wurde. Als ich um ein Uhr revidierte, fand ich den Posten unbesetzt, und als ich Lärm schlug, stellte sich seine Flucht heraus. Er hatte alle seine Sachen im Küchenzelt zurückgelassen und war Hals über Kopf davongerannt; allerdings hatte er am Abend vorher doch so viel Geld von seinen Kameraden zusammengepumpt, daß er nichts verlor. Dreiviertel Jahre später sah ich den Mann in der englischen Mission in Hsi ning fu wieder und Mr. Ridley erzählte mir, die Kälte und die Angst vor den Tibetern hätten ihm einen solchen Schrecken eingejagt, daß er Tag und Nacht heimgerannt und zitternd und heulend in Hsi ning fu bei seiner alten Mutter eingetroffen sei. Er war vorher noch nie hinausgekommen. Darum war ihm das Heimweh unerträglich.

Freilich, der Anfang unserer Steppenreise war auch nichts weniger als schön. An jenem Abend lagerten wir der guten Weide wegen in einem Sumpf. Dieser war halb gefroren und hatte obendrein eine Decke nassen Schnees. Man konnte vor Nässe nur hocken, nicht liegen. Ich schlief auf zwei kleinen Kisten zusammengekrümmt. Einige saßen mit hochgezogenen Knien auf den Kisten und stemmten sich mit den Rücken gegeneinander. Im tibetischen Hochland schlägt man mit Vorliebe sein Lager an solch ungemütlichen Sumpflätzen auf, weil nur dort das Gras ein paar Zentimeter hoch wird und einigermaßen dicht wächst. Das A und das Ω des Tibetreisenden sind seine Tiere, und will er diese nicht vorzeitig verlieren, so darf er sie keinen Augenblick aus den Augen lassen und darf auch nie um seiner persönlichen Bequemlichkeit willen auf einer schlechten Weide sein Zelt aufrichten.

In der zweiten Nacht war unser Lagerplatz trocken, aber er war so höckerig, die einzelnen Rasenbüschel waren so hoch und standen dabei so weit voneinander, daß wir nicht daran denken konnten, die Zelte aufzustellen. Um die zweite Nachtwache besuchten uns Wölfe und verscheuchten mit ihrem wimmernden Geheul jeglichen Schlaf. Meine Hunde waren rasend ob dieser Störung und antworteten mit wütendem Gebell, und die Felsberge rings verstärkten das Steppenkonzert mit nicht endenwollendem Widerhall. Am dritten Tage stießen wir wieder auf menschliche Spuren, kamen endlich auf einen deutlich sichtbaren Weg und sahen bald darauf Menschen. Wir fanden einige Dutzend Zelte der Tscham ri-Tibeter, und um die Mittagszeit schlugen wir Lager in der kleinen grasbedeckten Ebene vor den Mauern von Schara khoto (Tafel LVII).

Der äußerst joviale Schu be Tsch'en, der Hauptmann des Ortes Schara khoto, den ich von meinen früheren Aufenthalten her gut kannte, kam in Begleitung seiner Unteroffiziere und offiziellen Dolmetscher und war die Freundlichkeit selbst, wenn er mich auch in seinem Innern todsicher zu allen Teufeln verfluchte, daß ich ihn schon wieder aus seiner beschaulichen Ruhe aufstörte. Wir umarmten uns nach der ersten förmlichen Begrüßung wie die besten Freunde und tauschten Geschenke aus. Er erbat sich vor allem europäisches „Schwarzpulver“, weil er von seinen Vorgesetzten keines oder kein gutes bekomme. Seine breite Aussprache, seine vielen f- und pf-Laute, wo man sonst in Nordchina „sch“ bzw. „tsch“ gebraucht, verrieten ihn gleich als einen Mann aus dem Volk von „Län dpfu“ (Lan tschou fu). Er hatte von der Pike auf gedient. Einen großen Dienst erwies mir dieser Schu be, indem er noch am ersten Abend einen Boten an den Amban nach Hsi ning fu sandte und nach dem Verbleib der versprochenen

Eskorte fragen ließ. Schon von Kue de aus hatte ich dem Amban die Veränderung meines Reiseplans mit Angabe der Gründe angezeigt und den alten Herrn an sein Versprechen erinnert. Bisher war aber noch keine Antwort eingetroffen.

Während meines fünftägigen Aufenthalts in Schara khoto mußte auf Befehl des Herrn Hauptmann Tsch'en ständig einer der Soldaten in Uniform und mit geladenem Gewehr meine Leute beim Hüten der Tiere unterstützen. Keiner der Soldaten machte jedoch einen guten Eindruck. Es waren fünfzehn- und sechzehnjährige Knaben darunter, und dabei entwickelt sich der Chinese langsamer als der Abendländer. Außerdem frönte die ganze Garnison dem Opium und war durch die Bank vom Spielteufel besessen. Was sollten die Leute auch tun in diesem gottvergessenen Neste, um ihre Zeit totzuschlagen? Einmal im Monat wird etwas exerziert, sonst gibt es — von einigen Botengängen abgesehen — keinen Dienst. Im übrigen China können die Soldaten nebenbei etwas Handel treiben und ein kleines Äckerchen bebauen. In Schara khoto gibt es nichts zu handeln, die Karawanen ziehen achtlos außen vorbei und auf den wenigen Feldern kommt nur Wildhafer fort, und auch der wird nur alle paar Jahre reif. Was für Gewinne die Viehwirtschaft abwirft, wo so viel gestohlen wird, wo die vorbeiziehenden Tibeter alles mitlaufen lassen, was nicht scharf bewacht wird, ist leicht auszurechnen. Die Garnison hat die Aufgabe, für die Sicherung der Straße zu sorgen, aber sie kann sich selber nicht einmal Herdentiere halten, trotzdem sie vierzig Mann — nominell hundert Mann — zählt.

Wenn man von Schara khoto das Tal abwärts, also in der Richtung auf die Stadt Dankar reist, so liegt nach einer Stunde linker Hand etwas abseits von der Straße ein Kloster. Das ist Dunkur gomba, das dem ganzen Distrikt seinen Namen gibt. Die Stadt Dankar, die noch einige 20 km weiter nördlich liegt, heißt bei den Mongolen gleichfalls Dunkur; zum Unterschied vom Kloster nennen sie die Stadt aber Dunkur khoto oder gä sching (chin.: gai schang) mit der Bedeutung Basar und Stadt (tibetisch: Kar). Das Kloster ist frühzeitig von den Mongolen, in Guschri Khans Zeiten, gegründet worden. Es hat im Lauf der Jahre seine eigene Heiligeninkarnation bekommen, die von den Chinesen der Dunkurbuddha genannt wird. Es besteht aus einer Ansammlung von einstöckigen Priesterhäusern, die zwei Tempel mit den dazugehörigen Bethäusern und Verwaltungsgebäuden einschließen, und macht einen gar friedlichen Eindruck. Eine Mauer brauchte es nicht. Den frommen Mönchen in ihrem der orthodoxen gelben Sekte angehörenden Heim soll nicht so leicht einer etwas zuleide tun. Viele Tibeter sind überzeugt, daß die Priester den Zorn der Götter auf ihre Widersacher herabbeschwören können und die Furcht vor der göttlichen Strafe ist der beste Schutz. Vor den Türen draußen, auf den Weiden rings um die Häuser ist aber wie sonst kein Schwanz vor dem Gestohlenwerden sicher. Die Mönche haben darum eigene Wachmannschaften für ihre Tiere. Sie selbst beschäftigen sich nicht eigenhändig mit der Viehwirtschaft. Sie treiben nur Geldgeschäfte in ihren vielen Mußestunden. Das ganze Tal hinab bis nach Dankar hinein ist an sie verschuldet. In diesem weltlichen Treiben nehmen jedoch die Mönche von Kloster Dunkur keine Ausnahmestellung ein. Auch die vom Kloster Gum bum haben landauf landab ihre Schuldner. Der Mohammedaneraufstand vom Jahre 1896, so sagen viele, sei in erster Linie angezettelt worden, weil allzu viele Mohammedaner infolge von

schlechten Ernten in die Hände der wucherischen Mönche geraten waren und vor dem Ruin standen. Gerade die Führer der Bewegung schuldeten den Mönchen ungeheure Summen nach zentralasiatischen Vermögensbegriffen. Sie hofften durch die Rebellion von ihren Peinigern loszukommen oder zum mindesten einen Ablass zu erhalten.

Die Mönche von Dunkur sind kleine Lebenskünstler. Ihr Heiligtum steht an einem wahrhaft idyllischen Ort. Dem Tempelgebäude gegenüber liegt ein kleiner Tannenwald am Berghang. Das Kloster steht 3100 m über dem Meer und weit und breit findet man sonst nur Weidengebüsch erhalten, das wenig höher als 1 m über den Boden sich erhebt. Dieser Tannenwald gehört zu dem Heiligtum. Seine Ruhe darf nicht gestört werden. Hasen und Murmeltiere haben darin in großer Zahl ihr Heim aufgeschlagen. Niemand ist es erlaubt, die Tiere zu jagen, denn nach der lamaistischen Lehre vom Zyklus aller Wesen können Seelen nach dem Tode gezwungen sein, in Tiere zu fahren, d. h. als Tiere wiedergeboren zu werden, weil sie den Versuchungen der Welt nicht standhielten. Sie brachten es also während ihres Menschenlebens nicht weiter zur Vollkommenheit und Heiligkeit, sondern sie dienten rückwärts, und man glaubt, daß diese armen Seelen meist nicht erst weite Reisen machen, sondern gleich in der Nähe wiedergeboren werden. Ein alter Priester zeigte mir ein kleines Murmeltier, das sich unweit von seinem Haus einen Bau gegraben hatte, und versicherte mich allen Ernstes: „Das ist mein Bruder gewesen, bevor er starb. Er war Priester dieses Klosters und hat zur Strafe für seine Verfehlungen in diesen Tierkörper ‚wechseln‘ müssen.“

Am 20. April, d. h. am 28. des III. tibetischen Mondmonats, besuchte ich das Kloster Dunkur, weil an diesem und an den folgenden Tagen ein Jahrmakort dort stattfand und das Volk aus der ganzen Umgebung zusammengeströmt war. Man trank, betete und amüsierte sich königlich dabei. Auch Chinesen von unten aus Dankar und Hsi ning hatten sich eingefunden; diese waren freilich nur als Krämer und Garküchenbesitzer gekommen. Zu den tibetischen Festen zieht den Chinesen nicht sein Glaube, sondern sein Geschäftssinn. Der Chinese glaubt nicht blindlings wie der Tibeter alles, was die Lama sagen. Wohl ist auch er Buddhist, wohl ist der Chinese der Grenze im Glauben und ebenso in der Lebensführung und in den Sitten oft auffallend dem Tibeter ähnlich, ja vielfach scheint sich die tibetische und chinesische Bevölkerung — zumal da, wo beide Ackerbauern sind — enger zusammengehörig zu fühlen als die Chinesen und Mohammedaner, die sich ihrerseits ständig hassen und verachten. Es besteht aber, was den Charakter betrifft, schon gleich an der Grenze ein gewaltiger Unterschied auch zwischen Chinesen und Tibetern. Der Chinese ist viel skeptischer und kritischer veranlagt. Er zeigt bewußt den verfeinerten Kulturmenschen. Selbst der einfachste chinesische Landarbeiter fühlt sich als Angehöriger einer bevorzugten Rasse, eines großen und reichen Staates. Diese höhere Kulturstufe hat aber viele Sorgen mitgebracht, die der Tibeter, der „fan tse“, der Wilde oder Barbar, nicht kennt. Der Chinese zeigt sich schon immer wie der Europäer stolz auf tausend Kleinigkeiten, die ihn aber alle zusammen nur plagen. In dem viel schwereren Kampf ums tägliche Brot hat die Mehrzahl der Chinesen gegenüber dem Nachbar die natürliche Schlichtheit und Harmlosigkeit eingebüßt. Die Tibeter, voran die Nomaden, genießen weit mehr in ihren Freuden. Bei keinem Fest in China sah ich je so viele lustige

Gesichter wie bei den Messen in Tibet. Freilich schon die Farbenliebe der Leute und ihre mannigfaltigen Trachten machen das Herz lachen.

Auf dem Tanzplatz im Kloster Dunkur versammelte sich am Nachmittag die munterste Gesellschaft. Es war ein gepflasterter rechteckiger Platz, ringsherum ein gedeckter Gang mit alten verwetterten Holzsäulen. Hinten erhob sich ein weißgetünchtes Haus und von einer offenen Loggia im ersten Stock hing ein bunter Teppich herab. Der jugendliche Klosterheilige saß dort mit seinem runden Vollmondgesicht und strahlte vor Freude. Unten auf den Stufen und Podesten des Säulenganges saßen durcheinander Männer und Frauen; bunt, rot, blau, grün, in allen Farben des Regenbogens, doch vorherrschend weinrot leuchtete die Menge in dem hellen Licht der Hochgebirgssonne. Bis in die Mitte des Platzes hockten die Leute mit gekreuzten Beinen auf dem Boden und ringsum hörte man fröhlichstes Lachen.

Lauter Jubel erklang, als aus der doppelflügeligen Türe unter der Loggia des Heiligen die erste Maske erschien und mit einer Peitsche bewaffnet Ordnung und Platz für die beginnende Veranstaltung schaffte. Bei seinem Erscheinen wie bei jedem neuen Auftritt schmetterten zwei Kupferposaunen ihre schaurigen Töne heraus. Nachdem sich die Maske Platz geschafft, hüpfte sie lange im Takt der Trommeln und Zimbeln im Hofe herum. Diese erste Maske war der Erdgeist, das „alte weiße Männlein“ genannt. Sie hielt in der einen Hand einen Rosenkranz von riesigen Dimensionen mit Steinen von über Faustgröße. Der Körper steckte in einem Hirschfellrock. Dazu schwang dieser Erdgeist drohend einen langen krummen Stab und eine Peitsche. Später traten, ganz wie bei der Neujahrsvorstellung im Kloster Gum bum, Totenmasken auf, und nach diesen folgten acht Schreckensgötter. Dazwischen erschien wieder und wieder der Kobold. Er war Festordner und Clown in einer Person. Während die acht Schreckensgötter mit ihren Hirschschädeln, mit ihren schweren Ochsenhörnern, Eberköpfen und anderen Phantasiegebilden in ihren farbenprächtigen seidenen Gewändern herumtanzten, äffte sie der bärtige alte Kobold auf die verschiedenste Weise nach. Auch die langen Pausen zwischen dem Tanz füllte er mit kindlichem Schabernack aus und machte sich dadurch überaus beliebt bei seinem dankbaren Publikum. Der Heilige auf seinem Balkon und alle Zuschauer jubelten laut, wenn der Erdgeist plötzlich einen aus der Menge an den Stiefeln packte, den Armen mitten in die Arena hineinzog und durchprügelte.

Die Vorstellung, der Tsam, dauerte zwei Stunden. Das Tanzen war ein unschönes, in seiner Einförmigkeit langweiliges Hüpfen. Das Kopfdrehen, das Bein- und Armschwingen wollte kein Ende nehmen. Ich fühlte mich nur befriedigt, da das malerische Bild, das die Zuschauer boten, und all das Eigenartige meiner Umgebung mich entschädigte.

Ich war eingeladen worden, während der Vorstellung neben dem Dunkurbuddha auf dem Balkon zu sitzen¹⁾. Um meinem Nebensitzer zu huldigen, warfen sich vor uns im Hofe unten Dutzende von Männern und Frauen in jeder Pause und ungezählte Male hintereinander platt auf die Erde, so daß ich mir schließlich einbildete, die Anbetung gelte mir, da mein neben mir sitzender junger

¹⁾ Die Hauptinkarnation dieses Klosters ist „Dunkur Mandschuri“, zur Zeit in der 12. Wiedergeburt. Er hat in den meisten Klöstern Amdos einen Sengkang (Wohnpalast). Seit seiner ersten Reise in die Mongolei im Jahre 1602 lebt er oft in Kuku khoto und Peking.

Gott sie gar nicht beachtete. Er war noch so jung, daß er nur Sinn für die Streiche des Erdgeistes hatte. Von dieser Kindlichkeit abgesehen, muß ich aber bekennen, daß er sich auffallend wohlgezogen und würdig benahm. Von ihrer Jugend haben diese als Götter verehrten Kinder nicht viel. Frühzeitig haben sie stundenlang wie eine Buddhafigur stillzusitzen, haben endlose Litaneien mit unsagbar vielen, ihnen total unverständlichen Worten, die teilweise aus dem Sanskrit entlehnt sind, auswendig herzuclappern, haben sich anbeten und anröchern zu lassen, und die Außenwelt bekommen sie nur durch die Brille ehrwürdiger alter Professoren zu sehen.

Ich bin selten in einem tibetischen Kloster ähnlich liebenswürdig aufgenommen worden wie in dem von Dunkur; und ich wunderte mich sogleich darüber. Meist sind die Priester recht unartig gegen uns Fremde. Auch genießen nur die einheimischen Fürsten die Ehre, neben den Klosterheiligen auf dem Balkon sitzen zu dürfen. In der Regel können sogar nur diejenigen mit den Göttern zusammensitzen, die mit ihnen blutsverwandt sind. Die überraschende Liebenswürdigkeit der Klostergewaltigen von Dunkur hatte ihre Grundursache darin, daß sie in große Not geraten waren. Man wollte und hoffte, daß ich dem Kloster und seinem Gotte aus der Klemme helfe. Ich sollte den Dunkurbuddha gegen seine Widersacher unterstützen. Als ich zu begreifen begann, fühlte ich mich wie ein Titan, der den Olympiern sich gleich dünkt. Es ist zwar die Regel im modernen Buddhismus, daß jeder Gott einen Hüter und Schutzengel hat, aber ich hätte es doch nicht für möglich gehalten, daß der Abt und die Inkarnation eines Klosters so ohne weiteres ihre Ohnmacht eingestehen und um Hilfe bitten würden.

Seit geraumer Zeit machte der Häuptling der Be schu-Tibeter vom Kuku nor dem Kloster bitter zu schaffen. Man hatte seinetwegen einen großen Prozeß anstrengen und den Amban als Richter anrufen müssen. Dies hatte schon viel Geld verschlungen und noch immer war kein Ende abzusehen. Ein Stück Weideland am See war das strittige Objekt.

Die Schlichtung von Streitigkeiten zwischen tibetischen Großen bildet die Haupteinnahmequelle des Amban - Ya men. Jede Besprechung kostet die Tibeter erstens Türhütergelder, sonst werden sie überhaupt nicht vorgelassen, zweitens eine große Summe für den offiziellen Dolmetscher, der gewissermaßen der Anwalt der Partei wird, und drittens eine mindestens ebenso hohe Summe an den Privatsekretär, ganz zu schweigen von den Gebühren des Mandarinen. Hunderte und Tausende können draufgehen, bis ein Tibeter zu seinem Richter vorgelassen wird. All dies hofften die Räte vom Dunkurkloster künftighin zu sparen. Sie hatten meinen vom Amban ausgestellten Paß gelesen und waren überzeugt, ich sei der Freund des Amban und könne ihnen helfen, wenn ich nur wolle. Es war schwer für mich, aus diesem Dilemma einen Ausweg zu finden, ohne die Priester mir zu Feinden zu machen. Ich antwortete selbstverständlich möglichst ausweichend. Um mich willfähriger zu stimmen, wurden meine Diener beim Abschied von den Priestern mit Geld beschenkt und auch ich erhielt ein Geschenk mit auf den Weg. Sie gaben mir einen Leckerbissen, den die Tibeter ganz besonders hoch schätzen, einen ganzen Schafmagen voll frischer süßer Milchhaut, wie sie sich beim Kochen und langsamen Wiedererkalten von Milch bildet. Der Geschmack von Ost und West ist doch ziemlich verschieden. Wer läßt sich bei uns durch zwei Liter Milchhaut bestechen?

IX.

Zum Amne Matschen.

In den Tagen vor und nach dem Fest im Kloster Dunkur war es trüb und kalt. Während des Tanzspieles war es jedoch schönes sonniges Wetter gewesen und darum sprach jedermann von der Macht der frommen Mönchsgebete, die ein solches Wunder zuwege gebracht.

Wir bekamen in diesen naßkalten Tagen in dem luftigen Zeltlager vor Schara khoto ein Vorgefühl dessen, was unser in Hochtibet wartete. Nur mittags zeigte manchmal das Thermometer ein paar Wärmegrade. Und doch war ich froh, daß es nicht lockendes warmes Frühlingswetter gab. Ich hätte mir sonst Vorwürfe machen müssen, daß ich so lange in Schara khoto still lag.

Die ersehnte Antwort des Amban kam am 22. April. Die alte Exzellenz der Kuku nor-Banner schrieb mir ganz kurz und familiär auf einer ihrer rosa-roten Visitenkarten, Soldaten hätte leider sein Ya men keine, dem Ting von Dankar, als dem letzten Mandarin an der Grenze, sei jedoch befohlen worden, mir eine Eskorte von zehn Mann mitzugeben. Gleichzeitig mit diesem Schreiben ließ sich auch schon der Ting von Dankar vernehmen. Auf seiner feuerroten Visitenkarte stand, daß auf Geheiß des Amban dem Schara khoto-er Hauptmann aufgetragen worden sei, mir bis an seine Grenze eine Schutzwache zu stellen. Das von dem Hauptmann beherrschte Gebiet hört aber nun streng genommen an seinem Tore oder zum mindesten schon wenige Kilometer hinter demselben auf, d. h. da, wo die Herrschaft des Amban, das Kuku nor-Gebiet, anfängt. Der Herr Amban hatte mich also schnöde an der Nase herumgeführt und eine für mich recht unangenehme Schiebung veranstaltet. Er hatte sich im Januar, als ich vom Kuku nor kommend mit verbundenem Kopfe vor ihm stand, zurechtkalkuliert, daß einer, der eine solche Schreckensnacht durchgemacht hat und mit knapper Not dem Tod entronnen ist, nie und nimmermehr in das Räuberland zurück will; da der alte Herr außerdem befürchtete, ich würde mich höheren Ortes wegen des falschen Hsie kia beschweren, so hatte er mir bereitwilligst jede erdenkliche Hilfe für eine weitere Reise angeboten. In den drei folgenden Monaten traf aber keine Reklamation ein; nun war ich für ihn nicht mehr die einflußreiche Person, wie er befürchtet hatte — wozu also sein Wort halten? Ich wurde behandelt wie irgend ein chinesisches Untertan, der für sich allein steht, der keinem einflußreichen Geschlecht oder keiner wichtigen Organisation angehört. Es war mir ein alltägliches Mandarinstückchen vorgespielt worden. Außer dem Papier des Reisepasses hatte ich tatsächlich keinerlei Unterstützung von seiten derselben Regierung erhalten können, die auf meiner Reise mit Leutnant Filchner fünf auserlesene Reiter als Bedeckung gestellt hatte. Und warum? — Ich hatte dieses Verhalten jedoch vorausgesehen und konnte trotzdem am folgenden Tage Schara khoto verlassen und in Tibet einmarschieren. 2,4⁰ C unter Null zeigte das Trockenthermo-

meter meines neuen Abmannschen Aspirationspsychrometers, als man an jenem Morgen um sieben Uhr mein Zelt niederlegte. Das Minimumthermometer war in der Nacht bis auf -11° gesunken. In langen Reihen standen neunzig schwarzhaarige Yakochsen, mit ihren Nasenringen und Halftern an langen Wollstricken festgebunden, um mein kleines Zelt herum. Alles war steif gefroren und die langen Haare der Tiere waren über und über mit Reif überzogen. Dichte weiße Nebelwolken hüllten das Tal von Schara khoto ein. Nur im Südwesten der niedere Paß, der uns von der freien Tibetersteppe, von „Kou wei“, von „außerhalb der Reichstore“ trennte, der lag frei und offen. Ein steifer, kalter Wind piff von dort zu uns herab und machte den Morgen noch ungemütlicher. Ringsum lag Schnee. Er knirschte unter unseren Tritten. Aus der weißen Decke ragten nur Steine und ein paar Grasspitzen, da Bäume im Tal von Schara khoto schon ganz fehlen und nur ein paar Buschbestände an vereinzelt, nordwärts und steil abdachenden Berghängen übrig geblieben waren. Schon in Schara khoto umgab mich das öde, wilde, das großartige Hochlandbild, das mich immer wieder mit elementarer Gewalt an sich zieht (Tafel LVIII).

Um die Kräfte meiner Karawane nach Möglichkeit zu schonen, hatte ich mir vier Tibeter und vierzig Yakochsen aus der Nähe von Schara khoto für die ersten Marschstage dazugemietet, vier stramme, hochgewachsene Bengel, die mit ihren störrischen, spitzhörnigen Rindern umsprangen, daß es eine Freude war, zuzuschauen. Im Handumdrehen standen die Tiere beladen da. Irgend ein gleichgültiges, ein sinnloses Wort mit vier Silben begann einer von ihnen zu trällern, und im flotten Takte dieser Silben wurden die Lasten auf die Sättel festgebunden. Ihre Pelzmäntel hatten die Bursche bei dieser Arbeit von den Schultern gleiten lassen, ihre braunen Oberkörper blieben frei dem eisigen Wind und Wetter ausgesetzt, echte „fan tse“ des „ts'ao ti“.

In fünf großen Haufen zog man kurz nach sieben Uhr ab. Hinter jedem Haufen kamen einige Treiber mit Reservepferden und einigen Maultieren. Die zehn Mann des Hauptmanns von Schara khoto zogen getrennt für sich ihres Wegs. Diese allein gingen zu Fuß und hatten ihre Füße in Sandalen stecken. Sie hatten eine große rote Fahne mit, sowie zwei schwächliche und in der Kälte zitternde Esel, die ihnen ein riesiges, aber zerlumptes Zelt und Kochtöpfe, einige Gabelgewehre und Schwerter nachtrugen. Die Soldatengesellschaft nahm sich erbarmungswürdig elend aus und erinnerte mehr an Marodeure denn an eine kaiserliche Eskorte, die eben ihre Garnison verläßt. Selbstredend hatte jeder einzelne dieser Helden sein Opium bei sich und alle waren von diesem Lebenselixir derart abhängig, daß sie unterwegs in der Steppe alle zwei Stunden sich niederlegen und eine Dosis rauchen mußten, sonst hätten ihre Beine nicht ausgehalten. Gewiß alles, was man von einer schlagfertigen Truppe verlangen kann! In Kan su war es schwer, Leute zu finden, die nicht Opium rauchten. Es wurde in dieser Provinz besonders viel Opium angebaut, der Preis war ganz außerordentlich niedrig, so daß sich hier jedermann diesen Luxus leisten konnte. Bei der Auswahl der Diener und Begleiter meiner eigentlichen Karawane hatte ich die größte Mühe, keine Opiumraucher mitzubekommen.

Ich hatte im ganzen zehn Mann angeworben, und zwar mohammedanische Chinesen, gewöhnliche Chinesen und einen Tibeter. Etwa die zehnfache Zahl hatte mir ihre Dienste angeboten. Überall in China, selbst in dem leutearmen Kan su, herrschte großer Arbeitsmangel.

Der Gerissenste von allen meinen Leuten war und blieb der Chinese Tschang aus Hsi ning fu, dann kam Tsch'eng, der Schuhmacher aus Kue de, den wir gelegentlich meines Abenteuers bei den Ts'anern kennen gelernt haben, und weiter H'an aus Bamba, zwei Mohammedaner namens Ma, ein Go, Me und noch ein Tschang, ein Sung und ein Wang. Seitdem der Koch weggelaufen war, hatte ich nur noch Leute, die das Hochland und seine Schrecken von früher her kannten. Alle genossen bei ihren Landsleuten den Ruf, mutige und entschlossene Männer zu sein. Die beiden Tschang und Sung hatten im letzten Mohammedaneraufstand als Soldaten der kaiserlichen Armee mitgefochten, Sung hatte gar der Soldateska des berühmten Tung fu hsiang angehört, und bei der blutigen Belagerung der mohammedanischen Zwingburg Doba (30 Li westlich von Hsi ning fu) waren diese drei dabeigewesen und hatten mitgestürmt. Meine Mohammedaner H'an und Ma waren damals in dem belagerten Doba eingeschlossen gewesen und nur mit knapper Not dem schließlichen Blutbade entronnen. Me hatte bereits eine Pilgerreise nach Lhasa hinter sich, er lebte früher in dem großen Kloster Aru Rardscha am oberen Hoang ho, das er von Kue de aus zu Fuß in vierzehn Tagen erreicht hatte. Mit Ausnahme des einen Tschang und eines der Ma konnten alle Tibetisch sprechen, H'an war gut im Mongolischen; auch galten alle für gute Schützen.

In den erzwungenen Rasttagen vor Schara khoto waren die Leute von mir einexerziert worden. Sie wurden im Gebrauch meiner Waffen geübt. Es wurden Alarmübungen bei Tag und Nacht abgehalten. Ich ließ Entfernungen schätzen und veranstaltete Scheibenschießen mit Preisverteilung. Diese Übungen machten meinen Begleitern sichtlich das größte Vergnügen und auch der Herr Hauptmann zeigte dafür Interesse. Wir veranstalteten einen regelrechten Felddienst, wobei die Kaiserlichen die Räuber markierten, die mein Lager attackierten. Das Ende jener Übung war, daß ich einen Ochsen schlachten ließ, den wir dann gemeinsam verzehrten. So war bei meinem Aufbruch die Stimmung aller die allerbeste geworden.

Für mich war besonders erstaunlich, wie leicht sich meine Leute in den verschiedensten Gewehrssystemen zurechtfinden. Meine Bewaffnung bestand leider aus einer kleinen Sammlung. An der Küste Chinas und auf dem langen Weg von dort bis Schara khoto hatte ich mir meine Armierung zusammengebracht. Alles, was mir in die Hände kam und noch brauchbar und erschwinglich war, wurde aufgekauft. Da der Waffenhandel offiziell streng verboten war, so gab es freilich keine große Auswahl und ich hatte den zehnfachen Preis zu bezahlen, den die Waffen bei uns zu Lande wert sind. Ich wollte jedoch nicht auf Gnade und Ungnade von der Willkür der chinesischen Regierungsorgane abhängen, rechnete vielmehr von Anfang an mit dem Fall, auch bloß mit eigener Kraft meine Pläne durchführen zu müssen. Ich hatte ja auch nur allzu deutlich gesagt bekommen: Wer in Tibet reist, ist völlig schutzlos und vogelfrei. Darum durfte ich vor keiner Ausgabe für Schießwaffen zurückscheuen, und mein Arsenal bestand zum Schluß beim Aufbruch aus drei Henry-Martini-Gewehren, einem Winchesterkarabiner, einem deutschen Militärgewehr Modell 1871, einem deutschen Militärgewehr mit Magazin vom Jahre 1884 und einem modernen deutschen Militärgewehr vom Jahre 1889, einem japanischen Infanteriegewehr, zwei Mauser- und einer Bergmannpistole, einem schweren deutschen Jagddrilling, einer alten englischen Muskete, einem tibeti-

schen Gabelgewehr und zwei Revolvern, außerdem hatten wir noch zwei lange Lanzen und ein halbes Dutzend Schwerter mit. Zu jedem Gewehr waren einige hundert Schuß vorhanden.

Es war freilich eine ernste Sache, so viele Systeme und so viele Munitionsarten nebeneinander zu führen, doch machte sich dieser Übelstand nie unangenehm fühlbar, denn meine Leute kannten es nicht anders. Auch die Provinzialtruppen von Kan su haben die allerverschiedensten Systeme. Schlimm waren nur die Ladestörungen bei den alten Henry-Martini-Gewehren. Die Gewehre genügten vollkommen für den Zweck, aber die dazugehörigen Patronen stammten aus der Zeit, als man die Hülsen noch nicht aus einem Stück Metall herausstanzte, diese vielmehr aus einem dünnen Blechband zurechtrollte. Die Patronenkörper waren ungemein weich und schon nach wenigen Tagen derartig verbeult, daß keine mehr in einen Lauf gehen wollte. Mehr als einmal lag einer von uns auf einen Bären oder wilden Yakstier im Anschlag und formte sich nach dem ersten Schuß voll Verzweiflung seine im Jagdeifer verbeulten Patronenhülsen mit den Zähnen zurecht, um sie überhaupt in den Lauf schieben zu können. Solch einem Schützen zuzusehen, gehörte zum Spannendsten, was ich in Tibet erlebt habe!

Mein japanisches Militärgewehr war eine sehr gute Waffe, obwohl es schon viel durchgemacht hatte, ehe es in meine Hände gelangte. Ich hatte es im Kloster Gum bum einem Mongolen abgekauft, der berichtete, er habe es in der Mandschurei auf einem Schlachtfeld „gefunden“. Auch meine deutschen Militärgewehre hatte ich erst im Innern erhandelt. Auch sie hatten sicherlich eine wechselvolle Lebensgeschichte hinter sich. Neben den deutschen Fabrik- und Regimentstempel trugen sie noch chinesische Zeichen, und ich habe sogar den dringenden Verdacht, daß sie von Deserteuren in den Handel gebracht worden sind. Ende der 1890er Jahre waren von Unterhändlern große Posten ausrangierter Militärgewehre, namentlich aus Süddeutschland, an die chinesischen Provinzen, deren Truppen immer nach dem Belieben des jeweiligen Gouverneurs bewaffnet wurden, verkauft worden. In den Arsenalen zu Lan tschou und Hsi ning lagen Tausende von alten Mausegewehren aufgestapelt. Aus diesen Beständen gelangen alljährlich einige Stücke in den Handel. Denn obwohl jeder chinesische Soldat enthauptet wurde, der ausriß und sein Gewehr versilberte, ist dieses Kapitalverbrechen, zumal an den Grenzen, doch so sehr verbreitet, daß die Mandarine nur ausnahmsweise ihren Mannschaften diese Repetiergewehre in die Hand zu geben wagten, es vielmehr vorzogen, ihre Regimenter mit alten Vorderladern zu bewaffnen und auszubilden. Die wenigsten Soldaten sollten, nach Aussage ihrer Vorgesetzten, der Versuchung widerstehen können, bei der ersten günstigen Gelegenheit mitsamt ihrem Gewehr davonzulaufen. Sie bekamen leicht und jederzeit 80—100 Tael dafür bezahlt, also ein Kapital, mit dem sie in einem abgelegenen Winkel ein Äckerchen pachten und ihr Ideal erreichen, d. i. eine Familie gründen konnten. Dies war auch der Grund, weshalb in der exponierten Garnison Schara khoto kein einziges Repetiergewehr zu sehen war.

Doch kehren wir nach dieser Abschweifung zu meinem Aufbruch aus dem Tal von Schara khoto, der gelben Stadt, der Stadt der grünen Au, zurück.

Ein müheloser Anstieg brachte mich und meine Yakherden auf den oben erwähnten Bergsattel, auf die Wasserscheide zwischen dem Hoang ho, bzw. dem

Meere, und dem abflußlosen Hochasien. Ich maß die Höhe mit 3420 m. Von Schara khoto beträgt die Entfernung dieses Passes nur 6 km und man steigt bis dorthin keine 300 m mehr.

Mit einem Male drang mein Blick in weite Fernen. China mit seinem Lößstaub, mit seinen beengenden Tälern, mit seinen reißenden Bächen und Strömen lag hinter mir, war überwunden. Ich bin oben! Ein glückseliges Gefühl durchrieselt meinen ganzen Körper und mit freudig erregtem Herzen sehe ich die Karawane langsam, Haufen um Haufen, über den Paß ziehen. Ich fühle mich am Höhepunkt meines Lebens angelangt. Mit dieser Schar mußte es mir gelingen, in die tiefsten Geheimnisse Tibets zu schauen. Ich konnte meiner inneren Bewegung nicht Herr werden. Ich mußte laut in den herrlichen sonnigen Morgen hineinjubeln, so daß meine Tibeter sich erstaunt umsahen und glaubten, ich wolle den Paßgott anrufen.

Ich stand auf dem Dache der Welt, das von den Firnen Pamirs bis an meine flache Wasserscheide herüberreicht. Die erste — wie die Tibeter sagen — „Yung“ lag vor mir, eine riesige breite und flache Talwanne, hoch über der Waldgrenze, ohne jeden Busch und Baum, nur mit ein paar Haufendünen in der Mitte. In dem „Yung“-Tal ist der Wasserlauf Nebensache. Es sind Täler, die aus anderen Zeiten stammen, die von anderen Kräften als den heute wirkenden hervorgerufen worden sind. Und man konnte auch nicht sagen, ob die vor mir liegende Yung nach Nordwesten zum See Kuku nor oder nach Südosten abdache. Ich stand in einem Sattel WNW—OSO streichender Höhen; die Yung-Fläche vor mir schnitten erst in weiter Ferne parallele Felshöhen ab. Ich sah ein paar schneebedeckte Gipfel, aber in den Umrissen und Formen von Berg und Tal lag nichts Sensationelles. Das herrliche Licht jedoch, der Duft, die reine Sonnenpracht, die harten Kontraste, die pechschwarzen Felslinien und alle die kleinen, auffallend tiefdunklen Schatten, die neben dem kleinsten Gegenstand, neben jeder Wurzel, jedem Stein hervorstachen, riefen in dieser zuerst abschreckend einfachen Landschaft einen wunderbaren und einzigartigen Reiz hervor. Die Klarheit der trockenen Höhenluft war so groß, daß jegliches Maß verloren ging. Klein und unermeslich zugleich erschien meine Umgebung.

Ich verließ auf dem Passe die große Handelsstraße, die die früheren europäischen Reisenden verfolgt, die auch Filchner und ich zusammen eingeschlagen hatten. Ich hielt mich weiter links und ritt, ohne eine Wegspur zu haben, quer über das vor mir liegende Tal. Erst nach 12 km befand ich mich 100 m niedriger als der Paß und erst dann stand ich an dem Rinnsal, das dieses riesige Längstal durchzog. Ich stieß auf ein winziges Bächlein und die Quellen des Ara gol, der in zahllosen Mäandern nach Nordwesten zum See abfloß. Ein Schritt und man war auf der anderen Seite drüben. Etwas links von meiner Route lag ein Sumpf, aus dem in derselben Yung nach Südosten ein Bach zum Hoang ho hinabrieselt. Die Höhe dieser Talwasserscheide über dem Niveau des Sees, über dem Kuku nor, ist gering. Würde der Seespiegel steigen — durch Feuchterwerden des Klimas — so könnte er leicht durch dieses Tal einen Abfluß zum Hoang ho erhalten und der heute salzige See würde wieder süß werden.

Wasserscheiden in der Längsachse langer Täler sind charakteristisch für das tibetische Hochland, und wie hier, so sah ich in Osttibet an noch vielen anderen Stellen die Quellbäche der nach China abfließenden Wasserläufe zuerst



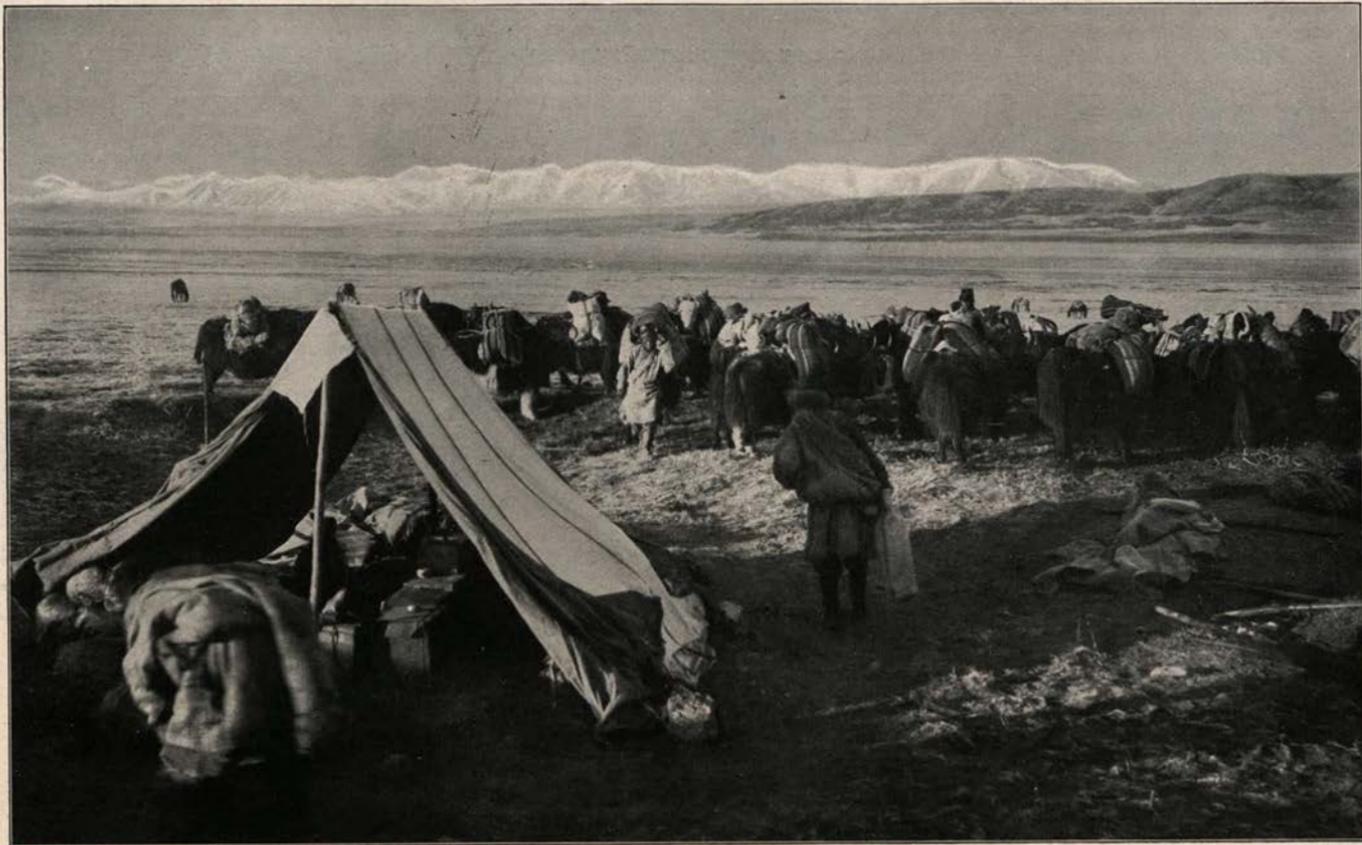
Berge bei den Sidiya-Tibetern.



Tschürnong-Schlucht im Lande der Si dia-Tibeter.
(Die Höhendifferenz vom Ort der Aufnahme bis hinab zum Fluß
betrug mehr als 300 m.)



Unterwegs zum Khara nor.



Aufbruch vom Lager 36.

Blick gegen Dungere dschayu (rechts) und die westlichen Ausläufer der Amne Matschen-Kette.

durch solche riesigen flachen Talwannen sich durchwinden mit einem nur ganz geringen Gefälle, als ein für die Talform, die sie durchströmen, fremder, als ein erbärmlicher Epigone. In der Regel schneiden sie sich erst nach einer längeren Strecke und ganz plötzlich tiefer ein und bilden dann ein Tal im Tale, ein neues, ein enges und seinem ganzen Charakter nach „junges“ Tal. Das ganze tibetische Hochplateau erscheint deutlich als ein aus einer anderen Ära und aus anderen Verhältnissen übrig gebliebenes Stück Erde. Die Randflüsse suchen dieses neu zu gestalten, und die nicht mit dem Meere verbundenen Gebiete werden langsam von den Flüssen Chinas angezapft. An dem Sattel, über den ich von Schara khoto heraufkam, greift der Bach schon beinahe in die Talsohle hinein, die heute noch zum Gebiet des abflußlosen Kuku nor gehört, und sucht das Wasser abzuleiten.

Wir schlugen an diesem ersten Marschtage kurz nach zwölf Uhr in der Mitte des großen Längstales unser Lager auf (Tafel LX). Sehr weit waren wir also nicht gekommen. Yak sind eben Ochsen und marschieren langsam. Könnte man in Osttibet die Tiere auch bei Nacht grasen lassen, so wäre es möglich, längere Märsche zu machen; da dies aber der Unsicherheit wegen nicht ausführbar ist, so bleibt immer nur der halbe Tag für die Fortbewegung übrig. In den kurzen Nachmittagsstunden unseres ersten Marschtages aber suchten die Tiere vergebens satt zu werden. Von dem trockenen Wintergras, das als dünner gelber Schleier die Ebene bedeckte, hatten die Herden der Nomaden nur noch die holzigsten Halme stehen lassen¹⁾.

Unsere erste Nacht in Hochtibet verlief vollkommen ruhig. Nachdem es zu dunkeln angefangen hatte, wurden die Tiere in die Mitte zwischen die Zelte getrieben. An fünf Stellen darum herum legten wir uns zum Schlafen nieder und eine Wache, mit geladenem Gewehr im Arm, begann das Lager zu umkreisen. Langsam verlöschten die Feuer und auch der Wind schlief allmählich ein. Kein fremder Laut ließ sich mehr hören, nur das leise Gurgeln der vielen wiederkäuenden Rinder und dann und wann der gellend lachende Ruf der Wache unterbrach die Stille.

Am Morgen des 24. April zeigte das Thermometer — 8°. Wir verließen das breite Längstal und überschritten einen niederen Zweig der östlichen Fortsetzung des Süd-Kuku nor-Gebirges, d. h. der Höhen, die sich südlich vom Kuku nor in WNW—OSO-Richtung über mehrere hundert Kilometer hinziehen (Tafel LXI). Obwohl wir ohne jeden Weg gerade drauflos marschierten, kamen wir ohne Schwierigkeit hinüber. Früh am Nachmittag schlugen wir Lager am Rande der nächsten „Yung“, eines breiten Tales, das sich parallel zu dem vom vorhergehenden Tage hinzieht. Wir begegneten unterwegs vielen Antilopen und rings um unsere Zelte wohnten Murmeltiere, die neugierig vor ihren Löchern „ein Männchen machten“ und bei jeder Annäherung ängstlich zu pfeifen begannen. Unser neuer Lagerplatz hatte kein Wasser, aber es gab noch etwas Schnee von der Woche vorher. Die Sonne hatte freilich weitaus das meiste aufgeleckt. Heute mußten die Tiere nirgends mehr das Gras aus dem Schnee herauscharren.

¹⁾ Diese Ara gol-Ebene ist heute von Tibetern und zwar vom Tscham ri-Stamme besetzt. Bis vor achtzig Jahren war es das Land des ersten Banners der Tschoros-Mongolen mit elf Schwadronen, an das im Westen am Seeufer das eine Banner Khalkha angrenzte.

In der Nacht wollten die Soldaten, auf ein Extratrinkgeld pochend, die Wache übernehmen, und zwar sollten immer zwei Mann gleichzeitig aufpassen. Ich ließ ihnen eines meiner Gewehre, um vorkommendenfalls rasch durch einen Alarmschuß geweckt zu werden. Die Tibeter fanden die Posten jedoch um Mitternacht in tiefstem Schlaf, und weil eines ihrer Pferde sich unbemerkt losgerissen hatte und erst nach langem Suchen wiedergefunden wurde, so entstand daraus nächtlicherweile eine Prügelei. Meine zehn Diener versuchten Frieden zu stiften, hatten dabei aber von beiden Seiten Hiebe bezogen. So standen sich zuletzt drei Parteien mit gezückten Schwertern gegenüber und überboten sich in Schimpfworten. „Apa, Vater, schicke die nichtsnutzigen Hunde auf der Stelle weg,“ schrien die Tibeter, „oder wir treiben noch in dieser Nacht unsere Ochsen nach Hause!“ — „Die Hsi fan tse (Tibeter) sind Lügner und Diebe,“ kreischten die Soldaten, „sie wollten das Pferd auf die Seite schaffen, damit du ihnen ein neues kaufen sollst.“ Alle vierundzwanzig Männer schrien und brüllten durcheinander und die Hunde waren hierdurch so verwirrt geworden, daß sie in ihrer Wut bald die Chinesen, bald die Tibeter an den Beinen packten. Beide betrachteten sie als nicht hergehörende Eindringlinge. Auch mein kleiner englischer Terrier wollte sich beteiligen. Einer von den tibetischen Mastiff packte ihn jedoch am Genick und schüttelte ihn, daß das Tierchen beinahe daran zugrunde ging. Die Aufregung war allgemein. Sicherlich taugten die Soldaten keinen Deut. Ich wagte jedoch trotzdem nicht, dem Willen der Tibeter ohne weiteres nachzugeben. Erstens mußte ich befürchten, daß ich dadurch bei meiner Rückkehr Vorwürfe von den chinesischen, ja womöglich von den deutschen Behörden ertete. Der Amban konnte ja dann sagen, der Europäer habe keine Soldaten gewollt. Er wäre nicht mehr als Wortbrüchiger dagestanden. Er hätte gewiß den Vorfall für sich ausgebeutet und auf seine Art und Weise nach Peking gemeldet. Dann konnte ich aber auch nicht dulden, daß den Tibetern der Kamm allzu hoch schwoll und sie sich für unentbehrlich hielten. Die Tibeter sind immer geneigt, anzunehmen, man fürchte sich vor ihnen. Sie suchen bewußt zu imponieren. Ich probierte darum, die Rolle des „deus ex machina“ so lange wie möglich hinauszuschieben, und ließ vom Zelt aus durch Tschang den Parteien mitteilen, daß ich keinem einen Cash bezahlen, sie vielmehr alle ohne Ausnahme durchprügeln werde, wenn sie nicht sofort aufhören würden, meine Nachtruhe zu stören. Als man sah, daß man bei mir nicht ohne weiteres seinen Willen durchdrücken konnte, flaute die Aufregung langsam wieder ab. Die Parteien hockten jedoch den Rest der Nacht grollend um ihre Feuer und beratschlagten unter sich. Und ich saß wachend in meinem Zelt und bangte, es könnten einige unbemerkt davonlaufen. Wer bürgte mir denn dafür, daß die ganzen Händel nicht überhaupt ein abgekartetes Spiel waren?

Am folgenden Morgen brach die Karawane sehr spät auf. Ich machte, schon ehe es Tag wurde, Jagd auf Antilopen und später auf Murmeltiere (*Arctomys robustus*). Die letzteren waren eben erst aus dem Winterschlaf gekommen und sahen sehr heruntergekommen aus.

25. April. Auf dem Weitemarsch hatte ich keinen Führer. Meine Tibeter waren nie in diese Gegend gekommen. Die Soldaten wußten überhaupt nichts. Da ich darauf ausging, abseits von der großen Heerstraße in den ganz unbekanntem Winkeln und in den weißen Flecken der Karte zu arbeiten, und da ich mich auch noch speziell für die Wasserscheiden interessierte, so hatte ich

heute das Pech, in ein äußerst schwierig zu begehendes Gelände zu geraten. Wir querten zunächst das Wannental, dessen Rand wir eben noch am Tage zuvor erreicht hatten. Es war darin ein prächtiges Weideland, nur schade, daß es noch so winterlich anmutete und alles Gras gelb und tot dastand. Das Tal war auffallend gerade gestreckt und wie ein riesiger Trog geformt. Die in dasselbe einmündenden Seitenschluchten sind ohne jede Bedeutung und stehen in gar keinem Verhältnis zu den gewaltigen Ausmaßen des Haupttales. In der Mitte fanden wir nicht einmal die Spur eines Baches. Darum wird diese Gegend dem Grasreichtum zum Trotz nur vorübergehend von den Nomaden aufgesucht, denn auch die Tibeterinnen wollen ihr Wasser, gleich unseren Hausfrauen, dicht vor dem Zelte haben, so spärlichen Gebrauch sie auch davon machen.

Weiter gegen Westen liegt in der Achse dieses Tales der Wayen oder Bayan nor, ein mehrere Quadratkilometer großer Süßwassersee, der keinen sichtbaren Abfluß zeigt, der jedoch aller Wahrscheinlichkeit nach unterirdisch mit tieferliegenden Stellen weiter im Süden verbunden ist. Riesige Geröll- und Geschiebmassen sind hier herum aufgehäuft; diese ermöglichen eine subterrane Wasserzirkulation. Die meisten größeren Talebenen verdanken bloß der Anhäufung solcher Massen ihre Form und Entstehung. Es kämen hier ganz andere Oberflächenformen heraus, wenn man das lockere Material wegräumen könnte.

Nach einigen Marschstunden bogen wir um eine Felsecke herum und die nächste der NW—SO streichenden Parallelketten lag nun zu meiner Linken. Zur Rechten aber tat sich mit einem Male ein Labyrinth von steilen und tiefen Schluchten auf. In Hunderten von Metern waren die Geröllschichten aufgerissen und es erwies sich als unmöglich, mit den Tieren diese Schluchten zu queren. Es fand sich auch eine dünne Lage Löß hier, die teilweise die grotesksten Formen angenommen hatte, die vom Regen zu unersteiglichen Mauern und schlanken Türmen umgestaltet war. Große Erdbeben, Bergstürze waren durch Unterwaschung entstanden. Das Gras stand auf dem Löß hoch und dicht. Nirgends gab es jedoch fließendes Wasser. Die häufigen Schneefälle des Frühjahrs ausnützend, lagerten einige tibetische Zeltgemeinschaften in den Winkeln zwischen den Lößmassen. Sie gehörten zu den Gomi-Tibetern. Am Tage vor unserer Ankunft war diesen ein Yak beim Grasens auf einem Steilhang ausgerutscht und hatte sich bei seinem Sturz in die Tiefe das Genick gebrochen. Die Besitzer waren arme Leute und der Verlust des Tieres traf sie sehr hart. Die Tibeter nützen jedoch das Fleisch verunglückter Tiere nie aus. Es hat Gott gefallen, die Tiere zu töten, sagen sie sich, darum ist es nicht recht vom Menschen, wenn er sich dieses Fleisch aneignet. Auch meine Mohammedaner wollten natürlich nichts von dem Fleische wissen, es war ja nicht koscher. Die Chinesen lachten dagegen über die dummen Tibeter, holten sich den halben Ochsen aus dem Loch herauf und kochten und brieten die ganze Nacht hindurch und die Soldatenesel hatten davon am folgenden Tag noch eine schwere Last auf ihrem Rücken. Trotz ihrer Armut zogen die Tibeter dem Tiere nicht einmal das Fell ab, sondern überließen auch dieses den Soldaten, obwohl die Yakhaut den siebenten Teil vom Werte des Tieres ausmachte.

Am 26. April ging es zunächst wieder auf dem nämlichen Wege zurück, dann südlich des Bayan nor nach Westen. Der See trägt mit vollem Recht das mongolische Epitheton „bayan“, d. i. der „reiche“. Es gibt hier Gras in Hülle und Fülle und Tausende von Schafen und Rindern weideten in seiner

Umgebung. Diese Weiden gehörten einst der einen Schwadron Khoit-Mongolen und heute den Tschamri-Tibetern, die einen eigenen Häuptling haben und ganz unabhängig von anderen Stämmen sind. Sie zählen 340—350 Zelte. Weiter im Westen, in einem Tal des Süd-Kuku nor-Gebirges, gehört ihnen ein Kloster. Der Große Geist des Amne Sertschen, jenes Gipfels, der am Morgen nach meinem Überfall vor mir lag, wird hier neben den Buddhabildern angebetet. Das Kloster gehört den Gelug ba. Überall, wo früher die Mongolen die Herren waren, sitzen heute „die Gelben“ unbestritten als die Alleinseligmachenden. Die Kuku nor-Mongolen sind es ja gewesen, die der Gelug ba-Sekte und dem Dalai Lama zu der heutigen großen Bedeutung verholfen haben. Von den einst so mächtigen Gönnern haben sich aber auch hier heute nur klägliche Reste erhalten; nur viele Orts- und Bergnamen sind aus der Mongolenzeit übrig geblieben und sind ins Tibetische herübergenommen worden. Hier haben die Mongolen einst als Herren geschaltet etwa wie die Deutschordensritter in Kurland und Estland; die Tibeter sind mehrere Jahrhunderte lang im Hörigenverhältnis zu ihnen gestanden. Die Mongolen waren hier die Kulturträger. Unter ihnen herrschte eine bessere Ordnung. Sie wohnten im Lande und hatten ein Interesse daran. Jetzt sind die Verhältnisse unerträglich. Die chinesische Politik in Tibet heißt: „divide et impera“, und es paßt ihr vorzüglich, wenn sich die Eingeborenen zerfleischen. Ein wirkliches Interesse an dem Lande haben die Chinesen nicht. Wie hätte auch sonst der Gouverneur der riesigen Provinz „Kuku nor“, mein Amban von Hsi ning fu, außerhalb seines Landes residieren und ein gebrechlicher, kindischer Greis sein können, der die Verwaltung der Willkür gänzlich ungebildeter Schreiber und Dolmetscher überließ und sich nie weiter als bis Tsaghan tsch'eng (an den Opferplatz, 50 Li westlich von Schara khoto) in sein Reich hineinwagte und nie länger als einen Tag in jedem Jahr darin weilte!

Als die Soldaten heute sahen, daß ich vom Bayan nor aus nach Süden umbog, erklärte mir ihr Anführer, daß sie nun nicht mehr mit mir könnten, sie seien weiter gegangen, als das Einflußgebiet ihres Vorgesetzten reiche. Ich hatte keinen Grund, die nutzlose Gesellschaft länger zu halten. Sie erhielten ihren Gehalt von mir, machten ihren Ko tou und waren bald lustig singend in der entgegengesetzten Richtung meinen Blicken entschwunden. Mit ihnen ging ein letzter Brief an meine Eltern, der pünktlich drei Monate später an seinem Bestimmungsort ankam.

Südlich des Bayan nor und des schon mehrfach genannten Süd-Kuku nor-Gebirges dehnt sich eine riesige Steppe aus, die „Tala“. Diese zu queren war mein weiterer Plan, denn es war über die Größe und Beschaffenheit derselben noch so gut wie nichts bekannt geworden. Der Name „Tala“ stammt ursprünglich aus dem mongolischen Sprachschatz und bedeutet, wie die tibetische Bezeichnung „yung“, schlechtweg ein breites Steppental. Die umwohnenden Tibeter gebrauchen aber heute dieses Wort als Ortsname. Die ebene Fläche der Tala hat die Gestalt eines spitzwinkligen Dreiecks. Der spitze Winkel liegt ganz im Westen, noch etwas westlicher als der „Dábassu nor“, als der große „Salzsee“, der weitherum für sein leicht zu gewinnendes und reines Kochsalz berühmt ist. Den nördlichen Schenkel des Dreiecks bildet der Zug des Süd-Kuku nor-Gebirges, den südlichen eine Kette, die nach dem berühmten russischen Forscher Exzellenz Semenow-Tian-schansky als Semenowgebirge in

unsere Karten eingeführt wird. Von der Spitze bis zur Basis dieses Dreiecks sind es 200 km. Die Basis hat eine Breite von 80 km und wird vom Hoang ho gebildet, der in einem engen, 150 m tief und steil eingerissenen Spalt durchschießt und -braust. Der Hoang ho gelangt von Süden her in diese Gegend, und nachdem er die Ebene quer durchlaufen hat, fließt er der Verlängerung des Süd-Kuku nor-Gebirges entlang nach Osten, nach der Stadt Kue de.

Diese große Ebene ist für den Lauf des Hoang ho bestimmend gewesen. Sie endlich hat den Strom gemeistert. Hier verläßt er nach einer langen Irrfahrt das tibetische Land. Man sieht die Steppenebene sich auch noch auf das rechte Ufer des Hoang ho fortsetzen, und weiterhin gehören die hohen Terrassen aus den roten Tönen und Sanden, die ich früher bei meinem Besuch der Oase von Kue de erwähnte, dazu. Diese Terrassen sind die Zeugen der einstigen noch viel größeren Ausdehnung der Ebene. Der Name „Tala“ gilt jedoch ausschließlich für den auf dem linken Hoang ho-Ufer befindlichen Teil, der von allen Umwohnern seiner Wasserarmut und Dürre wegen gefürchtet wird. Der Boden der „Tala“ besteht aus Sand und Geröll, und weite Strecken der Oberfläche bedecken Dünen von oft erstaunlicher Höhe. Wegen der vielen Steine nennen sie die Tibeter die „rdo tang“, die steinige Ebene.

Der Hoang ho ist auch hier ein recht unnützer Geselle. Er hat sein Bett so tief eingegraben und dadurch gleichzeitig den Grundwasserspiegel so weit gesenkt, daß durch die Gerölle und Sande kein Bach auf die Dauer oberflächlich zu rinnen vermag. Wir haben in dieser Steppenebene ein altes, später wieder verschüttetes Tal aus der Tertiärzeit vor uns. Der Hoang ho ist — geologisch gesprochen — erst spät in diese Gegend gekommen, und nachdem er einmal in das Tal eingelenkt hatte, konnte er sich nicht mehr davon befreien; er wurde vielmehr gezwungen, der alten, bloß verschütteten Felsrinne nach Osten zu folgen, und hat nicht einmal die ursprüngliche Talform wieder auszuräumen vermocht. Die Erosionskraft des Stromes wirkt bis jetzt einzig und allein in die Tiefe und hat bloß ein enges Cañon herausgearbeitet, das der Strom in jugendlichem Toben durchheilt.

Vier europäische Expeditionen waren vor mir in die Nähe der „Tala“ gekommen. Alle bewegten sich jedoch den Rändern entlang und auf den wichtigen Verkehrswegen, die sich im Norden und Süden am Fuße der Bergketten hinziehen und durch tausendjährige Benützung allmählich zu breiten und steinigen Straßen ausgetreten worden sind. Auf der Filchner'schen Reise hatten wir auf meine Anregung hin versucht, einen neuen Weg einzuschlagen. Wir mühten uns aber damals vergeblich ab, vom Bayan nor aus quer durch die Tala eine Route ausfindig zu machen, und wir mußten darum schließlich der schon von Rockhill und Grenard begangenen Hauptstraße folgen. „Es geht nicht anders, es gibt keinen anderen Weg!“ hatten wir zur Antwort bekommen. „Quer durch die Tala sind es drei lange Marschtage ohne Wasser, so lange halten die Ochs und Pferde nicht aus.“ Zufällig hörte ich anderthalb Jahre später vom Dankar ting, daß er 1905 auf seinem Zug in das ngGolokh-Land mitten durch diese Wüste gekommen war, und darum ließ ich mich jetzt nicht mehr zurückschrecken, als ein neues „Unmöglich“ an mein Ohr klang. Ohne lange zu fragen, zog ich vom Bayan nor aus nach Süden. Das Glück war mir bei diesem neuen Vorstoß hold, wir stießen auf ein Trockental, das nicht allzu viele Biegungen machte und in dessen Sohle unsere Ochs trotz der vielen Steine rasch vom

Flecke kamen. Nach anderthalb Tagen zeigte sich in diesem Tale mit einem Male ein Bach in der Mitte, auf den die Tiere voll Gier losstürzten. Und auf dem Weitermarsch standen wir ebenso unerwartet vor einem munteren Fließchen, das in einem ziemlich breiten Tale von Nordwesten her zu uns stieß, und staunend sah ich Lehmhütten und Stoppelfelder vor mir auftauchen und nicht bloß Antilopen, sondern auch Reiher, Enten und gelbe Kasarkagänse hatte der Wasserlauf hierhergelockt. Wohl standen viele Hütten leer, doch begegneten wir einigen Familienvätern mit Rindern, Kamelen und Schafen. Ein mir fremd gewordenes Gebrüll erfüllte die Luft: die Eingeborenen hielten das farbige, kurzhaarige Rind, welches ganz wie unser europäisches Vieh seine Begierden und Schmerzen ausdrückt, während das Yakrind oder der Grunzochse (*Bos [poephagus grunniens]*), und zwar sowohl das wilde wie das zahme Tier, nur durch ein kurz herausgestoßenes Grunzen oder Brummen seine Gefühle der Mitwelt bemerkbar machen kann. Ja sogar ein verlassenes chinesisches Castrum, ein quadratischer Lehmwall, so groß, daß er fünfzig Soldaten zur Verteidigung dienen konnte, lag in diesem Tale. Die Einwohner erzählten mir, sie unterständen dem Hsien von His ning fu, denn sie gehörten zu Bár(e) gun gomi, einem Dorf 10 km weiter in dem Tale abwärts und am Ufer des Hoang ho. Dieses Bár(e) gun gomi aber gehört zu dem tibetischen Fürstentum Garang unfern von dem oben genannten I ts'a sche im Hsi ninger Distrikt¹⁾.

Es wohnten hier nebeneinander Tibeter und Mongolen. Man begann eben erst mit dem Pflügen. Sie hatten dazu sehr schwere Pflüge mit einer Pflugschar in Speerspitzenform wie die der Chinesen, nur waren alle Teile viel plumper und massiger. Der Platz, an den ich geraten war, hieß Kabatalen und der Fluß war der Tschabtscha tshü.

Da nun auf allen unseren Karten und selbst auf denen des Stieleratlases angegeben ist, daß ein Fluß, der Huyuyung tshü, aus dem Dábassu nor kommt und durch die Gegend fließt, in der ich mich jetzt befand, so war ich nicht wenig verblüfft, daß mein Tschabtscha tshü und der Huyuyung tshü nicht ein und derselbe Fluß sein sollten. Um darin Klarheit zu schaffen und Gewißheit zu erlangen, zog ich von Kabatalen nicht geradeaus weiter nach Süden, sondern ich machte noch einmal rechtsum und ging erst auf die Suche nach dem Huyuyung tshü.

Die Tage in Kabatalen und vorher in dem Trockental waren für die Tiere sehr schlimm. Viel Steine gab's und wenig Gras. Die Talhänge waren kahl, sie bestanden aus Geröll, aus vielen groben Granit- und Quarzbrocken; dort liefen sich die Armen umsonst die Füße wund. In der Talsohle aber und am Bachrand war das Wintergras bis auf einige Stoppeln und vertrocknete harte

¹⁾ Der Häuptling von Garang ist ein „ts'ien hu“, Herr über Tausend. Auch in der Chronik von Hsi ning von 1755 finden wir vermerkt, daß zu dem Hsien-Amt der Stadt Hsi ning: Schang (ober-) Gomi mit 4 Tibeterstämmen und 254 Familien gehört, ferner: Hsia (unter-) Gomi mit 5 Stämmen und 538 Familien (inkl. Garang- und I ts'a sche-Tibetern). Als näher an der Stadt liegende Tibeterstämme werden dort aufgezählt: Scheng tschung mit 13 Dörfern und 1279 Familien, La bu ör mit dem Ort Da Kang und 280 Familien, Lung pen 863 Familien, Ta ör se (Gumbum)-Tibeter 267 Familien, endlich nördlich von der Stadt: Hsi na 1379 Familien, Se tung se Go 356 Familien, Ba wa 98 Familien, Pa wa und Sang ts'a 104 Familien, Ngan ting (die früheren Hung mao ör) mit 143 Familien bei Wei yüan bu, Tschen tshu 153 Familien östlich von Wei yüan bu, Be tscha ör 152 Familien.

Stauden vollkommen aufgezehrt. Auch in den tiefsten und geschütztesten Lagen war das neue Grün noch nicht höher als 2 cm gediehen, und selbst diese unscheinbaren Spuren gab es nur am Rande von Quellen, an denen freilich das fast im Niveau des Hoang ho liegende Kabatalen auffallend reich ist. Weil die Yak immer nur auf das Weiden im Freien angewiesen sind, weil die Nomaden nie Heu machen und in den langen Wintermonaten nicht füttern, so sind die Tiere im Frühjahr überaus mager; wenige Hungertage und ganz geringe Anstrengungen, und sie sind vollkommen erschöpft. Ich hatte deshalb von vornherein damit zu rechnen, daß mich die Durchquerung der „Tala“ mindestens ein halbes Dutzend Ochsen kosten würde. Nach einem Rasttag in Kabatalen waren die Aussichten aber noch viel schlimmer geworden, und als ich am 30. April das Tal des Tschabtscha tschü verließ, gab es schon nach wenigen Stunden mehr als ein halbes Dutzend Nachzügler. Am Abend fehlten drei Yak; sie waren unterwegs im Sande liegen geblieben. Der erste längere Marsch ging schon über ihre Kraft.

Noch bei Kabatalen hatten wir das Tal des Tschabtscha tschü verlassen und die Hochfläche der „Tala“ erstiegen. In den ersten Morgenstunden ging es über eine harte und vollkommen ebene Unterlage, über eine Riesentenne, auf der nur dann und wann ein kümmerliches Pflänzchen wuchs. Der Grund bestand aus fest miteinander verkitteten Kieseln. Ein paar Dünen lagen auf unserem Weg, gelbe Haufen von 20—30 m Höhe, die aussahen, als hätten hier Riesen­hände mit der Wurf­schau­fel gearbeitet und Spreu vom Weizen gesondert. Daneben war die Ebene bis auf das letzte Sandkörnchen reingefegt. Die Dünen waren von der typischen und bekannten Barchanform, mit halbmondförmigem Grundriß, an der konvexen Seite flach, an der konkaven steil abfallend. Die konvexe und flach ansteigende Seite der Barchane war nach Westen gerichtet. Es war damit aufs deutlichste ausgedrückt, daß in der Tala der aus Westen kommende Wind überwiegt. Diese westliche Luftbewegung herrscht in der kalten Jahreszeit, sie kommt aus dem Innern des Kontinents, ist aller Feuchtigkeit bar und trocknet den Sand, so daß er jeder ihrer Launen nachgibt. Der im Sommer vom Meere heraufwehende Monsun vermag die Dünen nie umzuformen, denn er ist viel schwächer als der winterliche Westwind und kommt mit Regen, der die feinen Sandmassen zusammenkittet. Im Sommer keimt auch Gras auf den Dünen, wodurch das Weiterwachsen im Winter erleichtert wird.

Gegen Mittag erreichten wir eine um 3 m höhere Terrasse und gelangten dann in eine weit ausgedehnte Zone allgemeiner Versandung. Düne lag hinter Düne und erschwerte den Tieren das Fortkommen. Hier begannen die Verluste.

Wir hatten den ganzen Tag eine kleine Hügelgruppe im Westen als Richtungspunkt vor uns. Als diese endlich erreicht war, tauchte plötzlich ein See­spiegel auf. Aus Bergen von gelbem Sand leuchtete tief dunkelblau eine Wasser­fläche heraus, der Si ni ts'o; in diesem See endet der Huyuyung tschü, den ich suchte. Der Si ni ts'o stellte sich wie der Bayan nor als abflußlos heraus, er enthält aber wie dieser Süßwasser. Er mißt von West nach Ost maximal 5 km, von Nord nach Süd 3 km. Eine lange und schmale Landzunge, die sich von Westen her in den See hineinzieht, schafft zwei fast vollkommen getrennte Seen, einen nördlichen und einen südlichen. Diese Landzunge trägt einen hohen und scharf geschnittenen Kamm aus geschichteten Sandmassen und verdeutlicht

uns die Geschichte des Sees; es ist der Si ni t⁵o eine alte Flußschlinge des Huyuyung t⁵chü. Der Fluß mündet von Westen in den südlichen der beiden Seearme und verließ früher den nördlichen in nordwestlicher Richtung. Dieser Abfluß ist heute aber trocken und von Sanden bedeckt. Ich habe die großen Quellen im Tale von Kabatalen im Verdacht, mit dem Si ni ts⁵o in Verbindung zu stehen. Sie liegen tiefer als das Seeniveau und das Wasser des Sees kann ohne Mühe unter den obersten und verhärteten Sand- und Kiesmassen der „Tala“ dorthin weiterfließen. Aus diesem Grunde wird auch der See bis jetzt noch nicht eine Spur salzig geworden sein¹⁾).

Der Si ni ts⁵o ist nicht der einzige See, der einer alten Schlinge des Huyuyung t⁵chü seine Entstehung verdankt. Eine gute Tagereise weiter westlich liegt noch ein anderer abflußloser Süßwassersee, der Gungga nor, den Grenard auf seiner eiligen Flucht nach Dutreuil du Rhins Ermordung entdeckt hat. Auch der Gungga nor ist süß. Ich habe ihn 1904 mit Filchner zusammen und noch einmal allein im Winter 1907 besucht. Er ist wesentlich kleiner als der Si ni ts⁵o und scheint unter den Sandmassen hindurch mit dem heutigen Lauf des Huyuyung t⁵chü verbunden zu sein.

Wir schlugen am Si ni ts⁵o auf einem sandigen Vorsprung, 50 m über dem See, das Lager auf; der Platz war sehr günstig für eine Verteidigung. Quer über den See hinüber sahen wir in einer Entfernung von 2 km auf einer kleinen Halbinsel ein großes weißes Zelt, sonst war nirgends weit und breit eine menschliche Spur zu entdecken. Das große Zelt übte von Anfang an eine magische Anziehungskraft auf uns aus. Wäre es von unserem Lagerplatz nicht so umständlich zu erreichen gewesen, wir hätten ihm sicherlich noch am Abend einen Besuch gemacht und nachgesehen, was es bedeutete. Selbst mit dem Glase konnten wir keinen einzigen Bewohner erblicken, auch keine Tiere grasten in der Nähe. Das Zelt schien vergessen am Ufer, nur dumpfe, mystische Schläge einer Baßtrommel zeugten von Leben darin; sie mischten sich bis in die späte Nacht hinein in das Rauschen der Wellen, die unter unserem Lagerplatz an das Ufer schlugen. Erst als nach Mitternacht ein heftiges Gewitter aus Westen heraufzog, als Blitze über dem See zuckten und der Donner rollte und krachte, verstummten die rhythmischen Töne, wie eben Menschengerausche vor elementaren Gewalten erliegen.

Als ich in dieser Nacht auf meiner Kiste in meinem Zelt an den Tagebüchern und Kartenaufnahmen schrieb, stand unvermutet der große Tschang vor mir, räusperte sich, um bemerkt zu werden, und begann in schmeichelndem Tone: „Herr, sie wollen alle wieder in ihre Heimat zurückkehren. Wir alle fürchten uns. Heute morgen hast du einen Kranich geschossen. Wer einen Kranich tötet, dem zürnen die Gespenster, der wird mit Unglück gestraft und muß in den nächsten drei Monaten dem Kranich in den Tod folgen. Schon hat dich das Glück verlassen. Bald werden noch viel mehr Tiere verloren gehen. Wir haben zweimal mit unseren Würfeln das Schicksal befragt und jedesmal ergab sich: wir alle müssen umkommen, wenn wir weiterreisen. Ich bitte dich in aller Namen, entbinde uns von dem Kontrakt, und wenn ich dir raten darf, so geh' du selber für das nächste Vierteljahr ins Kloster, um dich von der Sünde zu reinigen und von dem Banne zu befreien. Oder du mußt sterben!“

¹⁾ Der Si ni ts⁵o wird im „Meng gu yu mu dyi“ mehrfach erwähnt, er fehlte aber in unseren Karten bisher ganz.

Während dieser Worte standen die übrigen Leute draußen vor dem Zelt versammelt. Als Tschang die Zeltleinwand hob, warfen sie sich vor mir nieder, berührten die Erde mit ihrer Stirne und riefen jammernd: „Wir sterben, Herr, wir sterben! Laß uns nach Hause zurückkehren!“

So begann eine lange dramatische Verhandlung, die sich bis nach Mitternacht hinzog. Dann endlich hatte ich wenigstens unter meinen Dienern auch den letzten Zweifler überzeugt, daß die Götter nicht zürnen, weil ich, der Europäer, den Kranich geschossen, daß nur die Chinesen und Tibeter das Pech hätten, von den Kranichen abhängig zu sein. Auch die Würfel offenbarten nach Mitternacht eine viel günstigere Prognose, zumal, als ich sie selber in die Hand nahm. Bloß die vier Tschamri-Tibeter waren nicht zu überzeugen. Sie blieben verängstigt und bestanden auf der Abrechnung. Ehe der Morgen graute, trieben sie ihre vierzig Yakochsen weiter nach Westen zum Dábassu nor, um sich dort Salz zu holen, das sie später in Dankar verkaufen wollten.

Also noch bevor die böse Tala hinter mir lag, war ich schon ganz allein auf meine eigenen Kräfte angewiesen. Wohl hatte ich 65 Yak und 17 Pferde und Maultiere. Es war aber von meinen Vorräten noch so wenig aufgebraucht, daß in den nächsten Tagen sogar die Reittiere beladen werden mußten und die Ochsen trotzdem noch viel zu viel zu schleppen hatten. Dies hatte ich dem Kranichschießen zu verdanken. Und es war doch ein Glückschuß gewesen, auf 150 m hatte meine Kugel mitten durchs Herz getroffen.

Am Morgen des 1. Mai lag rings um uns Schnee. Das Gewitter der Nacht hatte ihn gebracht. Jetzt entdeckten wir mit einem Male zwischen den Dünen mehr als ein Dutzend schwarzer Zelte und riesige Viehherden, die ohne Schnee gar nicht zu erkennen gewesen waren. Die Sandmassen liegen hier wie in der Ordos immer in Nestern beisammen, dazwischen finden sich ausgedehnte Grasweiden, die den größten Herden Futter bieten. Wir legten einen Rasttag ein und ich sandte je zwei Leute zu dem mystischen weißen Zelt am Seeufer und zu den Herdenbesitzern in der Ferne. Ich erfuhr, daß der Si ni ts'o und der Gungga nor, sowie eine Strecke von 50 km entlang dem Huyuyung tschü dem gleichen Stamm gehöre und daß dieser sich „Tshebts'a“ nenne. Vor wenigen Dezennien erst sind die Leute von der anderen Seite des Hoang ho herübergekommen. Sie hatten aber mit meinen Tshebts'a drüben bei Kue de nichts mehr gemein, hatten einen eigenen und völlig unabhängigen Häuptling, dem der Amban den Roten Mandarinenknopf verliehen hatte und der alle Jahre von den Chinesen eine gewisse Anzahl Scheffel Reis, Weizen und Gerste in Empfang nahm. Die Huyuyung-Tshebts'a besuchen oft den Markt in Dankar, um ihre Häute und Wolle zu verkaufen und Gerste und andere unentbehrliche Sachen einzuhandeln. Wenn sie auch mit Hunderten von Lasten ankommen, brauchen sie den Behörden keinerlei Zoll dafür zu zahlen. Als Gegenleistung sind sie nur gehalten, allen Karawanen, die durch ihr Gebiet kommen, freien Durchzug zu gewähren und „ula“¹⁾ zu stellen, d. h. vorkommendenfalls für Soldaten und Regierungskarawanen kostenlos Transporttiere zu beschaffen. Ihnen ist also das chinesische Joch denkbar leicht gemacht. Das Areal der Tshebts'a mißt weit über 1000 qkm. Auf diesem ziehen sie mit 150 Familien hin und her. Ich habe den Häuptling, einen redengewandten Mann von 45 Jahren,

¹⁾ Ula oder Ulag ist jedenfalls ein türkisch-mongolisches Wort. Das Wort wie der ganze Gebrauch wurde jedenfalls erst durch die Mongolen eingeführt.

1904 am Gungga nor kennen gelernt, als ich Yakochsen kaufte und schlief damals eine Nacht in seinem Zelt. Als unser Handel am Morgen des zweiten Tages abgeschlossen war, brachte ein junger Mann einen großen Krug Gerstenschnaps und lud alle Anwesenden zum Trinken ein. Es war aber ein heißer Tag und so sprachen die Tibeter dem Getränk viel zu rasch zu. Im Handumdrehen hatten sich die Männer samt dem Häuptling derartig betrunken, daß alle Bande der Vernunft gelockert waren, daß sie die Schwerter zogen und aufeinander losschlugen, und auch ich und meine zwei Begleiter in Gefahr gerieten, von den Wüstlingen totgeschlagen zu werden. Man wird verstehen, daß es mich nach diesem Abenteuer nicht sehr gelüstete, die Bekanntschaft des Häuptlings zu erneuern. Die linksufrigen Tschebts'a sind im übrigen um kein Haar besser als ihre Vettern rechts vom Hoang ho. Sie sind die gleichen Spitzbuben, rauben und morden ebensoviel wie die von drüben.

Für den Tschebts'a-Stamm bildet der versumpfte Huyuyung tschü, sowie der Si ni ts'o und Gungga nor die Lebensfrage. Und deshalb stand das weiße Zelt am See. Die Priester des Stammes, 25 Lama, waren darin versammelt und lasen ihre Gebete. Der Wassergott des Si ni ts'o, ein — wie ich mir versichern ließ — ganz besonders heiliger und gewaltiger Herr, wurde von den Priestern mit vereinten Kräften beschworen, sich dem Stamme gnädig zu erweisen, Krankheiten fern zu halten und das Vieh fett und fruchtbar zu machen. Unter Trommelschlag und Glockenklang surrten hierzu die Litaneien von den Lippen der Lama.

2. Mai. Wir bleiben noch einen weiteren Tag im Lager am Si ni ts'o; die Tiere sollen sich so viel wie möglich erholen. Den Yak sind zum erstenmal seit Schara khoto die Sättel abgenommen worden. Sie finden auf den Hängen am See noch viel Gras und wühlen grunzend im Sande.

Wir bekamen heute von den Tschebts'a den Gegenbesuch. Ich lag gerade lesend in meinem Zelt, als die Hunde anschlügen und die Gäste anmeldeten. Wenige Augenblicke später sprengten zwei Reiter ins Lager, dicht auf ihren Fersen meine Meute, die bereits einem der Pferde die Hacken blutig gebissen hatte. Die meisten Hunde hatten das Maul voll von den Schwanzhaaren, die sie den Pferden in ihrer blinden Wut herausgerissen hatten.

„Ja arro!“

„Arro! Steigt ab!“ Tschang und Tsch'eng machten die Honneurs, halfen liebenswürdig und gewandt den Gästen von den Pferden, nahmen sie schnell in ihre Mitte, um sie vor den Angriffen der Hunde zu schützen und geleiteten sie nach dem großen Mannschaftszelt, das dicht neben dem meinigen stand, so daß ich durch die dünnen Baumwollstoffwände jedes Wort hören konnte.

„Ihr trinkt Tee mit uns!“ begrüßten meine Chinesen die zwei Männer.

„Wir trinken Tee,“ erwiderten sie in singendem Ton.

„Was seid ihr für Leute?“

„Wir sind von den Zelten hier, aber wer seid ihr?“

„Wir sind Dia ner (Chinesen), die nach K'am und Dergi (in Mitteltibet) gehen. Ihr seht die vielen Repetiergewehre. Wir sind Soldaten der Regierung und haben einen Munitionstransport für unsere Garnison in K'am. Es ist Krieg dort ausgebrochen und unsere Regierung hilft dem König von Nan tsien gegen die Leute des Dalai Lama.“

Ich glaubte meinen Ohren nicht mehr trauen zu dürfen, als ich dieses Lügengewebe so sicher und aalglatt von Tschangs Lippen fließen hörte.

„Ihr seid Soldaten, dies sieht man gleich an den Gewehren. Es bekommt gewiß keinem gut, der mit euch anbindet. Könnt ihr auch damit schießen und“ — so ganz leicht ist ein Tibeter nicht zu überzeugen — „warum habt ihr denn keine Ula wie die anderen Regierungskarawanen?“

Meine beiden Chinesen waren jedoch den Fragern völlig gewachsen.

„Du weißt, der direkte Weg nach K'am führt durch das ngGolokh-Land. Die ngGolokh sind frei, sie stellen uns nie Ula. Auch müssen wir schnell reisen, um noch rechtzeitig einzutreffen.“

„Aber wenn ihr schnell reist, warum reist ihr dann nicht auf der großen Straße, sondern abseits?“

„Liegt der Si ni ts'o vielleicht nicht auf der geraden Linie nach K'am? Es ist auch hier mehr Gras als auf der großen Straße, wo seit Herbst die Karawanen hin und her ziehen und den letzten Halm aufgezehrt haben.“

„Regierungskarawanen wollen immer Ula. — Wer ist denn Herr bei euch?“

„Wir haben einen Lao ye (Offizier),“ erwiderte Tschang, „der ist aber ein ekelhafter Opiumraucher. Er ißt von morgens bis abends Opium und darum könnt ihr ihn nicht sprechen. Ich bin sein Dolmetscher. Wenn ihr etwas Besonderes wollt, so sagt es mir. Ich werde euch billig bedienen.“

Die Leute forschten noch nach verschiedenen Dolmetschern des Ambanya men und erkundigten sich nach den Aussichten einiger zurzeit schwebenden Prozesse. Tschang war in allen diesen Sachen erstaunlich gut bewandert und stolperte nie über eine Frage. Später kam die Rede auf einen Fremden, einen „ni gar“, einen Helläugigen, der zurzeit in Schara khoto sich aufhalten sollte.

„Es sind dort sogar drei,“ ergänzte Tschang sofort, „und diese erwarten noch zehn andere, die von Hsi ning fu nachkommen sollen.“

„Die Lama sagen,“ warf der Kleinere der beiden ein, „die chinesische Regierung schütze die Fremden nicht mehr. Man könne sie jetzt ungestraft ausrauben, wenn man Lust dazu habe.“

Mit wichtiger Miene fragte der Hauptsprecher weiter: „Habt ihr den Mann gesehen, der im vergangenen Winter am Blauen See oben ganz allein eine hundertköpfige Räuberschar in die Flucht schlug? Man hat ihn am letzten Feiertag im Dunkur-Kloster wiedererkannt. Er ist zehn Fuß hoch, hat eine Nase, wie keine bei uns wächst, sieht aber sonst aus wie unsere Leute. Er trägt ein undurchdringliches Panzerhemd und hat ein wundertätiges Amulett, das alle Kugeln, die man gegen ihn richtet, ablenkt. Er hat Apparate — so erzählte uns erst gestern abend noch ein Lama, der ihn vor wenigen Tagen beobachtete — mit denen er durch die größten Berge hindurchsehen und alles Gold und Silber in der Tiefe der Erde erkennen kann. Und er besitzt eine Waffe, die tausend Kugeln zumal versendet. Am Blauen See oben war er schon unter seinem zusammengestürzten Zelt gefangen. Man hatte alle Zeltstricke gekappt. Wie ein Schaf, das getötet werden soll, lag er da, und dann hat er mit seiner Waffe seine Angreifer niedergestreckt.“

„Ja, wir haben den Mann gesehen,“ fiel Tschang ein, „er hat sogar zehn solcher Waffen. Er wird in zwei Tagen hier durchkommen und auch nach K'am gehen und uns helfen. Ich habe sogar gesehen, daß er Hörner auf dem Kopfe trägt wie ein leibhafter Tsang gong (Schreckensgott) und ein jeder zittert, der ihn nur anblickt.“

Am Nachmittage hatten wir noch mehrere Besuche und zwar sowohl von

Lama als auch von Laien tibetern. Alle wurden gastlich bewirtet, erhielten Tee und Tsamba und auf ihre inquisitorischen Fragen von meinen Chinesen dieselben Lügen aufgetischt. Man staunte über die schönen Gewehre, die alle tausend Meilen weit schießen sollten, und über die Munition, welche die Regierung nach Tibet hineinführen ließ. Alle meine Kisten und Getreidesäcke erklärte Tschang für gefüllt mit Patronen.

Wohl war das Lügengespinnt meiner Leute sehr geschickt ausgeheckt, es hatte für mich jedoch den großen Nachteil, daß ich dadurch in meinem Zelt festgehalten wurde. Ich durfte, sowie sich Tibeter nahten, nirgends meine Nase sehen lassen und mußte den ganzen Tag den „faulen Lao ye“ spielen. Ich kam mir wie ein Gefangener vor, kramte aber schließlich meine Lektüre aus und vertiefte mich in den „Faust“ und in Pencks „Morphologie der Erdoberfläche“. Die Ruhetage waren mir damit nur zu rasch verfliegen.

Am 3. Mai brachen wir wieder das Lager ab. Ich hatte an den Rasttagen zwei Ziegen schlachten und dabei den Tieren das Fell ohne Bauchschnitt abziehen lassen. Die so entstandenen „Schläuche“ bildeten unsere Wasserbehälter für den bevorstehenden Wüstenmarsch. Wir rechneten, daß wir drei Tage lang kein Wasser finden würden. Die zwei Ziegenschläuche mußten für uns elf Mann ausreichen.

Als die Hügel um den Si ni ts'o hinter uns lagen, ging es über ganz flache Wellen weiter. Ebene Steppe mit schönem hohem Graswuchs wechselte mit kiesigem Grund, mit Barchangruppen und mit Zonen langgezogener Dünen aus mehligem Sand. Unweit vom See auf den Hügeln, die aus geschichteten und kalkreichen Sandmassen bestehen und die sich bis 150 m über den heutigen Wasserspiegel erheben, fand ich fossile (pleistozäne) Süßwassermuscheln und zu Stein gewordene Säugetierknochen, wie ich sie schon am Gungga nor gesammelt hatte. Ich gewann den Eindruck, daß die Talaebene einst ein wesentlich höheres Niveau besaß, und daß die Weststürme hier alles wegtragen, was nicht durch Wasserläufe und Seen verhärtet und zusammengekittet ist.

Die Sonne kam nun Tag für Tag aus den Wolken. Längst war der Schnee, der am Morgen des 1. Mai die Steppe bedeckte, bis auf den letzten Rest wieder verschwunden. Es blieb jedoch meist dunstig; selten gab es eine klare Fernsicht, und die Berge, welche die „Tala“ umfassen, kamen nur vorübergehend und nur in rohen Umrissen zum Vorschein.

Wir hielten uns vom Si ni ts'o an genau nach Südwesten, da ich in dieser Richtung am raschesten aus der Tala hinauszukommen dachte. Am Abend des ersten Wüstenmarsches stand der ganze Himmel in blutroten Flammen, wie die Sonne nur ganz ausnahmsweise Luft über ariden Gegenden zu färben imstande ist. Die Chinesen nahmen deshalb an, es werde in der Nacht einen tüchtigen Guß geben und stellten die Zelte auf. Für gewöhnlich schliefen alle im Freien, um im Bedarfsfalle rasch bei der Hand zu sein. Die nächsten Ketten des Semenowgebirges, der südlichen Einfassung der „Tala“, hoben sich scharf vom Horizonte ab. Von den höheren Gipfeln schimmerten breite Schneefelder herüber, die unter den letzten Strahlen der Sonne rotglühend aufleuchteten, und blauschwarz stachen dazwischen die Felsgrate heraus wie verkohlte Sparren und Balken eines brennenden Hauses. Alle priesen mein Glück und frohlockten, daß das Ende der „Tala“ nicht mehr fern sei, und alle versicherten mir, daß die gefürchtete Steppe am nächsten Mittag hinter uns liegen werde. Damit, daß

ich den Umweg über den Si ni ts'o gemacht, hatte ich allerdings die „Tala“ nicht an ihrer größten Breite angefaßt. Die Leute wurden ihrer Sache so sicher, daß sie, ohne mich erst zu fragen, den Wasservorrat bis auf wenige Schluck aufbrauchten. Über die Hälfte eines Schlauches ging beim Waschen der Kochgeschirre verloren.

Nach einer unruhigen Nacht — wir wurden dreimal durch ein Rudel Wölfe belästigt, die uns so menschenähnlich anheulten, daß wir jedesmal an einen Räuberangriff dachten — war die Karawane am Morgen des 4. Mai schon kurz nach fünf Uhr weitergezogen. Ich ließ diesmal die Morgenkälte ausnützen. Um fünf Uhr zeigte das Thermometer — $7,5^{\circ}\text{C}$. Wir marschierten ohne Unterbrechung bis halb ein Uhr mittags, dann las ich $+ 14,2^{\circ}\text{C}$. am Aßmann ab und bei den Tieren, die alle noch ihre dichten und langen Winterhaare trugen, war eine so allgemeine Erschlaffung eingetreten, daß an einen Weitermarsch nicht mehr zu denken war. Mehr als ein Dutzend Ochsen konnte den Lagerplatz nicht erreichen und sämtliche Pferde mußten noch einmal zurückgesandt werden, um liegengebliebene Lasten zu holen. Erst um Mitternacht gelangten die ermatteten Tiere unter der Leitung von Han und Me ins Lager.

Als es bei Sonnenuntergang endlich klar wurde, erschienen die Gipfel des Semenowgebirges noch um keinen Schritt näher als den Abend zuvor. Nur ein steil aufsteigender Kegel, direkt im Süden, hatte sich jetzt von der übrigen Bergmasse losgelöst und bewies uns unseren Fortschritt. Keck und dräuend streckte der zackige Berg sein schwarzes Haupt aus den gelben Sandmassen, die seinen Fuß eng umschlungen hielten. Nach seinem ganzen Aufbau und Charakter war er grundverschieden von den dahinterfolgenden mauerartigen Gebirgsketten. Es war der „Amne Bayan“, der „reiche Bergvater“, der heilige Berg dieser Gegend, ein Riese, der unfern vom Hoang ho Wache hält und unermeßliche Schätze in seinem Innern bergen soll, von denen sich die Umwohner Sagen erzählen. Er liegt weit vor dem Semenowgebirge inmitten von Treibsandmassen. Eine winzige Quelle soll sich dort finden, die den Pilgern zur Labung dient, auch von einem heilig gehaltenen Hain, den die Tibeter ängstlich hüten, wurde mir erzählt, endlich von einem Tempel, den zeitweilig Lamaeremiten bewohnen.

Als wir am Abend unseren Tee einnahmen — es reichte nur noch eine Tasse für jeden — da gab es eine lange und lebhafte Debatte, ob der Berg uns gefoppt habe oder nicht. Die Kue de-Mannschaft behauptete es ganz bestimmt, denn der Berggeist tue dies sehr gerne und gestern seien wir doch sicherlich ebenso weit gewesen wie heute. Die Leute saßen sehr kleinlaut um das Lagerfeuer und beteten unausgesetzt. Der Tod des Kranichs mußte wieder herhalten. Tsch'eng, der Schuhmacher und Mundschenk, der gleichzeitig der Hohepriester meiner Buddhisten war, griff, um den Geist zu befriedigen, zweimal mit dem großen Teeschapf in den Kessel und schleuderte den Inhalt unter Anrufung des Amne Bayan hoch über unsere Köpfe in die Luft. Erst nach dieser ausgiebigen Libation goß er jedem seinen kleinen Teil in den vorgehaltenen Becher.

Die Nacht über war der Himmel bedeckt und darum sank das Thermometer nur bis — 1°C . Es gab die gewöhnlichen Intermezzi: um elf Uhr fand ich Sung und um zwei Uhr Tschang auf Posten schlafend. Die Hunde wurden mehrmals sehr unruhig und rannten wutentbrannt in die Steppe hinaus. Wir konnten jedoch nie herausbringen, was los war. Wir nahmen uns vor, von jetzt an

immer in der Dämmerung die Feuer zu löschen, um unseren Lagerplatz nicht zu verraten.

Die Karawane setzte sich vor Sonnenaufgang in Bewegung. Es galt unter allen Umständen, und sei es auch nur mit den kräftigsten Tieren, an Wasser zu kommen. Trotz der kühleren Temperatur litten alle unter Durst, hatten jegliche Lust verloren, das trockene Wintergras abzuweiden, und standen apathisch mit traurig herabhängenden Köpfen da, wenn wir sie nicht antrieben. Als es hell wurde, sahen wir von Westen her eine lange dunkle Linie geradeswegs auf uns zu galoppieren. Es schienen vielleicht fünfzig oder sechzig Reiter zu sein. „Fan tse, Räuber!“ schrie eine verzweifelte Stimme. Jeder griff unwillkürlich nach seiner Waffe und versicherte sich, daß sie geladen sei. Als der Trupp näher kam, glaubte man Schulreiter vor sich zu haben, die peinlich auf gleichmäßigen Abstand achteten. Es war ein brillanter Galopp und die Schar ritt beängstigend rasch vorwärts. Der erste meiner Yakhaufen hatte mittlerweile angehalten; der zweite war aufgerückt und die Treiber eilten unruhig zusammen und warfen die Lasten von den Pferden, um diese besteigen zu können. Auch ich war jetzt zu den anderen gestoßen und sah mit Hilfe meines Glases, daß es — wie die Chinesen sagen — „ye ma“, Wildpferde (*Equus hemionus*), waren, was wir vor uns hatten. Kurz darauf schwenkten die Tiere scharf links um und machten halt. Sie äugten nun ebenso erstaunt und erschrocken nach uns wie wir vorher nach ihnen. Der *Equus hemionus* ist eine große Art Wildesel. Er hat jedoch nur wenig von der gewöhnlichen Eselgestalt, sieht vielmehr täuschend einem chinesischen Maultier gleich. Die Tibeter nennen das Tier Tschiang (meist Kyang geschrieben). Seine Farbe ist vorherrschend rotbraun, seine kurze steilgestellte Mähne und sein Schweif schwarz. Die Bauchseite und die Beine sind heller gefärbt, oft schmutzigweiß und über die Kniee und Sprunggelenke laufen dunkle Querstreifen. Am Widerrist gemessen sind die Hengste 1,30 bis 1,40 m hoch; sie sind also so groß wie die gewöhnlichen Reitpferde des Hochlandes. Zumal in raschen Gängen täuschten uns die Tiere noch manches Mal einen Berittenen vor. Bald nachher sahen wir auch von links her Tschiangherden, meist 15—20 Stück, angaloppieren, dazwischen belebten viele feingliedrige Dserenantilopen die noch am vorhergehenden Marschtag so völlig tote, gelbe Steppe.

Zahllose tief und hart ausgetretene Tschiangwechsel liefen kreuz und quer über unseren Weg. Wir konnten nun nicht mehr allzu fern von Wasser sein. Die Talaebene fiel weiterhin etwas ab und später kamen wir durch ein flaches Tal. Darin gab es Reste von Nomadenlagern, meterhohe Windschirme aus getrocknetem Kuhdung und über ein Dutzend aus Steinen und Lehm gebaute Kochstellen, sogenannte „takoa“ (zentraltib.: tab = Herd), die vor höchstens einem Monat noch inmitten eines schwarzen Zeltens und in Benützung gewesen sein mußten. Wir suchten jedoch in der Umgebung vergeblich nach Wasser. Der Talgrund war vollkommen trocken und nicht einmal ein trockenes Kiesbett war darin zu sehen, nichts deutete darauf hin, daß hier auch nur vorübergehend ein Bach floß. Die Nomaden schienen im Spätwinter und im ersten Frühjahr in diesem Tale gelagert zu haben, also zu einer Zeit, als sicher mit Schneefällen zu rechnen war. Wir ließen uns darum nicht weiter in der einmal eingeschlagenen Richtung beirren und ritten immerzu geradeaus auf einen kleinen isolierten Schneefleck los, der sich auf den Randbergen sehen ließ.

Es stellte sich heute heraus, daß die erste Bergreihe gar nicht hoch aus der Trümmerebene der „Tala“ herauschaute. Dadurch war am Abend vorher die Täuschung entstanden, als steckten wir noch mitten in der wasserlosen Wüstenei.

Gegen Mittag ritt ich allein der Karawane weit voraus, nur zwei Hündinnen begleiteten mich. Längst kamen wiederum einzelne Tiere nicht mit, nur schleppend und taumelnd kroch auch der Rest noch vorwärts. Die Hälfte der Tiere ging leer. Ein großer Warenstapel war an einer Stelle unterwegs aufgeschichtet worden. Es mußte nun Wasser her oder eine Katastrophe trat ein, die alle meine Pläne zunichte machen konnte. Noch rechnete ich auf 12 km bis an den ersten Schnee; für die armen, müden Ochsen eine schier endlose Strecke — da sah ich plötzlich meine Hündinnen auf ein Loch losstürzen und wenige Augenblicke später schlürfte auch schon mein braves Rößlein in gierigen Zügen. Meine schlaue „Tschimo“, die häßliche alte Hündin mit abgebrochenen Zähnen, die mir im Januar am Kuku nor „geschenkt“ worden war, hatte das Wasser gefunden.

Ich verlor an diesem Marschtage zwei Yak, die von den Ts'anern stammten. Alle anderen Tiere erreichten — wenn auch teilweise erst spät in der Nacht — die Wasserstelle. Die zwei verloren gegangenen Yakochsen mußten schon seit einer Woche geschont werden. Sie hatten nacheinander einen Tibeterschädel, den ich zwischen den Dünen am Si ni ts'o gefunden hatte, auf ihrem Rücken getragen. Es war dies die leichteste Last, die man sich denken kann. Meine Mannschaft schwor jedoch darauf, daß es dieser Schädel oder vielmehr der „Gui“, der Geist dieses Toten sei, der die beiden Tiere so sehr erschöpft und schließlich umgebracht habe. Er hockte ihnen so schwer in den Nacken, daß sie hätten fallen müssen, selbst wenn sie die stärksten Stiere gewesen wären, so erklärten unter den höchsten Beteuerungen meine Mohammedaner sowohl wie meine Buddhisten.

Um die Karawane wieder einigermaßen frisch und munter zu bekommen, war ich gezwungen, an der Wasserstelle aufs neue zwei Rasttage einzulegen. Davon ging ein Tag für das Abholen der zurückgelassenen Lasten verloren. Ich brachte diese Zeit mit Jagen zu, um mir frisches Fleisch zu beschaffen. Außer den Tschiangrudeln gab es jedoch nicht sehr viele Lebewesen. Ich erlegte nur ein paar Hasen und einige Steppenhühner. Die Tschiang waren äußerst vorsichtig. Sie sind sehr neugierige Tiere, sie mußten immer wissen, was die Maultiere und Ponys trieben, aber sie ließen mich Menschen nie näher als 400 m an sich herankommen. Das flache Gelände und die so gut wie gänzlich mangelnde Vegetation erleichterte ihre Wachsamkeit.

Am Nachmittag des zweiten Tages versiegte unser Wasserloch und weit und breit fanden wir kein anderes. Auch das Schneefeld hinten auf den Bergen, auf das wir aus der Ferne zugesteuert hatten, war nun weggeschmolzen. Wir hatten bei der Durchquerung sichtlich Glück gehabt. Ich versäumte auch nicht, mein Glück den abergläubischen Leuten in gebührender Weise vorzuhalten, um etwaige noch übriggebliebene Zweifel wegen des Kranichschusses zu zerstreuen.

Am Fuß der südlichen Randkette und parallel mit dieser führt eine große Yakstraße. In einer wechselnden Breite von 6—10 m ist stundenweit holzgeradeaus ein Naturweg ausgetreten, laufen zahllose Wegchen wie ein Bündel

seit Urzeiten benützter Wildwechsel bald enger, bald weiter nebeneinander her. Es ist eine uralte Straße und heute der Weg der „Schar ba“, zu deutsch: der „Ostleute“, d. h. der Händler aus Sung pan ting in Se tschuan. Alljährlich führen diese Hunderte von Ochsen mit Tee und mit allerlei Stoffen und Kleinigkeiten in monatelanger Reise diesen Weg, um Wolle, Felle, Häute, Rhabarber und Moschus einzuhandeln. Diese Straße fanden wir an unserem nächsten Marschtage und folgten ihr nach Südosten. Wir kamen dann in ein neues, breites Längstal, das hinter dem heiligen Amne Bayan liegt und dem Hauptzug des Semenowgebirges und dem Südrand der Talasteppe parallel zieht. In diesem fanden wir einen kleinen Wasserlauf, neben dem wir das Lager Nr. 15 aufschlugen. Weiter im Südosten, in der Ferne, wurden von dem neuen Lager aus die schwarzen Zelte der Ats'ho Lhardi-Tibeter sichtbar. Wir zählten fünfzig Zelte. Wie kleine eckige Felsblöcke, wie Termitenhaufen stachen sie aus der immer noch winterlich gelben Prärie heraus. Wir blieben noch so weit davon ab, daß wir keinen Verkehr anbahnen konnten. Der ganze Stamm, der seine eigene unabhängige Räuberpolitik treibt, soll sechzig Familien haben. Bereits hier ziehen es die Tibeter vor, ihre Zelte ziemlich nahe aneinander aufzustellen, um dadurch Angriffe anderer Stämme leichter abwehren zu können.

Die Gegend, in der die Zelte lagen, der untere Teil des Längstales, wird „Hoka“ genannt, was eine chinesische Bezeichnung aus ho, der Fluß, und ka = kou, die Mündung, ist. Im Dialekt von Kue de wird kou immer als ka ausgesprochen. Es liegt hier wiederum ein altes, längst verlassenes chinesisches Castrum; die direkte Straße von Kabatalen über die „Tala“ nach Süden führt daran vorbei.

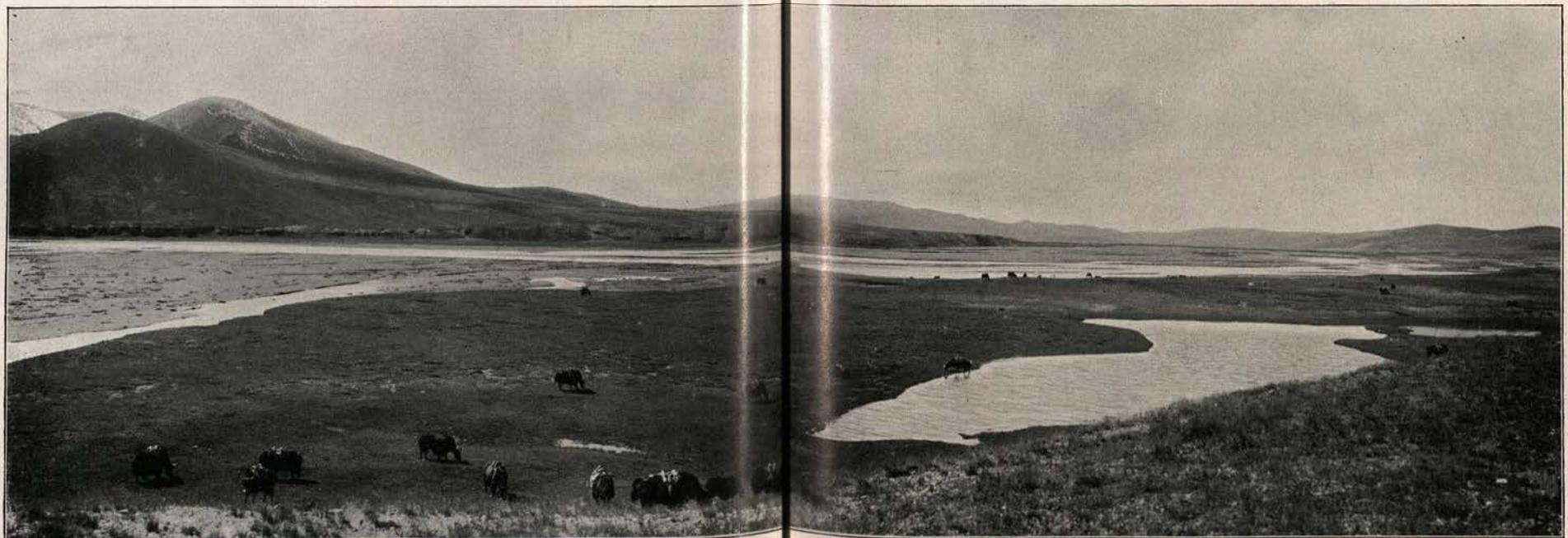
Das neue Längstal, das wir bei Lager 15 erreicht hatten, besitzt eine Ausdehnung von 50—60 km. Es zieht sich in spitzem Winkel aus den Ketten des Semenowgebirges heraus. Sein Grund ist wie der aller anderen Taldepressionen in der Umgebung mit Trümmernmassen angefüllt und deshalb ist die Talsohle breit und bildet eine Steppenebene. Die hydrographischen Verhältnisse dieses mächtigen Tales sind äußerst eigenartige, denn kein Bach fließt dem Tale entlang. Die kleinen Wasserläufe, die von den seitlichen Hängen und Schluchten herabströmen, durchbrechen vielmehr an verschiedenen Stellen den Höhenzug, der das Längstal von der Talaebene trennt. Dadurch sind in dem Grund des Längstales verschiedene Talwasserscheiden entstanden. Diese sind dermaßen flach, daß es auf den ersten Blick vollkommen unverständlich ist, warum sich das abfließende Wasser nicht dem Tale entlang seinen Weg gesucht hat, zumal, da der Grund dieser Wasserscheiden auch noch aus wenig widerstandsfähigen Geröll- und Sandmassen besteht, während der trennende und von den Bächen anscheinend durchsagte Bergrücken aus steil gestellten und harten Steinschichten (Permokarbon) gebildet ist. Selbstverständlich sind diese widersinnigen Durchbrüche nicht ganz durch die heutigen Bäche geschaffen worden. Schuld daran ist die Auffüllung und Einebnung des Längstales durch die enormen, so oft schon genannten Geröllmassen. Diese sind hier dermaßen gewaltig, daß die Talsohle höhergerückt wurde als verschiedene Punkte des trennenden Bergrückens. Das Tal ist von dem Schutt geradezu verschüttet und die Berge sind beinahe erstickt worden. Wo sich vor der Auffüllung tiefer eingekerbte Pässe befanden, griffen die lockeren Massen von einem Tal ins andere hinüber. Über derartige verschüttete Pässe also fließen heute die Bäche,



Gipfel der Wahong-Kette im Norden des Lagers 42.



Die westlichen Ausläufer der Amne Matschen-Kette.



Tal des Tschümar nahe seiner Einmündung in den Yang tse kiang.
(Siehe Text im I. Band, Seite 32.)



Das Wildbad am Tsaghan usse.
(Da Tschang badet sich in der Naturwanne.)

und sie haben jetzt sogar begonnen, sich in die Schichten des festen Gesteins einzuschneiden. Sie haben also noch nicht vermocht, sich, wie z. B. bei Hsi ning, ein tieferes Tal aus den Schuttmassen herauszuarbeiten.

In den vorhergehenden Kapiteln habe ich von der Verschüttung der Talbecken von Hsi ning, von Kue de, Di dao und von noch vielen anderen Senken gesprochen, ja ich habe bereits im Han- und Dan-Flußgebiet von ähnlichen Bildungen berichtet, wo gleichfalls alte Hohlformen durch mächtige Sand- und Tonschichten ausgefüllt und Flußläufe von einem Talsystem ins andere geleitet wurden. Über ein ungeheures Areal Zentralasiens ziehen sich die Spuren derartiger Ablagerungen. Deutlich ist überall zu erkennen, daß diese aus einer Zeit stammen, wo die großen Gebirgszüge bereits aufgefaltet und dem heutigen Zustande nahe gebracht waren und auch der Lauf sehr vieler Täler in den Hauptzügen die heutige Lage angenommen hatte. Selten nur sind in diesen Ablagerungen größere tektonische Veränderungen und Brüche zu bemerken, leider auch selten Pflanzen- und Tierreste, so daß eine Klassifizierung der mächtigen Ablagerungen bisher noch nicht möglich geworden ist und die Säugetierknochen und -zähne, die durch ihre Artenarmut auffallen, bis jetzt allein Rückschlüsse auf die Zeit und die Art der Bildung zulassen. Immerhin ist damit erwiesen, daß sowohl die Tone und Kiese von Kue de als auch die von Hsi ning, sowohl die von einigen Tälern in K'am (Südosttibet) wie die von der Provinz Schan si als vom Ende des Tertiärs stammende Landbildungen und als Ablagerungen fließenden Wassers anzusprechen sind. Scharf getrennt haben wir auf diesen Tertiärschichten in Nordchina die Lößformation aufgelagert gesehen. Diese ist noch intensiver als die spätertären Tone und Gerölle an die heutigen Geländeformen angepaßt. Stets ist deutlich wahrzunehmen, daß ihre Bildung der allerjüngsten Periode unserer Erdgeschichte angehört und daß sie an vielen Stellen noch heute weitergeht. Der Löß ist auch auf dem Hochland von Tibet zu finden — und zwar nicht etwa bloß am Rande, in der Gegend von Kabatalen und Tschabtscha. Er liegt in Tibet jedoch immer nur ganz spärlich, auf vereinzelte Nester beschränkt, die gegenüber dem, was wir in Nordchina zu sehen bekommen, verschwindend klein sind. Er erscheint schon dadurch, aber noch mehr durch seine vom fließenden Wasser und vom Regen wenig alterierten und gerundeten Formen jünger als unten im Tiefland und manche Lößhalde könnte man nach ihrem Habitus für eine Ablagerung der letzten Jahrhunderte ansehen. Die Schuttmassen aber, die die Täler des Hochlandes Tibet so oft ausfüllen, sind in der Regel vom größten Kaliber der Steine, weil ja ihr Material nie sehr weit verfrachtet worden ist. Ich fand sie am reichsten im Norden. Tonablagerungen, wie wir sie bei Hsi ning und noch mehr weiter unten bei Di dao tshou antreffen, sind in Tibet selten; sie alternieren mit den Schuttmassen, sind auf einzelne Plätze beschränkt und geben ganz deutlich den Wink, sie als Reste von einstigen Seen und Stümpfen anzusehen. Einzelne derartige Reste, die ich in Höhen über 4000 m in horizontal gelagerter Schichtung vorgefunden habe, zeigen die gleiche auffallende brandrote Farbe wie die Tonlager von Di dao, von Kue de und anderen Orten bis hinab nach Schan si.

Die gelben Löß- und die roten „Hung tu“-Formationsreste weisen uns nur immer auf große Klimaschwankungen hin. In meinem Lager 15 schrieb ich darum in meinem Tagebuche unter dem unmittelbaren Eindruck der Naturerscheinungen: „Der Kontrast des gelben Löß und der roten Ablagerungen kann durch große Klima- oder besser Feuchtigkeitsschwankungen erklärt werden, durch eine große Regen- und Schneezeit, der eine trockenere Periode folgte. Die weite Verbreitung der Spuren läßt sich nicht durch größere Küstenverschiebungen, welche vielleicht feuchte Winde einst weiter ins Innere eindringen ließen, erklären. Es können nur kosmische Vorgänge diese Wirkung gehabt haben, deren Entstehung wir aber bislang nur vermuten können.“

Im Lager 15 hatten wir eine schöne Nacht, trockenes Wetter und Vollmond. Wir lagerten wie immer so, daß in die Mitte die Pferde und Maultiere gebracht waren, die am leichtesten zu entführen sind. Sie wurden zu je zwei und zwei mit eisernen Fußangeln an eine lange Kette angeschlossen. Die Schlüssel zu diesen Fesseln wurden mir abends von den Leuten ausgehändigt und blieben über Nacht in meiner Tasche. Die Ochsen, die schwerfälliger und darum nicht

so leicht wie die Einhufer wegzutreiben sind, wurden in einem doppelten Kreis um die Pferde herum festgemacht. Die Lasten lagen an einem Punkt an der Außenseite wie eine kleine Burg, wir Menschen aber schliefen noch weiter draußen an sechs Stellen rings um das Lager herum verteilt. So hoffte ich am ehesten vor Diebereien und Räubereien geschützt zu sein. Ich selbst hatte eine große Filzdecke als Unterlage auf dem Boden und einen zweiten dünneren Filz, der meinen ganzen Körper bedeckte, als wasserdichten Schutz auf mir. Meine Silberbarren, in zwei Kisten verpackt, steckten unter meiner Bettunterlage im Boden. Mein Kopf aber lag auf meinem tibetischen Bocksattel, so daß ich bei jedem verdächtigen Geräusch aufwachen mußte. Was wir Europäer unter angenehmer Nachtruhe verstehen, kennt selbstredend die Tibetersteppe nicht. Alle Augenblicke klafft einer der Köter. Das leise Stöhnen eines großen Wiederkäuers, das Rasseln einer Kette schreckt ihn und bringt ihn zum Anschlagen. Wenn die Wache ihr schauriges „Schschau! schau! schau!“ in die Nacht hinausruft, wird es allen Hunden zu gleicher Zeit unheimlich zumute und es verstärkt sich das grundlose Gekläff. Es lernt sich aber erstaunlich rasch, nur dann aufzuwachen, wenn das Bellen wirklich ernsthaft klingt. Wenn dann Wölfe in dem fahlen Mondlicht herumschlichen, drehten wir uns rasch auf die andere Seite und schliefen beruhigt weiter. In der Tibetersteppe ist allein der Mensch eine Gefahr für den Menschen.

Auch im Lager 15 stellte sich ein kleines Rudel Wölfe ein, als es dunkel geworden und das Lager zur Ruhe gekommen war. Das Mondlicht schien so hell, daß man die Tiere bis auf 300 m noch erkennen konnte. Acht Stück umkreisten uns diesmal. Wehmütig wimmernd schnupperten sie mit hochgehobenen Nasen. Auf dem grasarmen Boden waren sie in ihrer ganzen Größe zu sehen. Sowie sie Miene machten, sich dem Lager zu nähern, fuhren meine Hunde mit rasendem Gebell auf die Ruhestörer los und beide Gegner standen dann eine lange Weile zähnefletschend einander gegenüber. Beide, Hunde wie Wölfe, waren keine Helden. Die Hunde zeigten nur Mut, wenn ein Mann mit ihnen ging, entfernten sich aber auch dann nur widerwillig bis zu 100 m vom Lager. Die Wölfe ihrerseits suchten bloß wie Diebe zu uns heranzukommen; wenn sie einen von uns Menschen zu Gesicht bekamen, stoben sie alsbald scheu auseinander und rannten auf und davon. Es war mir dabei nicht möglich, zum Schuß zu kommen.

In dieser Nacht ging das Thermometer bis -6° zurück. Die größte Abkühlung trat wie gewöhnlich kurz vor Sonnenaufgang ein. Um sechs Uhr in der Frühe stand die Karawane beladen und reisefertig da. Rasch querten wir das Längstal vollends und stiegen ohne Weg zuerst einer Schlucht folgend an der Hauptkette des Semenowgebirges aufwärts. Der Lasttiere wegen mußte ich aber bald das neue Lager schlagen lassen. Unsere Tagesarbeit war darum gar nicht glänzend. Wir hatten nur 10 km gemacht, waren dabei freilich um 600 m gestiegen. Das Lager 16 lag in 3880 m Meereshöhe. Gras war reichlich vorhanden und die Tiere waren weit besser daran als in der Nähe von Schara khotu, wo schon während des Winters der letzte dürre Halm abgebissen worden war, aber es war eben auch hier immer nur dürres, abgestorbenes Gras vom letzten Jahre.

Der Begriff des Semenowgebirges ist noch nicht scharf abgegrenzt. Der Name wurde von Obrutschew eingeführt. Er sah viel weiter nordwestlich,

beim Dápassu nor, vom Süd-Kuku nor-Gebirge aus, südlich von seinem Standpunkt, einen neuen Parallelzug und benannte diesen mangels eingeborener Bezeichnungen nach dem Vorsitzenden der K. Russischen Geographischen Gesellschaft Semenow Tianschanski¹⁾. Der Teil dieser mächtigen Kette, den ich jetzt mit meiner Karawane überschritt, stand seit General Prschewalskis Reisen in unseren Karten unter dem Namen Siansibei-Kette. Es war bisher keine Klarheit darüber, daß diese von Prschewalski entdeckte Kette mit dem Semenowgebirge einen Zusammenhang hat. Tatsächlich verstehen nun die Eingeborenen unter Siansibei nur einen Paß, den ich selbst am nächstfolgenden Tage überschritt und für dessen Höhe ich 3800 m ermittelte. Die Gebirgskette um den Paß hat bei den Eingeborenen keinen besonderen Namen, denn nur Gipfel und Pässe werden von diesen mit Namen belegt. Es ist darum in Tibet möglich, nach der Weise der neueren russischen Reisenden vorzugehen und fremde, wöglich Eigenamen für die einzelnen Ketten einzuführen. Diese fremden Namen haben den Vorteil, daß sie sofort erkennen lassen, daß sie nicht ortsübliche Bezeichnungen, sondern daß sie von den einzelnen Reisenden bei der Erforschung und Auflösung des tibetischen Gebirgsknotens aufgebracht worden sind. Wenn sich mit dem Fortschreiten unserer Kenntnisse herausstellt, daß einzelne Gebirge zuerst falsch abgegrenzt worden sind, so lassen sich erfahrungsgemäß die europäischen Gebirgsbezeichnungen immer wieder leichter auswechseln als scheinbar ortsübliche Namen.

Oben auf dem Passe Siansibei stießen wir auf die große Karawanenstraße, die vom Bayan nor und Kabatalen quer über die Tala nach Süden führt, und an der — wie ich jetzt erst merkte — alle 25—30 km zum Schutz für Reisende gegen nächtliche Überfälle Lehmburgen stehen. Wir folgten dieser Straße weiterhin und schlugen unser Lager 17 innerhalb einer solchen Lehmburg auf. Chinesische Soldaten hatten die Lehmwälle etwa ein halbes Jahrhundert zuvor errichtet. Nun standen sie zwar leer und halb zerfallen da, aber wir fühlten uns darin dennoch unendlich wohl und geborgen. Ich habe zwischen den drei noch aufrechten Lehmwänden wie ein Gott geschlafen trotz Schnee und Hagel, womit ein eisiger Westwind uns auspeitschte.

Der Abstieg vom Passe Siansibei nach Süden ist äußerst sanft. Man tritt schon in einer Höhe von 3600 m aus der Semenowbergkette heraus und hat dann einen weiten Blick über eine neue, nach Südosten flach abgedachte Steppenebene, hat wieder ein von Geröllmassen verschüttetes Längstal vor sich. Einige Bäche haben sich in dieses Geröll heute ein bis zu 200 m tiefes Bett gerissen und fern im Südosten hob sich von der fahlgelb schimmernden Steppe scharf abstechend ein langer dunkler Spalt mit vertikalen Wänden ab. „Darin fließt der Hoang ho,“ erklärte mir sofort mein H'an, der früher öfter auf der Goldsuche durch diese Gegend gekommen und sogar auf dem Heimweg den Hoang ho auf einem Floß hinabgefahren war. Der Fluß fließt so tief unten, daß sein Wasser erst zu sehen ist, wenn man dicht an den Spalt herantritt.

Früher waren Sommer um Sommer an die zweitausend Goldwäscher nach den Gorgi-Schluchten und in die Berge gezogen, welche die neue, nun vor uns liegende Steppe im Süden begrenzten. Diese Goldwäscher waren meistens gleich meinem H'an Leute von der sogenannten „Kleinen Gesellschaft“ (Hsiao

¹⁾ Peter Petrowitsch Semenow Tianschanski, geb. 1827, bereiste 1857—1858 den Tien schan, er starb im März 1914 als der Nestor der Asienforschung.

kiao de), d. h. Mohammedaner. Tausende von ihnen sind mittlerweile zugrunde gegangen, sind bei dem Mohammedaneraufstand ums Leben gekommen. Damals jedoch, als die Goldwäschplätze am stärksten besucht waren — so um die siebziger Jahre — unterhielt die Regierung zu deren Schutz je zehn Soldaten in jeder der Lehmburgen an der Straße und von jedem Goldwäscher erhoben die Mandarine 2 Mace pro Kopf und Saison für die Goldwäschlizenz. Es waren Hunderte von kleinen Unternehmern, die diese Züge veranlaßten, die mit Leuten aus ihrem Dorf und ihrer Umgebung hierherzogen. Die Gegend gilt für eine der goldreichsten vom ganzen Hsi ninger Distrikt. Eines Tages aber — es muß im Jahre 1889 gewesen sein — kamen von weiter aus dem Süden ngGolokh-Tibeter in hellen Haufen dahergesprengt, fielen über die unbewaffneten Goldwäscher her, nahmen ihnen die Mundvorräte weg, die sie mühsam aus der Heimat, aus dem Hsi ning-Tal herbeigeschleppt hatten und zwangen sie so samt den chinesischen Soldaten, sich eiligst zurückzuziehen. Seither haben die Soldaten ihre Posten nie mehr bezogen, und nur kleine Trupps besonders verwegener Goldsucher wagen jetzt noch die Gorgi-Schluchten auszuheuten, wofür sie den umwohnenden Tibeterstämmen hohe Abgaben entrichten.

Die hiesigen Grundeigentümer, zwei Stämme, die am Südrand der Steppenebene und an der Mündung der Gorgi-Schluchten ihre Weideplätze haben — im nördlichen Teil der Steppe sind wenig gute Weideplätze — waren zur Zeit meines Besuches bitter miteinander verfeindet. Aus einem Erbschaftsstreit waren jahrelange Kämpfe, die schon viel Blut gekostet hatten, entstanden. Ein junger Tibeter, den ein kinderloses Ehepaar adoptiert, hatte noch als Knabe seinen Adoptivvater während einer Pockenepidemie wieder verloren. Bald nach dem Tode ihres Mannes nahm die Adoptivmutter einen anderen Mann in ihr Zelt, und als die Adoptivmutter starb, verweigerte der Stiefadoptivvater die Herausgabe des Besitzes. Nachdem der junge Mann, der mittlerweile zwanzig Jahre alt geworden war, umsonst vor dem Häuptling geklagt hatte, griff er zur Selbsthilfe, überfiel mit Hilfe seiner Altersgenossen und einiger Blutsverwandten das Zelt des Stiefadoptivvaters, trieb die Herden weg und nahm Zelt samt Inhalt an sich. Seit dieser Tat war der Stamm in zwei Parteien gespalten. Der Da ho ba (chines.) oder Hongaŋ tshü (tibet.), ein reißender Gebirgsbach, der in einer tiefen Rinne die Steppe durchströmt, trennte die beiden feindlichen Gebiete. In seiner engen Schlucht fanden die meisten Kämpfe statt. Reinlich von Geiern abgenagt sahen wir die Knochen von Erschossenen am Abhang neben der Straße. Der letzte Liebesdienst, den tibetische Parteigenossen ihren Toten angedeihen lassen, besteht im Entfernen aller Kleidungsstücke, damit Geier, Füchse und Wölfe möglichst rasch und vollständig den Leichnam vertilgen können. Erlaubt es der Gefechtsverlauf, so binden außerdem die Kameraden rasch, ehe der Körper starr wird, die Kniekehlen mit dem Leibriemen des Toten so hoch und eng an die Brust, daß dadurch eine Hockerstellung zustande kommt. In dieser hockenden Stellung wird der tote Kamerad auf dem Schlachtfelde gelassen, als einladendes Mahl für alles Steppenraubzeug.

In der Nacht vom 11. auf den 12. Mai lagerten wir im Grunde der großen, wilden Da ho ba-Schlucht. Der helleuchtende Hochgebirgsmond schuf aus den vertikal aufsteigenden Talwänden mit ihren Höhlen und Spitzbögen, ihren Säulen, Kaminen und Fialen eine gar geisterhaft anmutende Riesengel. Das

Rauschen der Tannen und anderer Bäume, die an den Hängen und in der nur 3050 m hohen, windgeschützten Talsohle standen, das Brausen des mächtigen Wildbaches mit dem nicht endenden Durcheinanderkollern von Blöcken und Stämmen gab die Orgelmusik dazu.

Am Morgen brachte das Überschreiten des reißenden Da ho ba-Flusses eine neue Abwechslung. Dicht bei unserem Lager hatte sich eine mächtige Kiesbank in seinem Bette breit gemacht. Diese hatte den Fluß in drei Arme gespalten und obendrein die einzelnen Arme verflacht. Wenn man schräg aufwärts durch den Fluß ritt, bespülte das Wasser nur die Sattelkissen. Einige dumme Ochsen wichen jedoch von der Furt ab, verloren den Boden unter ihren Füßen und wurden weit den Fluß hinuntergetrieben. Zum Glück trugen sie nur Lebensmittellasten, Mehl und Makkaroni. Die tibetischen Ledersäcke, die ich mit so großer Mühe in Hsi ning zusammengekauft hatte, bewährten sich hierbei ausgezeichnet. Obwohl mehr als die Hälfte der Säcke ins Wasser gekommen war, war nur wenig durchnäßt und verdorben worden. Es waren außerdem noch Jagdpatronen in Gefahr gekommen. Als ein anderer Yakhaufe wegen der reißenden Strömung sich ängstlich zusammendrängte, bekam ein Sattel das Übergewicht und seine Last wäre wohl verloren gewesen, wenn nicht die beiden Mohammedaner Ma die Treiber gewesen wären. Unbekümmert um die nur 2°, die das Wasser aufwies, sprangen beide von ihren Pferden in die Fluten, schnitten schnell die Patronenkisten los und trugen sie auf ihren Rücken ans Ufer. Die Anstrengung war so groß, daß sie, dort angekommen, kraftlos zusammenbrachen. Auch dann blieben sie aber gute Mohammedaner und wiesen den von mir angebotenen Kognak als sündhaftes Getränk zurück.

Gleich nach dem Überschreiten des Flusses ritten Tschang und H'an der Karawane voraus und brachten dem „Humbo“, dem Häuptling Tschóngwan der Schücht'song Tibeter, deren Gebiet wir nunmehr betreten hatten, einen weißen Khádar nebst einigen Kleinigkeiten, wie Messer und Stiefel, als Geschenk und als Entschädigung für das von unseren Tieren abgeweidete Gras. Ich selbst zog mit den anderen auf der Straße weiter, die seit dem Siansibei fast schnurgerade nach Süden lief und immer breit ausgetreten war. Mittags schlugen wir in einer der alten Lehmurgen, im sogenannten Ga fo ying pan, das neue Lager auf. Ich trug jetzt auf Anraten meiner Begleiter den allerschmutzigsten und schäbigsten Schafspelz und meinen langen, lausig aussehenden Zopf auf dem Kopf und half beim Treiben der Karawanentiere. Wenn ich für meine Kartenaufnahme einen Augenblick halt machen mußte, brachte ich möglichst unauffällig eine Last in Unordnung und zeichnete und peilte sodann hinter den Tieren, bis die Lasten neu aufgebunden waren. Denn wir reisten nun nicht mehr allein. Kaum waren wir aus der Da ho ba-Schlucht heraus und wieder auf der Hochfläche, so hatten sich einige mit Schwert, Luntensflinte und 4 m langer Lanze bewaffnete Reiter zu uns gesellt. Wir wurden gemustert und mit finsternen Mienen über „Woher und Wohin?“ ausgeforscht.

Spät am Nachmittag stießen meine über ihre Aufnahme beruhigten Gesandten zu uns. Der Humbo war nicht zu Hause. Er war seinem Scharba, d. h. seinem Sung pan-Händler, entgegengritten, um dessen Karawane sicher zu seinem Stamme zu geleiten. Fast jeder Stamm hat solch einen Händler, der alle Jahre wieder mit einem neuen Warenstapel erscheint, ein halbes oder dreiviertel Jahr im Lager bleibt und Wolle und Häute, Moschus und Hirsch-

geweihe gegen seinen Tee und gegen andere Luxusbedürfnisse der Nomaden eintauscht und immer nur für kurze Zeit nach dem chinesischen Tiefland zurückkehrt. Sehr oft sind solche Händler, auch wenn sie Mohammedaner sind, mit Tibeterinnen verheiratet.

An Stelle des abwesenden Häuptlings machten dessen Frau und Schwager meinen Leuten die Honneurs. Tschang spielte seine Rolle mit so viel Geschick, daß der „Schwager“ noch am Abend mit einem Geschenk an Milch, Butter und Tschuma, den erbsengroßen Knöllchen von *Potentilla anserina*, ins Lager geritten kam und die Nacht über bei uns blieb. Am anderen Morgen zeigte er uns alle heiligen Plätze in der Umgebung und sorgte außerdem dafür, daß wir einige Yak bei seinen Stammesangehörigen umtauschen konnten.

Unser Lager im Ga fo ying pan war entzückend gelegen. Es stand auf einer flach abdachenden, grasbedeckten Felsterrasse, auf der eben das erste frische Grün keimte. Auf der einen Seite — nur wenige hundert Meter von unserer zerfallenen Lehmurg entfernt — gähnte zwischen senkrecht abstürzenden Wänden, 150 m tief, eine enge Klamm. Einzelne Tannen, Föhren und arvenartige Hochstämme, die unten in dem windgeschützten Riß gar prächtig gedeihen, lugten gerade noch mit knorrigen, vielfach abgerissenen Wipfeln aus der Spalte über den Terrassenrand (Tafel LXII). Über die Höhe des Windschutzes hinaus schienen, wie z. B. auf den nordatlantischen Inseln Faröer, keine Bäume mehr zu gedeihen. Wie in den Klammern unserer Alpen hatte sich der Bach in das hier anstehende harte Kalkgestein eingegraben. Halbversteckt, schier unterirdisch floß sein Wasser. An einer Stelle war der Riß, in dem unten das Wasser gurgelte, nur 2 m breit und gefallene Baumriesen bildeten Naturbrücken darüber. Vom Lager aus nach Südosten gesehen erhob sich dagegen mit grotesken Felswänden, mit zahllosen Grotten und Zacken eine hohe Kalkklippe (Tafel LXIII). Aus ihren Klüften wucherten vereinzelte windzerzauste Tannen empor. Ein kleines Kloster lag in diesen Kalkfelsen. Unser Freund nannte es Tschégr fising gomba. So einzigartig, so romantisch war die Gegend, daß die Tibeter felsenfest glauben, sie müsse gottgeweiht sein, hier müßten gute und mächtige Berggötter ihre Wohnung aufgeschlagen haben. Aus diesem Grunde durfte hier weit und breit nicht gejagt werden, um ja die Geister nicht zu kränken. Das Land wurde wie der Garten Eden gehalten. Für jede Kalkzacke an dem Berge wußte unser Führer eine besondere Deutung und Geschichte. Bald bestaunten wir einen Göttertisch, bald einen Riesenaltar, auf dem man zu opfern und Bergzedern zu verbrennen hatte. Hier war eine Steinzacke über und über mit Schafwolleflöckchen behangen, dort wurde uns eine Stelle gezeigt, wo der Fußabdruck eines Berggeistes von den Gläubigen mit Butter zu beschmieren war. Die Terra rossa zwischen den Kalkklippen wurde uns als beste Arznei angepriesen. Ein natürliches Loch in dem Felsen wurde zur Tugendprobe verwendet. Es war gerade so weit, daß ein mittelgroßer Mann, wenn er sich im Innern drehte, durchkommen konnte. Vom vielen Durchzwängen war die Höhlung schon ganz glatt gescheuert und fettig geworden. Unserem Führer zuliebe mußten wir einer nach dem anderen durch dieses Tugendloch hindurch. Für mich mit meinen 1,82 m war es ein heikles Unternehmen und ich weiß nicht, ob ich je wieder ans Tageslicht gekommen wäre, wenn sie nicht hinten geschoben und vorne gezogen hätten. „Leute mit solchen Nasen sind nie gut,“ meinte darum unser Führer. „Warum hast du dir denn diesen

sonderbar aussehenden Diener mitgenommen?“ sagte er, sich an Da Tschang wendend.

Weit im Umkreis gilt der Kalkberg für heilig und heilkräftig. Wochenweit pilgern die Tibeter hierher, um für ihre Herden Schutz vor Viehseuchen zu erflehen. „Daß wir unseren Berggeist gut behandeln, ist für uns wichtiger und nutzbringender als eine Reise nach Lhasa, eine Wallfahrt hierher kommt gleich hinter der um den Amne Matschen,“ versicherte unser Führer. Bei der Wallfahrt haben die Pilger den ganzen Berg Tschégr fising während dreier Tage zu umkreisen. Sie halten es wie mit anderen heiligen Plätzen. Sie machen immer drei Schritte vorwärts, werfen sich hierauf platt auf die Erde nieder, merken sich genau die Stelle, wo ihre Stirn die Erde berührt hat, erheben sich wiederum langsam und würdig und treten aufs neue drei Schritte nach vorwärts bis an den Punkt, wo soeben ihre Stirne gelegen hatte und so fort. Während dieses anstrengenden Bittgangs (tibet.: skorba), der zu allem hin auf einem abschüssigen Fußpfad gemacht wird, ruhen nie Zunge und Lippen. Unendliche Male wird der Gott dabei angerufen. Am wirksamsten soll dieser Ko tou-Bittgang sein, wenn er in Vollmondnächten ausgeführt wird, dabei sind aber schon mehrere Wallfahrer in die Schlucht gestürzt.

Das Kloster Tschégr fising selber ist recht bescheiden. Es ist während der letzten Kämpfe mit den ngGolochs niedergebrannt worden. Wir trafen nur einen alten Eremitenlama darin an. Dieser hatte sich seine Haare zum Unterschied von anderen Lama lang wachsen lassen und trug sie in der Art der Bönopriester auf dem Scheitel mit einem Band hochgeknotet. Er erhielt von uns Geschenke in Butter und Mehl, weissagte uns aus Würfeln und segnete uns durch Handauflegen. Mein Lao Sung, ein Kue de-Mann, der Abstammung nach ein Chinese, im Glauben aber ein waschechter Tibeter, fiel dreimal vor dem Alten auf die Knie und bat inständig, ihn doch wieder gesund zu machen. Seit mehreren Tagen hatte Sung Fieber und zeigte das Bild eines an schwerem Rheumatismus Leidenden. Ich hatte versucht, ihn mit Salizylpräparaten zu behandeln. Er hatte diese aber weggeworfen, sowie ich ihm den Rücken drehte. Der Lama verkaufte ihm ein Amulett für seine Krankheit und riet ihm, zu einer alten Nonne zu gehen, die in einer Grotte auf dem gleichen Berge ihre Behausung hatte.

Mit einem wahrhaftigen Hexenhandwerkszeug, mit einem Arsenal von Amuletten und Zauberdolchen, aber auch mit einem sehr voluminösen Strickzeug und mit einem Sack für das Mehl und die Butter, die die Bezahlung ihrer „science“ ausmachten, erschien diese Tschumo schon mit dem ersten Morgenrauen des folgenden Tages. Sung wurde mit ihr ganz allein in das Dienerzelt eingeschlossen, so daß meine Wißbegier leider nicht auf ihre Kosten kam. Deshalb erklärte ich nach der ersten Frühstückspause, auch ich sei krank und bedürfe ihrer Behandlung. Ich mußte mich jetzt auf Lao Sung's Platz platt auf die Erde legen und die Nonne hockte mit gekreuzten Beinen dicht neben mich. Nie zuvor war mir ein gleich runzliges Weib vor die Augen gekommen. Die eisigen Stürme und sengenden Strahlen Tibets hatten ihre Haut dunkel bronzefarben gebrannt und zahllose tiefe Furchen darein gegraben. Sie hatte sicherlich ein hohes Alter, die letzten Zähne hatte sie längst verloren. Aber schon in ihrer Jugend muß sie nie Wasser auf ihre Haut gebracht haben. Eine Frau soll sich ja auch nicht waschen, sie wäscht sonst alles Glück weg. Alle

die tausend tiefen Falten und Fältchen, die ihr Gesicht und ihr Oberkörper aufwies, starrten von Fett und Schmutz. Eine dicke schwarze Schmutzschicht bedeckte ihre Arme und ihre Beine — während der Arbeit war sie aus religiösen Gründen, um wie Buddha zu sein, barfußig. Barhäuptig, den Kopf rasiert, am Hals eine Unzahl von Lederbeuteln mit Amuletten, die bis zu den welken Brüsten herabhingen, den Körper in einem alten ärmellosen Priesterrock, die dünnen Oberarme nur ein kleines Stück weit in zerrissenen Pelzfutteralen, hohl-äugig und heiser von der Behandlung Sungs, so saß die Nonne vor mir. Während der Eßpause hatte sie gemütlich an einem Strumpf mit ihren dicken eisernen Stricknadeln gestrickt. Jetzt war sie wie umgewandelt. Stier war ihr Blick auf mich gerichtet. In der Linken eine klirrende Glocke, in der Rechten eine wie Blech tönende Handtrommel aus zwei Menschenschädeln, begann sie erst im Baß, dann kreischend und gellend, immer rascher, immer fürchterlicher auf mich einzuschreien. Jetzt läßt sie Glocke und Trommel sinken und fährt mir mit ihren dünnen Krallenfingern mit teuflischem Gebrüll fast ins Gesicht. Jetzt streicht sie schmeichelnd und geschmeidig wie der gewandteste Magnetiseur über meinen Körper und einen Augenblick später geht es weiter mit Glockenklang und Trommelschlag, so hastig, so eilig, daß die sich jagenden Worte der Hexe, die Anrufungen und Verwünschungen, alle die tibetisch verdorbenen Sanskritworte wie eine Melodie an mein lautemüdes Ohr klingen. Zwei Stunden lang arbeitete sie so mit mir, dann sollte der böse Geist meiner Krankheit gebannt sein. Ich konnte aber in der Folge viele Nächte nicht ruhig schlafen, immer wieder bekam ich dasselbe Traumgesicht, immer mußte mir die alte Tschumo mit ihren schmutzigen Krallen ins Gesicht fahren und mich aufwecken.

Die Tschumo von Tschégr fising war von der Bönbosekte, sie drehte ihre Gebettrommel links herum, d. h. entgegengesetzt unseren Uhrzeigern. Bembe (Bönbo, Bonpo) sind in Nordosttibet unter den Zelttibetern ziemlich häufig, jedoch wohl nicht zahlreicher als überall in Tibet. Es sind die Anhänger des ersten tibetischen Schamanenkultes, der heute aber ebenso große Umwandlungen durchgemacht hat wie der tibetische Buddhismus selbst. Sie haben viel vom Lamaismus übernommen. Das Sonderbare an der Verbreitung der heutigen Bönbo ist, daß selten ganze Stämme zum Bönboglauben halten, sondern meist nur einzelne Familien bönbisch geblieben sind.

Vom Ga fo ying pan ging es fast genau westwärts weiter. Es galt den nächsten Gebirgszug zu queren. Wir mußten jetzt eine gewaltige Kette übersteigen, die eine Streichrichtung von N 45° W aufwies und aus ungemein steil gestellten, ja auf lange Strecken aus genau vertikal geschichteten permischen Sandstein- und Tonschieferplatten aufgebaut war. Aus dem dunkelgrün und blau gefärbten Gestein schimmerte ein Wirrsal von Quarzadern heraus. Dieser weiße Quarz ist das Muttergestein des Goldes, das von den Chinesen aus dem Talschotter herausgewaschen wird. Wir begannen gleich hinter dem Lager mit dem Aufstieg. Links und rechts von unserem Wege zeigten zahllose Gipfel Schneebedeckung. Gar viele reckten ihre glitzernden Häupter bis weit über 5000 m empor. Das Gebirge zeigte sich, entsprechend den steil gestellten Schichten, reich gegliedert, wies aber nirgends schärfere Formen auf. Das Gestein war zu weich, um größere Felsbildungen zuzulassen.

Bereits am zweiten Marschtag hinter den Zelten der Schüch' tsong-Tibeter kamen wir über den bequemen Paß Tscheger tseibtsen (rdyibtsen) la, dessen

Höhe ich mit dem Siedethermometer auf 4255 m bestimmte. Die Gipfel aber überragen ihn um 1000 m. Ein ödes Hochtal lag jetzt vor uns ausgebreitet, das kerzengerade nach Nordwesten lief. Gleich dahinter aber erhoben sich neue Gipfelmassen, legte sich uns ein neuer hoher und unabsehbarer Bergwall in den Weg. Muldenförmig, wie ein Backtrog, war das kahle Hochtal und als breite rundliche Mulden endigten rings in den Bergen auch die sekundären Schluchten. Alle Gipfel aber zeigten sich über und über mit eckigen Gesteinstrümmern besät, soweit sie nicht von einer Schneedecke eingehüllt waren.

Die Vegetation war erschreckend spärlich. Im Grunde des großen Hochtals sowie in einigen Talmulden breiteten sich Hochmoore aus, die dichtere Rasendecken aufwiesen. Aber diese waren mit Tausenden, nein, mit Millionen von kleinen Wasserlöchern durchsetzt, so daß die an sich schon kümmerliche Pflanzendecke wie von Motten zerfressen und wie ein Sieb sich ausnahm (s. Abb. 17). Alle Pflanzen waren nur 10 cm hoch. Dazu waren wir wieder mitten im Winter. Nur für Augenblicke stieg die Temperatur über den Gefrierpunkt. Steinhart waren die einzelnen Rasenbüschel gefroren und die armen Tiere glitten von den runden Pflanzen-

höckern fast bei jedem Schritte in die halbmeter-, ja oft meter-tiefen Tümpellöcher, die jetzt im Winter fast ausgetrocknet waren und nur viele spitze und messerscharfe Eisnadeln aufwiesen. In dem Rasen dieser Hochmoore — die Tibeter nennen sie „naka“ — überwiegen Carexarten und die Tiere fraßen deren harte Stengel nur ungerne¹⁾.

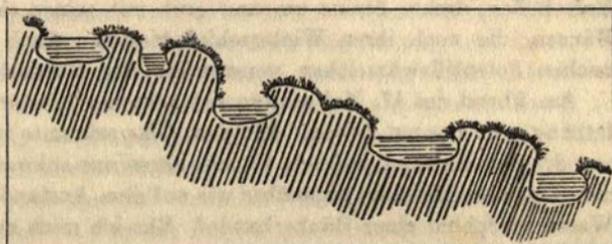


Abb. 17. Schematischer Querschnitt durch einen Berghang mit Naka-tümpellöchern. (Die Horizontalstriche bedeuten das Trümpelwasser.)

Saröng heißt bei den Nomaden das große Hochtal, in das wir nun gekommen waren. Wir schlugen darin am 16. Mai das Lager 21 und am 17. Mai das Lager 22. Beide waren in über 4100 m Höhe gelegen. Da der Marsch über die löcherreichen Naka-Felder die Karawanentiere rasch erschöpfte, so war unser Fortschritt sehr gering. Wenn die Karawane ins Lager gekommen war, legten sich alle Tiere ermattet auf den Boden und erst gegen Abend suchten sie sich satt zu fressen. Einige Pferde hielten sich bei der mageren Kost auffallend gut, andere, offenbar Chinesenpferde, die früher lange Zeit Erbsenfütterung bekommen hatten, wurden zusehends magerer. Von den bei den Ts'anern gekauften Yakochsen blieb am 16. Mai schon wieder einer auf halbem Wege liegen. Die Mannschaft schlachtete ihn an Ort und Stelle nach dem mohammedanischen Ritus und verspeiste ihn innerhalb zweier Tage. Doch war das Fleisch wenig schmackhaft.

Es herrschte im Saröng-Tal eine eisige Grabesstille, als wären wir auf dem Mond und nicht mehr auf unserer Erde. Die Stimmung der Mannschaft war sehr gedrückt und keiner trällerte mehr ein Liedchen vor sich hin.

Sung sagt, er fühle sich besser. Er will noch immer keine europäische Arznei

¹⁾ In vielen dieser Nakalöcher finden sich zahllose Eisenbakterien, deren Stoffwechselprodukte, Eisenoxydulausscheidungen, sich auf dem Boden der Tümpel in dicken roten Krusten niederschlagen.

annehmen und behauptet, die Beschwörung seines Krankheitserregers durch die Nonne habe ihm aufgeholfen. Der böse Geist der Krankheit sei ausgetrieben, er müsse jetzt nur erst wieder zu Kräften kommen. Er hat noch immer Fieber, auch läßt sich eine starke Herzerweiterung konstatieren. Er sieht allmählich beängstigt verfallen aus. Der früher dicke Geselle ist hohläugig geworden und zeigt eine aschfahle Hautfarbe, die scharf von dem bronzenen Teint der Gesunden absticht. Er mußte während der letzten Märsche auf sein Pferd gebunden werden, weil er sich selbst bei dem langsam schleichenden Schritte, mit dem die Karawane vorwärts marschierte, nicht mehr im Sattel halten konnte.

Beim Ga fo ying pan spielten auf der Felsterrasse rings um das Lager viele Dutzend Murmeltiere. Nie hörte ich hier ihr munteres Wit! Wit! Hier lag alles im Winterschlaf. Nirgends wollte sich Leben zeigen. Nur einmal flog ein gelbes Entenpaar glucksend durchs Tal. Es waren Reisende wie wir. Am 16. Mai entdeckte ich kurz vor Einbruch der Dämmerung am jenseitigen Hang in 1 km Entfernung einen Bären, den ersten auf dieser Reise. Er wälzte schwere Erdschollen, drehte Steine um und grub mit seinen eisenharten Krallen nach Mäusen, die noch ihren Winterschlaf hielten. Auch die süßen und stärke-reichen Potentillawürzelchen verschmäht der tibetische Hochlandsbär nicht.

Am Abend des 17. Mai zeigten sich mir vier Tibeter zu Fuß in einiger Entfernung von unseren Zelten. Mit dem Glas erkannte ich, wie sie, ihre Flinten vor sich herschiebend, auf dem Bauche gegen uns ankrochen. Bis es ganz dunkel war, lagen sie noch uns gegenüber wie auf dem Anstand und rührten sich nicht. Waren es Späher einer Räuberbande? Ehe ich mich zur Ruhe legte, füllte ich alle Kleidertaschen mit Patronen und sah noch einmal den Mechanismus der Waffen nach.

18. Mai. Wider alles Erwarten ging die Nacht ruhig vorüber. Es war ein Doppelposten aufgestellt gewesen. Auch hatten wir ohne Ausnahme im Freien geschlafen. Bei -12° ist dies kein Spaß, vollends wenn alle Augenblicke ein Schauer von Eiskörnern über die Bergspitzen hereinbraust, daß man glauben möchte, man mache eine Polarexpedition. Ich selbst war ja noch einigermaßen dazu ausgerüstet, aber die meisten meiner Leute hatten außer ihrem Alltagspelz und ihrem Filzregenmantel nur eine dünne Feldecke zwischen sich und dem eisigen Erdboden. Am lästigsten empfand ich die starke Reifbildung auf dem Körper, sowie die Eisnadeln, die bei jeder Bewegung das Gesicht wundkratzen wollten; auch waren die kalten, geladenen Schußwaffen keine mollenen Bettkameraden.

Wie gewöhnlich waren wir auch heute kurz nach sechs Uhr morgens im Sattel. Nach einem mühseligen Aufstieg überschritten wir in 4310 m Höhe einen gewaltigen Moränenwall, der über und über mit Tümpeln besät war und die große Längsfurche des Saröng-Tales in eine nach Nordwesten und eine nach Südosten abdachende Hälfte zerteilte. Ser yung gunka hieß diese Wasserscheide. Wir verfolgten die Talfurche weiter nach Südosten (Tafel LXIV) und kamen dadurch rasch in größere Tiefen. Bald fanden sich an unserem Wege verlassene Kochherde, Lagerplätze vom vergangenen Sommer. Niederes Weidengebüsch stellte sich bei 3900 m ein. Wir zogen jetzt auf ein großes und tiefes Tal zu, das sich von Westen hereinschob. Hinter diesem Tale aber, nach Süden, schweifte der Blick über eine riesige Alpenlandschaft. Zahllose langgestreckte Berggrate,

Schneegipfel und Schneerücken hinter Schneerücken schlossen den Horizont. Das ganze Gebiet auf dem linken Hoang ho-Ufer zeigt ungemein hohe Berggrate, ist aber durch den Einfluß des Sommermonsuns tief zerrissen. Höhen bis über 6000 m wechseln mit Talsohlen von 3500 m.

Bei unserem heutigen Marsche standen wir plötzlich vor den vier Tibetern, die uns am Abend vorher so sehr beunruhigt hatten. Sie machten angeblich Jagd auf Kyang und behaupteten, vom Stamme Wänschdäch' Lharde zu sein. Als wir sie anriefen, schrie einer von den Vieren aus vollem Halse nach rückwärts: „Kommt doch, kommt!“ Sie wollten uns glauben machen, daß sie nicht allein seien, daß noch andere Bewaffnete sich hinter dem nächsten Hügel befänden. Tatsächlich war aber niemand dort.

Das Lager 23 lag 3790 m hoch und das Thermometer war nachts nur bis $\pm 0^{\circ}$ zurückgegangen, obwohl kaum ein Achtel des Himmels bedeckt war. Als wir am frühen Morgen das Tal erst wenige Kilometer weiter hinabgezogen waren und um eine Bergecke herumzogen, sahen wir Schaf- und Rinderherden vor uns, die einen ganzen Abhang bedeckten. Keiner meiner Begleiter war zuvor in diese Gegend gekommen und keiner konnte sagen, auf was für einen Stamm ich gestoßen war. Ob diese Tibeter noch mit Hsi ning und Dankar in Beziehung stehen? Ob sie bereits freie Tibeter, ngGolokh, sind? Als die zu den Herden gehörigen Hirten unser ansichtig wurden, sprangen sie hastig auf und trieben ihre Herden, so schnell sie nur konnten, zurück. Schrille Pfiffe, langgezogene Rufe tönten durch die Berge. Eine dumpfe Trommel wurde hörbar. Jetzt waren wir aus unserem Seitental herausgetreten und entdeckten kaum mehr als 2 km entfernt das zu den Herden gehörende Zeltdorf. In Gruppen zu vier und fünf standen die schwarzen Yakhaarzelte inmitten von riesigen Dunganhäufungen an die flachen Berghänge angeschmiegt. Ein bläulicher, ungemein friedlich und heimisch anmutender Rauchstreifen lag über der ganzen Ansiedlung. Man kochte dort gerade den Frühstückstee. Nun hatte unser Erscheinen den schönen Frieden zerstört. Ein allgemeiner Aufruhr war entstanden. Die Weiber und halbwüchsigen Kinder rannten nach den Herden, um diese den Männern abzunehmen. Dazu rasten die Hunde. Alle Männer aber setzten ihre Gewehrlunten in Brand und stürzten nach den Pferden. Lanzen wurden geschwungen, breite Schwertblätter blitzten in der Sonne. Im Handumdrehen war der ganze Stamm im Kriegszustand und bot ein gar prächtiges Bild eines Volkes in Wehr und Waffen.

Auch wir machten darum halt und trieben unsere Tiere zusammen. Eilends wurden Geschenke aus den Koffern gerissen und Tschang und Tsch'eng mußten den aufgeregten Kriegern entgegenreiten. Das Gewehr schußbereit, die Handwaffen gelockert, wartete ich bei der Karawane. Wenn meine Gesandten nun nichts ausrichteten? Wenn der einmal aufgестörte Bienenschwarm sich nicht mehr beruhigen ließ und stach? Auch von der Gegenseite sind nun zwei Mann vorgeritten. Die beiderseitigen Gesandten sind ganz nahe beieinander. Wird sich der Häuptling durch das winzige weißgefärbte Seidengazefetzchen, den Khádar, durch die Messer und das bißchen Tee besänftigen lassen oder wird er vielleicht durch die so rasch angebotenen Geschenke erst recht raublustig werden? Jetzt sitzen die Abgesandten ungefähr in der Mitte zwischen den zwei Parteien auf der Erde. Sie machen ernste Gesichter. Es sieht sich gar schlimm an. Wenn wir die Schußwaffen sprechen lassen müssen, werden meine

Leute bei mir aushalten? Wenn einige Gegner niedergestreckt sind, wie kann man überhaupt aus diesem Reiterschwarm hinausgelangen? Von unten im Tal kommen immer noch neue Zuzüge. Kann mein müdes Rößlein auch nur einen Kilometer weit einen Wettlauf mit einer Feindesschar auf ausgeruhten Pferden bestehen? Eine Viertelstunde lang parlamentieren die Gesandten. Jetzt sind sie endlich wieder im Sattel. Der Khádar ist angenommen worden! Zwei Tibeter reiten zu uns und führen uns zu einer hübschen Wiese, nicht fern von dem Zelte des „Humbo“. Dort wird Lager geschlagen. Unsere Tiere gehen unter der Obhut tibetischer Hirten auf die Weide. Die Krieger aber zerstreuen sich ebenso rasch, wie sie gekommen sind. Die meisten verschwanden, ohne uns auch nur eines Blickes gewürdigt zu haben. Es konnte ja im nächsten Augenblick von einer anderen Seite für das Zeldorf eine viel größere Gefahr auftauchen! Arme Tibeter, die nie ihres Besitzes froh werden können!

Ich erfuhr jetzt, daß wir zu dem Sidia-Stamme gekommen waren. Dieser ist 130 Familien stark und besaß um jene Zeit ein ausgedehntes Gebiet auf dem linken Ufer des Hoang ho, zwischen dem Tschürnong-Fluß und dem Hoang ho (Tafel LXV). Der Stammeshumbo hieß Tschubtscha und hatte keinen Mandarinenknopf von der chinesischen Regierung, was besagen will, daß er von seinem Kaiser nicht anerkannt war. Immerhin steht der Stamm noch nicht so unabhängig und wild da wie die ngGolokh-Stämme. Die Sidia-Tibeter dürfen noch nach dem Markt in Dankar reisen und dort Mehl und andere Vorräte einhandeln.

Die Suzeränität, welche die Chinesen über Nordosttibet ausüben, ist ja — wie ich schon früher erwähnte — eine M a g e n f r a g e, sie wird nur durch bestimmte Bedürfnisse der Nomaden aufrecht erhalten. Nahrungsmittel haben diese an sich zwar in reichlicher Menge, aber von einigen Gemüsepflanzen, von Zwiebeln und den Potentillaknöllchen abgesehen, sind diese rein animalischer Natur. Es gibt daselbst Fleisch und Milch und die Milchprodukte, wie Butter, Sauer Milch und getrockneten Käsequark. Die tibetischen Nomaden sind jedoch von alten Zeiten her so sehr an den Genuß von Zerealien gewöhnt, daß sie es als eine große Unannehmlichkeit und als ungesund empfinden, wenn sie ganz ohne solche auskommen müssen. Die meisten sind nur darum bescheiden und brav und plündern keine Regierungskarawanen aus, weil sie sonst kein Getreide auf den chinesischen Märkten mehr kaufen dürfen. Wohl kommen alle Jahre zu den Sidia und zu den ngGolokh, wie zu den Schüch' tsong usw., die Sung pan-Händler. Diese bringen aber wenig Mehl mit, weil der Mehlhandel schlecht rentiert, die daraus zu erzielenden Gewinne das ungeheuer große Risiko, das die Händler unterwegs laufen, bei weitem nicht aufwiegen, und weil dafür zu viele Lasttiere erforderlich wären. Dazu kommt, daß der Heimatsort dieser Händler, Sung pan ting, in der Provinz Setschuan liegt und daß sie also nicht aus einer Kornkammer kommen. In Setschuan überwiegt der Reis-, Mais- und Teebau. Die Sung pan-Händler bringen vor allem Tee. Die Märkte der Provinz Kan su, in erster Linie die Stadt Dankar mit dem beispiellos fruchtbaren Hsi ninger Tal dahinter, liefern unvergleichlich billiger und in alljährlich wenig veränderlicher Menge den Tsamba und den Weizen, den die Nomaden so sehr schätzen. Daher ist es auch gekommen, daß der Ministerresident von Nordosttibet in Hsi ning, d. h. also außerhalb des von ihm regierten Gebietes, seinen Sitz haben kann. Die Regierung in Hsi ning ermuntert nie ihre Landsleute, die chinesischen Kaufleute, nach Tibet hinein Handel zu treiben. Im

Gegenteil, die Chinesen, die in Tibet Handelsgeschäfte ausüben wollen, müssen alljährlich hohe Gebühren für die Handelslizenz an den Ya men bezahlen und die chinesischen Beamten besteuern obendrein in rigoroser Weise alle Waren, welche von Chinesen über die Grenze gebracht werden. Die tibetischen Nomaden aber dürfen frei und ohne Likin-Zölle über die Grenzen passieren, soweit sie einem unbescholtenen Stamme angehören. Die Tibeter werden als Exterritoriale behandelt. Wenn ein Stammesangehöriger etwas Unrechtes getan hat, so wird aber immer der Häuptling und der ganze Stamm verantwortlich gemacht. Wird die dem Stamm auferlegte Strafe nicht bezahlt, so wird auch gleich dem ganzen Stamme der Markt gesperrt. Freilich ist es nicht immer leicht, in Erfahrung zu bringen, welchem Stamme eine Räuberbande angehört hat, denn vielfach arbeiten die dortigen Räuber ähnlich wie vor Zeiten europäische Straßenräuber: sie schwärzen sich die Gesichter oder tragen eine Maske. All den volkreichen ngGolokh-Stämmen am oberen Hoang ho ist von Staats wegen der Besuch des Marktes in Dankar verboten worden, weil sie allzu viele Missetaten auf dem Kerbholz haben. Sie reisen, um ihren Mehlbedarf zu befriedigen, in die Täler am oberen Yang tse kiang oder auch nach dem Kloster Labrang gomba unweit Hsün hoa ting. Sie haben dorthin sehr schlechte Wege. Und obendrein ist die Gerste, die sie daselbst einhandeln, teurer und dabei geringer als die in Dankar, weil sie erst durch Zwischenhändler dorthin gelangt. Rein aus diesen Interessen heraus bemüht sich seit Jahrzehnten der ngGolokh-Stamm Horkurma¹⁾, der am weitesten oben am Hoang ho seine Weiden besitzt, sich der Hsi ninger Regierung unterwerfen zu dürfen. Die Hsi ninger Regierung will aber diese nicht annehmen, weil die Horkurma-Gemeinde mit vollem Recht für eine der berühmtesten Räuberbanden gilt. Horkurma-Leute waren es auch, die einst auf General Prschewalskis Karawane angeritten kamen, und deren Attacke der große Forscher in seinem Briefe an den Zarewitsch vom 8. August 1884²⁾ mit den folgenden Worten schilderte: „Sie stürzten zur Attacke mit gellendem Geschrei. Die Hufe ihrer Hengste dröhnten dumpf auf dem feuchten Feld. Ihre langen Speere starrten und gleißten, ihre langen Tuchgewänder und ihre schwarzen wallenden Haarsträhnen flogen im Wind. Wie eine Wolke fuhr die wilde, blutdürstige Horde auf uns los“ usw. usw. Ich habe 1907 in den Zelten der Horkurma einen älteren Mann gesehen, der seit dieser Zeit herumhinkt. Eine russische Kugel hatte ihm das eine Bein zerschmettert und ich mußte ihm dafür noch einen Khádar schenken.

Die Sidia-Tibeter lagerten erst wenige Tage an dem Platz, an dem wir so unversehens auf sie gestoßen waren. Die alte Mutter des Häuptlings war kurz vorher gestorben. Nachdem man ihren Leichnam in einer Bergschlucht dem Geierfraß ausgesetzt hatte, war der Stamm rasch an den neuen Lagerplatz verzogen. In dem Zelte des Häuptlings brannten seitdem noch viele hundert Butterlampen und ständig wurde von den Priestern dort gebetet. Es ist die

¹⁾ Ich habe diesen Stamm wiederholt besucht, zuletzt im Winter 1907. Mit W. Filchner war ich schon 1904 bei ihm. Filchner nennt ihn irrtümlich „Rischowárma“. Filchner faßte einen Ortsnamen als Stammnamen auf. Der Stamm lagerte damals am Platze „Retschüwárma“, d. i. „Mündung des Re tschü“ sc. in den Hoang ho. Der Stamm besteht natürlich nur aus Nomaden, die alle paar Wochen ihren Lagerplatz wechseln und sich darum nie nach einem einzigen Lagerplatz nennen können.

²⁾ Proc. Roy. Geogr. Soc. 1885, S. 171.

Angst vor dem Geist der Toten, der die Angehörigen so rasch in ein neues Lager treibt. Aus demselben Grunde werden auch die Kleider eines Toten von keinem seiner Angehörigen mehr getragen, und der kleinste Gegenstand muß durch die Priester von dem Banne des Geistes befreit werden, ehe die Erben ihn in Gebrauch nehmen. Die Tibeter haben die Vorstellung, daß der Tote dem neuen Besitzer seiner Sachen sonst allerlei Unglück und Ungemach zufügen werde. Es hassen sich die Toten und die Lebendigen.

Erst am 22. Mai reisten wir weiter. Inzwischen hatte es viel und stark geregnet. Der Sommermonsun hatte mit voller Kraft eingesetzt. Die Temperatur hielt sich über Null. Schwere Wolkenmassen zogen von Südosten herauf.

Nur einmal hatte uns in den zwei Tagen der Humbo in unseren Zelten besucht. Meist kümmerte sich gar niemand um uns. Da der Humbo aber unsere Geschenke in keiner Weise erwidert hatte, so waren alle meine Leute sehr verdrießlich und ängstlich. Sie schlossen daraus auf eine feindselige Gesinnung. Anstatt aber wachsam zu sein, wurden sie unmutig, bei Nacht fand ich die Wachen im Zelt schlafend und bei Tage entdeckte ich drei Mann ganz offen beim Opiumrauchen. In den Kontrakten hatte ich ausgemacht, daß ich Opiumraucher nicht dulden würde und jeder einzelne, den ich anwarb, hatte versichert, er sei kein Opiumraucher. Nun hatte ich doch solche bei mir. Als ich aber auf Grund meines Kontraktes das Opium wegnahm und auch die Opiumapparate konfiszieren wollte, setzten die Raucher in höchster Aufregung ihre Messer an die Kehlen und drohten, sich selber zu entleiben, nur um dadurch mir Unannehmlichkeiten zu bereiten. Unter Chinesen herrscht dieselbe Überzeugung wie bei den Tibetern, daß Tote sich gar leicht an Lebenden rächen können und daß diese Rache gar süß sei. Hätte ich nicht Mohammedaner bei mir gehabt, so hätte ich in diesem Kampf um das Opium und um die Arbeitskraft meiner Karawane den kürzeren gezogen. Allein mit deren Hilfe setzte ich durch, daß ich der Opiumverwalter meiner Leute wurde und daß ich die Tagesrationen der Raucher jeden Tag um etwas kürzen durfte. Ich wurde auf diese Weise innerhalb drei Wochen Herr über die Opiumgefahr. Am 22. und 23. Mai jedoch heulte Lao Tschang, ein 45 Jahre alter Mann, ein Vetter von Da Tschang, den ganzen Tag wie ein Schloßhund über sein verringertes Opiumquantum.

Nicht weitab von den Zelten der Sidia traf mich ein anderes Pech. Das kostbarste meiner Reitpferde, ein fünfjähriger dunkelblaugrauer Paßgänger von stattlicher Größe, erkrankte ganz plötzlich. Das Tier zitterte an allen Gliedern und kam nur noch taumelnd von der Stelle. Wir schlugen deshalb bald Lager, das Tier brach aber dort zusammen. Es hatte „du ts'a“ gefressen, ein giftiges Gras, das in Tibet nicht selten vorkommt. Viele Pferde sterben daran. Das Unangenehmste an den Vergiftungen durch diese Grasart ist der auffallende Umstand, daß die Pferde, die daran erkrankt sind, nie lernen, daß sie dieses Gras nicht fressen dürfen. Ich erfuhr, daß manche Pferde drei- und viermal nacheinander daran erkrankten. Bei den meisten wirkt freilich das Gift rasch tödlich.

23. Mai. Es ist heute nach dem chinesischen Kalender der Erste im diesjährigen Schaltmonat. Gestern abend haben die Leute einen großen Altar aus Erde und Steinen gebaut. Bei Sonnenaufgang wurde darauf geopfert. Tsch'eng bläht in eine Muschel, verspritzt Wasser und alle werfen sich vor der aufgehenden Sonne nieder. Zedernzweige, die vom Ga fo ying pan herbeigeschleppt worden waren, werden verbrannt und noch einige Reiskörner und

Stückchen Tsamba-Teig. Am 1. und 15. jeden Monats gibt es diesen Gottesdienst. Von meinem Zelte aus sieht sich dieser Kult allemal ganz altbiblisch an.

Längst ging die Reise in dem Tale des Tschürnông tshü. Im Gebiet der Sidia-Fan tse ist dieses Tal viele Kilometer breit und bietet bis über den Hoang ho hinüber, bis in 50 und mehr Kilometer Entfernung, das Bild einer Fastebene mit niederen rundlichen Hügelreihen. Den Fluß Tschürnông tshü selber bekamen wir jedoch zum ersten Male am 24. Mai zu Gesicht. Betroffen standen wir vor einem über 200 m tiefen Riß, in dem tief unten der Fluß mit wild und hoch aufschäumenden Wogen dahinstürmte (Tafel LXVI). Nirgends in unseren Alpen finden sich ähnliche Kontraste. Hier eine unabsehbare Felsterrasse, mit niederem Graswuchs bestanden und deutlich als der Boden uralter Gletschermassen erkennbar, mittendurch aber die steil und tief eingeschnittene Klamm, die Wände mit zerschlissenen Zedern und Tannen bestockt, reich an Felsabbrüchen, voll von Katarakten und Strudeln. Gekrönt aber war die Landschaft von dem Felskegel des heiligen nTobder, der tief herab einen dicken Schneemantel trug, dessen Gipfel aber ein weit in die Lande schauendes Labrte und ein riesiger Altar kennzeichnete, auf dem die Eingeborenen an gewissen Tagen opfern.

Der Tschürnông tshü ist der wasserreichste linke Nebenfluß des Hoang ho in ganz Tibet. Er bezeichnet die Grenze des Banagaksum gegen das ngGolokkaksum. Er kommt vom Westfuß des Amne Matschen, strömt erst in einem großen Bogen nach Norden, um schließlich, wie alle tibetischen Flüsse, eine raumige Strecke weit der allgemeinen Streichrichtung des Gesteins folgend, ost- und südostwärts dem Hoang ho zuzueilen. Die Gefährlichkeit des Flusses ist berüchtigt. Man hatte mir schon in Hsi ning fu viel Böses von ihm erzählt. Ja, ich wollte eigentlich wegen des Tschürnông tshü von Kue de aus auf dem rechten Hoang ho-Ufer aufwärts reisen. Die Gefährlichkeit rührt weniger von der absoluten Menge des Wassers her als vielmehr von dem starken Gefälle und von der Tiefe des Bettes, das meist mit vertikalen Wänden in den Fels gegraben ist. Nirgends gibt es eine Furt.

Mit einem Diener zusammen stieg ich in den Grund der Schlucht hinab und versuchte an der Stelle, wo eine große Yakstraße über den Fluß führte, hinüberzukommen. Wenige Schritte vom Ufer verlor das Pferd aber bereits den Grund unter den Füßen und willenlos riß uns der Strom hinweg. Der Instruktion eingedenk, die ich einst als Dragoner erhalten, glitt ich von dem Rücken meines Tieres in das Wasser und schwamm, mich an der Mähne festhaltend, nebenher. Aber obwohl dadurch das Pferd so gut wie entlastet war, obwohl es, wie auch ich, vollkommen nackend war, kein Sattel und nicht einmal das Zaumzeug ihm lästig werden konnten, so hatten wir doch die größte Mühe, das Ufer zu gewinnen. Als wir das erstemal den Uferrand wieder erreichten, war dieser so steil, daß das Pferd nicht Fuß fassen konnte. Wir mußten uns noch einmal treiben lassen. Steif vor Kälte und atemlos wegen der Düntheit der Höhenluft kam das arme Tier endlich 500 m weiter unten wieder ans Land.

Yak schwimmen zwar besser als Pferde, aber da ich sie mit den Lasten auf dem Rücken hätte schwimmen lassen müssen, so mußte ich den Gedanken aufgeben, auch noch die Berge südlich des Tschürnông tshü zu erforschen. Der Fluß war ein zu gefährliches Hindernis. Seine Forcierung hätte mich wahrscheinlich die Hälfte meiner Tiere und Lasten gekostet. Ich schwenkte darum nach

Westen ab und folgte dem Tschürnông tshü aufwärts. Einen Weg gab es nun nicht mehr. Tiefe Schluchten, eine dicht hinter der anderen und eine steiler als die andere, mußten überschritten werden und machten die Yak zum Umfallen müde und matt. Im Lager 27 wurde wieder einer der Ochsen geschlachtet, der nicht recht vorwärts kommen wollte. Meine Dunganen banden ihm die Füße zusammen, drehten seinen Kopf nach Westen, damit sein Geist nach der Kaaba finde und von dort in den mohammedanischen Himmel gelange. Wenn das Messer mit einem kräftigen Ruck die Halsschlagader durchtrennt, ruft der Schächtende: „Bismillah!“, wirft gleich darauf das Messer auf die Erde und betet eine Koransure, die aber in dem Munde meines Dunganen H'an nicht im mindesten mehr arabisch klang.

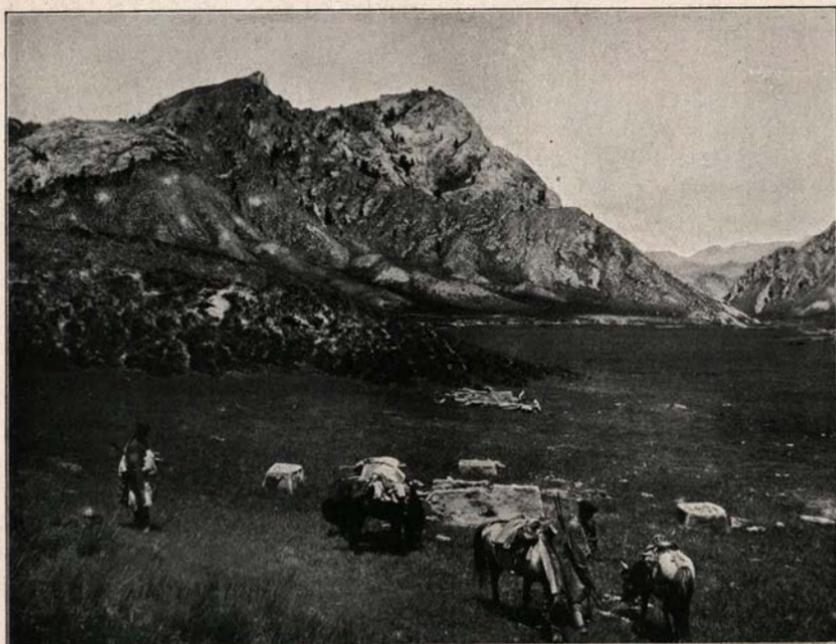
Am 26. Mai morgens war Sung schwächer als je zuvor. Außer ihm war, als wir aufbrachen, auch der ältere Tschang schwer krank. Er war bereits so schwach, daß ihn zwei Mann auf sein Reitpferd heben mußten. Im ersten Augenblick hielt ich es für die Wirkung meiner Opiumentziehung und ließ ihn noch eine weitere Pfeife rauchen. Er wurde jedoch während des Marsches immer hinfalliger und begann zu phantasieren. Plötzlich befahl auch mich dieselbe unsägliche Kraftlosigkeit, so daß ich mich nach jeder Kompaßpeilung auf mein Pony heben lassen mußte. Bald war ich schlechterdings außerstande, allein mich noch im Sattel zu halten. Zwei Mann mußten mir zur Seite stehen. So blieben nur noch vier Mann als Treiber für die große Karawane übrig. Wir schlugen deshalb schon um halb acht Uhr in der Frühe wieder Lager; es war das 28. Ein Schüttelfrost packte mich und alle Glieder schmerzten. Das Lästigste aber war die Atemnot und Herzbeklemmung, die ich zunächst freilich der Höhe des Lagerplatzes zuschrieb. Als bei mir wie bei den anderen noch im Laufe des Tages Erbrechen und Durchfall dazukam, war ich überzeugt, daß wir an Typhus erkrankt seien, der ja auch unter den Nomaden in Tibet nicht fehlt. Ich fühlte mich so elend, daß ich es für ausgeschlossen hielt, daß ich meine Krankheit überstehen könne, und diktierte am Nachmittag Da Tschang einige Abschiedsworte an meine Eltern und einige Befehle an die Leute. Ich mußte mir den Arm halten lassen, um nur meine Namensunterschrift unter Da Tschangs chinesische Zeichen zu setzen. Abends war meine Temperatur nahe an 41°. Um Mitternacht brachte Sung das Lager in heillose Verwirrung. In seinen Fieberdelirien war er aus dem Zelte gestürzt, hatte der Wache das Gewehr aus der Hand gerissen und blindlings drauflos geschossen. Dazu stieß er den tibetischen Kriegsruf aus, so daß wir anderen Kranken überzeugt waren, die Sidia kämen. Auch ich wollte aufspringen, konnte mich aber nicht erheben und mühte mich vergeblich, den Hahn meiner Pistolen zu spannen.

Am Morgen des 27. Mai klagte auch Da Tschang über Mattigkeit und über Kopfschmerzen. Vier Mann lagen jetzt im Mannschaftszelt in Delirien. Ihre Schreie klangen markerschütternd. Die Gesunden kampierten darum in einer Entfernung von 50 m von den Kranken. Sie waren vorsichtig geworden und hatten dort alle Waffen zusammengetragen. Es waren am Ende nur noch die Mohammedaner, die sich aufrecht hielten. Ich versuchte durch Waschungen und durch Fiebermittel meine innere Hitze zu bekämpfen. In meinem Kopf aber hämmerte es weiter und die Temperatur hielt sich gleich hoch. — — — Es war ganz dunkel, als ich wieder erwachte. Ich erinnerte mich, daß ich oben im Abiturientenexamen gesessen hatte — — — ja, ja, ich bin noch tiefend

Typischer
Graswuchs
der *Cobresia*
Thibetica in
den Rand-
bergen des
Tsaidam-
beckens.



Yakochsen meiner Karawane in einer Furt des Tsaghan usse.



+

#

Landschaft bei den Rengan-Tibetern in Ost-Ts'aidam

(hinter den Pferden ein verlassener Zeltherd (+), außen herum drei Tonkisten (#), die mit Tsa ts'a gefüllt sind).

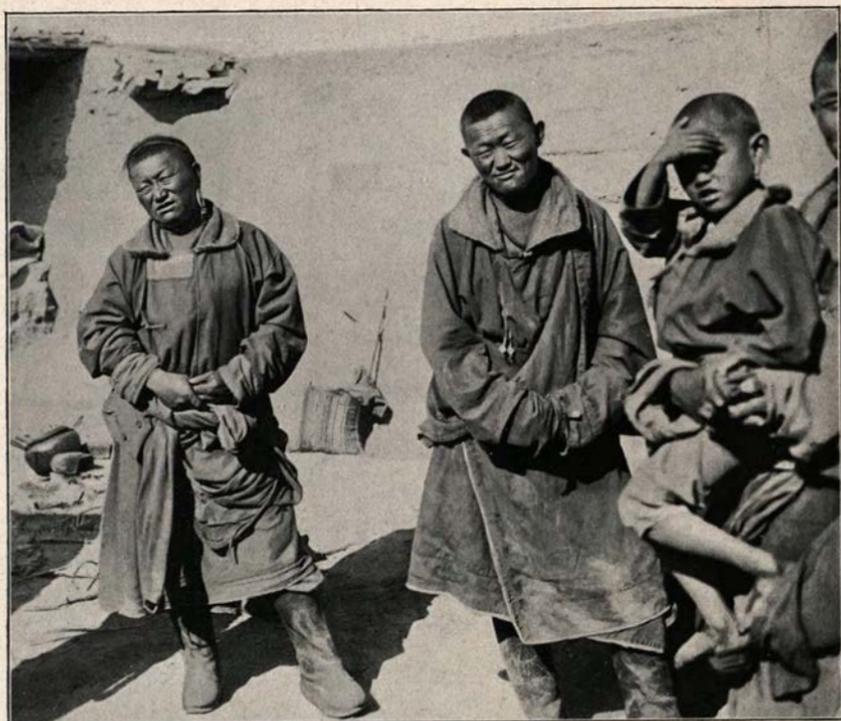


Im oberen Tsaghan usse-Tal.



Auf den Sommerweiden der Mongolen des Schang tsa Kambo.

(Das Rhabarberland am Südostrand von Ts'aidam, s. S. 341.)



Der Dsassak von Barun, sein Bruder und sein Söhnchen.



Mongolenkinder von Barun in Ts'aidam.

naß vor Examensangst. Es war mir schlecht ergangen. Ein kleiner hinkender alter Herr hatte mir bittere Vorwürfe gemacht, daß ich nicht einmal die Verba auf „*mu*“ könne, daß ich mich statt mit den klassischen Griechen mit der unnützen Barbarensprache der Chinesen beschäftigt hatte. — Neben mir stöhnt etwas. Ich mache Licht und sehe Da Tschang vor mir, der mich mit gläsernen Augen anstarrt. Plötzlich fährt er auf und schreit, er müsse zu seiner Mutter, die sei unten im Tschürnông-Fluß und rufe ihn. Über seinem fieberheißen Kopf mit dem zerzausten Zopf wogen die Zeltwände auf und ab. Ich will auf die Uhr sehen, um zu wissen, wie lange ich noch in der Gesellschaft dieses unheimlichen Kranken auf den Morgen zu warten habe, doch die Uhren sind alle stehen geblieben. Ich rufe die Namen seiner Diener. Niemand antwortete mir auf mein Rufen. Mühsam erhebe ich mich. Ich lag in einem schrecklichen Zustand auf meinem Lager. — Als es Morgen wurde, erfuhr ich, daß mich meine Leute zwei Tage lang in Delirien hatten liegen lassen. Von jetzt an ging es aber mit mir und den übrigen Kranken rasch aufwärts. Schon am 2. Juni konnte ich mit Hilfe der beiden Ma einen kleinen Spaziergang machen. Die Umgebung des Lagers war wunderhübsch. Ringsum spielten Hasen, weiter unten in der Schlucht, die zum Tschürnông führte, gackerten zwischen Büschen und Bäumen allerlei Hühner, ja sogar graue Tauben gab es hier. Von diesen erlegten sie mir viele und machten mir köstlich mundende Suppen. Ich habe noch selten eine solche Freude am Leben empfunden wie in diesen Tagen. Es war mir, als sei ich von einer langen Krankheit genesen und es war doch nur eine kurze Attacke gewesen. Mit der frischen Kraft, die sich bei mir eingestellt hatte, kam gleichzeitig der Frühling in das Tal. Die Prärie ringsumher färbte sich saftig grün. Die Leute brachten buntfarbige Anemonen und gelbe Primeln, ähnlich unseren Schlüsselblumen. Den ganzen Tag war der Kuckucksruf zu hören und eine Menge Lerchen sangen ihre Lieder wie in der deutschen Heimat. Der tibetische Frühling stellte sich aber leider mit recht nassem Wetter ein. Tief ziehende Regenwolken flogen unaufhörlich das Tschürnông-Tal herauf und brachten bei Tag Regen, bei Nacht Schnee. Mehrmals lag morgens eine 10 cm tiefe Schneedecke. Wir hatten auch viele Gewitter mit starken elektrischen Entladungen, und doch stieg die Temperatur nur ausnahmsweise bis $+ 10^{\circ}$ und nachts hatten wir im Mittel noch immer $- 1^{\circ}$. Das Unangenehmste waren für uns Rekonvaleszenten die starken Regengüsse, die den Zeltwänden zuviel wurden. Der stundenlang dauernde kalte Sprühregen im Zeltinneren schien uns bis ins Mark hinein erkälten zu wollen. Kein Faden blieb trocken. An der Stelle, wo abends die Tiere festgebunden wurden, entstand grundloser Morast. Das komplizierteste Kanalsystem wollte schließlich nicht zur Entwässerung helfen. Der Lagerplatz war uns so sehr entleidet, daß wir, ehe wir uns ganz erholt hatten, weiterzogen. Bei mir wenigstens war es allein die Nässe, bei der Mannschaft aber war es noch Angst vor dem bösen Geist, der uns die Krankheit auf den Hals gejagt haben sollte.

6. Juni. Die größte Freude, als es weiterging, hatte mein kleiner Foxterrier „Jack“. Er kannte nichts anderes als reisen. Scheu und traurig schaute er mich an, solange ich krank lag und auf keine seiner Einladungen das Zelt verließ. Regungslos lag er schließlich auf meiner Decke zusammengerengelt. Wie er mich aber heute auf dem Pferde sah, war er wie umgewandelt. Unermüdlich sprang er zu mir auf den Sattel und wieder zur Erde. Dann lief das kleine weiße

Tierchen wie ein Wiesel mit den großen Hunden um die Wette den Hasen nach und trieb die Murmeltiere bis in die tiefsten Stellen ihrer Höhlungen. Auf die Yakochsen und auf die Pferde hatte die lange Rast die beste Wirkung ausgeübt, sie waren so munter und frisch geworden, daß das Beladen sich recht schwierig gestaltete.

Ich hatte H'an mit der Weisung ausgeschiedt, er solle nachsehen, wie es sich am besten im Tschürnông-Tale weiterreisen lasse. Er hatte mir die denkbar schlechteste Auskunft gebracht. Mit den Ochsen sei nur wenig weiterzukommen, die Schlucht allzu steil eingerissen. Der Weg gehe auf der anderen Talseite. Infolge der Monsunregengüsse war der Fluß stark angeschwollen und die Schwierigkeiten und Gefahren beim Übersetzen waren damit noch vermehrt.

Ich verließ das Tschürnông-Tal und folgte der Seitenschlucht, in der wir lagerten, aufwärts. Nach einigen Stunden überschritten wir einen mäßig hohen Sattel und reisten in einer Parallelschlucht weiter nach Nordwesten. Herrlich geformte Berge erhoben sich zu beiden Seiten. Im unteren Teil fußten sie in frisch grünen Matten, die Gipfel aber strahlten in blendendem Weiß. Wo die Schlucht sich nur etwas erbreiterte, sahen wir Reste von Nomadenlagern. Es mußten hier während des eben vergangenen Winters zahlreiche Menschen gelebt haben. Jetzt waren Antilopen, Murmeltiere und Hunderte von Hasen die alleinigen Herren.

Mit Da Tschang war ich wieder wie früher der Karawane vorausgeritten, nach dem Wege spähend, meinen Karten- und meinen anderen Aufnahmen nachgehend, als wir zur Linken auf einem schmalen Berggrat einige Berittene erblickten. Sie hoben sich als scharf geschnittene Silhouetten vom Himmel ab. Kaum hatten uns die Reiter bemerkt, ließen sie ein wildes „Juchu!“ erschallen.

Auf dem höchsten Punkte des Grates war ein großer Steinhaufe, ein Lab (rtse, zu erkennen. Davor angekommen, glitten die Reiter von ihren Pferden, steckten die Reitpeitschen, an denen die Fangleinen ihrer Pferde befestigt waren, als Pikettpfähle in die Erde, errichteten im Handumdrehen einen kleinen Steinaltar und entfachten eine offenbar mitgebrachte Glut darauf. Jetzt ging ein Tuten dort oben los. Eine große Meermuschel hatte der eine an den Mund gesetzt und ihr Töne entlockt, die Ochsengebrüll vortäuschten. Der zweite und dritte rief dabei in alle Windrichtungen Berggeisternamen, ließ Wolleflöckchen fliegen und streute zahllose bedruckte Papierfetzchen (tibet.: sLong rshda, geschr.: rlung rta, s. Abb. 18) in den Wind. Es war der Gottesdienst, den reisende Akka von einem kleinen Kloster bei Dankar zur Feier des Vollmondtages abhielten, denn es war gerade der 15. des Monates nach dem tibetischen Kalender. Sie waren auf der Reise zu den Wañsch däch' tseidia-Tibetern, bei denen sie den Sommer über für ihr Kloster milde Gaben zu sammeln hatten. Die Wañsch däch' tseidia hatten hier im Winter ihre Herden geweidet. Alle Klöster von Amdo schicken solche Abgesandte zu den Nomaden zur Seelsorge. Das Kloster Gum bum allein sendet jährlich viele Hunderte aus. Die Geschenke, die diese Sendlinge heimbringen, dienen zur Deckung der Verwaltungskosten des betreffenden Klosters.

Als wir weiterritten, begegneten wir im Grunde des Tales dem Troß der Priester, die auf dem Berge geopfert hatten, einer kleinen Yakkarakawane, die Lebensmittel und Handelswaren trug.

Unser Lager 30 war in 3900 m Höhe, gehörte aber immer noch in den Strom-

bereich des Tschürnông tschü. Die Talformen waren breit und gerundet geworden. Man konnte wiederum von kleinen Talebenen sprechen. Hand in Hand mit der Erbreiterung hatte sich die Flora und Fauna verändert. Nur mehr eine niedere, kaum 5 cm hohe Grasnarbe deckte die Erde, und bei dem letzten meterhohen Busch war auch der Kuckuck zurückgeblieben. Dafür galoppierten in dem offenen Gelände Kyangrudel, die in den Schluchten unten nie zu sehen waren, und Spuren von Wildyak, von *Ovis poli* und dergleichen großen Wiederkäuern wurden bei jedem Schritte vorwärts häufiger. Viele riesige Yakschädel bleichten am Wege. An zahlreichen Tümpeln stolzierten gravitatisch Kraniche und watschelten Enten und Gänse.

Am 8. Juni hatte es um vier Uhr morgens zu schneien begonnen und den ganzen Tag hatte das Schneetreiben angehalten, so daß wir nicht von der Stelle rückten. Die Wolken hingen bis ins Tal herein. Die Temperatur hielt sich um $\pm 0^{\circ}$. Es war ein äußerst ungemütliches Lager. Alle aber waren guter Dinge, weil es frisches Fleisch gab. Ich hatte mein erstes Kyang erlegt.

9. Juni. Wir brachen bei bedecktem Himmel sehr früh am Morgen auf. Langsam näherten wir uns um die Mittagszeit einem Passe. Das allerletzte Stück stieg etwas steiler an und machte viel Arbeit. Die Schwierigkeiten des Passes lagen jedoch nicht in der Höhe — oben maß ich 4370 m — auch nicht etwa in dem Böschungswinkel, sondern in dem alles überziehenden grundlosen Schlamm. Bei jedem Schritt sanken die Tiere bis an die Sprunggelenke in den sandig-kiesigen Grund, der sich voll Wasser gesogen hatte. Die Vegetation war nun ganz zurückgetreten. Da und dort wuchsen ein paar Polsterpflanzen, sonst gab es nur nackte Sande und eckige Steintrümmer.

Die Wasserscheide zwischen dem Hoang ho und dem abflußlosen Zentralasien war wieder einmal überschritten. Fromme Reisende hatten an der Stelle einen großen Steinhaufen zusammengetragen, ein Lab (rt)se aus lauter weißen Quarzbrocken errichtet und dessen Spitze mit mächtigen Wildyakschädeln gekrönt. Im Südosten vom Passe — wir hatten nur einem Tälchen zu folgen — lag zum Greifen nahe ein großer Seespiegel, der Merduch' ts'o der Tibeter¹⁾ (Khara nor nach Roborowski). Es schien ein Kinderspiel, am gleichen Tag bis an sein Ufer zu gelangen, an dem von ferne schon ein grüner Hauch reichliches Futter für die Tiere versprach (Tafel LXVII). Aber so leicht der Weg für das Auge sich ausnahm, so schwer war er tiefer unten zurückzulegen. Auf dem gesamten Abfall bis in die Seeebene hinein setzte sich derselbe vegetationsarme Morast fort. Nur auf den schmalen Kyangwechsellern versanken die Tiere nicht bis an den Leib im Schlamm. Schon allein die Entfernung in der Luftlinie vom Paß bis zum See hatte 10 km ergeben. Die Karawane aber mußte mühsame Umwege machen. Ständig waren einige Leute damit beschäftigt, steckengebliebene Tiere von ihren Lasten zu befreien, sie herauszuziehen und wieder zu beladen.

„Gung schi, gung schi! — Wir gratulieren, wir gratulieren!“ riefen die Leute, als wir am späten Nachmittag immer zwar noch weit vom See, aber doch endlich auf trockenem, festem Grund unser Lager 31 aufschlugen. „Du hast großes Glück, Herr, die Berggeister wollen dir nicht übel, du hast kein einziges Tier verloren!“ Wir waren freilich auch vorsichtig zu Werke gegangen und hatten immer zwei Eklaireurs im Gelände vor uns. Die gute Stimmung hielt an, als

¹⁾ So oder Mergenduch' ts'o nannten ihn die Sidia-Tibeter.

wir wider alles Erwarten im Lager uns noch heißen Tee brauen konnten. Nur wenige Augenblicke war die Sonne durch das dichte Gewölk gedungen, aber diese hatten bereits genügt, uns unser Brennmaterial zu bereiten. Der Dung der wilden Kyang war durch die in dieser Höhe naturgemäß sehr intensive Bestrahlung erstaunlich rasch getrocknet. Es half hier auch noch der trockene Grund, die breite Zone am See, welche Grasbedeckung zeigte. Das Grundwasser, das weiter oben und an den Berghängen bis an die Oberfläche reichte, zirkulierte hier unterirdisch, selbst die Bäche versanken im Sande, ehe sie das Seeufer erreicht hatten.

Am 10. Juni gelangten wir ohne weitere Mühe an das Ufer des Merduch' ts'o. Er lag wie ein Spiegel so glatt vor uns. Noch war die Hälfte seiner Oberfläche gefroren. Aus dem satten Grün seines Wassers stachen bläulich schimmernde Eistafeln heraus und das Ufer umsäumten bizarr geformte Eisblockmassen, die von den heftigsten Stürmen erzählt; fußdicke Eisschollen waren viele Meter weit aufs Land geschleudert und dort zu einem hohen Wall aufgetürmt worden. Dies muß das Werk des Winters gewesen sein, im Sommer erreichen die Stürme selbst bei den heftigsten Gewittern — wir hatten zurzeit meist zwei am Tage — nicht die Kraft, solche Massen in Bewegung zu setzen.

Ich folgte den ganzen Tag dem Ufer. Ich wollte das ganze Westufer bereisen und aufnehmen, weil hier kleine Hügel abwechslungsreiche Uferformen, tiefe Buchten und Halbinseln, hatten entstehen lassen. An der äußersten Westecke des Sees wurden wir schließlich von einem winzigen Bache aufgehalten, der nirgends festen Grund hatte. Dort schlugen wir dicht am See auf einer schmalen Landzunge, die mit einem Felshügel endigte, unser Lager auf. Als wir eben die Tiere einfingen und sie von ihren Lasten befreiten, stürmte ein Prachtexemplar eines gigantischen tibetischen Hirsches von dem Felshügel herab mitten durch die Herde. Es war dies das einzige Mal während meiner ganzen Reise, daß ich ein solches Tier zu Gesicht bekam.

Der Merduch' ts'o liegt 4100 m hoch und hat eine Größe von rund 23 qkm. Nach den Ufermarken zu urteilen, ist sein Wasserstand sehr wechselnd. Kein Wunder auch! Nirgends zeigte sich ein Ablauf. Trotzdem ist sein Wasser ganz wie das des gleichfalls abflußlosen Si ni ts'o, des Gungga nor und Bayan nor vollkommen süß. Seine Ufer werden nie von Nomaden mit ihren Herden aufgesucht, dazu sind die Weiden nicht mehr gut genug. Tibetische Jäger kommen dagegen oft hierher. Wir fanden in ziemlicher Zahl „Tado“ (tabrdo), Kochstellen aus drei Steinen, wie sie Reisende und Jäger zusammenstellen, um für ihr Kochgeschirr einen Dreifuß zu schaffen.

11. Juni. Von der Route, die ich einzuschlagen dachte, wurde ich heute weit nach Westen abgedrängt. Die Karawane hatte viele Stunden zu marschieren, bis sie es wagen konnte, den grundlosen Morast des Baches zu überschreiten. Auch dann aber brauchten wir zu wenig mehr als 5 Meter weit über eine Stunde.

Die Berghänge waren höchstens 5° steil. Aber das Gestein war zu einer feinen, braunen, tonigen Erde aufgelöst, die alles Wasser festhielt. Bei 2° und 3° Böschungswinkel war es Grasarten, ja schließlich selbst Moospolstern zu naß; die nackte Erde, d. h. nackter Schlamm, deckte allenthalben die Ebene. Lager 33 schlug ich endlich auf einem kleinen Sattel auf, dem ersten trockenen Platze, den ich fand. Es lag 4315 m hoch (Tafel LXX). Ein dichtes Gebüsch aus Bergweiden

von fast 1 m Höhe dehnte sich daneben aus. Die Weidenkätzchen hatten sich eben erst entwickelt. Gelbe und blaue Iris lugten auf kurzen Stengeln aus dem Boden. Wir blieben zwei Tage in dem Lager, zwei trübe, graue Regentage. Die Wolken verzogen sich nur, um düsteren Platz zu machen, die Hagel, Schnee, Regenschauer — oft unter Donner und Blitz — entluden. Nur auf kurze Augenblicke enthüllte sich uns das prächtige Panorama, sahen wir im Süden die strahlend weiße Gipfelmasse des heiligen Amne Matschen, um 1000 m Tausende von Schneehäuptern überragend, blinkte von weit im Westen der noch in eisige Fesseln geschlagene Spiegel des Tossun nor (mongol.), des Buttersees, zu uns herüber. Dann war es so klar, daß ich mit meinem Zeiß eine Herde von wilden Yak, gegen sechzig Stück, in 11½ km Entfernung genau verfolgen konnte.

Auf unserem nächsten Marsche erzählte mir Da Tschang eine seiner schlimmsten Erfahrungen in Tibet. Mit seiner tibetischen Frau und drei K'am-Tibetern war er vier Jahre zuvor von Hsi ning fu nach K'am unterwegs. Am Merduch' ts'o vorbei, waren sie nach dem Platze Sum ndu gekommen. Wir sahen diesen Platz, die Mündung dreier Täler in die große Talebene des Tossun nor, 13 km im Südwesten von meinem Wege. Die Reisenden hatten neben ihren Reitpferden nur ein halbes Dutzend Packpferde und legten so täglich gegen 50 km zurück. In Sum ndu pffiff den Ahnungslosen mit einem Male eine Kugel an den Ohren vorbei. Rasch retirierten sie hinter eine nahe Sanddüne in ein Loch, von dem aus sie sich zu verteidigen dachten. Da Tschang's ganzes Hab und Gut trug sein Packpferd, aber die Verteidigung war aussichtslos. 120 Säkuch'-Fan tse hatten sie umstellt und kreisten sie nun in ihrem Schlupfwinkel vollends ein.

Wenn es sich machen läßt, vermeiden Tibeter das Töten. Angst vor der Stammesrache, auch Furcht vor dem Geist des Getöteten, der seinem einstigen Besitz nachgeht, halten sie zurück. So ließ sich hier die Bande trotz ihrer erdrückenden Überzahl auf Verhandlungen ein. Da Tschang und seine Freunde durften schließlich auf fünf alten, dünnen Rosinanten abziehen. Ihre eigenen Pferde, ihre Lasten, alle ihre guten Kleider blieben in den Händen der Räuber. Nur so viel Mehl hatten sie herausbekommen, daß es gerade bis zu den Horkurma-Fan tse, die damals drei Tagereisen weiter südlich am Hoang ho saßen, ausreichte. Dort mußten sie viele Wochen lang Vieh hüten, bis sie eine Karawane mitnahm.

Meine Karawane war nun im Bereich des Sees Tossun nor, den die Tibeter Dung re ts'o ner nennen. Antilopen- und Kyangrudel tummelten sich am Rande der großen Ebene, die sich von meinem Lager bis zum Tossun nor 20 km weit ausdehnte.

Wir kämpften am 13. Juni von sechs Uhr früh bis weit in den Nachmittag hinein mit dem Morast. Ich querte ein breites Tal, das in die Ebene des Tossun nor übergeht, und überstieg hierauf einen riesigen Moränenwall. So kam ich wieder zu dem Oberlauf des Tschürnông tshü. Das neue Lager lag auf einem ziemlich steilen, von Tümpeln und Blumen übersäten Naka-Feld. Weiter unten im Tal, noch näher am Tschürnông, konnten wir Herden und Zelte erkennen. Wir waren auch dort schon bemerkt worden, denn wenige Stunden nach unserer Ankunft umritten uns einzelne Reiterpaare auf der im Norden und Westen gelegenen Anhöhe. Wir rechneten damit, am folgenden Tage

mit den Eingeborenen in Verkehr treten zu können. Aber es sollte anders kommen.

Wir hatten heute um zwölf Uhr mittags ein heftiges Gewitter mit Hagel, Blitz und Donner. Um acht Uhr abends zog nördlich von uns ein neues Gewitter durch und um halb zehn Uhr steckten wir wiederum selbst im Zentrum eines solchen Wetters. Alle Elemente waren entfesselt. Blitz auf Blitz umzuckte uns, taghell rings die Bergzacken erleuchtend. Eine halbe Stunde lang rollte der Donner buchstäblich ohne aufzuhören weiter. Auf den anfänglich feinen Regen war wie immer ein Hagelsturm gefolgt. Schloßen bis Walnußgröße zerschlugen uns die Glieder. Heulend krochen die Hunde in die Zelte und unter die Kisten. Die Pferde rissen rasend vor Schmerzen an den Strängen, verwickelten sich in ihre Ketten und stürzten übereinander. Der ganze zusammengekoppelte Yakhaufe schien sich auf und davon machen zu wollen. Wir hatten alle Hände voll zu tun, um eine allgemeine Flucht zu verhindern. Dabei prügelten uns die Eisstücke, die auf uns niederfielen. Wie Flintenschüsse so scharf klangen die in der Nähe einschlagenden Blitzschläge dazwischen. Es schien nie mehr enden zu wollen. An den Hagel schloß sich harter Schnee, schließlich lagen die Körner über einen halben Fuß hoch. Plötzlich — was war dies? Ein Schuß? Durch mein Zelt, in dem eine Kerze brannte, war eine Kugel gekommen. Und noch ein Schuß und wieder einer. „J-i-i! hu-u-u-u...! hu-u-u! Ji-i!“ Stockfinster war die Nacht. Von ungezählten Stimmen hallte das Wiesental. „Ihr Memmen,“ klang die eine den Hang herab, „wir schießen euch alle tot, wenn ihr euch zu verteidigen wagt! Flieht oder verreckt! Hundsfott von Chinesen!“ — „Wir wollen sehen, wer zuerst verreckt, dreckige Hunde!“ schrieten die Meinen zurück. Wahllos schnurrten zugleich unsere Geschosse in die schwarze Dunkelheit hinein. Ein Dutzend Schüsse nur, und wie ein Spuk war auch dieses Wetter vorüber. Mit „Ji!“ und „Yu-u-u...!“ machten wir eine Streife. Auf 100 m nur hatten sich die Kerls herangewagt. So nahe führten Kriechspuren ans Lager heran. Dort lagen Lunten, die naß geworden waren.

Ein kräftiger West half uns für den Rest der Nacht ein großes Lagerfeuer schüren, auf dem das Kyangfleisch vom Tage vorher gesotten ward. In Pelz- und Filzmantel lag ich daneben, sah den Wachen zu, die jede eine Stunde lang in weitem Bogen den Lagerplatz abgingen. Neben mir hockten die anderen, wie ich das Gewehr im Arm, bis langsam dem einen, dann dem anderen der Kopf vornüber fiel.

Als es tagte, packten wir rasch die Lasten auf die Tiere und fort ging's auf dem Wege, den wir gekommen waren. Wohl hatte der heilige Amne Matschen mit seinen „18 Köpfen“ seit vielen Tagesmärschen zu mir herübergewunken. Schier unwiderstehlich wollten mich seine noch unerforschten Gletscher und Schründe anziehen. Wie oft schon hatte man an meinen Lagerfeuern den Namen dieses Berges gerufen! Hatte ihm ein „lha gsol“ dargebracht. Hatte man den Hut abgenommen und hatte Tsch'eng, hochauferichtet, die erste Schale aus dem Kessel ihm zu Ehren als Libation in die Luft geschleudert!

Auf unseren Karten bezeichnet Amne Matschen eine lange Kette, die vom Tossun nor viele hundert Kilometer weit nach Südosten reicht. Ich konnte feststellen, daß die Tibeter diesen Namen nur einem Gebirgsstock geben, einem Massiv, ähnlich dem des Montblanc in unseren Alpen. Die bei den Eingeborenen namenlose Kette, in der der Gipfel liegt, zeigt viele 5300—5500 m hohe Zacken.

Aus ihnen heraus erhebt sich stolz und hehr der göttliche Berg bis zu einer Höhe von ungefähr 6500 m. (Nach dem Meng gu yu mu dyi heißt er bei den Chinesen Tsi sche schan und ist 300 Li lang. In der Yüan-Zeit soll er Yirma-bum ula geheißen haben. Bei den heutigen Mongolen ist er der Amuni matschan musum ula = der gefürchtete Großvater Eisberg. Nach Jäschke's Tibetisch-deutschem Wörterbuch ist er [tibetisch] der rMabya tschen hbmra = der Herr des Gelben Flusses).

Wohl hatten wir bei dem nächtlichen Überfall gesiegt — nur ein Pferd fehlte am Morgen, als wir die Tiere nachzählten — aber für einen Abstecher, den ich ja doch nur zu den Gletschern des Berges machen wollte, war mir der Einsatz zu groß, war mir meine Karawane zu kostbar. Mein großes Ziel lag ja viel weiter im Westen.



Abb. 18. Verkleinerung eines sLong rschda-Druckes. Natürliche Größe 11 × 12 cm.

(In die 4 Ecken ist: kyus = Garuda, 'brug = Drache, lug = Widder, sein = Löwe gedruckt. Im äußeren Ring befinden sich 8 Kwa = Zeichen, im inneren befindet sich: byi ba = Maus, glain = Ochse, stag = Tiger, yosbu = Hase, 'brug = Drache, sbrul = Schlange, rta = Pferd, lug = Widder, spre = Affe, bya = Vogel, kyi = Hund, pag = Schwein, d. h. der 12 Tierzyklus).

X.

Nach Ts'aidam.

Wir zogen uns über das Ostende der Tossun nor-Ebene zurück. Erneut begann der Kampf mit den Morästen. Weite Flächen bedeckte vegetationsloser, nackter Schlamm. Zwei Pferde waren durch das fortwährende Einbrechen so matt, daß wir sie nur mit Mühe noch bis an den nördlichen Rand der Niederung bringen konnten, wo Sanddünen standen und es leidlich trocken wurde. Auch fünf Yakochsen konnten mit der übrigen Karawane nicht mehr Schritt halten. An den nächsten zwei Tagen sah ich mit dem Glas noch einzelne Reitergruppen. In unsere Nähe wagte sich aber keine.

Der Marsch ging nun genau nordwärts, wo auf der Karte ein großer weißer Fleck und die vage Bezeichnung „mächtiges Gebirgsmassiv mit ewigem Schnee“ sich breit machte. Lager 36 (Tafel LXVIII), 37 und 38 schmiegt sich an den Fuß schroffer Kalkberge, auf denen ich Karbon-(Culm-)fossilien (*Phillipsia* und *Productus*) sammelte. Westlich von uns lag ein viele Kilometer breites, morasterfülltes Hochtal. Oben auf dem Gipfel der Kalkberge in einer Höhe von 4500 m fand ich gelbe, brütende Kasarkagänse. Man kann sich kaum einen ungemütlicheren Platz für dieses Brutgeschäft vorstellen. Selten nur sah dort ein winziges Pflänzchen aus einer Felsritze. Wo aber ein windsicheres Fleckchen, eine Höhlung sich zeigte, da lag Schnee. Warum nur diese Vögel Sommer um Sommer zum Brüten und zur Mauser aus dem milden chinesischen Tiefland gerade in diese sturmgepeitschten und ungestaltlichen Höhen heraufkommen müssen? Auch in Erdlöchern in der Ebene leben viele kleine Vögel. Ich konnte drei bis vier Arten unterscheiden. Sie zwitschern halb singend am Tag, und selbst bei Nacht konnte ich sie oft noch piepsen hören. Sie leben von Körnern und Insekten. Einer der häufigsten Vögel war die tibetische Lerche (*Melanocorypha maxima*). Außer ihnen konnten wir noch Milane, Adler und Geier beobachten. Alle anderen Vögel, die wir noch am Tschürnông gesehen hatten, Kuckuck, graue Tauben, Elstern, haben wir zurückgelassen. Einige Schmetterlinge flattern, sowie die Sonne sich zeigt, über das niedere Gras, doch sind es stets dieselben Arten¹⁾. Auch die Kleinfaua ist reich an Individuen, aber arm an Arten. Spinnen scheinen von den Insekten fast am häufigsten vorzukommen, zumeist sind es Laufspinnen; dann gibt es hier auch noch einige Fliegenarten und vor allem viele Asseln und von Käfern schwarze Karaben von 12 mm Länge.

Das Wetter war in diesen Tagen sehr wechselnd. Im Lager 36 spannte sich ein wolkenloser, sternklarer Nachthimmel über uns, so daß sich die Temperatur bis auf -8° abkühlte und am Morgen dicker Reif, eine Seltenheit in

¹⁾ *Papilio machaon-ladakensis* Moore; *Pap. tamerlanus* Oberthür; *Armandia thaidina* Blanch., *Aporia hippia-tibetana* Gr.; *Mesapia peloria* Hew.; *Melitaea didymaturanica* Stgr. wurden hier u. a. gesammelt.

diesen Höhen, den Boden bedeckte. Im Lager 37 mußten wir schon wieder einen Rasttag einlegen, weil nasser Schnee vom Himmel herabwirbelte und wir den ganzen Tag in den Wolken steckten. Mittags stellte sich an meiner Zelttür ein zottiger, fremder Hund ein, ein mageres Tier mit einem Wollstrick um den Hals, der durchgebissen war. Nach einigen derben Auseinandersetzungen mit meiner Meute wurde er als neuer Teilnehmer in die Karawane aufgenommen. Doch schon in der nächsten Nacht zeigte er seine wahre, wilde Fan tse-Natur, die keine Rücksicht auf Mein und Dein nimmt. Frech brach er zuerst in meinem Zelte ein, nachher stahl er noch in dem Dienerzelt. In einem der nächsten Lager riß er aus dem Gepäck die von mir gesammelten Tibeterschädel, die ich in ein dickes Wollbündel eingenäht hatte, das ich tagtäglich auf ein schonungsbedürftiges Yak aufbinden und, im Lager angekommen, selbst abladen mußte. Aus Furcht vor dem „gui“ berührte es keiner meiner Leute. Der neue Nimmersatt aber kannte keinen Respekt. Er schleppte das Bündel in der Nacht 1 km weit vom Lager weg, zerbiß es und zerbrach die Gesichtsteile der Schädel. Am frühen Morgen fanden wir ihn noch bei dieser Arbeit. Jetzt hatte ich seine Unverschämtheit satt. Als Steinwürfe ihn nicht vertrieben, schoß ich nach ihm. Dies endlich verstand er. Wie von der Tarantel gestochen, jagte das



Abb. 19. Der Tossun nor im Westen von Lager 34.

schwarze, struppige Scheusal davon, immer mitten durch die große vegetationslose Ebene. Alle Leute frohlockten, als er verschwunden war. „In dem steckt der Gui eines ganz schlechten Kerls,“ riefen sie, „den haben Fan tse ausgesetzt.“ Und Da Tschang erklärte mir, daß die Tibeter Hunde, die einen schlechten und nichtsnutzigen Charakter haben, nicht abtöten, um sich ihrer zu entledigen, sondern sie mehrere Tagereisen von ihren Zelten entfernt festbinden und ihrem Schicksal überlassen. Auch meine Chinesen und Mohammedaner hatten ganz ähnliche Vorstellungen. Ich schenkte ihnen einst einen Chinesenhund, den ich in Hsi ning gekauft hatte, der aber vollständig versagte; sie sollten ihn töten und das Fell als Unterlage benutzen. Doch ihre Angst, er würde „h'ä,“ d. h. sie als Geist noch verfolgen und schädigen, war zu groß. Sie glaubten, wenn man den Hund totschiße und liegen lasse, mache es nichts, wenn man aber sein Fell benütze, so werde sein Geist mitziehen und sich rächen.

19. Juni. Wir kamen heute über eine flache Wasserscheide von 4340 m und sind damit aus dem Kalkgebiet heraus und in das Urgestein gelangt. Auch hier ist fast keine Vegetation. Man sieht sehr weit, aber selbst von der Wasserscheide aus konnten wir vor uns im Norden noch immer keinen höheren Gebirgszug entdecken. Zunächst will ich noch zwei Tagereisen weit die Richtung nach Norden beibehalten. Freilich sind die Tagesmärsche hier winzig. Wir müssen die Tiere lange weiden lassen, denn das Grasen ist bei einer Grashöhe von nur 4 cm sehr zeitraubend. Es ist erstaunlich, daß so große Tiere wie die

Kyang und gar die Wildyak, deren ich heute eine Herde von sechzig Stück begegnete, hier ihr Leben zu fristen vermögen.

20. Juni. Es schneite wieder den ganzen Tag und wir blieben im Lager 39. Ich lag zwar warm und trocken in meinem Zelt, aber ob der ewigen Regenrasttage in recht schlechter Stimmung. Über mir rieselte der nasse Schnee unablässig gegen das Zelttuch; wie ein Gießbach klang auch das Geschnatter aus dem nahen Mannschaftszelt, wo sie an solchen Ruhetagen unendliches Garn spannen. Durch Schauernären von Räubern und Mördern machten sie sich gruseln und dann lief ihnen wieder das Wasser im Mund zusammen bei der Beschreibung leckerer Gerichte, von Trauben und Melonen, die sie sich im schönen China hatten schmecken lassen.

Wenn nur die Gegend nicht so trostlos wäre! So weit man sieht, sind flache, verschlammte Terrainwellen. Wo ein Fleckchen aus dem nassen Schnee hervorschaut, zeigt der Boden nur ganz vereinzelte, kaum 3—4 cm lange Grasbüschelchen.

21. Juni. Der diesjährige Juni ist viel nasser als der vor zwei Jahren. Immer waten wir im Schlamm. Gegen Mittag überstiegen wir einen kleinen Sattel, von dem aus wir endlich in der Ferne im Norden einige Bergzacken zu Gesicht bekamen. Wie große, weiße Segel am Horizont des Meeres, so hoben sich vom tiefblauen Himmel einzelne weißleuchtende Spitzen am Horizont der welligen Ebene ab. Ist dies Prschewalskis „mächtiges Gebirgsmassiv mit ewigem Schnee“?

Es war ein Jagdtag erster Ordnung heute. Eine Antilope und einen Kyang erlegte meine Büchse während des Marsches. Aus einem Rudel Kyang von etwa hundert Stück hatte ich den Hengst auf 250 m durch das Gescheide geschossen. Weidwund trabte er noch kilometerweit, bis ihn meine Hunde in dem kräftigen Bache stellten. Vier Stuten begleiteten ihn und schienen nicht übel Lust zu haben, die Hunde mit ihren Hufen zu bearbeiten. Sie flüchteten erst mit unwilligem Schnauben und Grunzen, als wir Menschen dazukamen. Der Hengst war ein alter Kämpe, sein Fell wies unzählige Bißnarben auf. Han hatte ihn noch nicht geschächtet, da kreuzte vor uns die Ebene eine mächtige schwarze Schar. Es waren 80—100 Wildyak. Offenbar hatte sie mein Schuß aufgescheucht. Kurz darauf stellten wir die Zelte auf, und ich verfolgte mit Tsch'eng die Herde. Wir erreichten sie zwar nicht mehr, dafür stießen wir bei der Verfolgung auf ein aassfressendes Luchsweibchen, das nun noch zur Strecke gebracht wurde. Nicht weit davon sah ich einen Bären eifrig Mäuse graben. Während mein Mann den Luchs abdeckte, birschte ich auch noch den Bären an. Totmüde von dem Fußmarsch in der dünnen Höhenluft kamen wir heim ins Lager. Ein großes Glück hatte ich heute: Da Tschang, der stets meinen Drilling schulterte, war — wie ich erst später erfuhr — mit dem Pferde kopfüber in einen Sumpf gestürzt und dabei war Schmutz in die Mündung des Kugellaufs gekommen. Beim ersten Schuß auf den Luchs explodierte der Lauf an der Mündung und ein Stück davon sauste hart an meinem Kopf vorbei. Der Drilling sieht nun böß mitgenommen aus. Der Kolben ist wegen eines Sprunges kunstgerecht mit Draht verbunden, der Kugellauf um 10 cm verkürzt und zerfetzt; der nächste Büchsenmacher aber wohnt in Kalkutta oder Schanghai!

22. Juni. Ein eiskalter Nordweststurm piff uns während des Marsches ins

Gesicht, machte die Augen tränen und das Schreiben und Peilen zur Qual. Über die Ebene jagten sich Wolken voll Hagelschnee. Wo sie durchkommen, blitzt eine weiße Spur auf, als ob der tibetische Sturm die Erde gleich einem Seespiegel zu Schaum und Gischt aufwühlen könnte. Nach einer Stunde spätestens ist aber die letzte Spur des Hagelschnees wieder aufgesaugt.

Kyangrudel und ein Bär trieben sich in dem weiten Hochtal umher. Schwärme von Gänsen und Enten hielten hier ihre Sommerfrische. Ein großer Kranich stelte nach Kneippmanier in einem halb von Eis bedeckten See. Das einzige gelbe Yak, das ich in meiner Karawane hatte, erreichte heute das Lager nicht mehr. Es gehörte schon lange zu den schonungsbedürftigen Tieren und ging leer. Seit acht Tagen hatte es ein Exanthem bekommen, das sich zuletzt über den ganzen Körper ausgebreitet hatte. Ich wollte seinen Leiden rasch ein Ende machen, aber meine Mannschaft hinderte mich daran. Es sei Sünde, sagten sie, ein Tier nutzlos zu töten.

23. Juni. Ein Marsch von halb sieben bis zwölf Uhr brachte mich über einen ungemein flachen und von einem 2 km langen See bezeichneten Paß. Wir sind nun im Bereich des Ts'aidam-Wassers, aber das Gras ist damit nicht reichlicher geworden. Morgen muß es besser kommen, sonst verliere ich noch viele Tiere. Heute blieb wieder ein Yak zurück. Die Schneezacken, die wir vor zwei Tagen entdeckten, haben wir nun in großer Ausdehnung vor uns. Es ist schade, daß ich nicht im Freien sitzen und schreiben und die prächtige Aussicht genießen kann, der Wind ist aber zu ungemütlich. Ich schätze die Gipfel auf 800 bis 1000 m höher als unseren Standpunkt, das macht 5000—5200 m. Aber das Schätzen ist ein eitles Unternehmen bei der irreführenden Klarheit und bei der immerhin großen Entfernung. Der höchste Kamm läuft in einem Abstand von 8 km (Tafel LXIX).

24. Juni. Wir folgten bei dem heutigen Marsch einem zuerst winzigen Rinnal abwärts, das, bis wir in nur 4085 m Höhe unsere Zelte aufstellten, schon zu einem stattlichen Wildbache angeschwollen war. Der große Schneegipfelzug, auf den wir von Süden her gestoßen waren, streicht genau NW—SO. Es stellte sich heraus, daß es dieselbe Kette ist, die ich früher schier 100 km weiter südöstlich im Tschéger rdyibtsen la überstieg hatte¹⁾. Der heutige Weg dem Bach entlang lief in einer großen, der Kette parallel ziehenden Längsfurche. Bauchige Moränenwälle engten von den Gipfeln aus das Tal ein, so daß wir zuletzt nur Moränenschuttwälle und keine Gipfel mehr zu Gesicht bekamen.

Schneesdauer und Sonnenschein kämpften weiter miteinander. Als sich aber die Wolkenschleier wieder einmal hoben, entdeckte einer vom neuen Lager aus an einer Moräne hoch oben einige schwarze Pünktchen. Es war eine Herde wilder Yak. Ich konnte sie nur mit dem Glas erkennen. Doch rasch war eine eifrige Jagdpartie beisammen. Ich wählte die drei Mohammedaner als Begleiter, ermahnte die Zurückbleibenden zur Vorsicht und ritt mit meinen Jägern 1¹/₂ Stunden lang an den Moränen in die Höhe. Zahlreiche Kyang umkreisten uns wieder, wurden aber nicht beachtet. Die Pferde keuchten den steilen Hang hinan. Oft mußten wir ihretwegen Halt machen. Als wir schon höher als der letzte Paß, rund 4400 m hoch, gestiegen waren, entdeckten wir endlich wieder

¹⁾ Ich fand später noch heraus, daß in dieser Kette auch der Paß Wahoûg la liegt. Tibeter nannten sie die Berge des Wahoûg la.

die Tiere, die wir unten vom Lager aus gesichtet hatten, in 2 km Entfernung als schwarze Masse auf einem Schneefeld zusammengedrängt. Nun koppelten wir die Pferde und zogen auf Schusters Rappen weiter. Die Schläfen pochten trotz unseres langsamen Tempos, bald wateten wir in Schlamm und Sumpf, bald stiegen wir über die runden Granitblöcke der alten Moräne, die aus einem ungeheuren Felszirkus weiter im Osten sich herauszog. Im Jagdeifer glaubten wir oft schon ganz nahe zu sein, zu oft hielten wir dunkle Granitblöcke für Wildyak. Da endlich schimmerte durch die Steine eine pechschwarze Haardecke. Weiter geht es nun auf dem Bauch. Zu der Anstrengung des Kriechens gesellte sich ein rasender Nordsturm, der uns seine scharfen Hagel- und Schneekörner ins Gesicht peitschte, uns den spärlichen Atem raubte und die Augen mit Tränen füllte. Wir waren nun auf 500 m herangekommen. Jegliche Deckung hörte hier auf. Ein Bulle windete uns, lange ehe er uns schußgerecht wurde. Blitzschnell kam Bewegung in die schwere Masse und mit einem ungeheuren, dumpfdröhnenden Rauschen stürmte die Herde — an die 400 Stück — den Hang hinab. Unter ihren Hufen löste sich eine Mure los, Felsblöcke und Schlammmassen begannen talab zu gleiten. Die Tête geriet darob ins Stocken, die hinteren Stücke aber drängten weiter. Der zappelnde Haufen bot ein gar leichtes Ziel. „Tschö pä i ts'ien mi da!“ (Visier 1000) rief ich meinem Begleiter zu. „Hang!“ (Schieß!) Ich selbst gab mit diesem Visier drei Schüsse ab und nach jedem Schuß blieb ein Tier hinter der sich vorwärtswälzenden Masse zurück. Es war ein wahres Glück, daß mein Dugane neben mir im Jagdeifer trotz der angesagten Distanz mit Standvisier schoß; es wäre ein zu graues Morden geworden.

So schnell wir konnten, gingen wir auf die wundgeschossenen Tiere zu und doch verging fast eine Viertelstunde, bis wir sie erreicht hatten. Ein mächtiger Bulle stürmte nun aus der Herde heraus und auf uns los. Doch ehe wir ihn zu fürchten hatten, besann er sich eines Besseren und rannte den anderen nach. Zwei Tiere waren stark angeschweißt. Auf diese stürzten sich meine Duganen. Es war die höchste Zeit zum Schächten, sollte das Fleisch für einen Mohammedaner noch koscher sein; nur noch wenig und dunkles Blut floß aus den durchschnittenen Kehlen. Ich selbst machte mich auf die Suche nach dem dritten krankgeschossenen Stück, das der Herde nachzueilen trachtete, die sich bereits wieder beruhigt hatte und in gemächlich schleppfüßigem Rinderschritt dem Eingang des alten Gletscherzirkus zusteuerte. Endlich kommt mir mein Stück schußgerecht und es gelingt mir, es so zu treffen, daß auch dieses noch die Mohammedaner nach Westen drehen und schächten können. Auf meinen neuen Schuß hin stürzt die ganze schwarze Herde über die mächtigen spaltenreichen Granitblöcke eines Kares. Ein furchtbares Bild entrollt sich. Hier fällt ein Tier und sucht zappelnd, geängstigt aus der Spalte zwischen den Blöcken herauszukommen, dort versinkt spurlos ein Kalb. Und dazu bricht in toller, tibetischer Wucht ein gewaltiges Gewitter mit Blitz und Donner und Graupeln los, unendlich mächtiger als meine Büchse zwischen den Felswänden dröhnend. Schauerlich vermischt sich mit dem Schlag auf Schlag erfolgenden Donner das klagende Gebrüll der nach ihren Kälbern suchenden Kühe. Mir, der ich all den Jammer verursacht hatte, fielen Schillers Worte des Berggeistes ein:

„Raum für alle hat die Erde —
Was verfolgst du meine Herde?“

Eilends trieb es mich ins Lager zurück, in dem nur sieben Mann geblieben waren. Zum Glück fand ich dort alles in bester Ordnung. Meine Jäger kamen erst spät in der Nacht mit dem Fleisch und den Trophäen heim. Sie waren schon während des Abbalgens von Geiern und Wölfen umkreist worden.

Nicht allzu weit von diesem Lager bricht der Bach, dem wir von Südosten her gefolgt waren, in einer engen Schlucht durch die linkseitige Felskette. Ein nicht gar langer Reisemarsch flußabwärts brachte mich an heiße Quellen, nach denen ich schon längst Ausschau hielt. Rockhill hatte sie im Jahre 1892 entdeckt¹⁾. Ich war hier wieder auf bekannten Boden gekommen. Ich wußte jetzt, daß ich am Tsaghan usse-Fluß stand und nur noch seinem Lauf zu folgen hatte, um mein nächstes Ziel, Ts'aidam, zu erreichen. Zunächst aber erforderte der klägliche Zustand meiner Tiere mehrere Rasttage. Ich schlug dicht neben den Quellen das Lager 44. Wir waren nun wieder auf 4000 m herunter gekommen, und herrliches Gras bot Nahrung für die armen Yak und Pferde. Die nicht sehr kräftigen, aber sehr heißen Quellen sprudeln zu beiden Seiten des mit einem Male scharf in die Talsohle eingesägten und Kaskaden bildenden Baches. Die Silikat- und Kalksinterbildungen der Quellen haben die sonst lockeren, groben Geröllmassen ungemein fest verkittet und dem Bach nur eine enge Passage gelassen. Sie haben auch Höhlungen und wannenartige Bildungen, ein echtes Wildbad, geschaffen. Auf den Weiden rings erzählten alte große Kochherde und andere Spuren, daß hier zeitweise Nomaden mit ihren Familien und Herden zu wochenlangem Aufenthalt heraufkommen. Gebetwimpel, Wolleflöckchen und mit tibetischen Gebetzeichen beschriebene Kieferknochen von Schafen, sowie kleine Quarzbrockenhäufchen zeigten deutlich, daß die Quellen ihren Besuchern schon viel Gutes getan hatten und für ein heiliges Plätzchen gehalten wurden, einen Ort, den gute Berggeister zum Wohle der Menschheit hergerichtet haben. Die Menschen freilich hatten gar wenig zur Verbesserung des Bades getan. Ein halbsbrecherischer Steig führte zu den Quellen hinab. Man mußte gebückt an einer stark nach Schwefel riechenden Grotte vorbei, um zu einer Naturwanne zu gelangen, die allein ein Bad ermöglichte. Das meiste Wasser, das + 87,7° heiß aus dem Boden quillt, fließt sofort in den zur Zeit meines Besuches + 4° kalten Bergbach. Das eine Becken aber, das so groß war wie eine gewöhnliche Badewanne, erlaubte es, das heiße Wasser auf jede gewünschte Temperatur zu bringen. Man brauchte zu dem Ende nur mit Lehm die kleine Zuführungsrinne zu verstopfen. In kürzester Zeit wurde durch die kalte tibetische Luft das heiße Wasser abgekühlt (Tafel LXXI).

Die Wirkung, die das Wildbad auf die verschiedenen Typen meiner Karawane ausübte, war sehr charakteristisch. Der Fan tse Me aus Kue de besah sich die Gelegenheit und schob, Gebete murmelnd, wieder ab. Er war nicht krank, brauchte also das Wasser nicht. Die Mohammedaner H'an und die beiden Ma gingen zu den heißesten Stellen und rieben sich Stirn, Hände und Füße unter Gebeten rein. Meine Chinesen wuschen sich den Oberkörper. Nur Da Tschang — übrigens der einzige von meinen Leuten, der lesen konnte — ahmte mich nach und nahm ein Vollbad. Ich, der Europäer, holte zahllose versäumte Bäder nach und blieb stundenlang im Wildbad sitzen. Da, wie ich wieder einmal meinen an Ungeziefernarben reichen Leib wohligh im Wasser dehnte, erscholl

¹⁾ Rockhill, Diary, S. 129.

plötzlich der Ruf der Lagerwache: „Fan tse! Fan tse!“ Wie einst Graf Eberhard der Rauschebart Leibrock, Mantel und Schwert, so erwischte ich schleunigst meine Pelzjacke und meinen treuen Eckart „Modell 89, Kaliber 7,9 mm“, und eilte durch den hüfttiefen, eiskalten Bach und auf einem Wegchen, „nur Geißen klettern dort“, zum Zelte. Zum Glück war es nur halbblinder Lärm. Eine Gesellschaft von acht bis zehn Tibetern war, ohne uns zu bemerken, das Tal heraufgekommen und vorbeigeritten, ahnungslos, daß wir miteinander soeben eine asiatische Kopie zu einer Uhlandschen Ballade geliefert hatten.

Meine botanische Sammlung, sowie mein Speisezettel erfuhren an den heißen Quellen willkommene Bereicherung. Die Grasflächen waren bedeckt von Blumen. Hasen und Murmeltiere, die weiter oben gefehlt hatten, stellten sich hier wieder ein, und H'an fischte mir in dem Bach einige Barschen ähnelnde Fische. In der zweiten Nacht unseres Aufenthaltes trat wieder nach heftigen Gewittern Schneefall ein. Bei Tagesanbruch lag der Schnee 10 cm hoch ums Zelt. Seit vielen Tagen war zum erstenmal der Morgen klar, und trotz unserer verhältnismäßig niederen Lage zeigte das Thermometer — 6°. Vom wolkenlosen Himmel strahlte die Sonne auf eine glitzernde Winterlandschaft (Tafel LXXIII). Zum Glück für meine Tiere machte sie aber der weißen Pracht rasch den Garaus. In kürzester Frist war der Schnee, ohne Tauwasser zu bilden, verdunstet, noch ehe das Thermometer eine Lufttemperatur von 0° anzeigte.

Während des letzten Ruhetages in unserem Badeort machte ich einen Jagd-zug in die Felsberge weiter im Westen. Wir kamen in einem Joch bis auf eine Höhe von 4800 m. Ich hatte von dort einen prachtvollen Rundblick, erlegte jedoch nur einige Hühner in der Art und Größe unseres Birkhuhns. Auf dem Joch oben lagen große Mengen von Wildyaklosung. Immer die zugigsten und kältesten Orte sucht sich das schöne Wildbret zum Nachtlager aus. Als wir am Abend ins Lager ritten, galoppierten lange Linien von Kyangrudeln, unzählbare Hunderte, das Tal herauf an uns vorüber. Es waren die Stücke, die wir auf unserem Vormarsche in das Tal hinabgetrieben hatten. Sie kehrten nun, die felsigen Berghänge peinlich meidend, auf ihre grasarmen Hochebenen zurück.

Auf der schönen Weide waren die Karawanentiere sehr munter geworden und rasch ging es nach den Ruhetagen das Tsaghan usse-Tal hinab. Schon im nächsten Lager hatten wir die Zone der niederen Holzgewächse erreicht. Zu meinem Kummer sah ich aber das Gras nicht besser, sondern immer schlechter und härter werden, je näher wir Ts'aidam rückten. Das harte Ts'aidamgras, die *Cobresia Thibetica*, nahm immer mehr überhand (Tafel LXXII). Es fehlten auch zunächst wieder jegliche Spuren einer früheren Besiedlung. Erst am vierten Tage stießen wir auf verlassene Weideplätze und kurz darauf auf Nomadenzelte. Wir waren in das Gebiet des Moch' tshün-Stammes geraten, zu Tibetern, die zu dem großen Volk der Wañschdäch' gehören. Die Moch' tshün sind nur dreißig Familien stark, und obwohl sie ein großes Land besitzen und trotzdem sie dies nie geschlossen, sondern zerstreut in Gruppen zu vier bis sechs Familien besiedeln, müssen sie doch alle vierzehn Tage ihre Lagerplätze wechseln, weil das Weideland allzu dürrig ist. Alles wies darauf hin, daß wir uns mehr und mehr aus dem Bereich des Sommermonsuns entfernt hatten und daß wir uns am Rande des trockenen Zentralasiens befanden. Die Regengüsse wurden seltener und weniger ausgiebig. Die kleineren Seitenschluchten waren trocken in ihrem

Grunde und zeigten Lößansammlungen. Nur wenige und geringfügige Wasserläufe gesellten sich noch dem Tsaghan usse zu.

Schon bei den Moch' tschün fiel uns die große Zahl von Stechmücken äußerst lästig. Auf den nächsten Märschen aber wurde die Plage immer unerträglicher. Es waren die Vorboten von Ts'aidam. Wir waren jetzt ganz nahe an dem großen Salzsumpf Zentralasiens, der Brutstätte von Millionen und aber Millionen Stechmücken. Bis über 3500 m, d. h. 700 m über die Ts'aidam-Ebene, steigen im Juni und Juli ihre Schwärme wie Wolken so dicht auf. Im Tsaghan usse-Tal wurden wir schließlich von den Plagegeistern so schlecht behandelt, daß wir es nicht wagten, in die Ebene selbst mit der Karawane hinabzusteigen. Wir bogen nach Westen und Südwesten ab, uns immer in etwa 3500 m haltend. Wir überschritten eine Reihe flacher Pässe. Schaf- und Rinderherden weideten am Wege und wir sahen viele Zelte. Es war das Land der Réngan-Tibeter¹⁾ erreicht. Diese sind angeblich nur fünfzig Zelte stark. Sie waren gegen uns anfänglich unfreundlich und forderten einen unverschämt hohen Durchgangszoll. Der große Paß des Amban-Ya men in Hsi ning fu, auf den ich — allerdings immer im Gegensatz zu meinen Leuten — große Stücke gehalten hatte, machte gar keinen Eindruck auf sie. Sie erklärten ihn wohl für gut, aber er gehe sie nichts an, denn sie hätten noch nie solch einen Geleitsbrief gesehen. Sie kannten nur den sogenannten „ma piao“, den Befehlsbrief für Ula, wie ihn die Dolmetscher aus dem Hsi ninger Ya men bei ihren amtlichen Reisen bei sich tragen. Erst als sie die vielen „kwei po“ (Hinterlader) sahen und hörten, daß einige von uns — wie Da Tschang log — Soldaten des Amban seien, änderten sie ihr Benehmen. Ich wollte Schafe bei ihnen kaufen, aber sie hatten nur kleine Herden. Sie sind sehr arm, wohnen weitab vom Markt und können ihren Mehlbedarf nicht wie die Kuku nor-Tibeter zum Teil durch Salztransporte decken, sondern nur Tauschhandel mit ihren Häuten und ihrer Schafwolle treiben. Mit Da Tschang zog ich als Hausierer in Garn und Drell, Nadeln, Rasiermessern und Wollgürteln, Kämmen, Messern und Rosenkränzen einen Nachmittag lang von Zelt zu Zelt. In einem derselben war ich Zeuge, wie man hierzulande rasiert und frisiert. Auch die hiesigen Fan tse trugen sich wie die Chinesen. Sie rasierten aber eine größere Fläche des Kopfes, ließen am Wirbel weniger Haare lang wachsen. Rasiert wurde, daß Gott erbarm!, mit dem am Gürtel hängenden Alltagsmesser vollkommen trocken, oder indem sie höchstens mit kaltem Wasser die Haare anfeuchteten. Die Barthaare aber wurden wie bei allen Tibetern mit einer Pinzette ausgerupft.

Dicht an die schwarzen Réngan-Zelte, nur durch einen kleinen Bach getrennt, schließen sich die weißlichen Filzyurten der Schang rdi-Mongolen, in deren Mitte ich Lager 51 aufschlug. Auch die Mongolen waren gegen mich wenig gastlich, ja beinahe feindlich gesinnt, aber ich ließ mich dadurch nicht abschrecken und blieb mehrere Tage bei ihnen. Ich erreichte es auch, daß sie mir zum Schluß Milch und Schafe verkauften, nur ihre Yurten durfte ich nie betreten. Ich war in europäischer Kleidung aufgetreten und hatte mit der Vorstellung zu kämpfen, daß ich alles Silber, das ich ausgabe, nach einiger Zeit wieder zu mir zurückzaubern könne.

Schang rdi hat eine eigentümliche politische Stellung in Nordosttibet; es

¹⁾ Wohl Rockhills Rinin-Tibeter.

untersteht nämlich nicht Hsi ning fu und seinem Mongolenbannergeneral, sondern dem „sdeba gschung“, der Lhasa-Regierung¹⁾. Es ist in der Hauptsache von Mongolen bewohnt wie das ganze Ts'aidam-Gebiet²⁾. Die Mongolenherrschaft ist auch hier durch die S. 190 erwähnte, gegen die chinesische Suzeränität gerichtete Rebellion des Mongolen Lobdzang Dandsin im Jahre 1723 geschwächt worden. Seither unterstehen die kleinen Mongolenbarone und -grafen — oder wie man sie heißen will — als Bannerführer unmittelbar der chinesischen Regierung. Als vor über zweihundert Jahren der kleine Gau Schang rdi herrenlos geworden war, schenkten die mongolischen Adligen den Herrnsitz dem Dalai Lama und der Lhasa-Regierung, weil sie sich nicht darüber einigen konnten, wem von ihren Leuten er zukommen solle. Sie brauchten damals dazu gar nicht erst die Erlaubnis der chinesischen Regierung einzuholen. Lhasa schickt jetzt einen „Kampo“, einen hohen tibetischen Priester von Träschilhumpo (in der Hierarchie etwa einem Bischof entsprechend), dorthin, der für seine Regierung Steuern erhebt und alle drei Jahre wechselt. Das Schang-Gebiet ist durch seine Zugehörigkeit zu Lhasa eine Zufluchtstätte für alle diejenigen geworden, die die chinesische Justiz zu fürchten haben. Seit Herbst 1904 wohnte hier auch die Pamba-Gemeinde des Gân ts'a-Stammes, die im Sommer zuvor meinen guten Bekannten, den Ambandolmetscher Ts'ai, am Nordufer des Kuku nor ermordet hatte. Es waren dreißig Familien, die Ts'ai in amtlichem Auftrag zu besuchen hatte. Es gab dabei Streit, und als Ts'ai weggehen wollte und im Begriff war, aus dem Zelte zu treten, ließen sie dieses über seinem Kopf zusammenfallen und erschlugen ihn durch die Zeltwand hindurch. Die Gemeinde packte dann sofort Hab und Gut zusammen und zog nach Ts'aidam in die Herrschaft Schang rdi. Die Tibeter kennen nicht die Sitte des unverletzlichen Gastrechtes. Sie können ohne Skrupel einen Gast in ihrem Zelt ermorden und ausrauben. Dies bestätigten mir alle chinesischen Kaufleute, die ich danach fragte. Sie werden nur durch schneidiges Auftreten und gute Waffen in Schranken gehalten. Chinesen verlassen sich nie auf die Fan tse, trauen ihnen im Gegenteil stets jegliche Verräterei und Schlechtigkeit zu. Sie sagen: „Der Fan tse ist wie ein Hund; zeigst du Furcht, so hat er Courage und wird immer unverschämter. Gehst du gegen ihn scharf vor, so zieht er ein und rührt sich nimmer.“

Diese Erkenntnis hilft aber der Kan su-Regierung gar wenig. In den letzten dreißig Jahren hat sie sich nur einmal den Tibetern gegenüber zu einem größeren Schlage aufgerafft. Dies war auf französischen Druck hin, als die Ermordung Dutreuil de Rhins gerächt werden mußte. Diese Strafexpedition haben aber die Kan su-Beamten derart teuer verrechnet, daß die Zentralregierung in Peking sich nur ungern zu solchen Unternehmungen entschließt. Das Geld freilich, das diese Expedition kostete, war größtenteils in die Taschen der Offiziere geflossen. Niemand spricht mehr von seinem „Gesicht“ — zu deutsch:

¹⁾ Im Meng gu yu mu dyi (der chinesischen Chronik der mongolischen Nomaden) wird es als Schang tsa-Land eines Kampo des Pan tschen Erdeni (von Träschilhumpo) aufgeführt.

²⁾ Ts'aidam heißt wörtlich Salzsumpf. Es ist ein von Mongolen und Tibetern gebrauchtes Wort (ts'a = Salz, dam = Sumpf). Man spricht immer von den 5 Ts'aidam = Herrschaften: von Taidschinär, Dsun, Barun im Süden und im Norden: Kurluk und Kukut.



Mongolenjunge in Barun kurä.

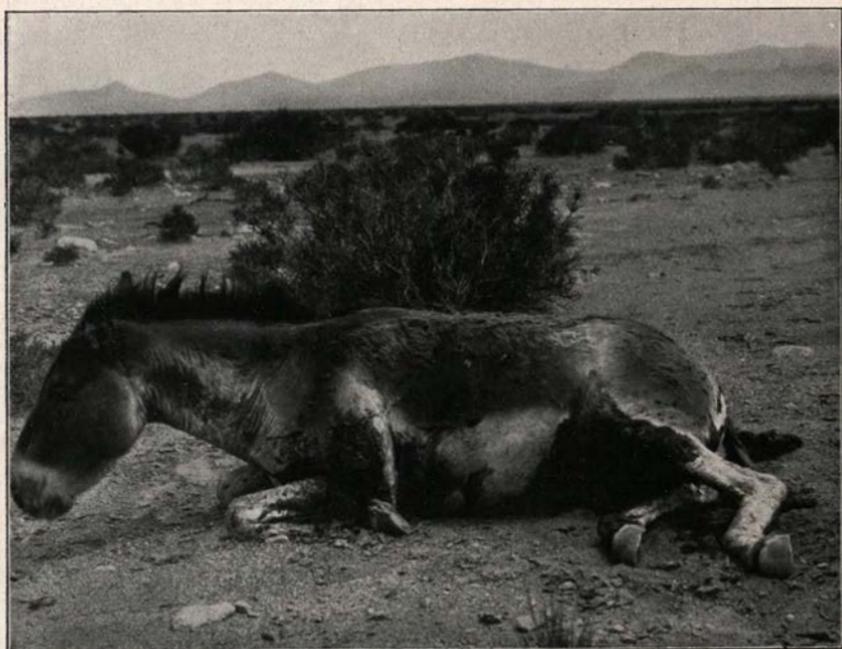


Dyoba Dyentsen.



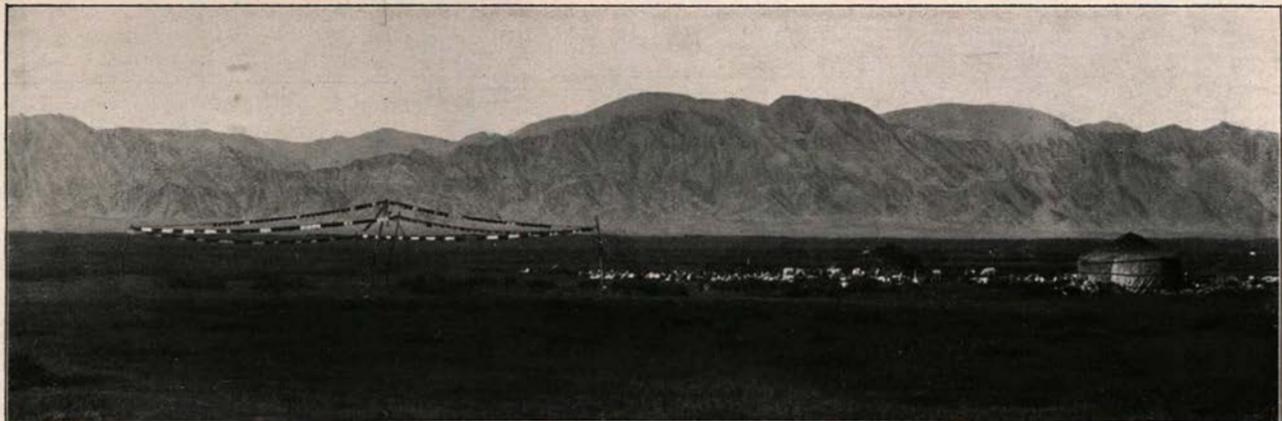
Wulasetä-Mündung.

(Die Randberge von Ts'aidam im Gebiet von Barun sind völlig kahl. Nur an den Bachrändern stehen einige Sträucher.)



Waidwunder Kyang am Südrand von Ts'aidam.

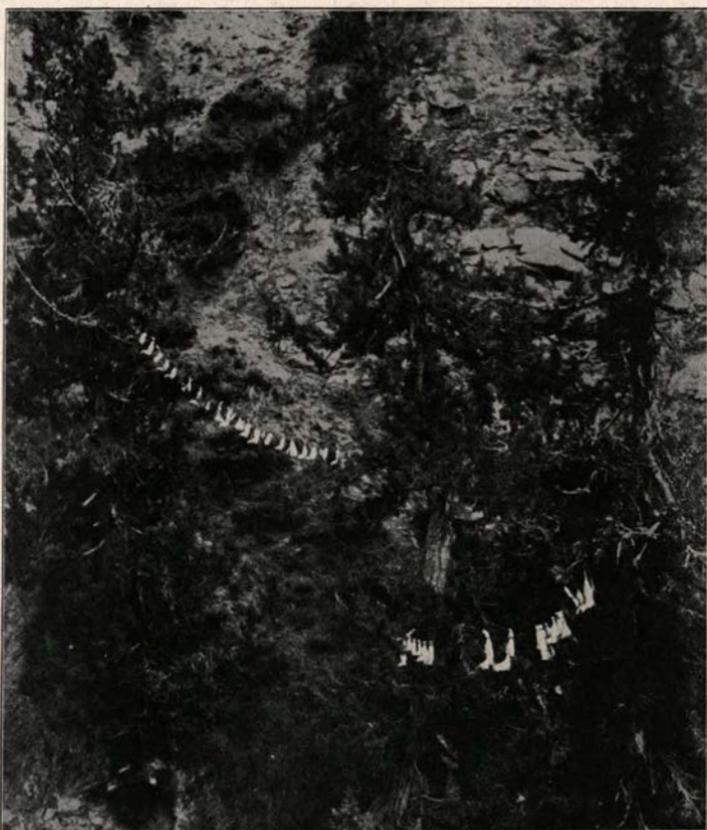
(Im Hintergrunde die Randkette Burkhan Buda, davor „piedmont gravel“.)



Mani rDyayu bei den Yurten der Dsun-Mongolen und Randkette des Burkhan Buda-Gebirges.
 (Entfernung des Standorts vom Fuß der Berge 12 km.)



Randketten des Burkhan Buda-Gebirges nahe vom Yoghore-Tal.



Begräbnisplatz in den Waldbergen von Schang in Ts'aidam.
(Schafmandibeln, die mit Gebeten beschrieben sind.)



Wohnhaus
des
Dsassak.

Ein Ko tou vor der Versammlungsyurte der Lama in Barun Kurä.

seiner Ehre — als gerade die Kan su-Leute; aber daß sie seit 1800 einen Bezirk in ihrem Tibetteil nach dem anderen verlieren, daß ihre Beamten wohlgenut nach einer Niederlage aus dem Innern zurückkehren, wie z. B. 1905 der Dankar ting aus dem ngGolokh-Lande, oder ungerächt und ungestraft einen Ts'ai von den Tibetern erschlagen lassen, berührt dieses „Gesicht“ nicht. So wagen selbst die mongolischen Bannerführer, die doch viel weniger kriegerisch sind als die Tibeter, die größten Eigenmächtigkeiten.

Mein Lager 51 beim Zeltdorf der Schang-Mongolen war wieder an einem wunderschönen Platz (Tafel LXXIV u. LXXIII). Gegen Norden fällt dort das Bergland mit immer niedriger werdenden Felspitzen zu den Sanden des Ts'aidam-Randes ab, so daß man an die 100 km weit nach Norden sah. Im Süden steigt es rasch hoch über 4000 m auf, und Schneefelder krönen dort Gipfel. Der untere Teil der Berge aber ist an allen nach Nordwesten, Norden und Nordosten zeigenden Hängen mit Bergzederwäldchen bestockt, mit lichten Beständen aus alten, knorrigen Stämmen. Die frisch grünen Weiden, die sich vom Rande der Wäldchen herabziehen, waren von zahllosen weißen Punkten belebt, von den Schaf- und Ziegenherden. Dazwischen mischten sich schwarze Massen, die Yakrinder, und buntscheckig die Pferde und Kamele. Unersättlich sind Pferde; sie grasen vom Morgen bis zum Abend. Viel rascher als sie sind die Rinder befriedigt. Mit den Hörnern die Erde aufwühlend, wild schnaubend, grunzend, hoch in der Luft den buschigen Schweif tummeln sich die Yak auf der Weide. Es ist gut, daß Mongolen und Tibeter die Sitte haben, nur die hörnerlosen männlichen Tiere unverschnitten zu lassen und als Zuchtstiere zu verwenden. Doch sind auch diese nicht so wild wie die unserigen. Eigentümlich ist das häufige Vorkommen von hörnerlosen Tieren beim Hausyak. Wo sich aber Hörner finden, sind sie nicht wie beim europäischen und chinesischen farbigen Rind in den verschiedensten Richtungen gekrümmt, sondern immer regelmäßig und wie die der wilden Yak geformt; wie überhaupt der Wuchs der zahmen Yak, von der geringeren Größe und dem schwächeren Knochenbau sowie der häufigen Weißfärbung abgesehen, dem der wilden Tiere vollkommen gleicht¹⁾.

Die Mongolinnen hier tragen die Haartracht der Tibeterinnen. Sie scheiteln ihr Haar in der Mitte und drehen es mit Butter in zahllose kleine Zöpfchen, die auf dem Rücken vereinigt werden. Von dem Scheitel hängt auch hier ein gesonderter Zopf, aus dem ein wenige Zentimeter breites, rotes Stoffband den Rücken herabläuft. Mit weißen Muscheln, tiefroten Korallen, mit großen Silberschalen, mit Bernsteinstücken ist es benäht. Die Kleidung der Frau ist der tibetische, seitlich geschlossene Kaftan, und auch die Männer ziehen sich wie ihre Nachbarn, die Tibeter, an. Die Mongolengesichter stechen gegen die tibetischen ziemlich ab. Sie sind breit mit breiter Nase. Meine Leute fanden sie viel schöner als die der Fan tse. Ich freilich stimmte mit diesem Urteil nicht überein. Selbst bei meinem durch die asiatische Umgebung verderbten Geschmack konnte ich die gleichsam platt gewalzten Gesichter nicht bewundern.

6. Juli. Die Mongolen sind sehr fromme Buddhisten. Gleich bei den ersten Yurten auf Schang-Boden standen — lustig wie unsere Maibäume anzusehen — „Mani rdyayu“, vier hohe Stangen in einem großen Viereck um eine höhere

¹⁾ Beim Wildyak sah ich nicht ein einziges Mal einen weißen Fleck. Auch der Schwanz ist vollkommen schwarz.

Mittelstange; Girlanden aus roten, blauen, grünen, gelben, weißen und über und über mit Gebeten beschriebenen Tuchlappen, drei bis vier Hände groß, wanden sich von Stange zu Stange (Tafel LXXVIII). Auf der Spitze der mittleren wiegten sich Zedernzweigen im Winde, deren harziger Geruch den Himmlischen gefällt. Daneben war ein Altar errichtet, auf dem heute am Vollmondstage Zedern- und Thujablätter und Tsamba verbrannt wurden. Um Mittag blies der Familienlama in sein Horn; im Zuge nahten Männer, Frauen und Jungfrauen dem Altar, warfen sich vor ihm nieder, beteten, umwanderten dann wieder und wieder das „Mani rdyayu“ nach den Regeln der gelben Sekte rechts herum, „wie der Mond die Erde umkreist“, und warfen sich nach jedem Kreislauf unzählbare Male zu Boden, Frieden erhoffend, Befreiung von Dämonen, Bewahrung ihrer Herden vor Krankheit und Tod.

Mein nächster Nachbar im Lager 51, ein wohlhabender Mongole¹⁾, hatte zu dieser Beschwörung die Heiligeninkarnation von Tangsker geladen, einem Kloster, von dem ich hier zum erstenmal hörte und das fern am Hoang ho liegt, noch Tagereisen weiter oben als das oft genannte Rardscha gomba. Monatelang dauert die Reise des Heiligen von seinem Kloster nach Ts'aidam. Er machte sie aber schon seit mehreren Jahren und hielt sich jeden Sommer zwei bis drei Monate lang bei den Mongolen auf. Der heilige Mann kam frühmorgens mit drei Akkas angeritten und las viele Stunden hindurch Gebete, Anrufungen und Beschwörungen in des Mongolen Yurte. Als er ging, küßten ihm alle Familienglieder voll Demut den Saum seines Rockes, und die drei Akka trieben einen Yak und achtundzwanzig Schafe hinter ihm her. — Ja, einträglich sind Sommerfrischen für die Heiligen!

Auch bei uns gab's Gebet und Opfer an diesem Tag. Lao Sung, der droben am Tschürnông mit uns zusammen von seiner Krankheit genesen war, löste heute ein Gelübde ein. Er hatte ein Schaf gekauft, das er den Göttern für seine Wiederherstellung versprochen hatte. Hinter dem Zelt baute er aus Erde und Steinen einen Altar auf und sang davor lange seine alltägliche Heiligenanrufung:

Lama la stiapsumschiū
 Songrdyi la stiapsumschiū
 Tschu la stiapsumschiū
 Ginden la stiapsumschiū
 Guntschok sum la stiapsumschiū
 Yidam tschüngkordye
 Lha tsok kordang dye ba
 rnam la ptscha tsalo-o

Wenn er sehr schnell sprach, konnte er dies Gebet in zwanzig Minuten vollenden²⁾. Darauf verbrannte er Thujablätter mit Kuhmist zusammen.

¹⁾ „Wohlhabend“ heißt hier bereits ein Mann, der 8—10 Pferde, einschließlich Stuten und Fohlen, 20—30 Yakrinder und 400 Schafe besitzt, während in der Nähe von Dankar ein Mann erst wohlhabend genannt wird, wenn er 40 Pferde, 60—70 Yakrinder und an die 1000 Schafe und Ziegen sein eigen nennen kann.

²⁾ Der Anfang des Gebets „btsoktschito . . .“ und der Bitte an die sGrolma. Jeder kleine Lamanovize und jeder Laie (= schwarze Mensch, tibet.: mi nag) kann dieses Gebet auswendig hersagen und soll es möglichst 21mal am Tage wiederholen. Die obenstehenden Zeilen bedeuten etwa: Die Gesamtheit der Lama flehe ich an, die Ge-

Mittlerweile ging's an das Schlachten des Hammels, der erst nach tibetischem Ritus geweiht, dann nach mohammedanischem geschächtet wurde. Während Lao Sung noch betete, brachte Lao Tsch'eng auf unserem Schöpflöffel brennende Zedernblätter und beräucherte damit das Tier; er reinigte es, wie er sagte. Dann wurden Ohren und Hörner mit Wasser bespritzt, bis das Tier sich schüttelte, das Zeichen, daß die Götter es als Opfer annahmen. Und jetzt ging es in die Hände der Mohammedaner über. Der Fan tse Me warf beim Zerlegen geronnene Blutfetzen mit dem Schöpflöffel in die Höhe zur Vollendung des Opfers. Hätte ich keine Mohammedaner mit mir gehabt, so hätten meine Kue de-Leute das Opfertier nach tibetischer Sitte getötet, sie hätten es mit einer über die Nüstern gezogenen Schnur langsam erstickt. Als das Tier zerlegt war, entstanden Blut- und Bratwürste im Handumdrehen aus dem Opferlamm.

Es war dunkle Nacht, als das Mahl serviert wurde, zu dem man noch eine Kruke Pferd milch schnaps in der Nachbaryurte gekauft hatte. Mehr und mehr hatte sich der Himmel bedeckt, das harzige Zedernholz nur verbreitete etwas Licht, und aus den zahlreichen Zelten und Yurten im Tal blinkten behaglich die Feuer. Als man geschmaust, stand Tsch'eng auf und hielt mit vielen schwülstigen Worten, mit vielen Gleichnissen eine Ansprache, daß Sung nun einen Hammel bezahlt habe und daß ihm niemand mehr nachtragen dürfe, daß er uns im Hochland droben mit seiner Krankheit angesteckt hätte. Dann sangen sie noch ihre melodischen Lieder in die Nacht hinaus, sangen schwermütige Mongolengesänge und leichte tibetische Couplets:

„Aláchimo! Mädchen!

Wie wenn sich aus Gold über einen Fluß von jenseits eine Kette herüber-
spannt,

Wie wenn sich von diesseits eine Kette aus Gold hinüberspannt,

Wie durch eine Brücke mit goldenen Bögen hat uns der Himmel mit
goldenen Banden verbunden“;¹⁾

oder, um seine Liebste zu necken:

„Aláchimo! Mädchen!

Ich habe eine Fuchsfellmütze und hab' eine Lammfellmütze.

Trag' ich nicht die Fuchsfellmütze, sondern die Lammfellmütze,

So ist mir gleich wohl dabei.

Ich hab' ein langes Schwert und hab' ein kurzes Schwert.

Ob ich das lange oder das kurze Schwert im Gürtel trage,

Mir ist gleich wohl dabei.

Ich hatte früher einmal eine Liebste und hab' jetzt wieder
eine neue Liebste,

Beide sind mir gleich lieb und wert!“

Von Zeit zu Zeit kam eine lange Trillerantwort, ein schriller Zungentriller, aus einer fernen Yurte. Dazwischen tönte plötzlich das miauende Klagen eines

samtheit aller Geistlichen flehe ich an, die Gesamtheit aller Göttlichen flehe ich an, insgesamt alles, was heilig ist, bete ich an. Die Dreiheit der Götter bitte ich. Vor dem Heer der Schutzgötter, vor der Versammlung der Götter, aller Heiligen und ihrer Schüler werfe ich mich zum Ko tou in den Staub...

¹⁾ Im Dialekt der Kuku nor-Tibeter:

Tschü par re sege re

Tso tschü re sege re

Sang song be re se sa tsu tsa re

Li dyen dyi sege tenn da re.

Wolfs von der Höhe. Der Chor der Hunde im Tal wurde rasend und erwiderte mit rauhem Bellen. Auch auf die kräftigen Ostwinde blieb nicht lange die Antwort aus. Um Mitternacht kam Regen, der unserem Götterschmaus ein Ende machte.

Sungs Hammelopfer wurde aber noch nicht für genügend erachtet. Acht Akka der Gelugba-Sekte wurden außerdem noch gebeten, alles Böse zu beschwören und von uns wegzubeten. Ehe sie ankamen, hatte man aus Tsamba-teig acht „smonlam hkor“, kegelförmige Figürchen von 10 cm Höhe, und einen „yidam“ (Schutzgott), eine dreieckige Pyramide, aus Tsambateig geknetet. Zwanzig Pfund Tsamba waren dafür nötig. An der Vorderseite des „yidam“ waren drei weiße Sonnenscheiben aus Butter angeklebt und sein Teig war rot gefärbt, so daß er wie blutiges Fleisch aussah. Die „smonlam“ aber waren weiß und wurden zum Schluß noch mit Butter beschmiert. Als sie fertig waren, wurde noch ein „dorma“ (gtorma) von 25 cm Höhe geknetet, eine schlanke, dreikantige Figur, deren Kanten mittels eines Fadens wie Flammen gekerbt wurden (s. Abb. 20 und Tafel LI).

Als die Akka bei Tagesgrauen erschienen, wurden die „smonlam hkor“ mit ihrem „yidam“ im Hintergrund des Zeltcs nebeneinander auf eine Kiste gestellt. Das „dorma“ aber kam auf ein Binsengeflecht in die Ecke auf den Boden zu stehen. Die acht Priester lasen den ganzen Tag und in der folgenden Nacht bis

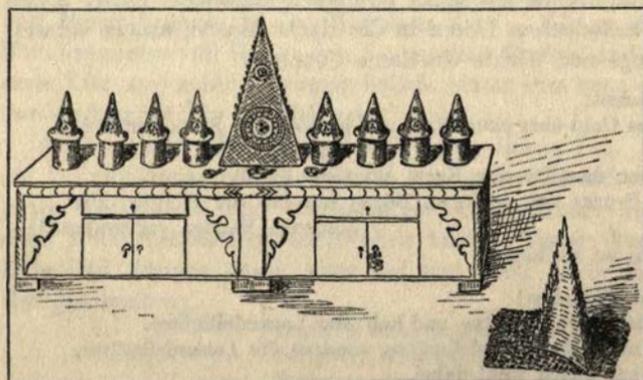


Abb. 20. Opfertisch mit Yidam, Smonlam hkor und gTorma (aus Tsamba-teig und Butter).

zwölf Uhr zu Zimbeln und Trommeln die Smonlam-Gebete, und meine Buddhisten machten wiederholt einen Ko tou und warfen Gerste und Schnaps über den „yidam“. Am zweiten Tag wurden die weißen Tsamba-smonlam auf dem Altar mit Thuja-blättern zusammen verbrannt. Der rote „yidam“ wurde zerteilt und von allen gegessen. Das „dorma“ aber wurde jetzt vorsichtig in die Höhe gehoben und in feierlichem Zuge hinter die nächste Bergecke getragen, wo Sung inzwischen ein großes Feuer angezündet hatte. Dort angekommen, schrieten alle wild durcheinander, schossen ihre Gewehre ab und nach einem dreimaligen gestrengen „Pfui!“ aus dem Munde der Priester warf Tsch'eng das „dorma“ ins lodernde Feuer. Jetzt schossen noch alle Laien einige Male in das Feuer hinein, dann lief jeder rasch zum Zeltplatz zurück und die Mönche bekamen je nach Amt und Würde einen Khádar und Silber ausgehändigt, da sie mit dem „dorma“ alle Krankheitsreger und bösen Einflüsse von uns entfernt hatten (die Zeremonie heißt chines.: „sung gui“; tibet.: „dorma p'en“¹⁾).

¹⁾ Den Schluß dieser Zeremonie hat uns schon Rockhill in seinem „Land of the lamas“, S. 113 und 114, beschrieben. Bei begüterten Tibetern verlangen die Priester

In den Wäldchen von Schang und bei den Réngan-Fan tse begegnete ich zum erstenmal grünem „Da hoang“ (chines.), wörtlich das große Gelb, zu deutsch: Rhabarber, der Mutterpflanze unseres allbekanntesten und altbewährten Hausmittels. Die Blütenstände waren jetzt, zu Anfang Juli, schon über zwei Meter, teilweise drei Meter hoch und bedeckt mit den rötlichweißen Blüten. Die Blätter, die sich tief gespalten zeigten und in ganz spitze Lappen ausliefen, hatten rotgesprenkelte Stiele. Alte Stöcke breiteten ihr dichtes Blattwerk über mehrere Quadratmeter Bodenfläche aus und aus dem zweidrittel Meter hohen Blättergewirr, das sich oftmals wie ein Gebüsch ausnehmen wollte, hoben sich die einzelnen schlanken und hohen Blütenstände. Gräbt man solche Stöcke aus, so findet man bis ohsenkopfgroße Rhizome, mit deren Wurzelmasse immer noch eine Menge jüngerer und kleinerer Rhabarberindividuen verwachsen ist.

Die Pflanze wächst zwischen Busch und Kalkfelsen und zieht feuchte Plätze der Waldregion vor. Ich habe sie aber auch an feuchten Stellen an nur grasbedeckten Sandsteinhängen gefunden. Sie steigt bis 4100 m Höhe. Die untere Grenze ihrer hauptsächlichsten Verbreitung ist 2800 m¹).

fünzig und mehr Pfund zur Herstellung der Tsamba-Figuren. In jeder Familie wird dieses Opfer einmal im Jahre, meist um Neujahr, ausgeführt. In Südosttibet wird neben das „gtorma“ oft noch ein Ohsenkopf aus Tsamba gestellt (wahrscheinlich soll er Yama vorstellen). Ohsenkopf und gtorma werden dort unter Abschießen der Gewehre, an der chinesischen Grenze mit chinesischen „crackers“, auf den Verbrennungsplatz getragen und beide unter Pfuirufen verbrannt.

¹) Wenige Tage vor meiner Abreise von Hsi ning hatte ich aus dem pharmakologischen Institut der Universität Bern von Herrn Prof. Dr. Tschirch einen Brief erhalten, in dem er mich darauf aufmerksam machte, daß man über die Herkunft der bekannten Droge, des Rhabarbers, sowohl in botanischer als auch in geographischer Hinsicht noch unsicher sei. Er bat mich, Knollen und Samen von Rhabarber, falls ich welchen antreffen würde, ihm zuzusenden.

Marco Polo berichtet zwar schon im 13. Jahrhundert, daß in der Kuku nor-Region der Rhabarber gesammelt und von dort in die Welt gesandt würde. In unserer Zeit hat Prschewalski von seiner in den Jahren 1870—1873 ausgeführten Tibetreise Rhabarberknollen und -samen und trockene Pflanzen vom Kuku nor mitgebracht, und danach ist der Kuku nor-Rhabarber als *Rheum palmatum* L. var. *tanguticum* Maximowicz bestimmt worden. Im Lauf weniger Jahre haben sich aber die aus Prschewalskis Samen gezogenen Individuen in den botanischen Gärten von St. Petersburg, Bern usw. so verändert, sind so sehr unserem gewöhnlichen *Rheum palmatum hortorum* im Charakter ähnlich geworden, überdies sind eine so große Menge neuer Arten als Ursprungspflanze unseres Arzneimittels angesprochen worden, daß die Frage nach der Herkunft des Rhabarbers wiederum ungelöst schien.

Es war mir darum eine große Freude, daß ich Herrn Prof. Tschirch ein Briefkuvert voll Rhabarbersamen schicken konnte, die ich persönlich in den Wäldern zwischen den Felsen bei Dulan gomba (37° n. Br., 98° 40' ö. L. v. Gr.) gesammelt hatte, und daß daraus all den primitiven Transportmitteln zum Trotz im Berner botanischen Garten schon ein Jahr später, und lange, ehe ich Tibet verlassen hatte, junge Pflanzen gewachsen waren, die die Frage endgültig lösen halfen. Prof. Tschirch hat in der „Schweizerischen Wochenschrift für Chemie und Pharmazie“ 1910, Nr. 19, die Mitteilung gemacht, daß sich aus dem von mir gesammelten Samen *Rheum palmatum* L. var. β -*tanguticum* Maxim. entwickelt habe, ja daß diese Rheumart so sehr von *Rheum palmatum* abweiche, daß er sich veranlaßt fühle, sie als besondere Art, als „*Rheum tanguticum*“, abzutrennen.

Das *Rheum palmatum* ist auf Nordosttibet, auf die Hochländer des Nanschan und Kuku nor, beschränkt, während das davon sehr verschiedene *Rheum officinale* in dem viel regenreicheren Süden und Südosten der tibetischen Berge vorkommt. Hand in Hand mit der Verschiedenheit der Art und des Klimas geht die Behandlungs-

Dankar und Hsi ning¹⁾, auch Sü tshou sind die Plätze, wo die Händler vom chinesischen Tiefland, die „Schen si- und Canton-Gäste“, die Droge den Rhabarbersuchern vom Kuku nor im November und Dezember abnehmen. Diese sind fast nur Kan su-Mohammedaner, die unter Meistern in Gruppen zu dreißig bis vierzig Mann ausziehen. Aus den Tälern in der Präfektur Hsi ning wandern so alljährlich gegen vier- bis fünfhundert Mann auf die Rhabarbersuche. Es sind kleine, selbständige Unternehmer, die das Risiko der Reise in das gefährliche Tibet tragen. Sie zahlen ihren Leuten 2—3 Tael im Monat bei freier Station. Um sich im voraus die Ware für einen bestimmten Preis zu sichern und nicht allzusehr der späteren Spekulation unterworfen zu sein, tragen allerdings die Händler vom Unterland meist einen Teil der Kosten für die Ausrüstung und die ziemlich teuren Lizenzen, die dem Amban-Ya men und auch den einzelnen eingeborenen Häuptlingen abzukaufen sind. Meine mohammedanischen Diener waren alle schon zum Rhabarbergraben im Ts'ao ti gewesen. Die Hauptzeit zum Ernten ist der September, wenn seine Früchtchen reif sind. Dann sind die Rhizome weniger saftig; aus zehn Pfund frisch ausgegrabener Wurzelstöcke bleiben nach dem Trocknen noch etwa sieben übrig. Im Juli dagegen sind sie so schwammig, daß aus zehn Pfund nur drei übrig bleiben, auch sind die wirksamen Bestandteile noch nicht so reichlich darin enthalten wie im Herbst. Im Winter und solange die Pflanze keine Blätter hat, gilt das Rhizom für „leer“.

Die Sucher graben den Rhabarber im Raubbau aus. Sie reißen alle größeren, über fünf bis sechs Jahre alten Stöcke aus der Erde und schleppen sie samt den Wurzeln auf ihren Lagerplatz. Dort wird an der ringförmigen Einschnürung, wo der krautige Teil in das Rhizom übergeht, durchgeschnitten; dann schält man die Rhizome, mit dem Messer schneidet man alle Wurzelfasern, alle alten Blätter, alles Schwarze — wie die Leute sich ausdrücken — weg. Die gesäuberten, nassen und zu wenigen Zoll langen Stücken zerschnittenen Knollen werden hierauf mit einem Pfriemen durchlöchert und an Schnüren aufgereiht an der Luft getrocknet. Die allergrößte Bedeutung für die Güte und den Preis hat ein sorgsames Trocknen. Nie dürfen die Knollen von der Sonne beschienen werden. Sie werden darum sorgsam zwischen den Ästen der Zedern aufgehängt (Häuser und Hausdächer fehlen in dieser Gegend), und wo sich Lücken im Geäste finden, werden diese mit Zweigen ausgefüllt. Dörrt die Sonne die Knollen, so werden sie angeblich schwarz und die chinesischen Händler nehmen sie nicht oder zu viel geringeren Preisen. Die Händler machen beim Einkauf auf dem Markt in Dankar einen Einschnitt, um die Ware auf schwarze Flecken

weise der einmal ausgegrabenen Rhabarberknollen. In Se tshuan und Südtibet muß die Knolle oft künstlich auf Öfen getrocknet werden, weil die Sommer allzu naß sind. Im Norden, am Kuku nor, geben sich die Rhabarbersucher die allergrößte Mühe, die Knollen recht langsam und ja ohne Zutritt der Sonne an der Luft zu trocknen. Der Kuku nor-Rhabarber wird von den Kaufleuten aus der benachbarten Provinz Schen si aufgekauft. Deshalb gelangt dieser heute meist unter dem Namen Schen si-, d. h. ausgesprochen Schan si-Rhabarber, in die Hände der Europäer. Daneben wird noch Se tshuan-, Schanghai- und Canton-Rhabarber unterschieden, alles nur Drogenbezeichnungen, die von den europäischen Exportfirmen an der Küste bzw. russischen Grenze eingeführt worden sind.

¹⁾ Hsi ning führte zur Zeit meiner Reise 1000 und 1200 Pikul aus.

zu prüfen¹⁾. Nur durch und durch gelbrote Stücke bringen in Dankar einen guten Preis. Für 100 Cättie wurden 1894 noch 12—14 Tael bezahlt. Zu Anfang dieses Jahrhunderts ging der Preis in Dankar zurück bis auf 8 und 9 Tael. Der Kue de-Rhabarber bringt 1—2 Tael weniger, da seine Rhizome schwärzlicher sind und deshalb für weniger wirksam gelten.

Die Mongolen und Tibeter verwenden diesen Rhabarber nur zum Färben, nicht als Arzneimittel. Sie benützen dagegen die Stiele einer anderen Art, die die Mohammedaner „sche hoang“ d. h. Steinrhabarber nennen, mit kaum geteilt Blättern als Gemüse.

Am 10. Juli verließ ich die Schang-Yurten. Ich hatte mir Barun-Ts'aidam als nächstes Ziel gesteckt, um dort meine Mehlvorräte zu ergänzen, was mir in Schang nicht geglückt war. In Barun sollte es mehr Gerste geben als in Schang.

Der Abmarsch gestaltete sich etwas schwierig. Das Kleinvieh war noch nicht aneinander gewöhnt. Die 37 Stück, die ich gekauft hatte, strebten immer auseinander und jeder größeren Herde zu. Wie meine Leute aus vielhundertköpfigen Schaf- und Ziegenherden mit unfehlbarer Sicherheit gerade meine Tiere wieder herausholten, war mir stets ein Rätsel. Doch auf so etwas verstehen sich die Chinesen. Ich erinnere mich mit viel Vergnügen an ein nettes Beispiel für diesen Charakterzug. Es war in einem Gasthaus im Unterland. Ein Gast und natürlich ein Strohwitwer war eben mit seinem Abendbrot, bestehend aus Fleisch, Eiern und Mehl, nebst dem dazugehörigen Brennholz unter dem Arm vom Markte heimgekehrt. Das Reisigbündel warf er vor die Zimmertür. Während er ins Zimmer trat und Kochtopf und Pfanne holte, suchte sich ein Polizist, der mir, in der Hoffnung auf ein gutes Trinkgeld, die allzu lästigen Gaffer fernhielt, einen Prügel aus dem Reisigbündel meines Nachbarn heraus und stolzierte damit in der Ferne am Gasthaustor auf und ab. Mein Strohwitwer kam zurück. Er nahm sein Bündel auf und schon hatte er den Schaden entdeckt. Ein Blick und er hatte auch sein Eigentum in den Händen des Polizisten erkannt. Wohl stand noch ein zweiter Polizist am Torweg mit einem ähnlichen Stecken in der Hand, aber der Geschädigte hatte sofort den rechten herausgefunden und bekam auch sein Eigentum zurück. Gegen seine stichhaltigen Einwürfe waren die Lügen und Ausflüchte des Polizisten machtlos. Er konnte eine haarkleine Beschreibung seines Brennholzes geben.

Wir zogen über niedere Hügel und über einen kleinen Sattel; zum Schluß des Tagesmarsches überschritten wir den Yógh'ore gol, den Ausfluß des Tossun nor und Alang nor. Das Yógh'ore-Tal ist breit und flachsohlig, der Fluß ist

¹⁾ Siehe hierzu: A. Tschirch, „Studien über den Rhabarber und seine Stammpflanze“ in Festschrift für Prof. Ritter, Wien 1904, und die an meine persönlichen Beobachtungen sich anschließenden Mitteilungen: A. Tschirch, Arch. d. Pharm. 1907, S. 680 und Schweiz. Wochenschr. f. Chemie und Pharm. 1910, Nr. 19, „Zwei interessante Pflanzen des Berner Botan. Gartens“ mit einer guten Abbildung von *Rheum tanguticum*, das aus dem Samen großgezogen wurde, der von mir an der Grenze Ts'aidams (bei Dulan gomba) gesammelt wurde. — Außerdem C. C. Hosseus, Österr. botan. Zeitschr. 1911, Nr. 12, „Die Stammpflanze des offiziellen Rhabarbers“; Arch. d. Pharm. 1911, S. 419, „Rheum palm., die Stammpflanze“, Südd. Apoth.-Ztg. 1912, S. 239.

Die an Ort und Stelle geschälten Stücke werden in Dankar nachgesehen und noch besser gereinigt, sodann in Kisten verpackt, die mit Ölpapier verklebt sind. Die Rhabarberdroge gilt bei allen Exporteuren in Schanghai für äußerst hygroskopisch. Sie muß in dem feuchten Küstenklima mit großer Vorsicht behandelt werden. Sie wird dort, um sie vor Schimmel zu bewahren, öfters nachgetrocknet und dabei häufig entwertet. Da der über die russisch-mongolische Grenze und Kiachta kommende sogenannte Muskowitische Rhabarber ein trockeneres Klima passiert, so ist dieser mit Recht für besser erachtet worden, abgesehen davon, daß er von Nordtibet, d. h. von dem 2,8% bis 4% an Oxymethylantrachinonen enthaltenden *Rheum palmatum*, stammt.

in mehrere Arme gespalten und war jetzt, zur Zeit der Monsunregen, ziemlich tief. Ich hatte mir für den Übergang vier Kamele gemietet. Während den Ochsen das Wasser über den Rücken lief, brachten diese auf ihren hohen Stelzbeinen die Mehlsäcke trocken ans andere Ufer.

Wir lagerten auf der linken Flußseite in 3170 m Höhe, also nicht viel höher als die große Ts'aidam-Niederung. Wir wurden infolgedessen fast gefressen von den Millionen von Stechmücken. Nördlich von uns ging bald das Yógh'ore-Tal in die große Ts'aidam-Ebene über. In der Ferne sahen wir noch den Häuserkomplex von Schang rdi kurä. Der Stechmückenplage wegen, die für die Tiere äußerst schmerzhaft war — wir konnten die Pferde keinen Augenblick frei grasen lassen, weil sie sogleich wie besessen auf und davon galoppieren wollten — verließ ich das Yógh'ore-Tal, ohne die Schang rdi-Häuser mit meiner Karawane zu besuchen, und zog in den folgenden Tagen über die Gebirgsausläufer und über mehrere Pässe von 3700—4000 m in das Barun-Gebiet (Tafel LXXVIII). Immer wieder stieß ich auf einzelne Mongolenniederlassungen, auf Yurten und Herden. Durch einige der Täler reiste ich, so rasch ich nur konnte. Es war mir plötzlich zu Ohren gekommen, daß ich in Gebiete geraten war, wo eine Rinderseuche herrschte. Wohl besaß ich Tiere, die angeblich schon die Seuche durchgemacht hatten, und sie waren in Gegenden gekauft worden, wo die Seuche gerade sehr stark grassiert hatte; Yak, die die Krankheit durchgemacht haben, nennt man tibetisch „Tarma“. Dennoch war ich in größter Sorge um meine Herde.

Am 12. Juli überschritten wir den Ara usse gol. Ich war mit Da Tschang der Karawane weit voraus und wir kamen frühzeitig in dieses Tal. Dort wurde ich von einem tibetischen „Mamba“, von einem Kollegen der ärztlichen Wissenschaft, gastlich und kollegialisch empfangen und bewirtet. Der „Mamba“ bewohnte mit seiner runzligen Ehehälfte, einer Mongolin, ein tibetisches schwarzes Yakaarzelt, dessen innere Einrichtung aber mongolisch war. Es besaß eine doppelflügelige Holztüre und an Stelle des „takoa“, des gemauerten und gutziehenden Herdes der Tibeter, der ihre Zelte in zwei getrennte Wohnräume teilt, hatte er seinen Kochkessel in der Zeltmitte nach mongolischer Art auf einem runden, eisernen Dreifuß von etwa Fußhöhe stehen. Den Hintergrund des Zeltes aber nahmen einige Kisten ein, auf deren einer einige Dutzend Messing-schalen mit Weihwasser standen. Seine Götter hatte er anscheinend sorgsam weggepackt, ehe er uns zum Nähertreten aufforderte. Von der Decke hingen zahllose kleine, schwarz angeräucherte Tuchbeutel, in denen er seine Medizinen, Wurzeln und Samen aufbewahrte. Von der trockensten Ecke holte er mir ein Säckchen herab und zeigte mir seinen Inhalt. Es kam da Kalisalpeter zum Vorschein, der von der Lop-Gegend stammen sollte, und der ihm zur Schießpulverbereitung diente. Man sprach vom Wetter und von den Viehseuchen. ngGolokh- und K'am-Tibeter sollen gegen diese ein gutes Mittel haben. Sie sollen ihren Tieren eine Art Schutzkrankheit beibringen, so daß bei ihnen die Seuche weniger und selten stark auftritt. Sie schlachten junge erkrankte Tiere im Zustand der Genesung und geben Blut und Fleisch gesunden Tieren ein. Die letzteren sollen nun nach dem Genusse fast eine Woche lang krank sein und so gut wie nichts fressen, nachher aber seien sie immun, sagte der Mamba. Diese „Arznei“ wird vielfach von Kuku nor-Tibetern und Mongolen den ngGolokh abgekauft. Sie ist aber meist, bis sie in den Norden gebracht wird, verdorben und soll dann nur noch bei den wenigsten Tieren Nutzen bringen.

Am 14. Juli erreichten wir den Ikhe gol. Wir trafen hier in 3185 m auf Gerstenfelder, die sich die Barun-Mongolen angelegt hatten. Auch im unteren Yógh'ore-Tal hatte ich schon solche erblickt. Sie waren berieselbar, sahen aber äußerst kümmerlich aus. Nie mehr habe ich gleich ungepflegte Felder zu Gesicht bekommen. Die Mongolen behaupten, nur alle sechs Jahre das gleiche Feld bebauen zu können. Dann erst pflügen sie wieder ihre Äcker und säen, ohne erst zu düngen oder zu eggen, zwischen die riesigen Erdschollen eine dünne Aussaat. Das in der langen Brachzeit aufgeschossene Unkraut wird so gut wie nicht entfernt, so daß es für mich schwer war, bestellte und unbestellte Äcker voneinander zu unterscheiden. Die Ts'aidam-Mongolen gehören sicherlich zu den faulsten Ackerbauern der Welt. Sie müssen deshalb auch den größten Teil ihres Gerstebedarfs in Dankar holen.

Von unserem Lager am Ikhe gol hatten wir gar nicht weit aus den Bergen hinaus. Wir hatten aber von morgens bis abends zu marschieren, um einen neuen Grasplatz für die Tiere zu finden. Der Weg führte über eine Steinwüste, über den „piedmont gravel“, die „Schála“ (mongol.) des Ts'aidam-Beckens. In WNW—OSO-Richtung streicht der Gebirgsrand, mit dem das tibetische Hochland gegen die Ebene von Ts'aidam abfällt. Völlig kahle, wild zerrissene Grate bilden den Abfall und versinken gegen Norden zu unter dem gelblichen, verwitterten Grus und Schotter, der „Schála“. Nur ganz spärlich ist dieser von Wüstenpflanzen, von Tamarisken und anderen niederen Sträuchern bewachsen, nur widerwillig und überaus mühsam stapften die Ochsen auf dem spitzsteinigen Boden vorwärts (Tafel LXXVII). Je weiter nach Westen ich vordrang, desto mehr schwand die Vegetation dahin, desto dürrer wurde der Landschaftscharakter. Es wurde mit jedem Schritte wüstenhafter. Längst gab es in den Randbergen keine Wäldchen mehr, auch die Grasstellen traten zusehends zurück.

Unser neues Lager stand in einem von mächtigen Granitblöcken erfüllten Bachbett, das hochgewachsene Pappeln und Weidengebüsch einsäumten (Tafel LXXVII). Hier holte uns ein Abgesandter des Dsassak (Bannerführers) von Barun ein und überreichte mir einen Khádar mit der Aufforderung, den Dsassak in der Ebene, in Barun kurá, zu besuchen, wo er sich einen Monat lang wegen Gebetrezitationen aufhalte. Ich versprach zu kommen. Da ich aber von allen Seiten gewarnt wurde, mit den Yakochsen in die heiße und mückenreiche Ebene hinabzuziehen, so marschierte ich zunächst noch einen ganzen Tag lang nach Süden, das Wulasetá-Tal¹⁾ aufwärts, in dessen Mündung wir zuletzt gelagert hatten. Die Gegend bot wenig Liebliches und Einladendes. Öde, kahle Schuttterrassen machten sich breit, und erst ein Dutzend Kilometer bergwärts von der Ts'aidam-Ebene stellte sich endlich dürrtiger Graswuchs ein. Von 3700 m an konnten die Viehherden der Mongolen ein einigermaßen auskömmliches Futter finden. Ganz im Hintergrund des Tales trafen wir auf etwa zwanzig Yurten der Barun-Nomaden. Ich beschloß, bei diesen meinen Karawantieren eine längere Ruhe zu gönnen. Die Ochsen waren am Ende ihrer Kräfte, ja, ich hatte auf den letzten Märschen noch vier Stück verloren. Zwei mußten in dem letzten Lager an der Mündung des Wulasetá-Tales zurückgelassen werden.

¹⁾ Ulásutá = Pappelgegend. Die „Pappel- und Weidenoase“ kurz vor Austritt des Flusses in die Ebene ist namengebend geworden. Anders freilich Rockhill, *Diary*, S. 166.

Als wir sie holen wollten, fanden wir nur noch ihre Fußspuren, die zusammen mit den Eindrücken der Hufe eines Pferdes in die Ts'aidam-Ebene hinausführten. Sie waren gestohlen worden, und ich bekam sie nie wieder zu Gesicht¹⁾.

Am Tage nach unserer Ankunft im Standlager besuchte mich zu meinem großen Erstaunen der Dsassak von Barun in höchst eigener Person. Erst kam ein berittener Bote angesprengt, hinterher folgte der Dsassak inmitten von zehn Reisigen. Eine plumpe Figur, etwas über 1,65 m, ein ungeschlachter Kaliban, das sah man schon von weitem, ließ sich 100 m von meinem Zelt entfernt schwerfällig vom Pferde heben und schritt auf mich zu. Der Dsassak war gerade 45 Jahre alt geworden. Er wie sein Gefolge trugen den tibetischen bunten Kaftanrock, nur daß dieser ihnen bis über die Knie hinabreichte. Sie hatten alle mit Silber beschlagene Schwerter in Lhasaarbeit im Gürtel stecken und fast alle trugen rote und blaue Mandarinenkнопfe und Fasanenfedern auf dem Mandschuhut. Ich bewirtete meine Gäste mit Tee, Tsamba und Schafffleisch in meinem Zelt. Mein Mohammedaner Han hatte mir zu dolmetschen, da der Dsassak nur Mongolisch verstehen wollte. Nach den üblichen Höflichkeiten rückte er mit dem Zweck seines Kommens heraus. Er hatte gehört, daß ich durch verseuchte Gegenden gekommen war, und fürchtete Ansteckung für seine Yakherden, wenn ich mit meiner Karawane noch höher in das Tal hinaufzöge. Auch beschwor er mich, in seinem Gebiet nicht zu jagen. Er und sein Volk hätten sich für zwei Jahre durch ein Gelübde verpflichtet, keinem wilden Tier ein Leid anzutun. Sie hofften, so die Gunst der Ortsgenien zu gewinnen. Er versprach mir dagegen, in seinem Dorf zu billigen Preisen Gersten- und Weizenmehl abzugeben und einen Teil meiner Sammlungen nach Hsi ning fu zurückzuschaffen. Nach seinem Besuche ritt der Dsassak wieder davon und kehrte die 40 km lange Strecke auf dem steinigem Wege nach seinem Haus in der Ebene zurück.

Durch den Besuch des Dsassak hatte ich sichtlich an Ansehen gewonnen. Mit ihm war ein junger Mongole namens Dyoba Dyentsen (Tafel LXXXVI) zu mir gekommen, der nur eine kleine Stunde Wegs von mir entfernt seine Yurte stehen hatte, und der mich jetzt, wie auch die anderen Nachbarn, zu einem Besuch aufforderte. Ich machte bei der Yurte meines nächstwohnenden Nachbarn den Anfang. Die ganze Familie war, als ich näher kam, aus ihrem runden, schmutzigweißen Bienenkorb herausgestürzt. Man machte lange in gebückter Haltung seine Komplimente vor der Tür, bis ich endlich als erster durch die enge, aber wie in allen Mongolienyurten doppelflügelige Holztür, die breit geöffnet worden war, und über die hohe Schwelle in den halbdunkeln Raum stolperte. Hier setzten mir die Frau und die erwachsene Tochter auf buntbemalten Holztellern und Holzschalen einen mit Liebe aufgehäuften spitzen Tsambaberg vor, der mit Butterföckchen verziert war, auch Tschürra von Primaqualität bekam ich, gesammelte Milchhaut und vom letztgeschlachteten Hammel das Schwanzstück mit dem borstigen Schwänzlein daran, kurz, sie bewirteten mich, wie es einem hohen Lama gebührt. Als ich wieder ging, stürzten zuerst alle Familienmitglieder aus der Yurte, dann folgten meine Diener, und ich mußte als letzter das Zelthaus verlassen. So erforderte es alter mongolischer Anstand.

Noch besser aber wurde ich bei Dyoba Dyentsen aufgenommen. Es war

¹⁾ Dyoba Dyentsen sagte mir, der Dsassak selbst habe sie auf die Seite bringen lassen.

dies ein junger unverheirateter Mann, Ende der Zwanzig, der Mongolisch und Tibetisch lesen und schreiben konnte. Er war ein Wanda, ein Priester ohne Examen, und der Sohn einer nach landesüblichen Begriffen wohlhabenden Familie. Als ich zu seiner Yurte ritt, schlachteten sie einen Hammel für mich. Dyoba hatte eine auffallend offene und ehrliche Art, die mich ihm rasch näher brachte. Er wollte natürlich Handelsgeschäfte mit mir machen, aber er vergebete nicht wie die anderen alle erst lange Zeit damit, die höchsten Preise zu fordern, die man mit vieler Mühe und ermüdendem Hin und Her auf das gebührende Maß herunterschrauben mußte. Ich kaufte bei ihm Schafe, Yak und Pferde, und dann erzählte er mir noch viel von ihrem Leben, von vielen, vielen Streitigkeiten mit den Horkurma-Tibetern droben an den Quellseen des Hoang ho, die einmal den Barun-Leuten hundert Kamele weggetrieben hatten und sie, obwohl sie dieselben auf ihren Sümpfen gar nicht gebrauchen konnten, erst gegen hohes Lösegeld wieder herausgaben. Er seufzte über das Nomadentum, über die große Last des Lagerwechselns, über das ewige Ein- und Auspacken des Husrats, und wollte den Bauer beneiden, der ein festes Haus sein eigen nenne. Er klagte weiter über ihre schlechten Sitten, daß innerhalb ihrer Familien, ganz im Gegensatz zu denen der Chinesen, immer streng zwischen Mein und Dein unterschieden werde, daß die Frauen bei ihnen viel zu viel zu sagen haben und daß daraus endlose Streitigkeiten entstehen, daß das Handeltreiben erschwert sei, denn die Frauen seien viel zu wenig weitsichtig und würden oft die vorteilhaftesten Viehverkäufe nicht dulden: „Die Frauen setzen nur ihren Stolz darein, eine möglichst vielköpfige Herde zu besitzen, sie denken nicht daran, wie schnell Seuchen die Tiere wegraffen, Räuber sie weg-schleppen können.“ Man war hier gerade eifrig bei der Schafschur. Mit fußlangen eisernen Scheren wurde die dicke Winterwolle abgeschnitten und halb ausgerissen¹⁾.

Nach einigen Ruhetagen ritten wir zu dreien, Han, Tsch'eng und ich, nur mit Maultieren und Pferden gen Barun kurä. Wir reisten das steinige und wegelose Wulasetä-Tal wieder hinab und schlugen dann infolge eines Mißverständnisses von der Mündung aus eine nordnordwestliche Richtung in die Ebene hinein ein. So kam es, daß wir, als wir wieder auf Menschen trafen, in „Dsun“ waren, d. h. im Gebiet des westlich von Barun hausenden Banner-Dsassak von Dsun. Hinter einem 10 km breiten, kahlen Steingeröllgürtel, der „Schála“, der den Fuß der Berge umgibt, folgt am Südrand von Ts'aidam eine Dünenzone von kaum 1 km Breite, dann in sehr wechselnder Stärke eine Tamariskenwaldzone und endlich hinter dieser das Weideland, die Zone, wo

¹⁾ Ein Pikul (100 Cattie = 65 kg) der ziemlich groben Wolle der Mongolenschafe kostete in Barun 4 Tael; für die Fracht von Ts'aidam bis Dankar wurden dafür 2½ Tael berechnet, so daß das Pikul an der chinesischen Grenze den Händlern auf 6½ Tael = ca. 20 M. zu stehen kam. Gerade während meiner Anwesenheit in Barun kam ein reitender Bote aus Dankar mit einem Schreiben, daß die Agenten des Yang Hang (der Tientsin-er Firmen) den Preis pro Pikul für dieses Jahr auf 9 Tael festgesetzt hätten und keinen Cash mehr geben könnten. Die Spannung von 2½ Tael, die sich daraus für die kleinen Wollaufkäufer ergab, wurde für viel zu gering erachtet. Das Wollgeschäft von Ts'aidam sollte dadurch so gut wie unrentabel geworden sein. Das Jahr vorher war pro Pikul 11—12 Tael vom Yang Hang in Dankar bezahlt worden.

Auch die Yakrinder werden im Juli „geschoren“, d. h. ihre Bauchhaare, die das Material für die tibetischen Zeltwände und für Stricke abgeben, werden den Tieren von ihren Besitzern ausgerauft. Der ganze Körper der Yakrinder ist von einem dichten Haarfilz bedeckt, der am Bauch in fußlange und ziemlich steife Haare übergeht. Die Wolle wie die Grannenhaare sind beim Wildyak stets und beim zahmen Yak in der Regel von pechschwarzer Farbe. Wenn die Haare aber ausgerauft und eine Weile dem Wetter und der Feuchtigkeit ausgesetzt sind, werden sie rasch rötlichbraun und sehen dann alten Mamuthhaaren, wie man sie im Eise Sibiriens findet, ähnlich; auch diese waren sicher einst alle rabenschwarz wie die wilden Yak.

das Wasser, das von dem Gebirge herabrinnt und das in der Schála im Schutt versinkt, wieder hervorquillt, um den Grund noch einmal fruchtbringend zu bewässern, ehe es noch weiter gegen die Mitte des Ts'aidam-Beckens zu in den großen vegetationsfeindlichen Salzsümpfen sich verliert.

Auch hier in Dsun versuchte ich meine Schafherde noch weiter zu vergrößern, doch hatte niemand den Mut, mit mir Handel zu treiben. Es ist in allen fünf Ts'aidam-Mongolenherrschaften Sitte, daß die Herrscher in ihrem Gebiet eine Art Handelsmonopol ausüben. Die Untertanen können erst dann mit einem Fremden Handel treiben, wenn der Herr seinen Bedarf gedeckt hat, oder es ihnen eigens gestattet. Auch Dyoba Dyentsen hatte erst die Erlaubnis, mir Tiere zu verkaufen, vom Dsassak erhalten müssen.

Da der Dsassak von Dsun zu weit ab von meiner Route wohnte, so habe ich ihn selbst nicht besucht. Er soll in einem ummauerten Hofe inmitten seines Landes wohnen. Sein Reich ist etwa 40 km lang und 5 km breit fruchtbares Weideland. Dazu gehört noch Tagereisen weites Ödland. Die Dsun-Leute (140 Fam. mit 1 Schwadron) weiden ihre Herden nur in der Ebene, in der schmalen Zone zwischen den Dünen am Rande der „piedmontgravels“ und den Salzsümpfen, die sich nördlich davon ausdehnen.

Wir schlugen von den Dsun-Yurten, wo wir zuerst Menschen angetroffen hatten, gleich eine östliche Richtung ein und kamen nach zwei weiteren Reittagen nach Barun kurá. In dem Wiesengürtel, dem wir folgten, standen, in Gruppen zu dreien und vieren, die Yurten zuerst von Dsun-, dann von Barun-Mongolen. Wie der alte Bänderjude vom Markte meiner Vaterstadt pries ich in den Zelten meine Waren an. Ich tauschte Butter, Gerste und Schafe gegen meine Kurzwaren und gegen mein Silber ein. Die Leute waren stets freundlich mit uns. Wir schliefen und aßen in ihren Behausungen. Sie machten anfänglich einen mürrischen Eindruck, tauten aber bei näherem Verkehr auf und lachten und sangen mit Han und Tsch'eng. So ziemlich alle Männer sprachen neben Mongolisch noch Tibetisch. Ich machte Bekanntschaft mit ihrem „In-den-Tag-hinein-leben“. Eine große Rolle spielt für sie ihr Schnaps, den sie aus Pferdemilch herstellen. Die Männer ziehen von Zelt zu Zelt, trinken und singen, während den Frauen die Arbeit und die Pflege der Herdentiere obliegt. Ruht aber auf den Schultern der Frauen die Last des Haushalts, sind sie in erster Linie die Mehrerinnen des Vermögens, so sind sie doch mit nichten die Sklavinnen der Männer. Ein alter Mann, der mir während dieser Fahrt von Yurte zu Yurte einige Schafe verkaufen wollte, erhielt von seinem Weibe, weil sie mit dem Handel nicht einverstanden war, eine solch fürchterliche Strafpredigt, der sie noch mit einem hochgeschwungenen Stock Nachdruck verlieh, daß meine Begleiter von ihrer anfänglich großen Schwärmerei für die Mongolinnen für immer geheilt wurden. Im Vergleich zu der Chinesin genießt freilich die Mongolin auch besonders große Freiheit. Die Dam-Mongolinnen haben für Asiatinnen erstaunlich viel zu sagen!

Moralisch stehen die Ts'aidam-Mongolen (chines.: Dam meng gu) wenig hoch. Wie noch in vielen Teilen Tibets tritt der Sohn, wenn er herangewachsen ist, zu Lebzeiten des Vaters in den Familienbesitz ein, und die Eltern erhalten ein Ausgedinge. Diese Sitte ist sehr alt. Als die Leute noch auf Eroberungskriege auszogen, soll sie entstanden sein. Die waffenfähigen Männer, welche in den Krieg zogen, welche die Familie tatkräftig schützen konnten, waren auch

die Besitzer des Familienguts. Jetzt aber suchen sich die jungen Dam-Mongolen, soviel sie können, um Leistungen zu drücken. Sie sind heute nichts weniger als Krieger und sie geben außerdem ihren Alten nur knapp zu leben. Häufig sah ich zwei alte Leutchen hinter einer löcherigen Schutzwand und wie Bettler auf einem Düngerhaufen hocken, während daneben der Sohn in einer schönen Yurte wohnte.

Die Ehen der Dam-Mongolen scheinen ebenso rasch geschlossen wie gelöst zu werden. Hat ein Paar eine Weile zusammen gehaust, so gelten sie für Mann und Frau, und die letztere bekommt dann von ihrer Familie eine Ausstattung. Paßt ihr das Bündnis nicht mehr, so kann sie sich jederzeit einen neuen Gemahl aussuchen. Die Kinder, denen ihre Eltern gleich nach der Geburt einzelne Tiere aus der Herde zuteilen, bleiben bei der Frau. Oft wechseln die Frauen so rasch ihre Männer oder haben gleichzeitig so viele Liebhaber, daß man versucht ist, von Polyandrie und Pangamie zu sprechen.

Zwischen Sümpfen und inmitten eines gestrüppereichen Waldes liegt der Ort Barun kurä. Er besteht aus ein paar elenden Hütten, aus zerfallenen Toren, denen man gerade noch den chinesischen Stil ansehen kann, und in erster Linie aus den einen weitläufigen Hof umschließenden Häusern des Dsassak¹⁾. Die Baulichkeiten des Ortes dienen den Barun-Leuten hauptsächlich als Speicher für alles, was sie bei ihrem vielfachen Hin- und Herziehen nicht mit-schleppen können. Als ständige Bewohner kann man nur viele alte Weiber sehen, sowie Greise, die bei ihren Familien nicht mehr leben wollen, dazu verschuldete chinesische Kaufleute, die nicht mehr in ihre Heimat zurückzukehren wagen, und Waisenkinder, die von ihren Eltern vergessen worden sind.

Wir wohnten in dem Hofe des Dsassak in einem Zelt. Nachdem wir es aufgestellt und uns eingerichtet hatten, wurden wir zu einer Teevisite in den Empfangsraum des Dsassak geladen. Es war dies ein niederes Zimmer, 3 × 4 m groß. Hinten an der Rückwand nahm der Dsassak auf einem dicken Kissen Platz, zu seiner Rechten saß ein älterer Lama aus dem Kloster Gum bum, ein Mongole aus der Ostmongolei, der die Rolle eines Hausgeistlichen spielte. Wir anderen reihten uns im Kreise um das in der Mitte aufgestellte Kohlenbecken. An der Seite des Lama war mein Platz. Links vom Dsassak saß sein Bruder, der auch ein lamaistischer Geistlicher war, neben diesem Frau Dsassak, noch weiter unten in der Nähe der Türe kamen meine Begleiter und die Suite des Fürsten. Das Zimmer war mehr als einfach. Die Wände bestanden wie in allen Häusern des Ortes aus gestampftem Lößlehm und getrockneten Ziegeln, nur ein paar Schränke liederlichster chinesischer Arbeit bildeten neben den schmutzigen pulobedeckten Kissen, die als Sitzunterlage dienten, die Einrichtung. Erhellte wurde der Raum durch die Türe und durch eine kleine vergitterte, papierlose Luke hoch oben an der Wand. Nachdem ich meine Geschenke hatte übergeben lassen, kam bald das Gespräch auf europäische Waffen, und der Dsassak, der schon eine Reihe russischer und englischer Repetiergewehre besaß, bot alles auf, mir einige Waffen abzukaufen. Als ich seinem Wunsche nicht willfahren mochte, wurde der Verkehr zusehends steifer und ich beeilte mich, den Empfang abzukürzen.

¹⁾ Rockhill, Diary, S. 165, hat in Erfahrung gebracht, daß der Ort erst um 1846 gebaut und auf Befehl des einstigen Majordomus des Dsassak, Dowe, ums Jahr 1886 größtenteils zerstört worden ist, weil die Hauseigentümer sich geweigert hatten, dem Dsassak die Steuer zu zahlen.

Wie auf alle Dam-Mongolen, so ist auch auf den Barun-Dsassak (Tafel LXXV) selbst kein Verlaß. Das Mehl, das ich ihm schon droben im Wulasetä-Tal bezahlt hatte, war, als ich nach Barun kurä kam, noch immer nicht gemahlen und ich mußte noch zwei Tage warten, bis ich es in Empfang nehmen konnte. Es wurde von alten Frauen und Witwen mit Handmühlen gemahlen.

Eine Menge Krüppel und Bettler trieben sich, ohne Unterlaß ihr „Om mani padme hum“ murmelnd und an ihrem Rosenkranz zupfend, im Hofe des Dsassak umher. Leute, die dem Dsassak Tribut brachten, gingen aus und ein, und meine Begleiter staunten nur immer, wie unterwürfig die Mongolen ihrem Herrn gegenüber sich benahmen. Während ein Zelttibeter sich seinem Häuptling gegenüber nur wenig ehrerbietig zeigt, ist der gewöhnliche Mongole streng an eine Etikette gebunden. Er darf sich nie mit gekreuzten Beinen in Gegenwart seines Fürsten niederlassen, er muß das rechte Knie beugen und in einer halb hockenden, halb knieenden Stellung verharren. Wenn nicht zum Sitzen aufgefordert, bleibt er mit geschlossenen Beinen aufrecht stehen. Sein Schwert muß er in die linke Hand nehmen und darf es nicht wie sonst quer im Gürtel stecken haben.

Die Mongolenfürsten haben unvergleichbar größeres Ansehen als die tibetischen Nomadenhäuptlinge. Ich habe schon von dem Vorkaufsrecht der Fürsten gesprochen. Der Dsassak ist außerdem noch der Besitzer des ganzen Landes, er verteilt alljährlich die Weideplätze und auch den Kulturboden unter seine Untertanen und erhält dafür seinen Zehnten an Vieh und Getreide. Er verlangt weiter von jeder Familie mehrere Frontage, die die Reicheren durch weitere Tributlieferungen ablösen können. Er seinerseits fühlt sich nur den Priestern gegenüber verpflichtet, er unterhält ständig einige Lama und gibt große Geschenke an die Klöster. In vielem bildet der Dsassak die einzige Bezugsquelle für seine Untertanen. In seinen Speichern in Barunkurä hatte er große Vorräte aufgestapelt. Ich sah da Pulo von Schigatse, Lammfelle aus Lhasa, nepalesische Amulettbüchsen, indische Pfauenfedern, kaschmirischen Safran, indische Datteln und Kokosnüsse, tibetische Hirschgeweihe und Moschusbeutel, daneben amerikanische Baumwollstoffe, Dankarstiefel, Tee und die vielen Kleinigkeiten, die der Chinese den Nomaden des Hochlandes liefert.

Während meines Aufenthalts wurde im Hofe des Dsassak eine riesige Filzjurte errichtet, die an die 10 m Durchmesser maß. Darin versammelten sich die Stammeslama zum Kandyur-Lesen (Tafel LXXIX). Daneben wurden mit dem Spaten tiefe Löcher ausgehoben, in denen für die Lama und für die zahlreichen Besucher, die sich während der Zeit dieser Gebetrezitationen einstellten, kübelweise Tee und eine dicke Gerstenschleimsuppe gekocht wurde.

Unter den Besuchern war auch Dowe, der 1889 Rockhill nach K'am begleitet hatte. Sein Augenleiden, das kurz nach der Reise mit Rockhill ausgebrochen war, war mittlerweile so schlimm geworden, daß er fast nichts mehr sah. Auch zwei Begleiter Kozlows auf seiner Reise nach K'am besuchten mich und boten mir ihre Dienste an. Sie forderten aber eine solch außerordentlich hohe Bezahlung, daß ich sie nicht mitnehmen konnte. Sie erzählten prahlend, als ob sie die Retter gewesen wären, von dem Angriff, dem Kozlows Karawane unweit von Tsiando ausgesetzt war und bei dem 32 Tibeter gefallen sein sollten¹⁾. Im Jahre 1900 bildete eben der Hof des Dsassak von Barun das

¹⁾ Siehe hierzu Kozlow, *Mongolia i Kam*. St. Petersburg 1905, Bd. II.

Basislager der Expedition des Obersten Kozlow. Während der Reise Kozlows nach K'am hüteten hier zwei Kosaken die Kamelkarawane. Die Spuren dieser Expedition waren noch ganz deutlich sichtbar. In dem Raum neben dem Empfangszimmer zeigte mir der Dsassak kopfschüttelnd den großen russischen Ofen, den die Kosaken gebaut hatten, und auch der aus Holz ausgeführte meteorologische Beobachtungsturm stand noch vollständig erhalten da; keinen Augenblick, meinte der Dsassak, konnten die Leute ruhig bleiben und in ihrer Geschäftigkeit hoben sie den großen Brunnenschacht im Hofe aus¹⁾. Heute liefert dieser freilich nur noch brackiges Schmutzwasser. Trinkbares, salzfreies Wasser findet sich erst eine gute Viertelstunde von Kurä. In dem meteorologischen Holzturm hat mittlerweile ein einsamer Hahn seine Wohnung aufgeschlagen. Der Dsassak hat diesen sich nur zum morgendlichen Wecken mitgebracht. Er und seine Stammesgenossen aßen, wie die Tibeter, nie Eier. Die Hennen waren deswegen in China zurückgeblieben²⁾.

Ganz in der Nähe der Häuser des Dsassak wohnten ein Bruder und ein Vetter meines Dieners Han, zwei Dunganen, die 1896 bei der Niederwerfung des Aufstandes und bei dem allgemeinen Dunganenauszug aus dem Hsi ninger Gebiet hierher geflohen waren. Sie hatten ihr Vermögen während des Krieges verloren und waren Untertanen des Barun-Dsassak geworden. Beide hatten jetzt mongolische Weiber genommen und einen Hausstand gegründet. Bei dem einen verbrachten wir eine Nacht, und es war für mich rührend mit anzusehen, wie mein Han im Auftrag seines Clans und aller Bamba-Mohammedaner Bruder und Vetter überreden wollte, wieder in die Heimat zurückzukehren. Man hatte uns zu Ehren ein Schaf aus der Herde ausgesucht, mein Han hatte es rituell schächten müssen. Uns zu Ehren hatte man in der Yurte alles Buddhistische entfernt. Die beiden Pseudomongolen hatten beim ersten unvermuteten Zusammentreffen schamhaft ihre Amulette, die sie nach allgemeiner Lamaistensitte um den Hals trugen, abgenommen und in die Tasche gesteckt. Unverhohlen zeigte die Mongolin ihren Mißmut über das Benehmen ihres Mannes, der sich da plötzlich vor dem mohammedanischen Bruder schämte, als ob ihre buddhistischen Götter schlechter seien als der Gott des Islam. Sie saß untätig mit mürrischem Gesicht im Zelt neben mir und ließ alle Geschäfte des Wirts von ihrem Manne allein besorgen. Der großen Hitze wegen trug sie den Oberkörper nackt. Ein halbes Dutzend Lederbeutelchen und ein kleiner Buddha-schrein aus Bronze hingen ihr auf die volle Brust herab. Ihr kleiner vierjähriger Sohn war ihr einziger Trost in ihrem Ärger. Er kam immer wieder herbeigestürzt und löschte seinen Durst an der Mutter Brust.

Mein Diener Han bot auf chinesisches, was die Mongolin nicht verstand, seine

¹⁾ Von dem Angriff, dem die beiden Kosaken ausgesetzt gewesen waren, erzählte man mir, sie hätten in einer Nacht Gespenster gesehen und sinnlos in die Dunkelheit hinausgeschossen. Es sei aber kein Feind dagewesen. Vielleicht haben die Mongolen selbst stehlen wollen?

²⁾ Das Banner des Barun Dsassak hat nur eine Schwadron und besteht in der Hauptsache aus Khoschoten. Die Familie des Dsassak stammt von Tseren Khatan Batur, dem jüngeren Bruder des Guschri Khan. Die Inhaber der Dsassakwürde wurden 1725 zum erstenmal Taidtschi I. Kl. und sind seit 1782 erblich. Von den 21 Khoschotenbannern des Kuku nor gehören 19 den Nachkommen des Guschri Khan, einer (Taidtschinär) den Nachkommen des älteren, einer (Barun) den Nachkommen des jüngeren Bruders von Guschri.

ganze Überredungskunst auf. „Du hast hier mit einer schmutzigen ‚Fan po‘ eine Ehegemeinschaft, wir Mohammedaner werden dir im Unterland eine reine Frau von unseren Leuten besorgen.“ — „Die Mongolin hat mir einen hübschen Knaben geschenkt, den ich nicht verlassen mag.“ — „Wenn du stirbst, setzen sie deinen Leib dem Geier- und Hundefraß aus und du kommst in die ewige Verdammnis.“ — „Was nach dem Tode ist, weiß man nicht. Der Ahun sagt so und der Lama wieder anders. Hier habe ich jetzt mein gutes Auskommen. Kehre ich nach China zurück, so kann ich Fleisch nur noch als ‚ts'ai‘ — als Beilage — genießen, während es mir hier ein Hauptnahrungsmittel geworden ist. Ich muß in China das bißchen Fleisch und Mehl obendrein noch teuer bezahlen und das Geld in harter Händearbeit erringen. Hier brauche ich kein Geld,“ rechtete der Pseudomongole.

Mein Diener Han richtete nichts aus. Am Morgen war die Stimmung zwischen den Brüdern so gereizt, daß es mir höchste Zeit dünkte, auseinanderzugehen.

Als das Mehl endlich gemahlen war und ich mich vom Dsassak verabschiedete, wurde ich noch ein letztes Mal in den Empfangsraum zum Schnaps-trinken gebeten. Ein auffallend dunkelhäutiger Leibeigener, ein junger Tibeter aus der Gegend südlich von Lhasa, kam mit einem Steinzeugkrug herein. Er machte einen tiefen Knicks vor mir unter Beugung des rechten Knies, und ich mußte mit dem Ringfinger der rechten Hand ein Flöckchen Butter berühren, das oben an dem Krug und an dem aus einem Stück Holz bestehenden Stöpsel klebte. Ein Stückchen dieser Butter schmiert man sich an die Stirn, während der Bursche den Daumen seiner rechten Hand an die Stirn hält. Nach mir machte der junge Mann seine Kniebeuge vor dem Dsassak, dann vor der Frau Dsassak, vor den Lama¹⁾ und endlich vor dem kleinen Sohn, jedem einzeln die geschlossene Kruke mit dem Butterbällchen anbietend, worauf jeder mit dem Ringfinger von der Butter nahm und halblaut Gebete murmelte. Als die Reihe um war, wurde erst die Flasche geöffnet und vom Inhalt in eine Tasse ausgegossen. Wieder klebte an der Tasse ein Stückchen Butter, wieder bot der Diener jedem reihum die Tasse an, und jeder machte mit dem Ringfinger aus der Tasse eine Libation in die vier Kardinalsrichtungen. Erst dann wurde dem Schnaps von allen mit Ausnahme der Lama zugesprochen.

Ich hielt hierauf noch der Landessitte gemäß eine lange Lobrede auf die Gastfreundschaft des Dsassak, die dieser und sein Sprecher mit einer nicht endenwollenden Hymne auf mich, auf die Fremden, auf alle Untertanen des „weißen Kaisers“²⁾ erwiderte. Beim Abschied übergab ich ihm noch Briefe für Deutschland, die er bei Gelegenheit seiner Reise nach Tsaghan Tsch'eng zum allgemeinen Ko tou vor dem Gott des Kuku nor in die Hände des Sekretärs des Hsi ninger Amban legen sollte. Dann ritten wir davon und waren bei Dunkelheit oben im Wulasetä-Tal im Standlager.

¹⁾ Den Bannerführern der Dam-Mongolen werden immer für die Dauer von drei Jahren Geslong-Lama vom Galdan-Kloster bei Lhasa als Oberpriester, Berater und sozusagen Seelsorger geschickt. Sie haben vor allem die Totenfeiern zu leiten.

²⁾ Er meinte damit den Zar; er hielt alle Europäer für Russen oder Engländer.



45601